William F. Petersen, M.D.
1887 - 1950
Chicago

Digitized by Google

*From the*
Frisian Library of
Dr. and Mrs. William F. Petersen

# VON
# NORDISCHER VOLKSKUNST

## BEITRÄGE
ZUR
ERFORSCHUNG DER VOLKSTÜMLICHEN KUNST
IN
SKANDINAVIEN, SCHLESWIG-HOLSTEIN,
IN DEN KÜSTENGEBIETEN DER OST- UND NORDSEE
SOWIE IN HOLLAND.

GESAMMELTE AUFSÄTZE

HERAUSGEGEBEN VON

KARL MÜHLKE
GEHEIMER BAURAT

Mit 336 TEXTABBILDUNGEN

BERLIN 1906.
VERLAG VON WILHELM ERNST & SOHN.

Digitized by Google

NK 925
.V6
1906

Nachdruck verboten.

GIFT OF

# VORWORT.

Die nachstehend zu einem Bande gesammelten Aufsätze waren in den letzten Jahren zum größeren Teile in der Zeitschrift „Die Denkmalpflege“, zum kleineren Teile im „Zentralblatt der Bauverwaltung“, in der „Zeitschrift für Bauwesen“, im „Jahresbericht des städtischen Kunstmuseums zu Flensburg“ und im „Jahresbericht der Denkmalpflege in Westpreußen“ abgedruckt worden. Sie behandeln Forschungen auf dem Gebiete des Hausbaues und der häuslichen Einrichtungen alter Zeiten, die mit dem Volksleben in unseren nordischen Küstenländern eng verwachsen waren und gewissermaßen als ein Niederschlag des Volkstums anzusehen sind. Die Landschaften, welche die Ostsee und Nordsee umgürten, standen bereits zur Zeit der Völkerwanderung in einem engen wirtschaftlichen und kulturellen Wechselverkehr. So trifft man vielfach auf verwandte Bauformen und ähnliche Lösungen gleicher Kulturaufgaben. Wenn in den nachstehenden Aufsätzen die einzelnen Landschaften auch längst nicht erschöpfend behandelt werden konnten, im Gegenteil das Gebotene teilweise recht lückenhaft ist, so wird doch die Zusammenfassung der Abhandlungen in vieler Beziehung willkommen sein. Auch wird dieselbe es erleichtern, die Lücken in der Erkenntnis der Volkskunst unserer Wasserkante durch weiteres Eindringen in ihre Zusammenhänge und ihr Wesen allmählich auszufüllen.

Die Reihenfolge der Aufsätze entspricht im allgemeinen der geschichtlichen und kulturellen Entwicklung der Küstenländer. Während zur Zeit des frühen Mittelalters die Wikinger und Skandinavier Meer und Küsten beherrschten, wurde mit dem Aufblühen der Hansa das deutsche Hinterland Träger der Macht- und Kulturbestrebungen. Dabei hat die cimbrische Halbinsel vielfach als Brücke für den Weg der südlichen Kunst nach den nordischen Reichen gedient. Hatte schon bei der Besiedelung der Niederungen und Marschen der deutschen Küstengebiete der flandrische

Digitized by Google

und holländische Bauer in frühesten Zeiten eine große Rolle gespielt, so nimmt nach dem Niedergange der Hansa und dem Aufblühen der holländischen Freistaaten überall an der Wasserkante, namentlich in Bremen, in Hamburg, an der schleswig-holsteinischen Westküste und in Danzig der Einfluß der holländischen Kunst eine hervorragende Stellung ein, welche erst mit der neuesten Entwicklung im vergangenen Jahrhundert ihr Ende erreicht.

Den Verfassern der Einzelaufsätze, welche ihr Einverständnis zum Wiederabdruck derselben gegeben haben und teilweise deren Ergänzung in bereitwilligster Weise übernahmen, sei hierdurch der Dank des Unterzeichneten ausgesprochen. Leider ruhen schon zwei derselben, Heinrich Sauermann in Flensburg und Buhlers, seiner Zeit in Danzig, nach Vollendung ihrer irdischen Laufbahn in der heimischen Erde. Auch dem Verleger, welcher in anerkennenswertester Weise die Herausgabe des Büchleins ermöglicht und gefördert hat, gebührt der Dank aller Beteiligten.

Berlin im Frühjahr 1906.

K. Mühlke.

# INHALTSÜBERSICHT.


| | Seite |
|---|---|
| Skandinavische Holzbauten der Vergangenheit | 1 |
| Ein norwegisches Bauernhaus | 15 |
| Die deutschen Kaufhofe an der Tyskebryggen in Bergen | 19 |
| Ein Bergenzimmer | 28 |
| Reste alter Holzbaukunst aus Hinterpommern und Bornholm | 28 |
| Der Kordulaschrein in Kammin | 35 |
| Das Flensburger Kunstgewerbe-Museum | 48 |
| Frühmittelalterliche Formen am heimischen Hausgerät | 55 |
| Schleswig-Holsteinische Bauernhausmuseen | 67 |
| Holsteinisches Bauernhausmuseum in Kiel | 79 |
| Der Neubau des städtischen Museums in Altona | 82 |
| Das neue Kunstgewerbe-Museum in Flensburg | 86 |
| Ländliches Hausgerät aus schleswig-holsteinischen Museen | 101 |
| Friedrichstadt, eine holländische Stadt in Schleswig-Holstein | 110 |
| Die Erhaltung des Nordertores in Flensburg | 117 |
| Die Löwenapotheke in Lübeck | 121 |
| Umbau und Wiederherstellung des Hauses der Löwenapotheke in Lübeck | 124 |
| Zwei Bauwerke der vlämischen Frührenaissance in Lübeck | 129 |
| Grabdenkmäler auf dem Kirchhofe in Prerow | 137 |
| Das Rathaus in Marienburg in Westpreußen | 144 |
| Die Schurzholzkirchen Westpreußens | 153 |
| Das Kuhtor in Danzig | 158 |
| Führer durch den Danziger Artushof | 161 |
| Die neun guten Helden | 163 |
| Die Aufnahme und Veröffentlichung alter Hamburger Bürgerhäuser | 166 |
| Vierlander Kratzputz (Sgraffito) | 171 |
| Die Huthalter der Vierländer Kirchen | 179 |
| Das Rathaus in Emden | 194 |
| Streifzüge durch Altholland: | |
| I. Das Museum in Edam, ein altholländisches Bürgerhaus | 201 |
| II. Altholländische Kaufmannshäuser | 208 |
| III. Der Rittersaal im Binnenhof im Haag und seine Wiederherstellung | 217 |
| IV. Holländische Hofjes | 227 |
| V. Altholländische Innenräume | 235 |
| VI. Reste altholländischer Volkskunst auf dem Lande | 244 |


Digitized by Google

## Berichtigungen und Druckfehler.

Seite 9 Zeile 6: lies „erbaut“ anstatt „aufgeführt“.

Seite 77, Anmerkung 47, Zeile 3: lies „mit dem flötehlasenden Hasen“ anstatt „mit den flötehlasenden Hasen“.

Seite 82, zweiter Absatz, zweitletzte Zeile: das Wort „hauswirtschaftlichen“ ist unter Streichung des n am Schlusse in die drittletzte Zeile vor „Beschäftigung“ zu stellen.

Seite 100, die Jahreszahl am Schlusse der Seite muß lauten: 1903 anstatt 1893.

Seite 131, drittletzte Zeile: die Bezugnahme in der Klammer auf Abb. 155 muß fortfallen.

Digitized by Google

# Skandinavische Holzbauten der Vergangenheit.

Immer größer wird die Zahl derer, welche, Erholung von der Berufsarbeit und dem Hasten der Großstadt suchend, zur Sommerzeit ihren Weg nach den Fjorden Norwegens, nach den Hochgebirgen Skandinaviens, nach den Wäldern, Flüssen und Seen Schwedens nehmen. Die nordische Landschaft, farbenreich an der westlichen Meeresküste, ernst gestimmt an den weiten Seen, Moorflächen und Wäldern des östlichen Flachlandes, ist ein viel besuchtes Studienfeld für die deutschen Maler. Dagegen ist die Zahl deutscher Architekten, welche sich studienhalber in den nordischen Bruderreichen aufhielten, bisher nur gering bemessen. Dies mag es entschuldigen, wenn der Verfasser es wagt, hier mit wenn auch nur flüchtigen Reiseeindrücken an die Öffentlichkeit zu treten. Vielleicht können sie doch manchem, der seine Schritte nach dem Norden lenkt, Fingerzeige für eingehendere Studien geben.

Mag man Skandinavien an der Meeresküste besuchen, mit dem Dampfboß durcheilen, oder in gemächlicherer Weise zu Wagen oder auf der Kanalfahrt bereisen, überall geben noch heute die Holzbauten des Fischers, des Bauern, des Kleinbürgers der Städte und die hölzernen Landhäuser des Wohlhabenden die Staffage zum Landschaftsbild. Trotzdem mancherlei Raubbau in den weiten Wäldern des Landes getrieben ist, liefern letztere in dem schwach bevölkerten Lande noch immer das Holz zu dieser heimischen Bauweise, während die Versorgung des Auslandes mit Bauholz sich allerdings mehr auf den äußersten Norden Schwedens beschränkt. So findet man vereint in demselben Ort und derselben Dorflage Holzbauten verschiedensten Alters und in den Bauten der vergangenen Jahrhunderte Hausanlagen, welche noch das älteste Muster des skandinavischen Hauses aufweisen.

Aufnahmen alter norwegischer Bauernhäuser sind in Deutschland vornehmlich durch das in deutscher Sprache herausgegebene Werk „Holzbaukunst Norwegens in Vergangenheit und Gegenwart“ bekannt geworden, welches von dem leider zu früh verstorbenen Architekten H. Mauthe und dem Universitätsprofessor Dr. L. Dietrichson gemeinschaftlich bearbeitet ist.[1]) Das Werk behandelt gleich ausführlich die alten kirchlichen Bauten, die Stabkirchen und die profanen Bauten des Bauern. Grundlegend für die Behandlung der letzteren waren die in der norwegischen, von N. Nicolaysen herausgegebenen Zeitschrift[2]) „Kunst og haandverk

[1]) Vgl. Zentralblatt der Bauverwaltung 1894, S. 286.

[2]) Der ausführliche Titel der in Christiania noch käuflichen Zeitschrift lautet: Kunst og haandverk fra Norges fortid udgivet af foreningen til norske fortidsmindesmerkers bevaring ved N. Nicolaysen. Christiania. Karl C. Werner u. Co.'s bogtrykkeri. 1881—1891.



Digitized by Google

fra Norges Fortid" 1881–1891 veröffentlichten Bauernhausaufnahmen. Diese Zeitschrift bietet vorzügliche Aufnahmen norwegischer Bauernhäuser auf 74 Tafeln und entspricht somit dem Werke, das der Verband deutscher

Abb. 1. Hof in Bredland. Telemarken.

Architekten für das deutsche Bauernhaus in Arbeit genommen und nahezu vollendet hat.

Gleichwie die Entwicklung des deutschen Bauernhauses und der Übergang von den Bauformen des Altertums zu denen der Neuzeit mit der Änderung der Feuerstätte Hand in Hand geht, so ist auch im skandinavischen Hause die Raumbildung, die Beleuchtung der Räume, die Ausstattung und Stellung der Möbelstücke im wesentlichen abhängig von der Art der Feuerstelle. Aus der Rauchstube mit dem Herd (ure) in der Mitte des Raumes und dem Oberlicht (lyre) über dem offenen Dachraum wanderte die Feuerstelle als Ofen (ovn) zunächst in die Ecke der Stube. Mit der Erfindung des Schornsteins (peis) wurde dann das offene Dach und das Oberlicht überflüssig. An deren Stelle treten die gerauten Balkendecken und die seitlichen Fenster. Über der Zimmer-

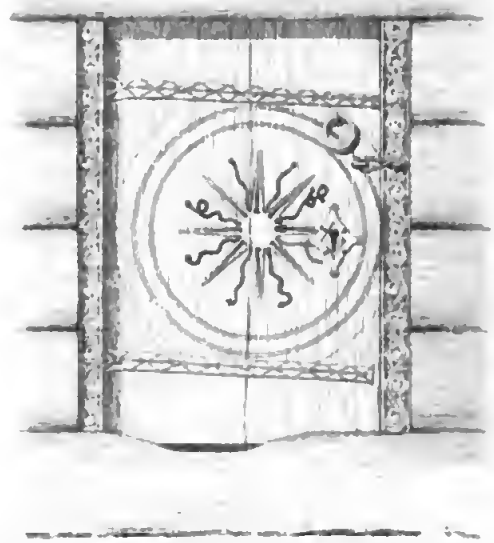


Abb. 2. Tür aus Garvik, Silgjord, Telemarken.
(Nach Kunst og haandverk.)

decke entstehen neue Räume, welche mit den schon früher üblichen kleineren Oberstübchen über dem Vorraum und der Nebenkammer, den Ramstuben, zusammen schließlich zu einem vollständigen oberen Stockwerk ausgebaut werden. Diese Entwicklung ist in anschaulicher Weise vom Universitätsprofessor Lund in Kopenhagen in seinem 1882 in deutscher Sprache herausgegebenen Werke „Das tägliche Leben in Skandinavien während des sechzehnten Jahrhunderts" geschildert. Lund weist auch nach, wie trotz der Mängel der alten Arestube noch jahrhundertelang nach der Erfindung des Ofens vielfach die alte Einrichtung vorgezogen wird. Er schreibt dies nicht nur der Anhänglichkeit an das Gewohnte zu, sondern auch den eigentümlichen Schönheiten, welche jenen Räumen durch die geheimnisvolle Beleuchtung der Lyre oder des flackernden Herdfeuers gegeben wurden.

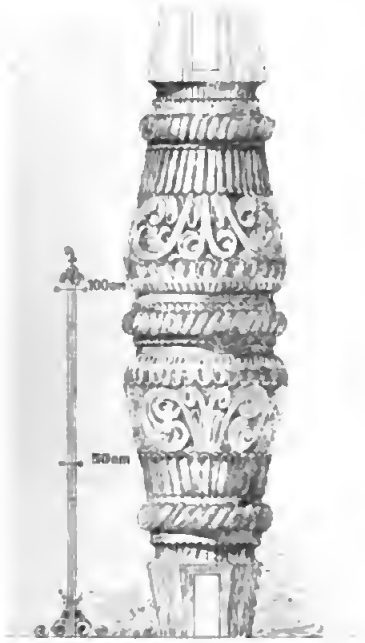



Abb. 3. Säule von einem norwegischen Stabur.
(Jetzt im Nord. Museum in Stockholm.)

Auch die einzelnen Bauformen dieser Gebäude sprechen dafür, daß wir es hier mit einer urwüchsigen Bauweise zu tun haben, die mit dem Volke und dem Boden, auf dem sie entsprossen, fest verwachsen ist. Mag das Holzwerk als Blockbau oder als Stabwerk (aus senkrechten Stäben) oder als Bohlwand hergestellt sein, überall, außen und innen, wird es unverhüllt gezeigt. Die Form ist aus dem Baustoff und den Bedingungen der Bauart allein abgeleitet. Wie urwüchsig und zu dem Boden, auf dem sie stehen, gehörig liegen diese Bauten in den Tälern des Hochgebirges, in den Lichtungen der Wälder und an den Ufern der vielen Wasser (vgl. den Hof in Bredland, Landschaft Telemarken, Abb. 1). Die reichliche Verwendung von Umgängen und offenen Laubengängen, namentlich in den oberen ausgekragten Geschossen, die Durchführung des Blockbaues und die flache Neigung des mit Birkenrinde und Rasen gedeckten Daches geben den Häusern trotz ihrer sonst mannigfach abweichenden inneren Einrichtung vielfach Ähnlichkeit mit den Holzbauten der weit entfernten Alpenländer.

Abb. 4. Rauchstube aus Kjelleberg in Saetersdalen.

Die Ornamentik des Äußeren beschränkt sich bei den eigentlichen Wohnhäusern im wesentlichen auf die Ecksäulen der kleinen Vorhallen, die Türpfosten, die Stiele und Brustungen der Lauben und Umgänge, schließlich auf eine liebevolle Behandlung des niedrigen Türflügels selbst. Besonders kommt hierbei der Kerbschnitt in den mannigfaltigsten Formen, z. B. auch als Mandelschnitt, zur Verwendung. Die schweren Türbohlen sind vielfach mit kreisförmigen Verzierungen geschmückt, die wohl nicht mit Unrecht als verwandt mit dem Zierat der Schilde der Krieger zu deuten sind. Ist doch die Tür des alten skandinavischen Hauses tatsächlich der Schirm, Schutz und Schild desselben (vgl. die nach einer Aufnahme in Kunst og haandverk in Abb. 2 wiedergegebene Tür aus Garvik, Silgjord, Telemarken). Die reihenweise Verwendung des Mandelschnittes zur Belebung von lotrechten Wandbrettern, das Ausschneiden von Tanzschnüren, die sich kreisförmig winden, sind Motive, die auch an deutschen Möbelstücken des Mittelalters wiederkehren. Ihre vielfache Ähnlichkeit mit dem Zierat vorgeschichtlicher Gegenstände läßt vermuten, daß wir es hier mit einer Zierweise zu tun haben, deren Anfänge weit in alter Zeit zurückliegen.

Abb. 3. Schlafhaus aus Rolstad in Gulbranddalen. (Jetzt im Freiluftmuseum in Bygdö.)

Auffällig ist es, daß die bekannte reiche Ornamentik der Stabkirchen an den Profanbauten nicht oder doch höchst vereinzelt zu finden ist. Anstatt der hochaufragenden Drachenköpfe, des Giebelschmuckes der Stabkirchen, findet man an den Giebeln der Hausbauten gar keinen Schmuck oder einen lotrechten, einfach profilierten Spieß, nur vereinzelt bei den reicher ausgestatteten Bauten der Vorrats- und Schlafhäuser (Lofter und Stabure) wohl auch reicher geschnitzte Giebelbrettchen und Sparrenenden. Die profane Säule unterscheidet sich von den Säulen der Stabkirchen auch in ausgesprochenster Weise. Kurz und gedrungen pflegt sie zu sein, und, mag sie ganz einfach gedreht sein oder reiches Schnitzwerk aufweisen, meistens entwickelt sich ihre Form aus der Mitte gleich nach oben und unten, so daß Kapitell und Sockel vollständig einander entsprechend geformt sind. Abb. 3 gibt eine besonders reich geschmückte Holzsäule wieder, vermutlich zu einem norwegischen Stabur gehörig, die jetzt im nordischen Museum in Stockholm aufbewahrt wird. Bei besonders schönen gedrungenen Umrissen wechseln tauartige Verschnürungen mit blattkelchartigen Verzierungen, während der Rest der Säule mit einem friesartigen Rankenornament geschmückt ist, dessen Durchbildung echt nordisch ist und vielfach auch auf den holzgeschnitzten Gebrauchsgegenständen wiederkehrt. Dasselbe mutet uns romanisch an. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß diese Formen urgermanisch sind und die romanischen Stilformen beeinflußt haben.

Abb. 6. Bauernhaus aus Hove in Hitterdal.

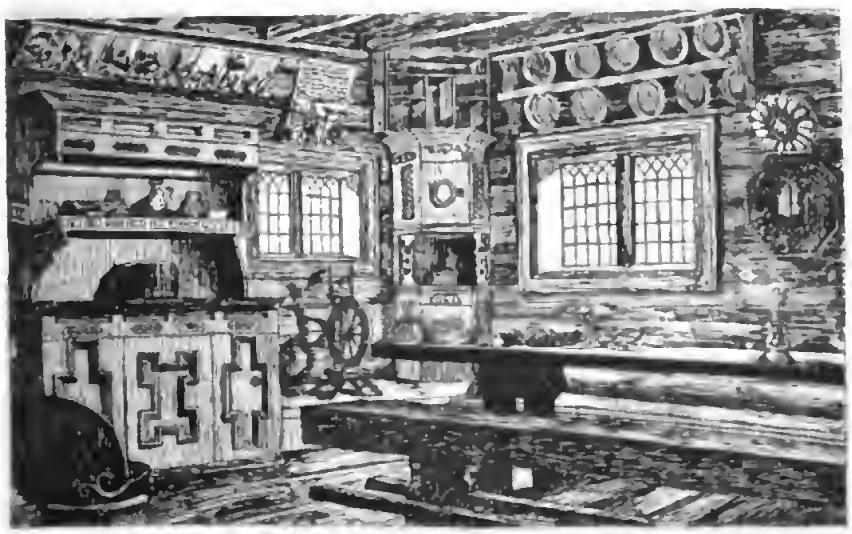


Abb. 7. Bauernhaus aus Hove in Hitterdal. Fensterecke mit Eckschrank.
(Jetzt im Freiluftmuseum in Bygdö.)

Auch dem eiligen Reisenden, dem es nicht vergönnt ist, die ältesten Hausbauten in den entfernten Tälern der Hochgebirge aufzusuchen, ist es möglich, dicht bei Christiania einzelne ältere Hausbauten in der freien Natur zu studieren. Dieselben sind von anderen Landschaften nach dort

versetzt und wieder aufgebaut. Auf dem kleinen Gebirge Holmenkollen, von Christiania in ¾ Stunden mit der elektrischen Bahn erreichbar, auf einer Berghalde, umgeben vom Tannenwald, in der Nähe des vom Architekten Monthe erbauten Wirtshauses Frognersäteren, sind zwei Häuschen aufgestellt. Das eine, ein Wohnhaus aus Nyhus im Hallingdal, zeichnet sich durch eine kleine erdgeschossige Vorhalle am Hausgiebel aus und weist noch die gut erhaltene innere Einrichtung mit Eckschränken auf der Fensterbank und seitlichen Schränken auf, welche die eigenartige, der schrägen Decke folgende Abdeckung zeigen. Daneben erhebt sich ein einstöckiges Vorratshaus mit geschnitzter Türumrahmung und reicherem Giebelspieß.

Auf Anregung des Königs Oskar ist eine ganze Anzahl altnorwegischer eigenartiger Holzbauten in nächster Nähe von Christiania auf einer Waldlichtung der Halbinsel Bygdö aufgeführt worden. Ringsum die aus Gol im Hallingdal stammende Stabkirche mit ihren turmartig aufragenden, schindelgedeckten Dächern und niedrigen Laubengängen liegen vier Bauernhäuser, jedes von besonderer Eigenart.

Abb. 4 stellt das Innere der aus Kjelleberg in Saeterdalen übergeführten Arestube dar. Der Raum ist nur durch das kleine Oberlicht über dem Herd erleuchtet. Als Kesselhalter dient ein weitausladender, wie ein Drachenhals emporgerichteter Holzausleger. Die kurzen Bettkojen in den Ecken neben dem Eingang und die Türgewände sind mit einfachen Kerbschnittmustern verziert. Der eigentümlich geformte altertümliche Stuhl neben der Bettkoje ist gleich den Einbäumen aus einem Baumstamm durch Aushöhlen desselben gefertigt. Die Abbildung gibt die scharfe Beleuchtung des Bodens des Raumes im Gegensatz zu dem Halbdunkel der rauchgeschwärzten Decke wieder.

Dicht daneben am Waldesrande erhebt sich ein zweistöckiges Schlafhaus aus Rolstad in Gulbrandsdalen, dessen äußere Schauseite Abb. 5 wiedergibt.[3]) In dem Bau ist unten eine ungenähert geviertförmige Vorratskammer, darüber der Schlafraum untergebracht, welcher an drei Seiten von einem Umgang umgeben ist. Eine Zwerggalerie unterbricht die aus aufrechtstehenden Bohlen gefertigten Umgangswände auf das reizvollste. Das einfache Überkragen des Oberstockes, die Wechselwirkung der kräftigen wagerecht gelagerten Blockwände des Unterbaues und der lotrechten Bohlwände oben, die Überdeckung mit einem einfachen glatten Dache, dazu die natürlichen Farben des Holzwerkes, alles wirkt zusammen zu einem stimmungsvollen Ganzen von eigenartiger Schönheit.

Das Bauernhaus aus Hove in Ritterdal, welches 1738 erbaut wurde, ist ein Beispiel eines reicher ausgestatteten Bauernhauses aus späterer Zeit. Die Grundrißanordnung mit der einen großen Stube, der kleinen Nebenstube und dem Vorraum sowie einem kleinen Gang, der von der Vorhalle an der Eingangstür nach dem Aufstieg zum Bodenstock führt, ist noch der alten Hausanlage nachgebildet. Aber die gerade Balkendecke der Stube mit der gestülpten Verbretterung, ebenso die innere Einrichtung erinnert schon mehr an niederdeutsche Bauernstuben aus gleicher Zeit. Abb. 6 zeigt den Kamin in der Stubenecke, dessen Seitenwände das Feuer nach allen Teilen der Stube ausstrahlen lassen. Zwischen Kamin und dem 1762 gefertigten Schrank ist ein weit ausladendes Bord für den großen Brunkessel angeordnet. Rechts schließt die Fensterbank an, welche unter den beiden

[3]) Das Haus ist genauer dargestellt und beschrieben in „Kunst og haandverk“, Bl. 40 u. 41.

Eckschranken der Giebelwand durchläuft (vgl. Abb. [illegible]). An der gegenüber liegenden Längswand steht ein zweiter Schrank. Daneben springt das mit einem Schrank und dem Kellereingang verbundene Himmelbett weit in den

Abb. 8 u. 9. Vorratshaus mit Torweg
Nedre Opsveten Kirchspiel Soderbarke Västerbergslagen
in Dalekarlien.
Aus Svenska hem och gestalt

Raum hinein. Zwischen den beiden Türen der unteren Schmalwand, die zum Vorraum und der Schlafkammer der Kinder führen, ist ein Handtuchhalter in das Wandgetäfel eingebaut. Die breiten Fenster, deren Bleiverglasung

oben rautenförmig ausgebildet ist, werden durch Wandborde überragt, welche mit Fayencetellern gefüllt sind. In der ganzen Einrichtung spiegelt sich die Gesetzmäßigkeit einer Lebensführung wieder, in welcher alles durch alte Überlieferung festgelegt ist. Dabei ist dem Raum eine malerische Wirkung nicht abzusprechen, er erregt das Gefühl einer behaglichen Traulichkeit. Jedes Möbelstück hat seinen rechten Platz nicht nur durch althergebrachte Sitte, sondern auch behufs Befriedigung der praktischen Rücksichten erhalten.

Das vierte Haus in Bygdø, ein reicher ornamentierter Stabur, aus Berndal in Telemarken stammend und dort 1748 erbaut, ist in seiner architektonischen Durchbildung im Zentralblatt der Bauverwaltung, Jahrgang 1892 (Seite 58) von Robert Mielke bereits aufs eingehendste geschildert worden.[4]) Die Schauseite des Baues atmet die Freude an reicher Verzierungskunst, deren Formen Einflüsse mannigfachster Art aufweisen. So zeigen die Türflügel beider Geschosse und der Dachluken eine rautenförmige Zeichnung und jene diagonale Stellung der Rahmhölzer, wie sie vielfach in Norddeutschland und selbst in den Nordalpen wiederkehrt. Der frühere Schlafraum im Oberstock, welcher jetzt durch ein weiter ausgeschnittenes Oberlicht sein Licht empfängt, wird zur Zeit als kleines Museum benutzt und ist von mannigfachem Hausrat besetzt. Darunter befinden sich Bänke, Stühle, Kannen und sonstiges hölzernes Kleingerät, deren Flächen mit reichem nordischen Schnitzwerk überzogen sind, daneben auch Modelle von Stabkirchen und alten profanen Holzbauten.

Die Sagaliteratur, welche so gute Aufschlüsse über die Bauart des norwegischen Bauernhofes und der Königshallen zur Zeit des Beginnes der Herrschaft des Christentums gibt, läßt uns hinsichtlich des altschwedischen Bauernhauses in Stich. Immerhin ist auf Grund der noch erhaltenen Reste alter Bauten anzunehmen, daß auch in Schweden das fensterlose, mit einem kleinen Oberlicht versehene Blockhaus mit dem einen Hauptwohnraum und dem Herd in der Mitte desselben der Ausgangspunkt der weiteren Entwicklung war, in welcher gleichfalls die Änderung der Feuerstätte auch die sonstigen Änderungen in der Form und Einrichtung des Hauses brachte. Bei der großen Ausdehnung des Landes ist diese Weiterentwicklung jedoch keine gleichmäßige gewesen. Während im abgelegenen gebirgigen Norden die älteren Bauformen und der Blockhausbau länger, bis in die letzten Jahrhunderte erhalten blieben, findet im südlichen Schonen sogar der nach dänischer Art an allen Seiten von Wohn- und Wirtschaftsbauten umschlossene, breit gelagerte Bauernhof mit Fachwerkwänden Eingang. Ebenso ist auch die Durchbildung des Hausrats und der Möbelausstattung im Flachlande des südlichen Schwedens mehr abhängig von den aus Norddeutschland und den Niederlanden übertragenen Modeströmungen.

Eine Schilderung alter Bauernhäuser aus dem nördlichen Schweden, aus den Landschaften Dalekarlien (Dalarne) und Västernorrland, wird an der Hand lichtbildnerischer und zeichnerischer Aufnahmen des Architekten Gustav Améen in der Veröffentlichung des nordischen Museums „Svenska byar och gårdar“ gegeben. Auf 16 Tafeln sind Blockhausbauten, hauptsächlich zweistöckige Vorrats- und Schlafhäuser (Visthusbod), dargestellt, welche mit den ausgekragten Umgängen des Oberstocks ganz norwegisch anmuten. Nur fehlt die reichere Durchbildung der Galerien, Türen und Eckpfosten, wie solche

[4]) Der Aufsatz von R. Mielke ist nachstehend abgedruckt. Der Bau ist zugleich veröffentlicht in „Kunst og haandverk“, Tafel 61.

bei den norwegischen Stabus so häufig ist, vollständig. Ein Beispiel dieser Blockbauten ist in Abb. 8 u. 9 wiedergegeben, und zwar ein Vorratshaus mit Durchfahrt.

In gleicher Weise ist auch das große Vorrats- und Schlafhaus zu Björkvik in Östergothland, also aus dem südlichen Schweden, ohne jede schmückende Zutat aufgeführt. Dr. Hazelius ließ in seinem Freiluftmuseum Skansen bei Stockholm eine getreue Nachbildung desselben aufführen. Nur fehlen in letzterer die Lauben, welche in dem ursprünglichen Bau zu Björkvik (vgl. Abb. 10[a]) die Öffnungen der Umgänge schließen. Der Bau wirkt durch seine glücklichen Verhältnisse, durch die scharfe Betonung der wagerechten Linien, die vollständige Umgürtung des Bauwerkes mittels des ausgekragten Umganges, die Zusammenfassung der wenigen Öffnungen und die Unterbrechung des großen pyramidalen Daches infolge Höherführung des inneren Baukörpers als ein folgerichtig aufgebautes Kunstwerk. Auch drängt sich gerade beim Anblick dieses Baues die Frage auf, ob nicht bei der Herstellung dieser zweistöckigen Häuser mit ausgekragtem Obergeschoß Verteidigungsrücksichten Einfluß gehabt haben. Vielleicht doch der Umgang des Schlafhauses in Björkvik so überaus den Wehrgängen deutscher Burgen, daß man versucht ist, den Bau für eine altgermanische Bauernburg zu halten.

Abb. 10. Vorrats- und Schlafhaus in Björkvik

Das Freiluftmuseum des Dr. Hazelius in Skansen bei Stockholm bietet nun noch eine ganze Blumenlese alter schwedischer Bauernhäuser und Holzbauten, welche entweder im Original nach dort übergeführt oder den betreffenden Bauten genau nachgebildet sind. Gelegentlich des Berichtes über die Ausstellung in Stockholm ist S. 425 des Jahrg. 1897 des Zentralblattes der Bauverwaltung bereits eine Abbildung des Innern des einen Hauses aus Mora in Dalekarlien gegeben worden (vgl. Abb. 11). Das Haus soll aus dem Ende des 17. Jahrhunderts stammen und entspricht im Grundriß mit dem Vorplatz, der kleinen Kammer und dem Hauptwohnraum vollständig der voraussichtlich ältesten Bauart des Landes. Das Dach ist im Innern noch offen gezeigt, die Stube also als ryggåsstugan gebaut. Aber das Oberlicht ist bereits durch seitliche Fenster an der Giebel- und Langseite und der Herd durch einen übereck offenen Kamin mit Backofen und Schornstein ersetzt. Die kojenartigen Wandbetten erinnern an die Einrichtung von Schiffskajüten. Die so reizvoll in die Bettwand hineingebaute Uhr wird in ihrer allgemeinen Form von südlicheren Vorbildern beeinflußt, während die Behandlung der Einzelheiten von

[a]) Nach einer von Arch. Ameen zur Verfügung gestellten Photographie gezeichnet.

der Herstellung durch einen nordischen Kunstarbeiter Zeugnis gibt. Besonders eigenartig sind die Hängestangen, welche den Raum durchqueren und zum Aufhängen von Prunktüchern bestimmt sind. Die Stangen enden in reich geschnitzten Drachenköpfen. Die Außenseite des Hauses wird vornehmlich durch eine kleine Vorhalle an der Eingangstür gehoben, eine Einrichtung, welche sich auch bei neueren ländlichen Bauten erhalten hat. Das Haus gehörte einem Uhrmacher, dessen Arbeitsplatz am Giebelfenster in der Abbildung erkennbar ist.

Benachbart diesem Bau erhebt sich auf Skansen ein Bauernhaus aus Ivyrkhult in der Provinz Blekinge im Süden des Landes, unmittelbar be-

Abb. 11. Stube aus Mora in Dalekarlien, jetzt in Skansen.

nachbart der südlichsten Landschaft Schonen. Das aus der Wende des 16. und 17. Jahrhunderts stammende Haus wird im Volksmunde wegen der Dreiteilung des Baues Dreieinigkeitshaus genannt. Es handelt sich hier um jene Erweiterung des ursprünglichen Hausplanes, nach welcher zu beiden Seiten der altertümlichen, mit Oberlicht versehenen, bis ins Dach hineinreichenden Hauptstube Kammern mit Oberstuben angeschlossen sind. So ist dem Bedürfnis nach größerer Weiträumigkeit Rechnung getragen, ohne daß die altgewohnte Einrichtung des Hauptwohnraumes geändert zu werden brauchte. Abb. 12 gibt eine Darstellung dieses Hauptraumes, der zwar noch mit Oberlicht erhellt ist, aber daneben auch schon die Neuerung der seitlichen Fenster aufweist. Als ein Eindringling aus dem Süden, aus Dänemark und Niederdeutschland ist der reich verzierte eiserne Bilegger anzusehen. Der Raum ist in seiner festlichen Ausschmückung mit Dukagånggeweben unter der schrägen Decke und den urwüchsigen auf Leinwand gemalten Tapeten an den Wänden der

gestellt. Die Wandbänke sind mit farbigen Kissen belegt. Unter dem Hausrat fällt besonders der von der Decke herabhängende und in der Luft pendelnde Sitz des jüngsten Kindes auf.

Derartige Ryggåshäuser mit einseitiger oder beiderseitiger Oberstube sind nicht nur in Blekingen, sondern auch in Westsmåland, in Nordschonen, in Halland und vereinzelt auch in Westgothland verbreitet. Einige Beispiele aus Småland sind in der diese Provinz behandelnden Veröffentlichung des Nordischen Museums veröffentlicht.

In dem dritten, in Skansen aufgestellten Bauernhause, einem aus Herte, Kirchspiel Bollnäs in Helsingland, also aus einer Landschaft nörd-

Abb. 12. Stube aus Kyrkhult in Blekingen.

lich von Dalekarlien stammenden Bau des 18. Jahrhunderts sind die Eigentümlichkeiten des alten skandinavischen Hauses noch mehr verwischt. Die Räume sind im Erdgeschoß ohne Rücksicht auf die Feuerstellen einfach aneinandergereiht, da mehrere Schornsteine die beliebige Einrichtung der letzteren ermöglichen. Die gemalten Decken und seitlichen Fenster, ebenso die geputzten Innenwände, welche mit Blumenmustern im Rokokogeschmack bemalt sind, haben als Errungenschaft der Neuzeit dem Gebäudeinnern ein vollständig anderes Gepräge gegeben. Das Holzwerk der Inneneinrichtung ist, ähnlich den Ausführungen des Modestils in Friesland, Holland und Schleswig-Holstein, unter Nachahmung von Marmor farbig gemalt. Immerhin geben die großen offenen Peise (Kamine) in den Stubenecken, die mit Schränken verbundenen Bettkojen, die breiten mit Holzbekleidung eingerahmten Fenster und die gestülpten Holzdecken den Räumen eine behagliche, gemütvolle Stimmung. Von dem Wohlstand des Besitzers zeugen die mannigfachen Wandgemälde, welche

der Künstler Herrmann 1786 auf den Kalkputz malte. Darstellungen aus der Bibel, z. B. die Vertreibung aus dem Paradiese, Mariä Verkündigung, die Flucht nach Ägypten. In der geräumigen Herrenstube ist die ganze Leidens-

Abb. 13. Kirche in Hasjö in Jämtland.

geschichte Christi dargestellt. Die naive Frömmigkeit der Bewohner fand gewiß nichts Unrechtes dabei, angesichts dieser frommen Bilder gelegentlich auch fröhliche Feste zu feiern.

Skansen beherbergt noch einen großen Bauernhof, der aus Håstöf in Schonen nach dort übergeführt ist. Der 1622 bis 1623 erbaute Hof umfaßt mit seinem Wohnflügel, den Wirtschafts- und Stallräumen einen

Digitized by Google

großen Innenhof. Die Anlage entspricht also der Bauweise, welche in jener Zeit auf den großen Bauernhöfen Dänemarks, Jütlands und vereinzelt auch in Nordschleswig sich ausgebildet hatte. Es ist dies nicht zu verwundern, da Schonen politisch zu Dänemark gehörte und erst Anfang dieses Jahrhunderts Schweden angegliedert wurde. Der langgestreckte, die eine Seite des Hofes einnehmende Wohnflügel enthält neben der Hauptstube, entsprechend dem holsteinischen Desel, einen großen Saal, daneben Nebenstuben, eine große Küche mit allen Einrichtungen für Bier- und Branntweinbrennerei. Das Wandgetäfel der Hauptstube ist mit Karyatiden geschmückt, welche ganz im Geschmack der reichsten niederländischen Renaissance gearbeitet sind, ein Beweis dafür, daß damals die Modestile auch in Südschweden, wenigstens in das Haus des wohlhabenden Landmannes Eingang fanden.

Abb. 11. Kirchturm zu Hasjö in Jämtland. Nachbildung in Skansen.

Daß die Modestile der vergangenen Jahrhunderte selbst bis zum äußersten Norden hinauf ihre Einflüsse ausgeübt haben, hiervon geben einzelne kirchliche Holzbauten der Landschaften Jämtland und Norrland Zeugnis. Es sind dies Kirchtürme, welche dem alten Gebrauch entsprechend als selbständige Glockentürme errichtet wurden und in ihren Umrissen den Renaissancebauten südlicher, vielleicht slawischer Landstriche ähneln. Von zwei derartigen Bauten hat Dr. Hazelius Nachbildungen in Skansen errichten lassen, von den Kirchtürmen zu Häsjö in Jämtland und zu Hällestadt. Abb. 13 gibt den erstgenannten Turm wieder, wie er sich neben der einfachen Holzkirche in der nordischen Landschaft erhebt. Abb. 14 zeigt denselben Turm in seiner Nachbildung auf Skansen. Die achtseitige geschwungene Kuppel mit dem Tambour, der Zwiebelkuppel, dem spitzen Dachspieß und dem krönenden Hahn auf der Spitze ist fast eine genaue Nachbildung deutscher und niederländischer Renaissancetürme, und doch gibt der schindelbekleidete Sockelbau, der durchbrochene Turmschaft mit den runden Stämmen und dem Holzgitterwerk dazwischen dem Bauwerk einen eigenartigen urwüchsigen Charakter. Der ähnlich konstruierte Hällestadtturm entwickelt sich aus einem viereckigen, vollständig durchbrochenen Unterbau und endet gleichfalls in einer achtseitigen spitzen Pyramide.

Während das Freilichtmuseum Skansen bei Stockholm jene eigenartigen Holzbauten in ihrer ganzen Durchbildung zur Anschauung bringt,

hat Dr. Hazelius in seinem Nordischen Museum in Stockholm durch Aufstellung einzelner Bauernstuben noch Gelegenheit gegeben, das Innere derartiger Bauernhäuser zu studieren. Man findet daselbst Stuben aus Dalekarlien und aus Helsingland im Norden, aus Södermanland inmitten des Landes und aus Halland in Südschweden. Auch hier ist nicht nur das Innere der Stuben mit allem Hausrat dargestellt. Es fehlen auch nicht Nachbildungen der Bewohner, welche als Kostümfiguren in echter Tracht in die Räume hineingesetzt sind. Dabei sind dieselben während irgend einer Handlung dargestellt. So wird z. B. in der Dalekarlienstube vom Bildhauer C. A. Södermann des Dichters Lindegrens Lied „Lillans letzte Stunde" dargestellt. Die Einrichtungsgegenstände einer vergangenen Zeit sind erst durch ihre Beziehungen zum täglichen Leben verständlich, und Kostümbilder vergangener Jahrhunderte sind in der Folgerichtigkeit ihrer Stimmung und Farbengebung ebenfalls nur zu beurteilen, wenn man die Menschen in ihrer alten Umgebung sieht. So ist eine derartige Zusammenstellung von Innenräumen und Kostumbildern, wenn dieselben in voller Treue wiedergegeben sind, von hohem Wert. Dr. Hazelius beabsichtigt in dem Neubau seines Nordischen Museums eine ganze Reihe derartiger Innenräume vergangener Jahrhunderte aufzustellen. In der heftweise erscheinenden Veröffentlichung „Minnen från Nordiska Museet" ist in bunter Folge eine Anzahl derartiger Räume in farbiger Darstellung veröffentlicht worden.

Wen der Weg bis nach Dalekarliens Seen führt, der pflegt nicht zu versäumen, seine Schritte nach dem alten Hausbau des herrschaftlichen Hofes Ornäs an den Ufern des Runnsees zu richten. Gustav Wasa entkam in diesem Hause 1520 seinen dänischen Verfolgern. Es ist ein besonders ausgedehntes Vorratshaus mit drei Vorratskammern im Erdgeschoß und sechs Zimmern im Oberstock, nämlich zwei Lusthäuschen am Ende des Söllers und vier Stuben längs desselben. Der Bau ist nicht nur als geschichtliches Heiligtum, sondern auch als merkwürdiges Baudenkmal aus Schwedens Vorzeit unter die Obhut des Staates gestellt. Lund schildert in dem vorher genannten Werk den eigenartigen Bau als eine der edelsten Schöpfungen jener alten Bauart.

Für uns Deutsche leichter erreichbar ist das Museum des kunsthistorischen Vereins zu Lund in Südschweden. Auch hier ist, gleich wie in Skansen bei Stockholm, ein Volkspark angelegt, in welchem sich vereinzelte Gruppen alter Bauernhäuser erheben. Eines der ältesten bekannten Holzhäuser Südschwedens, ein Vorratshaus aus Småland, ist zum Kneipraum eingerichtet. Es sitzt sich beim Schoppen Wein recht gemütlich in dem anspruchslosen, mit altem Gerät eingerichteten Raum. Der Park enthält noch ein zweites, etwas reicher ausgebildetes Vorratshaus aus Asbrelu in Småland, das im I. Stock durch eine malerisch nur durch kleine Holzsäulchen gebildete Zwerggalerie ausgezeichnet ist. Schließlich ist noch ein ganzer Bauernhof aus Blekinge mit allem Zubehör zu schauen. Auch hier ist der reizvolle Innenraum der Hauptstube als Ryggåsstuga gehalt und ebenfalls festlich mit Dukagånggeweben geschmückt, welche an der Dachschräge und an Hängestangen befestigt sind. Über dem Tisch hängt die aus Stroh geflochtene Schmuckkrone, welche auch in Nordschleswig und Jütland heimisch war. Der Kamin wird in eigenartigster Weise von einem übereck ausgekragten großen trichterförmigen Schornstein überragt. In den eigentlichen Museumsräumen zu Lund sind gleichfalls einige Bauernstuben eingebaut, deren Einrichtung durch Aufstellung von Kostümfiguren noch besonders anschaulich gemacht ist.

König Oskar II. begann mit der Überführung alter Holzbauten nach Bygdö im Jahre 1881. Dr. Hazelius richtete das Freiluftmuseum Skansen in

den Jahren 1891 und 1892 ein. In letzterem Jahre wurde auch der Volkspark des Museums in Lund mit alten Holzbauten besetzt. In jüngster Zeit sind zwei ältere schwedische Holzhäuser sogar über den Sund nach Kopenhagen übergeführt worden und haben daselbst im Rosenborgpark (Kongens Have) als ein Zubehör des dänischen Volksmuseums Aufstellung gefunden, nämlich ein kleines Vorrats- und Schlafhaus aus Småland und ein größeres Wohnhaus aus Halland. Letzteres enthält eine mittlere Sparrenstube mit Oberlicht und zwei seitliche gerümmige Lofts.[6])

Der Blockhausbau und der Bohlwandbau, wie er sich in den schwedischen Bauernhäusern ausgebildet hatte, muß im Mittelalter und in die Neuzeit hinein nach den schriftlichen Überlieferungen vielfach auch in den Städten im Gebrauch gewesen sein. Der Übergang vom Holzbau zum Steinbau vollzog sich meistens unmittelbar. Nur in denjenigen Städten Südschwedens, welche vom Norddeutschland aus besonders beeinflußt wurden, wie z. B. in Ystad und Malmö, haben auch Bürgerhäuser aus Fachwerk vereinzelt Eingang gefunden. Ein Beispiel eines derartigen reicheren Fachwerkhauses ist im Lunder Museumspark aufgestellt, nachdem es mehrere Jahrhunderte als Patrizierhaus die Stadt Malmö verschönt hatte. Die übergekragten Stockwerke des Baues, die reichgeschnitzten Konsolen, die genusterte Fachwerkausmauerung, die Giebelbekrönungen, alle diese Einzelheiten zeigen eine ähnliche Ausbildung wie die niedersächsischen Fachwerkbauten jenseit der Ostsee.

Schleswig 1899. K. Mühlke.

## Ein norwegisches Bauernhaus.

Wohl bei keinem Volke hat die Entwicklung des bäuerlichen Wohnhauses zu so verschiedenartigen Gestaltungen geführt als bei den in allen ihren Daseinsäußerungen zur Sonderart neigenden Germanen. Während sich bei anderen Völkern schon in den ersten Anfängen dieser baulichen Tätigkeit ein bestimmter Typus herausbildete, der dann im allgemeinen derselbe geblieben ist, entfaltete sich bei den germanischen Stämmen schon früh eine ganze Reihe von Typen, die, wenn sie auch wahrscheinlich von derselben Urform ausgingen, doch im Laufe der Zeiten immer mehr voneinander abwichen, die aber insgesamt eine verhältnismäßig hohe künstlerische Durchbildung erfuhren. An dem Wohnhause, dessen politische und sittliche Bedeutung aus allen alten Stammesgesetzen hervorgeht, kam auch sehr frühzeitig ein künstlerisches Behagen zum Ausdruck, das in reizvoller Weise alte Überlieferungen und persönliche Gestaltung mit einer durchdachten Konstruktion verbindet. Allgemein bekannt sind ja in dieser Beziehung das Schweizer- und Schwarzwaldhaus; aber auch im hohen Norden, bei den uns stammverwandten Norwegern, nimmt das Wohnhaus seit den ältesten Zeiten einen wesentlichen Teil der künstlerischen Schaffenskraft des Volkes in Anspruch. Wie die diesem Lande eigentümliche Architektur sich — nun von den wenigen von den Hansaten und Normannen beeinflußten Steinbauten in Stavanger, Bergen, Drontheim usw. abgesehen — im Kirchenbau als

[6]) Nach dem neuerlichen Bericht von E. v. Berlepsch-Valendas in der Zeitschrift des bayer. Kunstgewerbe-Vereins „Kunst und Handwerk“ ist im Jahre 1904 zu Lillehammer in Norwegen ein weiteres Freilichtmuseum eingerichtet worden, das schon jetzt eine stattliche Reihe alter völlig eingerichteter Wohnhäuser und Speicherbauten, sowie eine Holzkirche umfaßt.

Digitized by Google

nationale Holzbauweise zeigt, so findet diese im Bauernhause eine besonders dankbare Aufgabe. Sie erhebt sich gerade auf diesem Gebiete zu einer Volkstümlichkeit, deren Spuren in den versteckten Tälern des südlichen Norwegens noch heute anzutreffen sind.

Besonders zwei Typen sind es, die im norwegischen Wohnhausbau hervortreten. Am Süd- und Westrande, an der buchtenreichen Küste, überwiegt die offenbar von den Hanseaten beeinflußte Anlage, die sich im Grundriß als eigenartige Mischung des altnordischen und norddeutschen Hauses ausweist, als deren älteste Vertreter wahrscheinlich die Häuser an der Tyskebryggen in Bergen gelten dürfen. Im Innern des Landes dagegen findet sich die unbeeinflußte, ursprüngliche nordische Haus- und Hofanlage. Da liebt es der Norweger — in dieser Beziehung in gewisser Übereinstimmung

Abb. 15.

mit dem Thüringer und dem Franken — noch heute wie ehemals für jeden Zweck ein besonderes Gebäude zu errichten und so die stolze Abgeschlossenheit des Hofes auch äußerlich sichtbar zu bezeugen. Bis zu 33 solcher Baulichkeiten hat man auf demselben Grundstück gezählt, von denen das Wohnhaus und der Speicher, Stabur genannt, mit besonderer Vorliebe künstlerisch ausgeschmückt werden. Unsere Abb. 15 gibt die Gesamtansicht eines solchen „Staburs" (wörtlich Stäbebauer), das ehemals im Berdal im südlichen Norwegen stand, seit einigen Jahren jedoch nach der Halbinsel Bygdö bei Christiania übergeführt und wieder aufgerichtet wurde, wo es jetzt mit seiner inneren Einrichtung neben anderen älteren Holzbauten als Sehenswürdigkeit gezeigt wird. Das Haus ist nicht sehr alt. Nach Übereinstimmungen mit anderen bestimmt datierten Bauten stammt es aus der Wende des 16. und 17. Jahrhunderts. Die Unterlage (Abb. 17 u. 24) bilden zwei Reihen von je vier Steinen, auf denen ein fest verbundenes Rahmenwerk liegt. Über den von den Steinen unterstützten Stellen erheben sich acht niedrige Pfosten, die den Boden des ersten Geschosses tragen. Diese eigenartige, an den Pfahlbau erinnernde Anordnung hat den Zweck, Haus und

Vorräte durch den hindurchstreichenden Wind trocken zu halten und sie tunlichst vor Mäusen zu schützen. Aus demselben Grunde ist auch die Treppe etwas von der Schwelle abgerückt. Eigentümlich ist die verwickelte Eckverbindung (Abb. 24). Auf die ineinander geklinkten, im Profil sich

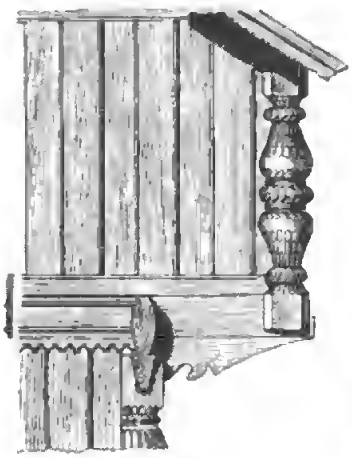


Abb. 16.

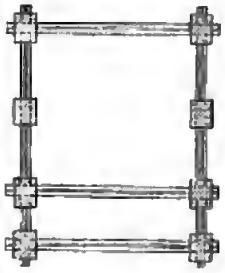


Abb. 17.

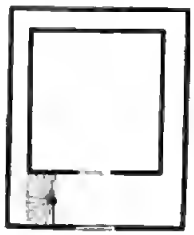


Abb. 18.

Abb. 19.

Abb. 20.

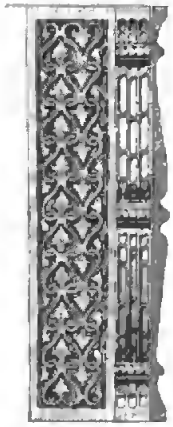


Abb. 21.

Abb. 22.

Abb. 25.

Abb. 23.

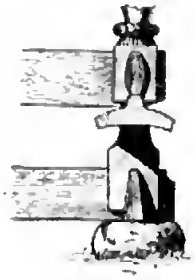


Abb. 24.

Abb. 26.

Abb. 15—26. Stabbur, früher in Berndal, jetzt im Bautenmuseum zu Bygdö.

nach oben keilförmig verjüngenden Unterschwellen ist ein lotrechter, am oberen Ende zweiseitig profilierter Pfosten gesetzt, der durch den Druck der auf ihm ruhenden Last beide Schwellen zusammenhält. Auf ihn sind an den Langseiten zwei weitere, flachere Schwellen von sonderbar kielförmigem Profil aufgezinkt. Sie bilden die Unterlagen für die Blockwände des unteren Geschosses. Der Zapfen, mit welchem der unterste Blockbalken der Längswand in den quer vorliegenden der Giebelwand eingreift, ist von linsen-

förmigem Querschnitt. In ähnlicher, aber vereinfachter Weise ist die Eckverbindung der Schwelle vom zweiten Geschoß hergestellt (Abb. 16). Nur ist hier der Raum zwischen den linsenförmigen Zapfen an der Vorderseite mit einem oben und unten mit Karniesen versehenen Brette verkleidet, unter dem sich eine Zahnleiste befindet.

Das Untergeschoß besteht aus einem schmalen Vorraum, an dessen linker Seite eine enge Wendeltreppe in das Obergeschoß führt. Dieses zeigt die gleiche Raumanordnung mit der Abweichung, daß sich hier der Vorraum zu einem engen, durch Vorkragung gebildeten Umgang erweitert (Abb. 18). Wozu dieser lichtlose Umgang, der sich häufig findet, gedient hat, ist unklar. Die Bauern erzählen scherzend, er habe den Platz für die Donjauerien des Gesindes abgegeben; wahrscheinlich hat er zur Trockenhaltung der im Innern gelagerten Vorräte dienen sollen. Eigentliche Fenster besitzt weder der obere noch der untere Raum, das Licht fällt vielmehr durch die im Giebelfeld befindlichen Luken, durch die offenen Türen oder durch kleine in der Tür oder oberhalb derselben angebrachte Galerien in das Innere.[7]) Bisweilen soll sich auch im Dache ein mit Darm bespanntes Fenster befunden haben. Mit wenig Veränderungen kehrt diese Anordnung fast bei allen Stubburs wieder: es wird höchstens das obere Stockwerk oder der untere Vorraum fortgelassen, in welch letzterem Falle das Haus dann nach allen vier Seiten vorkragt.

Mit bewunderungswürdiger Ausdauer pflegte besonders im südlichen Teile des Landes das Äußere dieser Häuser geschmückt zu werden. Man begnügte sich nicht mit reichen Profilierungen, sondern gab diesen wieder den mannigfaltigsten Schmuck. So auch an unserem Hause. Seine Eckpfosten (Abb. 16 u. 23) sind dafür bezeichnende Beispiele. Das geschmackvolle traillenförmige Profil war dem Erbauer nicht ausreichend; er versah den geschwungenen Hauptkörper mit Riefelungen, die wiederum durch Zwischenstege unterbrochen sind. Ähnliche Kanäle legte er schraubenförmig um die Wülste und charakterisierte den Ab- und Anlauf durch Schuppenreihen. Und verschieden von diesem oberen Eckpfosten bildete er wieder den unteren, sowohl durch anderen, hier viereckigen Querschnitt wie auch durch Wechsel im Profil und in den Einzelheiten. Die Türpfosten sind unten wie oben zunächst mit einem reich geschnitzten Brett bekleidet (Abb. 21). Sein palmettenartiges Muster bekundet die Renaissancezeit der Entstehung; doch scheint das Motiv schon sehr alt zu sein. Im Nordischen Museum in Kopenhagen befindet sich ein eigentümlicher Wagen aus dem 5. bis 7. Jahrhundert n. Chr., bei dem ein ganz ähnlich geschmückter Bronzebeschlag (Abb. 20) fast alle Holzteile bedeckt. Wenn im vorliegenden Falle auch unmittelbare Einwirkung des Südens anzunehmen ist, so wird die Aufnahme des Motivs der Verschnürung doch durch uralte Überlieferung verwandter Form begünstigt worden sein. Ein gleich behandeltes Brett bildet an der unteren Tür den Türsturz, während bei der oberen (Abb. 19) die Galerie das gleiche Muster zeigt. Neben dem beschriebenen, die Pfosten bekleidenden Brett ist ein zweites, pfostenartiges angebracht, das nach oben und unten verlaufende, durch Querwülste unterbrochene Rinnen hat.

Mit der Sorgfalt, mit welcher sich die zunächst ins Auge fallenden Teile des Baues durchgebildet zeigen, sind auch die minder hervortretenden Einzelheiten behandelt. Mit Ausnahme der unteren Langseiten und der

[7]) Jetzt ist die eine Dachhälfte des in Rede stehenden Hauses mit einem großen Oberlicht versehen, um die Besichtigung zu erleichtern.

Rückwand, die den ungeschmückten Blockverband zeigen, sind alle Flächen mit gestülpten und gefalzten Brettern verkleidet, deren Kanten sorgfältig mit Karniesen versehen wurden (Abb. 26). In der nordischen Holztechnik ist das Kantenprofil sehr alt; es tritt schon bei dem bekannten, vor einigen Jahren bei Gogstad am Christiania-Fjord ausgegrabenen Wikingerschiff auf, bei dem sogar die Bretter unter der Wasserlinie damit geschmückt sind (Abb. 25).

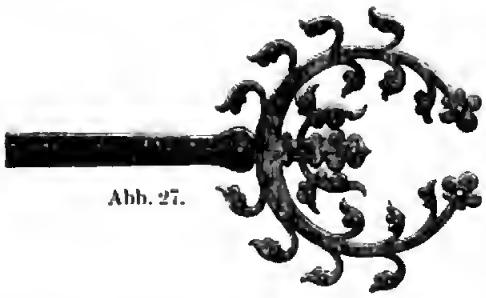


Abb. 27.

Das mit Schindeln gedeckte, ziemlich flache Dach bildet unmittelbar die Decke des oberen Gemaches; es ist an den Giebelseiten mit einer einfachen Gesimsleiste verziert. Eine leicht geschwungene Giebelverzierung bildet den oberen Abschluß (Abb. 22). Daß trotz des allgemeinen Renaissance-Gepräges an unserem Hause noch alte Erinnerungen sich geltend machen, bezeugt neben den schon erwähnten Einzelheiten der Holzbehandlung auch der geschmackvolle Beschlag der unteren Tür (Abb. 27): er beweist, daß der Schöpfer des Baues den stilistischen Einflüssen sehr unbefangen gegenüberstand. Gerade hierin aber liegt ein besonderer Reiz der norwegischen Bauernhäuser. Die Naivetät, mit der die verschiedensten Stilerinnerungen ineinander verwebt sind, wirkt so erfrischend und ursprünglich, wie wir es sonst nur noch in unserer alten Bauernkunst finden.

Robert Mielke 1892.

## Die deutschen Kaufhöfe an der Tyskebryggen in Bergen in Norwegen.

Bauliche Reste aus der Zeit der Hansa in Skandinavien behandelt ein ausführlicher Bericht des Regierungs- und Baurats de Bruyn beim Deutschen Generalkonsulat in Kopenhagen. Gestützt z. T. auf zwei bereits früher erschienene Veröffentlichungen in norwegischer Sprache,[8]) bewahrt er eine merkwürdige Bauanlage in der alten Handelsstadt Bergen noch in der Stunde ihres Unterganges vor völliger Vergessenheit. Die Abhandlung besagt in Kürze etwa folgendes:

Unter den wenigen Baudenkmälern, welche in Skandinavien noch bis in die neueste Zeit von der einstigen Macht der Hansa zeugen, nehmen die Bauten an der „Tyskebryggen“ in Bergen eine hervorragende Stelle ein. Trotzdem müssen auch sie jetzt neuzeitlichen Bedürfnissen weichen und sind bereits bis auf einen ganz geringen Rest bis zur Unkenntlichkeit verändert oder ganz verschwunden.

„Tyskebryggen“ heißt die im Osten den Hafen Bergens begrenzende Uferstraße. Die hieran errichteten Baulichkeiten dienten der deutschen dort handeltreibenden Kaufmannschaft Jahrhunderte hindurch als Unterkommen ihrer selbst und ihrer Handelswaren. Zum Verständnis der Anlage ist ein

[8]) 1) Nicolaysen, Historike Tidsskrift, 3. Raekke 1, Om de norske Kobstaeder i Middelalderen. 2) Koren-Wiberg, Det tyske Kontor i Bergen. Bergen 1899. John Griegs Forlag.

kurzer geschichtlicher Rückblick sowie ein Blick auf die Organisation der Ansiedlung, des sogen. Bergen-Kontors, erforderlich. Im frühen Mittelalter schon entwickelte sich zwischen Norwegen einerseits, Deutschland und Bri-

Abb. 28. Der Hafen und die Kaufhöfe an der Tyskebryggen in Bergen.

tannien anderseits ein reger Handelsverkehr, dessen wichtigster Stützpunkt auf norwegischer Seite Bergen infolge seiner hervorragend günstigen Lage wurde. Als der norwegische Adel sich von den Handelsgeschäften, die anfänglich ganz in seiner Hand ruhten, zurückzuziehen begann, suchten die Ausländer sich an seine Stelle zu setzen, denn die einheimische Bürgerschaft war durch Armut und Unkenntnis dazu außerstande. Aus dem Wettstreit

Abb. 20. Kaufhöfe an der Tyskebryggen in Bergen nach einem Modell.

zwischen Engländern und Deutschen gingen die letzteren, unterstützt durch die inzwischen erfolgte Gründung des Hansabundes, im Laufe des 13. Jahrhunderts als Sieger hervor. Zeitweise sogar von den norwegischen Königen begünstigt, erwarben sie nach und nach die anfänglich nur gepachteten vorhandenen Handelshäuser als festen Besitz. Dagegen war ihr Verhältnis zu den Eingeborenen infolge der selbstherrlichen, mit allerhand Vorrechten ausgestatteten Stellung stets ein sehr gespanntes, das mehrfach zu fruchtlosen Versuchen führte, die Fremden zu vertreiben. Den Höhepunkt ihrer Macht erreichte die Ansiedlung im Jahre 1445, als fast alle Höfe an der Tyskebryggen in deutschen Besitz gelangt waren, durch die Gründung einer festen Gemeinschaft unter Lübecks Leitung, des Bergen-Kontors, das einen völlig selbständigen Staat im Staate bildete.

Diese Blütezeit dauerte etwa ein Jahrhundert, in dem die Zahl der Angestellten gelegentlich 2000 überschritten haben mag. Vom Jahre 1556 ab aber begannen die Norweger unter tatkräftiger Führung die Macht des Kontors zu brechen, und als auch der Rückhalt am Hansabunde durch dessen Auflösung aufhörte, gelangten die Kaufhöfe allmählich in den Besitz der Einheimischen zurück. Erst 1764 jedoch wurde der letzte an einen Norweger verkauft und damit das Kontor aufgelöst. Aber auch die Baulichkeiten selbst waren nicht die gleichen geblieben im Wechsel der Zeiten. Mehrfach hatten große Brände stattgefunden und zuletzt wurde nochmals im Jahre 1702 die ganze Tyskebryggen ein Raub der Flammen.

Wie sich indessen bis ins 18. Jahrhundert weit hinein die Formen und Bräuche des Handelsverkehrs erhalten hatten, so sollen auch ausdrücklicher Versicherung nach nach dem letzten Brande alle Bauten in der alten Gestalt ohne irgendwelche Veränderungen wieder aufgeführt worden sein; und diese Neubauten von 1702 sind es, die gegenwärtig das alte Bild veranschaulichen müssen, obgleich auch sie in den weiteren zwei Jahrhunderten so vielfach umgebaut wurden, daß nur noch ein ganz spärlicher Rest in seiner damaligen

Digitized by Google

Gestalt erhalten ist. Der Grund für diese baulichen Veränderungen lag vor allem darin, daß nach dem Rückfall der Kaufhöfe in norwegischen Besitz ihre Organisation eine andere wurde, insbesondere ihre Benutzung zu Wohnzwecken fast ganz aufhörte. Ihre ursprüngliche Gliederung aber, deren Urbild übrigens im norwegischen Bauerngehöft zu finden sein soll, hatte sich mit der Zeit aufs engste der Ordnung des Kontors angepaßt. Dessen oberste Verwaltung ruhte in den Händen eines etwa 20gliedrigen Kaufmannsrates. Diesem unterstanden die einzelnen Kaufhöfe, jeder einen Gebäudebezirk für sich bildend, mit eigener Verwaltung und Gerichtsbarkeit. Ihre Anzahl schwankte; 16 sind auf die Neuzeit überkommen. In jedem Hofe befanden sich eine Anzahl — in der Blütezeit bis zu 15 — sogenannter

I. Stockwerk. a Hundehütte. b Sommerbett (nach anderen Winterbett) des Handelsverwalters. c Sommerschlafzimmer des Vorgen. d Wandtisch. e Tellergestell. f Pale (Wortbedeutung unklar) enthielt senkrecht übereinander drei Abteilungen, unten links Biertonne (darüber Gläserbrett), rechts Wagebalken, im Mittelteil Tafelgeräte; Zweck der obersten Abteilung unbekannt. h Schlüsselschränkchen. i Waschbecken, darüber hängend Wasserkanne. k Tisch. l Bänke. m Gewichte. n Schrank (vierteilig, unten für Kleider, oben für die Geschäftsbücher eingerichtet). o Branntweinschränkchen. p Geheimtreppe zum Schlafzimmer des Handelsverwalters. q Kanzlei.

II. Stockwerk. a Gesellenbett. b Winterbett (nach anderen Sommerbett). c Burschenbetten.

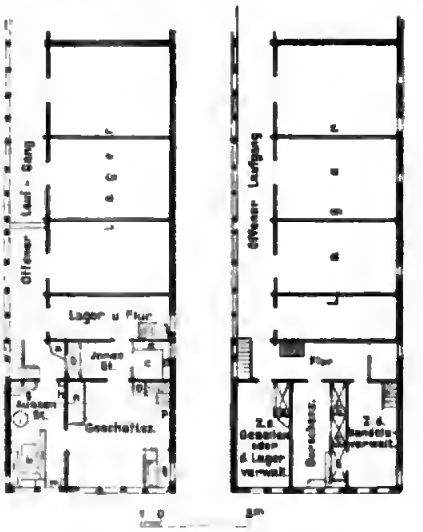
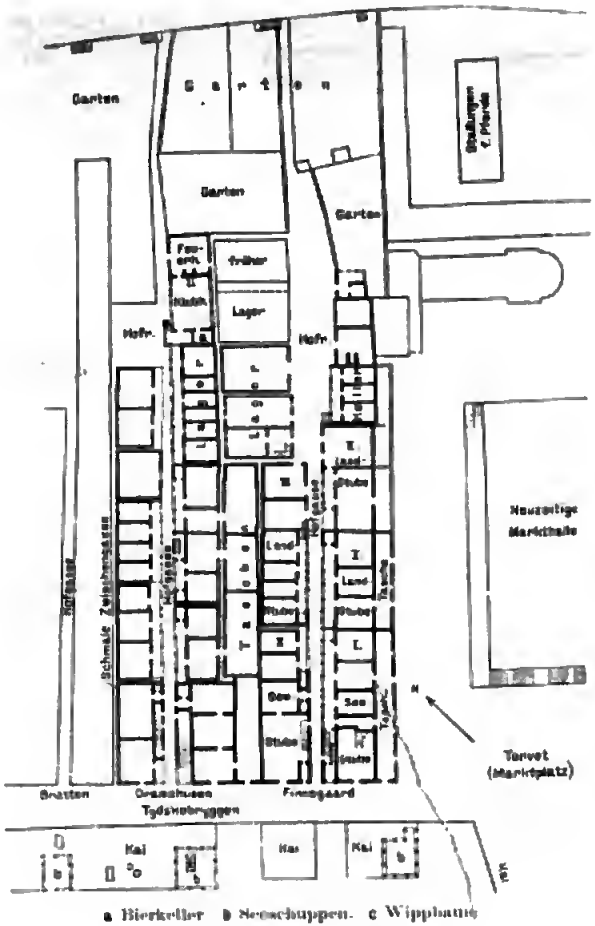



Abb. 30. Erstes Stockwerk. Abb. 31. Zweites Stockwerk.

Südliche Seestube der Finnegaard.
(Jetzt Hanseatisches Museum.)

Handelsstuben, d. h. familienartiger Handelsgemeinschaften, deren Haupt jedesmal ein Handelsverwalter war und die dementsprechend auch eine mehr oder weniger eng zusammenhängende Raumgruppe bewohnten. Ihr besonders bezeichnendes Gepräge erhielten die Kaufhöfe sowohl durch das Erfordernis, viel Lagerräume für Waren zu bieten, als auch durch das Gebot der Ehelosigkeit aller Angestellten. Denn hierdurch konnten die Wohnräume erheblich beschränkt werden. Für den Winter diente sogar je ein Klubhaus als einziger heizbarer Raum des ganzen Hofes all seinen Insassen gemeinsam für Mahlzeiten, Unterhaltung, Gericht und Gebet.

Die gesamten Baulichkeiten der Tyskebryggen (Abb. 28, 29 u. 36) bedecken mit den anschließenden Gärten einen Baublock von annähernd 300 m Länge und durchschnittlich 125 m Tiefe. Das einst in seiner Mitte befindliche Rathaus ist schon längst einer Straße (Nikolaikirke Almending) gewichen, die den Block nunmehr in zwei Teile zerlegt. Diese zerfallen weiter in 16 schmale, senkrecht zur Hafenstraße verlaufende Geländestreifen




a Bierkeller b Seeschuppen. c Wippbaum

Abb. 32. Erdgeschoß.

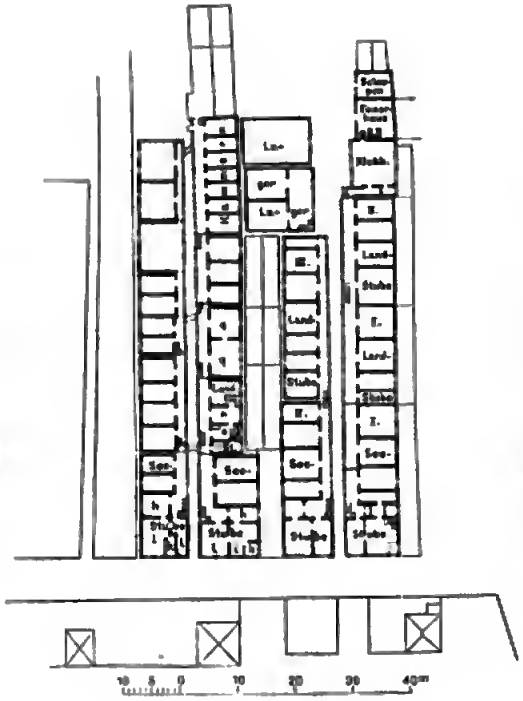
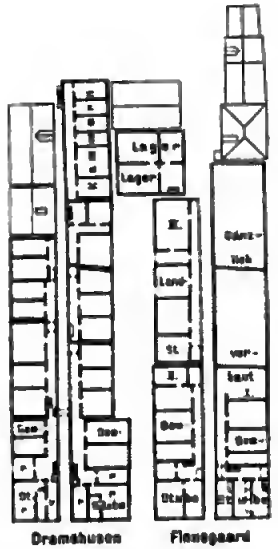


Abb. 33. Erstes Stockwerk.




b Innenstube. l u. n Geschäftszimmer. k m u. q Kontor. f u. o Außenstube. p u. r Schlafzimmer.

Abb. 34. Zweites Stockwerk.

von meist etwa 19 m Breite bei voller Baublocktiefe. Ein zugehöriger kleiner Bootshafen mit Kai, Seeschuppen und Wippdamm liegt auf der anderen Seite der Uferstraße ins Wasser vorgebaut (Abb. 32). Auf einem jeden dieser Grundstücke stehen in etwa $^2/_3$ seiner Länge, parallel nebeneinander zwei — selten einer — der Kunthöfe in Gestalt mehrerer mit ihren Giebeln aneinander gereihter, dreigeschossiger Häuser, an die sich das eingeschossige Klub-

Abb. 35. Seestube des Finnegard. Geschäftszimmer.

und Feuerhaus nebst allerhand Schuppen anschließen. Den Rest des Grundstücks nehmen Gärten ein.

Beide Gebäudereihen kehren sich nach einer schmalen gemeinsamen Hofgasse in allen Stockwerken mit offenen Laufgängen, die auch die Treppen enthalten und bisweilen über den Hof hinüber durch Lautbrücken verbunden sind. Ein Torweg schließt beiderseits die Hofgasse gegen die Straßen ab. Sämtliche Räumlichkeiten sind von den Laufgängen aus zugänglich und erhalten ihre dürftige Beleuchtung von ebenfalls sehr schmalen Zwischengassen her, welche die einzelnen Grundstücke voneinander trennen. Selbst diese Zwischengassen sind häufig noch mit niedrigen Anbauten, den sogen. Taschen, besetzt. Eine ausreichende Beleuchtung weisen nur die wenigen an der schmalen Straßenfront belegenen Räume auf. Die Handelsstube, der sie angehören und die auch sonst durch Weiträumigkeit bevorzugt ist, heißt Seestube, während die übrigen, an den Höfen wohnenden Hausgemeinschaften den Namen Landstuben tragen. Das Erdgeschoß enthielt lediglich Lagerräume, die Ober-

geschosse die Wohn-, Geschäfts- und Schlafzimmer der einzelnen Handelsstuben nebst Gastzimmern und weiteren Lagerräumen. Im ganzen umfaßte ein Durchschnittshof, abgesehen von den Schuppen, etwa 100 Räume.

Abb. 36. Lageplan des Hafens in Bergen.

Abb. 30 bis 34 geben den Grundriß der beiden Doppelkaufhöfe am südlichsten Ende der Tyskebryggen wieder. Es waren die einzigen wenigstens z. T. noch in charakteristischer Form bis vor kurzem erhaltenen. Mittlerweile ist der nördlichere, Dramshusen genannte, der das letzte Beispiel eines Klubhauses enthielt, vom Erdboden verschwunden. In dem anderen, südlich-

sten, Finnegaard, aber ist bisher noch ein letztes Muster einer Seestube in ihrer alten Gestalt bewahrt geblieben (Abb. 30 u. 31). Sie dient gegenwärtig als Museum.

Hiernach enthielt im allgemeinen eine Handelsstube — abgesehen von den Lager- und Wirtschaftsräumen — im ersten Obergeschoß: eine Außenstube, eine Innenstube und das Geschäftszimmer; im zweiten Obergeschoß: das Schlafzimmer des Handelsverwalters, ein Gesellen- und ein Burschenzimmer. Dazu ein oder mehrere Gastzimmer.

Die Benutzung und meist fest eingebaute Einrichtung dieser Räume war folgende: In der Außenstube (Abb. 30) pflegte das Dienstvolk im Sommer seine freie Zeit zu verbringen und später auch zu speisen. In kleineren und größeren, in die Ecken eingebauten Schränken wurden die Handelsgerätschaften, die Wägebalken, Gewichte, Schlüssel, auch Vorräte und Tischgeräte aufbewahrt. In der Ecke am Fenster stand von rohen Bänken umgeben der große Tisch und in seiner Nähe eine große flache Messingschale mit Wasserkessel und Rollhandtuch zum Waschen der Hände unmittelbar vor und nach der Mahlzeit, bei der man sich noch statt der Gabel der Finger bediente. Lampen, Feuereimer und gedörrte Fische hängen von der Decke herab. An die Außenstube schließt sich, wie sie nach dem Hafen zu gelegen, das Geschäftszimmer des Handelsverwalters (Abb. 32) an, der seinen Platz nahe den Fenstern in einer durch Glasverschläge abgetrennten kleinen Kanzlei an einem großen Schreibpulte hatte. Zwei größere Schränke, deren einer eine Geheimtreppe nach dem darüber gelegenen Schlafzimmer enthält, vervollständigen die Einrichtung. Auf das Geschäftszimmer folgt, nur von der Zwischengasse her erleuchtet, die Innenstube. Sie war durch einen Verschlag in zwei Teile geteilt, deren vorderer nächst dem Fenster dem Handelsverwalter als Sommereßzimmer diente; im rückseitigen war alkovenartig ein Bett eingebaut. Ein zweites Bett befand sich im 2. Stocke (Abb. 31) im eigentlichen Schlafzimmer des Verwalters, d. h. es war von diesem aus nur zugänglich und stellte selbst vielmehr einen Einbau in das nebenliegende Burschenzimmer dar. Dieses konnte vom Bette aus durch eine Luke überwacht werden. Die Burschenbetten waren wie auf Schiffen zweireihig übereinander angeordnet und konnten zum Schutze gegen strenge Winterkälte durch Schiebetüren geschlossen werden. Auf der anderen Seite des Burschenzimmers liegt die Gesellenstube, einfacher, doch ähnlich wie die des Verwalters einger ichtet.

Gaststubeneinrichtungen sind nicht erhalten. Ebenso läßt sich von der Anordnung der Landstuben im allgemeinen nur vermuten, daß sie der der Seestuben im wesentlichen glich, nur wieder einfacher gehalten war.

Am Ende der Hofgasse schloß sich an die bisher besprochenen Gebäude das heizbare Klubhaus (Abb. 33). Da das Gelände nach hinten ansteigt, bedurfte es nur einer gewissen Unterkellerung, um seinen Fußboden geschickterweise in gleiche Höhe mit dem Wohngeschoß der Hauptgebäude zu bringen. Ein weiterhin anstoßender Raum nahm als sogen. Feuerhaus die Küche für den ganzen Kauthof auf. Schornsteine kannte man nicht, so mußten diese Häuser einstöckig gebaut werden, und der Rauch fand seinen Ausweg durch eine Öffnung im Dache, die zugleich in früher Zeit die einzige Lichtquelle des Raumes bildete. Einen großen Fortschritt bedeutete es daher, als man später in dem Klubhaus an der Zwischenwand zum Feuerhaus einen rauchdichten eisernen Kastenofen aufstellte, der vom letzteren Raume aus bedient wurde. So blieb der Rauch dem Klubhause fern, und man konnte dieses mit einer geraden Decke und noch sonst wohnlicher ausgestalten. Im Feuerhause brannte in der Mitte des Steinplatten-Fußbodens das Herdfeuer.

Um das Feuerloch zum Klubhausofen war eine große massive und überwölbte, eigenartige Nische gebaut, vermutlich selbst eine weitere Feuerstätte. In einer Ecke des Raumes befand sich ein Brunnen.

Fast sämtliche Bauten der Tyskebryggen waren in der hundesüblichen Art und Vollendung als Blockhausbauten ausgeführt; nur an den Laufgängen und im Dachwerke findet sich abgebundene Arbeit, während für untergeordnete Schuppen noch Pfostenbau mit Verbretterung. Stein aber nur vereinzelt bei Unterkellerungen und als feuersicherer Fußboden in Form von Platten auf starker Dielung verwandt wurde. Bei den Blockwänden sind sowohl der rohere Aufbau mit Rundholzbalken, wie der bessere mit starken beilgeglätteten Bohlen Verwendung. Stets waren jedoch beide innen und außen überall sichtbar und ohne irgendwelche Verkleidung gelassen. Erst als man 1702 beim Neubau die Holzstärken zu gering bemessen hatte, sah man sich zu einer nachträglichen Brettverkleidung der Außenwände gezwungen. Die Zwischendecken und Fußböden bestehen aus einer ziemlich schwachen, aber dichtschließenden Bretterdielung, die unterseits die Balken sichtbar läßt. Die Stelle der späteren, steilen Pfannendächer nahm ursprünglich das flachere Torf-Moosdach ein. Dieses zeigte auf einer starken Verbretterung einen Birkenrindenbelag, auf den eine Erd- und Torfschicht aufgebracht wurde. Eine Decke aus Moossplaggen verhinderte deren Abschwimmen. Besonders merkwürdig ist noch die ziemlich tief in Schlamm und Bergschutt hinabreichende Gründung aus Holz. Zweimal stufentürmig abgesetzt besteht der Unterbau aus abwechselnden Lagen von Langholz und kurzem quergelegten Grubenholze.

Von dem sonst den norwegischen Holzbauten eigentümlichen, aus der Konstruktion herauswachsenden Ornament und Schnitzwerke ist nur sehr wenig erhalten. Das meiste, was an Schmuckformen vorhanden, ist willkürlich angeheftete Zutat der Renaissance- und Barockzeit. Der außerordentlich malerische Anblick, den die Gesamtanlage der Tyskebryggen vom Hafen aus, noch weit mehr aber jeder Kaufhof für sich in seiner Hofgasse mit den Umgängen, Laufbrücken und hohen Aufziehluken geboten haben muß, wurde nun einst noch aufs höchste gesteigert durch eine reiche Leimfarbenbemalung mit Ranken- und Blätterwerk in lebhaften Tönen, die sich auf Innen- und Außenwände erstreckte und selbst die dazu geeigneten Flächen der Möbel überspann.

Außer den Kaufhöfen besaß das Bergen-Kontor noch zwei Kirchen, ein Hospital und ein Armenhaus in der Stadt. Von den vier Gebäuden ist nur eins, die Mariakirche, im großen und ganzen in der alten Form erhalten. Th. v. Lüpke 1905.

Zu vorstehendem Aufsatze sind vom Herrn Stadtbaumeister Hennig in Dresden zwei Photographien zur Verfügung gestellt, die im August 1905 aufgenommen und nach denen die Abb. 37 u. 38 hergestellt sind. Die Abb. 38 zeigt das Haus Finnegaarden, das innen vollständig erhalten ist und als hanseatisches Museum dient. Daneben ist bereits einer der dort geplanten Neubauten sichtbar. Das Haus Finnegaarden soll dem Vernehmen nach demnächst leider auch einem Neubau weichen, ohne daß die Erhaltung des Museums an Ort und Stelle gesichert ist. Die Abb. 37 zeigt einen der schmalen Gänge, die die einzelnen Gaarden voneinander trennen. Das Bild läßt die vollständige Durchführung der hölzernen Bauweise erkennen und es begreiflich erscheinen, daß das Heizen in den dortigen Wohnungen verboten war.

Digitized by Google

### Ein Bergenzimmer

zur Aufnahme einer Sammlung von Altertümern und Abbildungen des vorher beschriebenen hansischen Kontors an der „Deutschen Brücke" in Bergen wird demnächst im Lübecker Museum eingerichtet werden. Die Anregung dazu hat der Maler und Direktor des Hansa-Museums in Bergen Chr. Koren-Wiberg gegeben, welcher in einem Schreiben an den Lübecker Senat darauf hinwies, daß die Bauten an der „Deutschen Brücke" in Bergen zum Abbruch bestimmt seien und daher der Zeitpunkt gekommen scheine, durch Vereinigung der dort noch vorhandenen Altertümer bezw. von Abbildungen in einem deutschen Museum ein getreues Bild jener Handelsniederlassung zu erhalten. Er wies darauf hin, daß Lübeck, als ehemaliges Haupt der Hansa, der gegebene Platz für ein solches Museum sein werde, und erklärte sich bereit, zu dessen Einrichtung mit Rat und Tat behilflich zu sein, namentlich eine größere Zahl von Altertümern und Abbildungen dem Museum zu überweisen. Die Anregung ist in Lübeck auf dankbaren Boden gefallen. Bei Gelegenheit einer Erweiterung der Museumsräumlichkeiten ist die Herstellung eines Bergenzimmers beschlossen worden, das bereits in der Ausführung begriffen ist. Der Raum, der die Sammlung aufnehmen soll, schließt sich in der Art der Herstellung und Ausstattung an die Räume der deutschen Kaufhöfe des hansischen Kontors an. Die Wände sind aus behauenen Bohlen hergestellt, die Decke als sichtbare Balkendecke. Eine Leimfarbenbemalung der Wände nach den Koren-Wibergschen Aufnahmen soll das Bild vervollständigen, das durch den Einbau eines Alkovens mit Bettstatt und die Aufstellung von verschiedenem aus den Kaufhöfen stammenden alten Hausrat noch an Treue gewinnen wird. So wird in bescheidener Weise auch in Deutschland eine Erinnerung bleiben von der Stätte, die Zeugnis gab von deutschem Unternehmungsgeist und hansischem Wagemut im Nordland.

Baltzer.

### Reste alter Holzbaukunst aus Hinterpommern und Bornholm.

Unter den Dorfkirchen Hinterpommerns befinden sich noch manche mit schindelgedeckten alten Holztürmen. Diese, aus mächtigen Eichenhölzern gezimmert und außen mit Brettern bekleidet, zeigen teilweise neuere, offenbar der Zeit der Renaissance angehörende Dächer, die als Kuppeln in halbkreisförmigen oder geschwungenen Linien mit irgendwelchen Spitzen darüber ausgebildet sind, teilweise finden sich aber auch noch einfache, pyramidenförmige Helme von ernstem, trutzigem Aussehen. Die Abb. 39 stellt einen Turm mit einem derartig einfach ausgebildeten Helm aus dem Dorfe Zampelhagen bei Naugard dar, welcher leider wegen seiner schlechten Eindeckung trotz sonstiger guter Erhaltung dem Orkane vom 12. Februar 1894, dem heftigsten, welchen Norddeutschland seit vielen Jahrzehnten erlebte, zum Opfer gefallen ist.

Auf den ersten Anblick scheinen diese letzteren, in den einfachsten Formen ausgeführten pommerschen Kirchtürme ein höheres Alter zu besitzen wie einige in Schlesien noch erhaltene Holztürme, welche, obgleich sie reichere

Digitized by Google

Formen aufweisen, doch in den Beginn des 13. Jahrhunderts gesetzt werden.[9]) Tritt man der Frage der Zeitstellung der pommerschen Türme aber näher, so findet sich doch bei einzelnen derselben, bei welchen zufällig einmal irgend

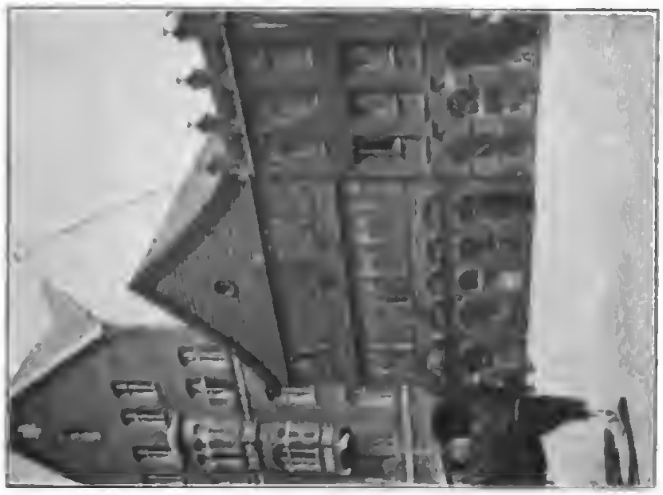


Abb. 38. Haus Finnegaarden.

Abb. 37. Blick in eine Gasse zwischen den Gaarden.

Die deutschen Kaufhöfe an der Tyskebryggen in Bergen in Norwegen.

eine Nachricht über den Turm, die Kirche oder das Dorf vorhanden ist, daß derartige Holztürme doch auch in viel späteren Jahrhunderten, z. B. im 17.,

[9]) Vgl. die Kirchen von Lubom und Syrin, veröffentlicht von Cuno, Zeitschr. f. Bauwesen 1852, Bl. 44.

noch gebaut worden sind. Bei diesen einfachen Türmen wird man daher im allgemeinen wohl nur annehmen dürfen, daß sie spätere Wiederholungen eines alten Musters sind, welches sich manche Jahrhunderte hindurch in dem fremden Einflüssen wenig zugänglichen Lande erhalten hat.

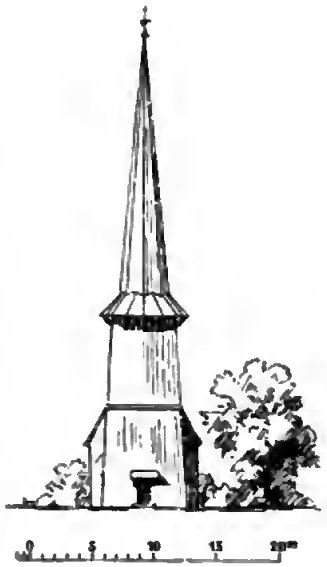


Abb. 39.

Kirchturm in Zampelhagen.

Ein höheres Alter möchte dagegen den bemerkenswerten, bis dahin noch nicht beachteten Dachstühlen der zu den besprochenen Türmen gehörigen Kirchen zukommen.

Diese Dachstühle ruhen jetzt auf dicken, von Granitfindlingen hergestellten Außenmauern, welche zuweilen spitzbogige, zuweilen rundbogige Öffnungen zeigen und von denen selbst die frühesten wohl nicht vor dem 16. Jahrhundert entstanden sind. Der Dachstuhl ist stets durch eine geweißte Balkendecke mit Bretterfußboden, die meistens recht mangelhaft aus krummen, wulmkantigen Hölzern hergestellt ist, von dem Kirchenraum getrennt. Steigt man nun mit Hilfe einer Leiter durch eine Luke in der Kirchendecke zum Dachboden empor, so ist man überrascht, einen sonderbaren, ganz von Eichenholz gezimmerten Dachstuhl vor sich zu sehen, wie er in Abb. 40 u. 41 in einem der Kirche von Langkafel bei Nangard entnommenen Beispiele im Längs- und Querschnitt dargestellt ist.

Bei diesem und ähnlichen Dachstühlen der benachbarten Kirchen fällt in erster Linie die mächtige Längsverstrebung auf. Wo wir mit einigen Kopfbändern glauben auskommen zu können, da ist hier an den Mittelstielen der Sparrengebinde, welche durchaus gleich ohne Wechsel von Binder- und Lehrgebinden hergestellt sind, eine Reihe von Andreaskreuzen angebracht, welche sich zu einem rautenförmigen Muster ineinander schieben. Sie sind durch Überblattung und Nagelung an den Stielen und an einer doppelten Riegelung, welche außerdem noch die Stiele miteinander verbindet, befestigt, und es ergibt sich so in der Längsachse der Kirche eine starre Ebene von ungemeiner Festigkeit.

Ist hier im Längsschnitt ein Übermaß von Festigkeit vorhanden, so zeigt der Querschnitt dagegen einen schlecht entworfenen und offenbar recht schwachen Aufbau. Ein bedeutender Teil der Last des Daches, welches jetzt mit Ziegeln eingedeckt ist, wird auf die Mittelstiele und durch diese wieder auf die Balkenmitten übertragen. Die Balken aber sind gerade an der Stelle des gefährdetsten Querschnittes, in der Mitte, noch dadurch geschwächt, daß die Stiele mit einem seitlich gelegenen, gemagelten Zapfen in die Balken hineinschneiden. Es ist nicht etwa anzunehmen, daß die Sparren mit dem Stiel und dem Balken zusammen eine hängewerkartige Verbindung bilden, was Abb. 42, dem Dachstuhl der Kirche in Zampelhagen entnommen, noch besonders deutlich darlegt. Diese ganze, rätselhafte Anordnung wußte Einsender sich nicht anders zu erklären, als dadurch, daß ursprünglich die Mittelsäulen ganz durch das Innere der Kirche hindurchgegangen sein müssen, wie

dies in den Abb. 40 u. 41 punktiert angegeben ist, und daß damals auch die Außenwände der Kirchen, wie jetzt noch bei den meisten die Wände der zugehörigen Türme, aus Holz bestanden haben. Als in späteren Jahrhunderten dann die Außenwände verrottet waren und auch die Stiele an ihren unteren, wahrscheinlich eingegrabenen Enden gelitten hatten, unterfing man den noch gut erhaltenen Dachstuhl durch massive Mauern, wie

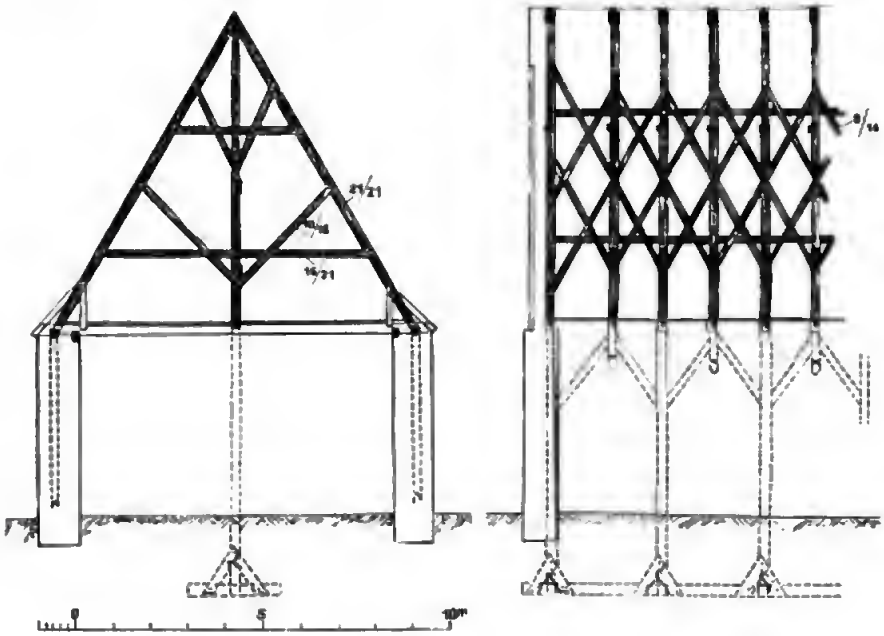


Abb. 40. Querschnitt.



Abb. 41. Längenschnitt.

Dachstuhl der Kirche in Langkofel.

man dies Verfahren in hiesiger Gegend auch heute noch bei schadhaften Fachwerkbauten ausübt. Bei dieser Gelegenheit mußte, schon allein um den abgeschnittenen Mittelstielen Halt zu gewähren, die jetzt vorhandene Balkenlage eingezogen werden, während früher nach nordischer Art das Kircheninnere vom Fußboden bis zur Dachdeckung durchging, die einst gewiß auch am Schiff, wie heute noch an den Türmen, aus Schindeln bestand.

Man braucht bei der angenommenen Herunterführung der Mittelstiele durch das Kirchenschiff nicht gerade vorauszusetzen, daß früher jeder Stiel bis zum Fußboden herunterreichte, es konnten vielmehr einzelne zwischenliegende als Hängesäulen behandelt sein, wie dies in Abb. 41 angenommen ist. Erst bei dieser Anordnung erscheint das Gitterwerk der Längsstreben im Dachstuhl vollberechtigt, da hierdurch die Last der Zwischenstiele schon oben abgefangen und auf die Hauptstiele übertragen wird. immerhin erschien die Schlußfolgerung von den Sonderbarkeiten des Dachstuhls auf das ehemalige Vorhandensein einer Reihe von eingegrabenen hölzernen Mittelstielen in der Kirche dem Unterzeichneten recht gewagt,

bis ihm das Werk von J. Bickell, Hessische Holzbauten, zu Gesicht kam. Bickell sucht in der Einleitung dieses Werkes, von literarischen Quellen, der lex Bajuvariorum, ausgehend, gerade nach solchen alten Bauwerken, welche in der Mitte eine Reihe von Holzsäulen (firstsûl oder mangansûl) zeigen, von denen er, gewiß mit Recht, annimmt, daß sie eingegraben gewesen seien.[10]) Nach Bickells Ausführungen trugen die Mittelsäulen häufig eine Firstpfette. Daß im Norden neben dem Pfettendach (åstag) aber auch eine andere Anordnung, das spaertag, vorkommt, beweisen L. Böttgers Ausführungen bei Besprechung der Kirche Wang.[11])

Hiernach und nach dem von Bickell geschilderten Beispiele der Friedenskirche in Schweidnitz[12]) ist in Abb. 40 u. 41 angenommen worden, daß eine Reihe von Mittelsäulen das Kirchenschiff teilte, und daß diese, durch Fußbänder befestigt, auf eingegrabenen Holzkreuzen oder besser noch auf einem ganz durchgehenden Erdbalken aufstanden, da dieser das Richten des Baues sehr erleichterte.

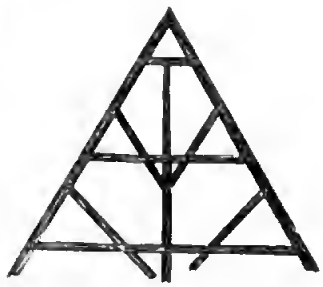


Abb. 42. Von der Kirche in Zampelhagen.

Eine Bestätigung dafür, daß die jetzigen Mittelsäulen der Dachstühle der besprochenen pommerschen Kirchen ehemals ganz durch die Kirche hindurchgingen, wird gegeben durch den bei den meisten Kirchen sehr unregelmäßigen und nach oben hin sich verjüngenden Querschnitt dieser Hölzer. Während die in dem vorliegenden Beispiel etwa 10 m langen Sparren in ihrer ganzen Länge den Querschnitt von 21/22 cm (8/8 Zoll) durchaus vollkantig und gut zeigen, wechselt der Querschnitt bei den jetzt nur 8 m langen Mittelstielen recht beträchtlich. Es kommen nebeneinander die Maße 14/15, 15/19, 20/28 und ähnliche in Höhe des Dachgeschoßfußbodens vor, während nach oben hin der Querschnitt durchschnittlich auf 15/15 cm abnimmt. Besonders unregelmäßig ist der Querschnitt der Mittelstiele in der Kirche des Dorfes Parlin. Diese Unregelmäßigkeit ist nur dadurch zu erklären, daß die Säulen früher, wie gezeichnet, bis etwa 15 m lang waren, und daß bei so langen Eichenhölzern der Querschnitt sich in der ganzen Länge nicht mehr einhalten ließ, während dies bei den kürzeren Sparren und Kehlbalken keine Schwierigkeiten machte.

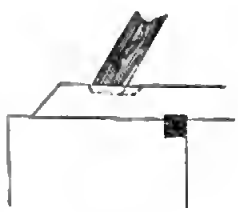


Abb. 43.

Bei der massiven Unterfangung ist der alte Dachstuhl gänzlich heruntergenommen und wieder neu aufgebracht worden. Dies bezeugen

[10]) Bickell a. a. O. S. 5: „Meiner Ansicht nach bilden die innersten eingegrabenen Säulen den eigentlichen festen Kern der nordischen Kirchen. Die Seitenschiffe mit ihren dünnen Rahmenhölzern und Spundwänden vermögen keine Verstrebung zu bilden."

[11]) Zeitschr. f. Bauw. 1891, S. 33: „Die zweite von Gudmundson angegebene Dachform (spaertag) würde als Kehlbalkendach zu bezeichnen sein. Die Sparren sind gegeneinander gestützt und durch Kehlbalken verbunden."

[12]) a. a. O. S. 5: „Leider vermag ich augenblicklich als tatsächliches Beispiel für die Stabilisierung von Holzsäulen durch Eingraben nur die Schweidnitzer Friedenskirche anzuführen, wo die vom Boden bis zum Dach reichenden 50 cm starken inneren Holzsäulen über 2 m tief eingegraben sind und auf Balkenkreuzen mit Fußbändern ruhen."

Digitized by Google

manche Stellen der Holzverbindungen, wo diese, z. B. bei Überblattungen, nicht ineinander passen. Die Einarbeitung der Sparrenfüße in die nachträglich eingebrachten Balken ist auch fast überall recht roh, mit viel zu großem Zapfenloch gemacht, wie dies Abb. 43 zeigt, und nicht so sauber wie die anderen Verbindungen.

An Beispielen, die annähernd dem in Abb. 40 u. 41 gegebenen Muster der Kirche in Langkafel entsprechen, sind die Kirchen von Zampelhagen, Parlin und Retztow anzuführen, sämtlich im Naugarder Kreise gelegen. Gewiß gibt es aber noch viele Kirchen mit ähnlichen Dachstühlen in der näheren und weiteren Umgebung. Dieselben sind nur wegen der oben geschilderten Schwierigkeiten des Zuganges nicht leicht aufzufinden und zu besichtigen.

Daß der offene Dachstuhl früher eine Eigentümlichkeit der nordischen Baukunst bei Kirchen und größeren Hallenbauten bildete, ist allgemein bekannt und findet sich von neuem in einer Abhandlung von Mathesius über englische Kirchenbauten in der Zeitschrift für Bauwesen 1899, S. 544 u. f. hervorgehoben. Die daselbst unter Abb. 44 gegebene Ansicht eines offenen Dachstuhles erinnert sehr an das Bild, wie es sich jetzt auf dem Dachboden in den hier besprochenen Kirchen zeigt, und weist zugleich nach, daß der ästhetische Eindruck eines solchen einfachen Dachstuhls ein recht befriedigender sein kann, was einem beim Betreten des Dachbodens der pommerschen Kirchen auch noch heute trotz der Einziehung der Balkenlage sofort auffällt.

Zu erwähnen ist noch, daß ein derartiger Hallenbau, wie er sich aus dem besprochenen Dachstuhle in seinen wesentlichsten Teilen wiederherstellen läßt, in keiner Weise etwas ausschließlich Kirchliches zeigt. Man wird daher wohl nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß die Hallen der früheren Fürsten- und Herrensitze in dieser Gegend ein ähnliches Aussehen zeigten. Daß diese Ähnlichkeit zwischen Wohnhäusern und Kirchen in der Tat früher im Norden sehr groß gewesen sein muß, hebt Bickell[13]) ausdrücklich hervor, weil „König Olaf, als er den Bonden Randr auf seinem Hofe besuchte, dessen neu erbautes Schlafhaus für eine Kirche halten konnte".

Aus welcher Zeit die besprochenen Dachstühle stammen, ist mit Gewißheit nicht zu bestimmen. Erwägt man aber, daß die jetzigen Untermauerungen der erwähnten Kirchen, soweit man nach den sehr einfachen Fenster- und Türformen überhaupt schließen kann, etwa der Zeit vom 16. bis 18. Jahrhundert angehören, und daß früher zu den äußeren Hölzern gewiß, gerade so wie zu den jetzt noch erhaltenen inneren, Eichenholz verwandt war, so wird man die Mutmaßung aussprechen dürfen, daß die Dachstühle vielleicht schon den ältesten Kirchen der Gegend angehörten und aus der Zeit stammen, da der Bischof Otto v. Bamberg, der Apostel der Pommern, im Beginn des zwölften Jahrhunderts das Land zwischen Oder und Weichsel dem Christentum gewann. Gleichzeitig ergoß sich von West- und Mitteldeutschland her eine ungeheure Flut germanischer Einwanderer in dieses Land, das früher vor der Besitznahme durch die Slawen schon einmal germanisch gewesen war.[14]) Selbstredend mußten hierbei sowohl die alten

[13]) a. a. O. S. 4.

[14]) Vgl. eine Zusammenstellung der neueren Forschungen hierüber bei M. Wehrmann, die Germanen Pommerns in vorslawischer Zeit, Monatsblätter der Ges. für pommersche Gesch. und Altertumskunde 1897, Nr. 7. In früherer Zeit saßen in Hinterpommern die germanischen Rugier, von denen ein Teil sich nach Verlauf der Völkerwanderung an der oberen Donau bei Regensburg auf dem Gebiet der späteren

wie die neuen Ansiedlungen Kirchen erhalten, und daß diese recht einfach und nur von Holz hergestellt waren, ist gewiß anzunehmen. Es dürfte sich kaum eine massive Dorfkirche aus dieser Zeit, wie sie doch in den westlichen Gegenden vielfach zu finden sind, in Hinterpommern vorfinden.

Bei den oben erwähnten Beispielen wird man sich die Außenwände auf jeden Fall aus Stielen mit dazwischen gelegenen Riegeln und Rähmen darüber, also in Felderteilung, hergestellt zu denken haben, nicht als Blockholzwände. Erstere Herstellungsweise bezeichnet Bickell als echt germanisch, während die letztere auch slawisch sein kann.

Weitere bemerkenswerte Spuren altgermanischer Holzbauweise lassen sich auf der Pommern benachbarten, vom Weltverkehr gleichfalls abseits gelegenen Insel Bornholm auffinden. Bickell schließt aus der lex Bajuvariorum, daß man in der ältesten Holzbaukunst Oberdeutschlands weder Schwellen noch Deckenbalken, noch Streben kannte.[14])

Nun fehlen bei den einfachen ländlichen Bauausführungen auf Bornholm selbst heute noch die Schwellen, wie Einsender dieses sowohl an fertigen Häusern, wie an Neubauten, die in der Ausführung begriffen waren, feststellen konnte. Die Stiele (Abb. 44) werden auffallenderweise unmittelbar auf das Fundament gesetzt, das aus möglichst lagerhaften Kalkstein- oder Granitbruchsteinen ohne jeden Mörtel sorgfältig zusammengelegt und nur von außen mit Kalkmörtel gefugt wird. Die Häuser, bei welchen die Wandfache mit Lehmstaken ausgesetzt sind, zeigen ein Strohdach; in den Wänden und Dächern fehlen Kopfbänder und Streben gänzlich. Die Sparren klauen sich auf ein Rähm auf, die Außenwände der durchweg nur eine geringe Tiefe zeigenden Häuser werden zusammengehalten durch balkenartige Hölzer von stark rechteckigem Querschnitt (etwa 13 cm breit, 21 cm hoch), welche mit einem verkeilten Zapfen durch die Stiele der Außenwände hindurchgehen.

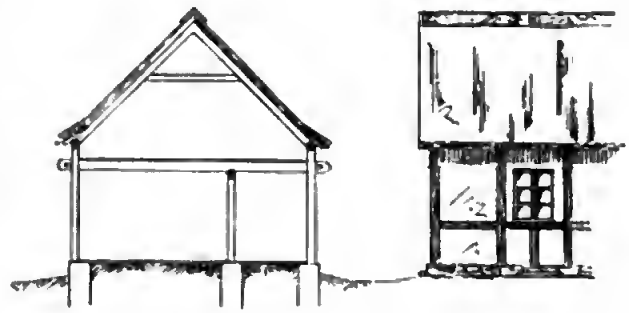


Abb. 44. Haus auf Bornholm.

Auf die beiden äußeren, in den Giebelwänden gelegenen Balken dieser Häuser paßt ausgezeichnet die Erklärung, welche Bickell nach der

---

Bajuvarier wiederfindet. Von vielen wird angenommen, daß ein Teil der ursprünglichen, germanischen Bevölkerung Pommerns sich auch während der Besitznahme durch die Slawen im Lande erhalten habe, weil nur so die ungemein schnelle und gründliche Germanisierung Pommerns im 12. Jahrhundert zu erklären ist.

[14]) Bickell a. a. O.: „Weitere wesentliche Teile kennt die lex Bajuvariorum nicht, weder Schwellen noch Deckenbalken, noch Streben . . . Ich vermag in der Nichterwähnung der genannten Bauteile keinen bloßen Zufall zu sehen. Was zunächst die Schwellen betrifft, so spricht schon die Übertragung des Wortes von dem Erdaufwurf, auf welchem (im Norden nachweisbar) das Haus stand, welli, auf einen anderen Bauteil für dessen spätere Einführung. Erst im 13. Jahrhundert finden wir Schwellbalken erwähnt. Noch 1427 mußte eine Ulmer Bauordnung die Verwendung von Schwellen ausdrücklich gebieten."

Digitized by Google

lex Bajuvariorum von besonderen Hölzern, spangae genannt, gibt. „Danach (nach der lex Bajuvariorum) bestand das Haus aus einem ordo columnarum, einer Säulenwand mit stärkeren Ecksäulen (winchilsûl), oben zusammengehalten von spangae, tit. 9 c. 7, exteriores vero trabes quas spangas vocamus, eo quod ordinem continent parietum." Die Bornholmer Häuser sind heute schon recht klein. Bei den meisten Gehöften gibt es jetzt noch für die verschiedenen landwirtschaftlichen Zwecke je ein besonderes Gebäude, welche zusammen die ununterbrochene Umschließung eines viereckigen Hofes bilden. Man wird nun nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß in früheren Zeiten die Trennung der Gebäude nach ihren Zwecken noch weiter durchgeführt war, so daß sich früher noch kleinere Häuser ergaben.[16]) Bei diesen ist ferner anzunehmen, daß ursprünglich die Dachdeckung zugleich den Abschluß der Räume nach obenhin bildete.[17]) Dann werden bei kleinen Häusern die zusammenhaltenden spangae also nur in den Außenwänden notwendig, und es erklärt sich hieraus, warum von Balken in der lex Bajuvariorum überhaupt nicht die Rede ist. Selbst in den heutigen Bornholmer Häusern machen die balkenartigen Hölzer noch den Eindruck, als ob sie nicht unbedingt zum Hause gehörten. In Ställen fehlen diese Hölzer häufiger fast gänzlich, in Wohnhäusern liegen sie in derartigen Entfernungen und tragen einen so schwankenden Bretterfußboden, daß das Dachgeschoß für Wohn- und mancherlei andere Zwecke kaum nutzbar ist. Es deutet dies darauf hin, daß bei der ursprünglichen Anlage Balkenlagen überhaupt nicht vorhanden waren.

Die einfachen Bauten von Bornholm (im frühen Mittelalter Burgundarholm genannt) dürften daher ein Beispiel eines Zweiges altgermanischer Bauart ohne Schwellen, Streben und eigentliche Deckenbalken geben, wie es in Deutschland kaum mehr zu finden ist.

Sie bilden mit den hinterpommerschen Holzbauten zusammen bemerkenswerte Belege für die Richtigkeit der Betrachtungen, welche der oben mehrfach genannte Gelehrte, im wesentlichen aus literarischen Quellen schöpfend, in der kurzen, aber inhaltreichen Einleitung seines Werkes über hessische Holzbauten niedergelegt hat. Auffallenderweise wird durch die hier gegebenen Beispiele gerade die alte Holzbauweise des Südens Deutschlands mit derjenigen an den Küsten des Baltischen Meeres in Zusammenhang gebracht. Es mag jedoch diese Bemerkung hier genügen. Irgend ein weiteres Eingehen auf die verschiedenen möglichen Gründe dieses Zusammenhanges erscheint an dieser Stelle ausgeschlossen. F. Prieß. 1900.

## Der Cordulaschrein in Kammin, Zeit und Ort seiner Entstehung.

Der sogenannte Cordulaschrein, der im Domschatze zu Kammin in Pommern aufbewahrt wird, findet sich zwar im Schrifttum bereits mehrfach anerkennend erwähnt, aber die betreffenden Veröffentlichungen sind nur von Ansichten begleitet, die die Einzelformen dieses kostbaren Stückes nicht ausreichend klar wiedergeben. Es mag darum der Versuch gerechtfertigt erscheinen, diese Lücke hier auszufüllen.

---

[16]) Der norwegische Professor Dietrichson teilt über die altnordischen Holzbauten mit (nach Zentralbl. d. Bauverw. 1893, S. 419): „Charakteristisch ist, daß jeder Raum ein Haus für sich bildet, daher noch heute in der norwegischen Volkssprache der Name für Stube und Haus gleich lautet".

[17]) L. Böttger führt a. a. O. S. 32 über nordische Bauten aus: „Ursprünglich bildeten Dachstuhl und Dach die Decken der Kirchen wie der Wohngebäude".

Der Schrein (Abb. 47—53) bildet ein wertvolles Denkmal altnordischer Kunst. Er besteht aus Platten einer knochen- oder beinähnlichen

Abb. 45.

Abb. 46. Vergrößertes Mittelstück von Abb. 45.

Abb. 45 u. 46. Das goldene Brustgehänge von Hiddensöe bei Rügen, jetzt im Provinzial-Museum in Stralsund.

Masse, von der bis dahin noch nicht genau festgestellt ist, welchem Tiere sie entstammt. Für echtes Elfenbein besitzt sie ein zu grobes Gefüge. Sie

Digitized by Google

besteht vielleicht aus sogenanntem sibirischen, vom Mammut entnommenen Elfenbein, vielleicht entstammt sie aber auch den Schaufeln eines Elches oder den Zähnen eines Walrosses. Diese Platten werden von einem Rahmenwerk von vergoldeter Bronze zusammengehalten, bei welchem auf die Verbindungsstellen ausgezeichnet stilisierte Tierköpfe gelegt sind. Die Köpfe am äußeren Rande sollen wohl teils Adler-, teils Birk- und Auerhahnköpfe darstellen, während an einer stärkeren Rippe, die sich wie ein Rückgrat über die Mitte des Kastens legt, die Querbügel anscheinend in Wolfsköpfe

Abb. 47. Der Cordulaschrein im Dom zu Kammin. Teil der Längsansicht.

auslaufen und ebensolche Köpfe mit weit aufgesperrtem Rachen an den Enden des Kastens angebracht sind, wo sie als passende Handhaben zum Anfassen dienen. Die ganz eigenartige Form des Kastens und seine Zusammenfügung aus einzelnen meistenteils gradlinig abgeschlossenen Platten erinnert noch am meisten an die Form und die Zusammensetzung eines Schildkröten-Panzers. Die Tierköpfe, von denen die Vogelköpfe auf einigen untergelegten Federn in derselben Weise befestigt erscheinen, wie man noch heutzutage die Köpfe von Auer- und Birkwild unter Zuhilfenahme einiger Flügel- und Schwanzfedern als Jagdtrophäen aufhängt, sind teils für sich allein, teils wie die eben erwähnten Wolfsköpfe an den Enden des Kastens mit dem Rahmenwerk desselben zusammengegossen und derartig fein nachziseliert und in gekörnter (granulierter) Arbeit ausgeführt, daß selbst die in großem Maßstab gehaltenen Abbildungen die Feinheiten kaum in vollem Maße wiedergeben können.

Die Seiten des oben als Rückgrat bezeichneten Mittelbügels zeigen in einpunktierter und darauf nachgezogener Arbeit ein besonderes, dieser Rippe durchaus angemessenes Linienornament (Abb. 53), zu dem das Motiv von den Wirbeln eines Rückgrates entnommen zu sein scheint. Die übrigen Bügel weisen dagegen bandartige Linienführungen in den verschiedensten Mustern auf: bald zeigt sich eine einfache Bandverschlingung, bald ein Rankenzug, der an hellenische Vorbilder erinnert, bald ein kunstvoll durchflochtenes Muster von Ästen und Zweigen nach Art eines Flechtzaunes (Abb. 49 bis 51). Das Schlüsselloch wird von zwei eingravierten hahnartigen Tieren bewacht, die aber derartig durch Stilisierung umgebildet sind, daß nur noch die Köpfe und Füße an das ursprüngliche Vorbild erinnern, während der übrige Körper in freie Voluten und Linienführungen aufgelöst ist (Abb. 47). Ebenso sind die Tierfiguren, welche auf den Beinplatten dargestellt sind, bei ihrer Übertragung in ein strenges Flachornament derartig stilisiert worden, daß es bei manchen Platten schwer hält, die Tierfiguren in denselben zu erkennen und zu verfolgen. An den Stellen, wo Gelenke sitzen,

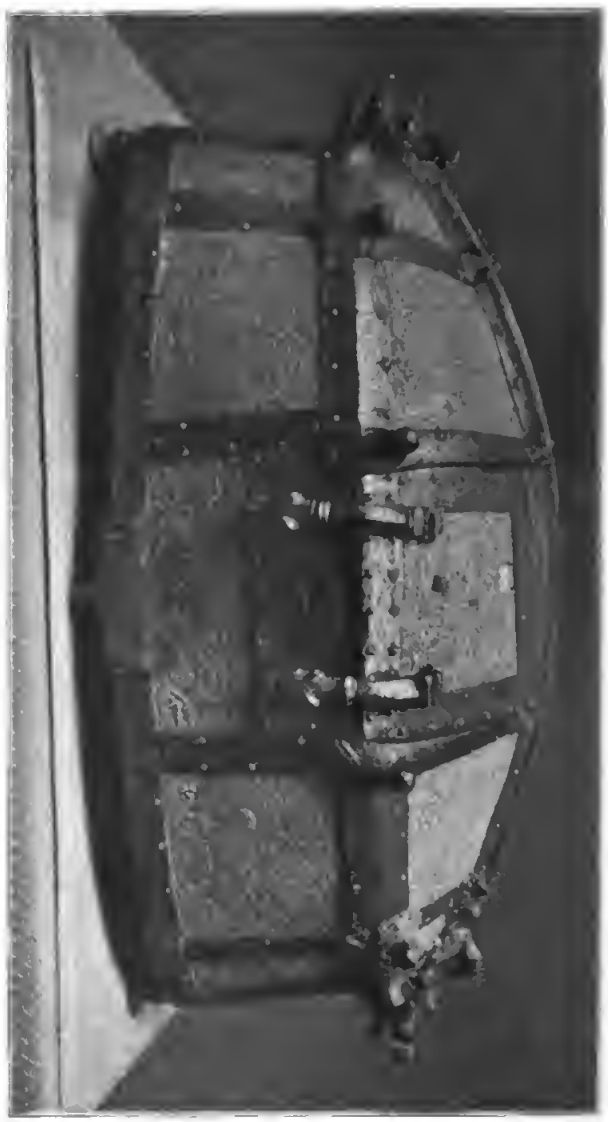


Abb. 48. Längsansicht des Cordulaschreins.

Digitized by Google

finden sich straff gezeichnete Voluten aufgelegt, die ja in ähnlicher Zeichnung in der nordischen Metalltechnik besonders an Arm- und Beinringen ein vielgebrauchtes Schmuckmotiv bilden. Haare, Schwänze, Ohren und Bärte der Tiere gehen vielfach in rein ornamentale, von konzentrisch gekrümmten Streifen begleitete Rankenzüge über, bei denen der schmale, zwischen den einzelnen Streifen verbleibende Grund durch flache Perlenreihen ausgefüllt ist, während die Tierleiber selbst durch breite Linienführungen umrahmt sind und dazwischen ein durch eingeritzte Schraffierung entstandenes feineres Schuppenmuster zeigen. Wenn es schwer fällt, beim ersten Anblick auf den einzelnen Platten die dargestellten Gegenstände zu erkennen, so reizt gerade dies wieder zu eingehender Betrachtung, Auflösung und Enträtselung des Dargestellten hintereinander. Vorzugsweise scheinen Meerestiere auf den Platten aufzutreten. Auf der dem Schlosse gegenüberliegenden Kastenseite verbeißen sich zwei aal- oder walartige Fische ineinander, auf anderen Platten zeigen sich greifen- und pferdeartige Tiere, welche aber Schwimmfüße und lange Schnurrbärte zeigen, wohl nach dem Vorbild von Seehunden. Man möchte diese Tiere als nordische Hippokampen oder als Wellenrosse und Meeresdrachen bezeichnen, welch beiden letzteren Benennungen ja die nordischen Seefahrer ihren Schiffen zuteil werden ließen. Die Köpfe der pferdeartigen Tiere sind immer in der Vorderansicht dargestellt, und derartige Köpfe glotzen auch aus den durch einen bogenförmigen oberen Abschluß ausgezeichneten beiden Endfeldern des Kastens (Abb. 52). Der Kasten, dessen Boden durch eine anscheinend später eingebrachte Holzhohle gebildet wird, ist am Boden

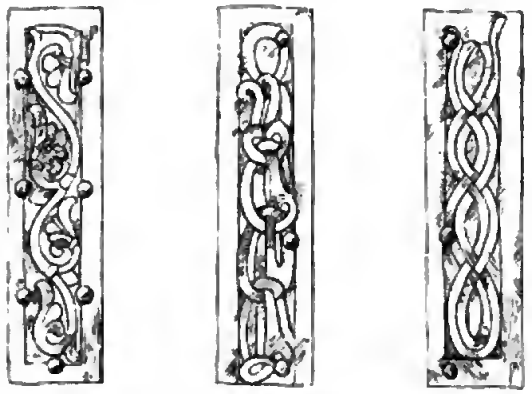


Abb. 49. Seitenstreifen.

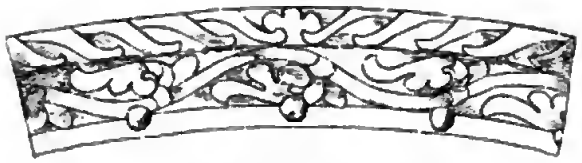


Abb. 50. Mittelrippe halb.

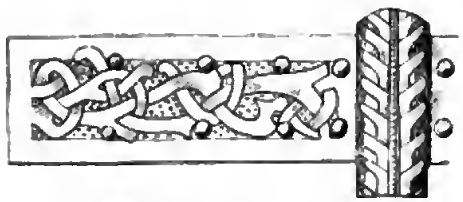


Abb. 51. Stück des vorderen Randstreifens.

Abb. 49—51. Metallverzierungen vom Cordulaschrein im Dom zu Kammin.

gemessen 36 cm lang und 35 cm breit und enthält jetzt die Reste eines menschlichen Gebeines, welches als dasjenige der heiligen Cordula bezeichnet wird. Da aber keinerlei Kreuze oder sonstige christliche Symbole an dem Kasten angebracht sind, so wird von allen, die bis jetzt über den Kasten geschrieben haben, gewiß mit Recht angenommen, daß er ursprünglich nicht für diesen Zweck, sondern eher als Behälter zur Aufnahme der Kostbarkeiten irgend eines nordischen Seekönigs hergestellt sei.

Kugler, der als einer der ersten diesen Schrein beschreibt,[18]) ist der Ansicht, daß er trotz seines hochaltertümlichen Aussehens doch wohl

Abb. 52. Stirnansicht des Cordulaschreins.

erst in das 12. Jahrhundert n. Chr. zu setzen sei, welche Ansicht er aber in keiner Weise begründet. Auf jeden Fall zeigt dieses Kunstwerk straffere, herbere und strenger stilisierte Formen, als sie sich in dem reichen Schnitzwerk an den Portalen der nordischen, dem 11. und 12. Jahrhundert entstammenden Plankenkirchen zeigen, von denen der norwegische Gelehrte Dietrichson eine große Anzahl veröffentlicht hat.[19]) Neuere Forscher setzen den Schrein daher wohl mit Recht etwas früher an, nämlich in das Ende des ersten Jahrtausends n. Chr., wie z. B. Stephani[20]) und Schumann[21]), der

[18]) Baltische Studien, herausgeg. v. d. Ges. f. Pommersche Gesch. und Altertumskunde, Jahrg. VII, Heft 2, S. 150.

[19]) Vergl. Dietrichson und Munthe, Die Holzbaukunst Norwegens. Berlin 1893.

[20]) Der älteste deutsche Wohnbau und seine Einrichtung. Leipzig 1902. S. 385.

[21]) Die Kultur Pommerns in vorgeschichtlicher Zeit in „Baltische Studien" Jahrg. 46. Stettin 1896.

Digitized by Google

seine Entstehung etwa im 10. Jahrhundert annimmt. In dieser Zeit saßen in Pommern und den benachbarten an der Ostsee gelegenen Ländern die Slawen, oder wie sie in jenen Zeiten noch allgemein genannt wurden, die Wenden, welche in diese Gegenden eingezogen waren, nachdem sie von ihren ursprünglichen Bewohnern, den Rugiern und anderen germanischen Völkerschaften im 3. und 4. Jahrhundert n. Chr. ganz oder wenigstens größtenteils geräumt worden waren. Trotzdem wird das hier beschriebene Kunstwerk mit seiner eigenartigen Erfindung und seiner meisterhaften Metalltechnik den Wenden nicht zuzuschreiben sein, denn Schumann, ein genauer Kenner der Kunstleistungen der ehemals in Pommern ansässigen Völker, gibt das folgende, in wörtlichem Auszuge wiedergegebene absprechende Urteil über die Kunst-

Abb. 53. Ansicht des Corbulaschreins von oben.

fertigkeit dieses Volkes ab: „Was den Schmuck der Wenden betrifft", schreibt Schumann[22]), „so ist aus den Hacksilber-, Grab- und Einzelfunden genügend viel erhalten, um uns einen Begriff von demselben zu geben. Im ganzen ist derselbe gegenüber dem der älteren Perioden einfach zu nennen. Waffen, die unzweifelhaft wendischen Ursprungs wären, sind aus Pommern nicht bekannt, ihre Eisenwaffen scheinen sie vielfach von ihren deutschen Nachbarn bezogen zu haben. Auch die auf uns gekommenen Steinbilder wendischer Götzen zeigen einen ganz tiefen Stand der darstellenden Kunst. Die Gefäßbildnerei, einförmig, schablonenhaft in der Form, ohne jede Abwechslung, sticht gewaltig ab gegenüber den zuweilen geradezu künstlerischen Formen früherer Perioden. Daß eine nennenswerte Metallindustrie im Lande bestanden habe, wird nirgends bemerkt. Fügen wir noch hinzu, daß man

[22]) a. a. O. S. 187 u. f.

ungemein häufig die Benutzung von Knochen- und Steingeräten findet, so wird man zugeben müssen, daß die wendische Kultur eine außerordentlich armselige und tiefstehende gewesen ist, die gegenüber der Kultur früherer Perioden gewaltig zurücksteht." Ganz anders verhält es sich mit der Kultur der Germanen in diesen Gegenden. Schon in früher Zeit, der älteren Eisenzeit, welche für diesen Landstrich etwa von 500 v. Chr. bis 500 n. Chr. angesetzt werden kann, und als nachweislich Germanen hier saßen, finden wir eine hochentwickelte Metalltechnik gerade an den Küsten des westlichen Teiles der Ostsee, und die Museen in Stettin, Stralsund, Kiel und Kopenhagen weisen reiche Schätze kunstvoller germanischer Metallarbeiten aus dieser und späterer Zeit auf. In Kiel befindet sich unter anderem ein schönes Pferdegeschirr (Kummet) von Bronze, welches in seiner Verzierung mit Tierköpfen und in den Einzelformen sehr an den Cordulaschrein erinnert. Auf einem reichgeschmückten über sechs Pfund schweren goldenen Horn, das sich früher in der Kopenhagener Kunstkammer befand, jetzt aber gestohlen ist, hatte sich in Runenschrift der Künstler, der Holtingar (Holting, Holsteiner) Hlewagastir genannt.

Auch der Ostgotenkönig Theoderich der Große erhielt schon von den Königen der germanischen Warner, deren früherer Sitz an der heutigen Warnow in Mecklenburg von der Trave bis zur Peene angenommen wird, nach einem noch von ihm erhaltenen Dankesschreiben[23]) ausgezeichnet geschmiedete Langschwerter zum Tieschenk, die selbst durch die Schutzwaffen, also Helme, Schilde und Panzer oder Brünnen, hindurch hieben (spathas etiam arma desecantes). Sie waren so blank poliert, daß man sich darin spiegeln konnte (splendet illic claritas expolita, ut intuentium facies fideli puritate restituant), spielten in verschiedenen Farben (variis coloribus) wieder und waren durch schöne Längsfurchen ausgehöhlt (pulchris alveis excavata). Offenbar waren sie in damaszierter Arbeit von Eisendrähten oder Fäden (linis) hergestellt, und wir würden das Muster vielleicht als Band- oder Rosendamast bezeichnen, da Theoderich sagt, daß die Klingen sich von kleinen Würmern zu kräuseln schienen (videntur crispari vermiculis). Theoderich sagt in dem zwischen 523 und 526 verfaßten Briefe, daß das Land der Warner in solchen Werken einen vorzüglichen oder gar den alleinigen Ruf (lujus rei opinionem singularem) besitze und führt noch an, daß der hellenchtende Sand (splendidissimus pulvis patrine vestrae natura largiente), ein Tieschenk des Unterhundes der Warner, also wohl der feine weiße Ostseesand, ein wesentliches Erfordernis zum Schleifen und Polieren derartiger Waffen bilde.

Es wird daher nach dem obigen vollständig gerechtfertigt erscheinen, wenn man allgemein die kostbaren Metallarbeiten, die ab und zu an den Küsten der Ostsee im Wasser oder auf dem Lande gefunden werden, nicht Wenden, sondern Germanen und besonders den während der Wendenzeit an den Küsten Pommerns vielfach ansässigen Wikingern zuschreibt, die sich aus Kriegern verschiedener germanischer Völkerschaften der Küstenländer zusammensetzten. So bezeichnet Schumann drei in der Oder und Peene ausgebaggerte Langschwerter von ausgezeichneter Arbeit[24]), die sich jetzt im Stettiner Museum befinden, als Wikingerschwerter. „Die Schwerter sind von Eisen, vorzüglich damasziert, zweischneidig". Sie sind am Knauf und

[23]) Cassiodori Sen. Variae ed. Mommsen in. Mon. Germ. V 1. Die Stelle erscheint im einzelnen etwas entstellt, sodaß sie hier nur auszugsweise wiedergegeben ist.

[24]) Abgebildet bei Schumann a. a. O. Taf. 5.

an der Parierstange mit goldenen Einlagen versehen (tauschiert), die Klingen zeigen Längsfurchen, und es entsprechen daher diese Langschwerter durchaus den von den Warnern dem Könige Theoderich zum Geschenk gemachten.

Ausgezeichnet ist auch das berühmte goldene Brustgehänge von Hiddensoie bei Rügen, jetzt im Stralsunder Museum befindlich, dessen einzelne Stücke in gekörnter (granulierter) Arbeit hergestellt und mit Schmuckformen, die verschlungene Tiere darstellen, reich verziert sind (vergl. Abb. 45 u. 46). Die Ornamente laufen mehrfach „in stilisierte Tierfiguren aus, wie dies der nordische Stil des zehnten Jahrhunderts häufig zeigt". In dieselbe Zeit setzt Schumann auch den Reliquienkasten der heiligen Cordula in Kammin und ist gleichfalls der Ansicht, daß er ursprünglich in heidnischer Zeit zur Aufnahme irgendwelcher Schätze gedient habe und erst später seiner Schönheit willen zum Reliquienschrein einer christlichen Heiligen gemacht worden sei.

In der Nähe von Kammin, das an der früher wohl tiefsten und daher vielbefahrenen östlichsten Odermündung, der Dievenow, liegt, befand sich nun ehemals zwei Meilen weiter stromaufwärts an der Stelle des heutigen Wollin eine reiche Handelsniederlassung, anfangs Jome oder Jumne genannt, welche die Wikinger wohl früh zur Plünderung und Brandschatzung und schließlich zur Einnahme reizte, denn wir finden im 10. und 11. Jahrhundert an dieser Stelle auch eine Wikingerburg, Jomsburg genannt, von welcher Schumann, der erhaltenen Jomsvikingasaga und anderen Quellen folgend, berichtet[25]): „Im Wendenland an der Stelle der heutigen Stadt Wollin hatte der Dänenprinz Harald Blauzahn, der Sohn Gorms, eine Wikingerburg gegründet, die Jomsburg genannt. Von hier aus hatte Haralds Sohn Svein den Vater bekämpft und sich des väterlichen Thrones von Dänemark bemächtigt. Abenteuerliche Fürstensöhne aus Dänemark, Schweden und Norwegen waren später die Führer in der Burg, von der aus sie mit Hunderten von Schiffen Raubzüge nach Dänemark, Schweden, Norwegen, ja bis England unternahmen." Nachdem die Wikinger von hier aus hundert Jahre lang die Küsten der Ost- und Nordsee gebrandschatzt hatten, wurde die Jomsburg im Jahre 1043 von Magnus dem Guten von Dänemark zerstört, aber es erhob sich an derselben Stelle zu neuer Blüte wieder eine Stadt, jetzt Julin genannt, deren Glanz und Pracht die alten Chronisten wie Adam von Bremen, Helmold und die Lebensbeschreiber Ottos von Bamberg nicht genug zu rühmen wissen. Griechen, Wenden, Sachsen und andere Völkerschaften verkehrten auf dem vielbesuchten Markte der reichen Stadt. Als der Pommernapostel Otto von Bamberg dann in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts das Land bekehrte, wollte Julin den Christenglauben lange nicht annehmen, aber ein Jahr nach seinem Tode († 1139) wurde doch ein Bistum in Julin gestiftet, welches, nachdem 1184 auch diese Stadt zerstört worden war, im Jahre 1188 nach Kammin verlegt wurde.

Für die Geschichte des jetzt im Kammiuer Domschatze befindlichen Cordulaschreins dürfte es sich daher als die einfachste und nächstliegende Annahme ergeben, daß der Kasten von der Hand eines Wikingers der benachbarten Jomsburg geschaffen ist, daß er nach der Zerstörung dieser Burg in der reichen Stadt Julin aufbewahrt und dann bei der Verlegung des Bistums von Julin nach Kammin in die letztere Stadt mitgenommen wurde. Wenn der Cordulaschrein aus der Hand eines Wikings stammt, so

[25]) Die Kultur Pommerns in vorgeschichtlicher Zeit, in „Baltische Studien" S. 187 u. f., Jahrg. 46. Stettin 1896.

sind die hellenischen Elemente in seiner Verzierung auch wohl zu erklären, war doch der Weg von der Ostsee bis zum Mittelmeer den Wikingern ein wohlbekannter. Nach Haag nahmen die Völker um die Ostsee vor 800 bis 1000 Jahren[26]) lange Zeit hindurch etwa den Weg, auf welchem jetzt in Rußland ein neuer Kanal zur Verbindung der Ostsee mit dem Schwarzen Meere geplant wird, d. h. sie fuhren von der Ostsee die Dwina aufwärts, deren Quellen ganz nahe bei denen des Dniepr liegen, schafften ihre kleinen und gewiß für diesen Zweck besonders gebauten Schiffe[27]) ein kurzes Stück über Land und fuhren dann den letzteren Fluß abwärts über Kiew ins Schwarze Meer (Swartu Haf), hier weiter bis zum Sividursund (Bosporus) und bis nach Mikklegard (große Stadt, Konstantinopel). Bald kommen die Wikinger, hier auch Waräger genannt, in friedlicher Absicht, um Kriegsdienste am Hofe von Byzanz zu nehmen, bald aber auch in großer Anzahl mit kriegerischen Absichten, so im Jahre 866, als sie Kiew eroberten und Konstantinopel belagerten. Ein zweiter und zwar der gewöhnlichere Verkehrsweg ging indessen schon von alters her die Oder aufwärts und dann die March abwärts über Carnuntum an der Donau ins römische Reich. Zeugnisse der vielen ehemaligen Beziehungen zwischen dem Mittelmeer und der Ostsee sind jetzt noch die reichen Funde von Münzen römischer und byzantinischer Kaiser, die an der Ostsee, vorzugsweise in schwedischen Gräbern gemacht werden, dann besonders geformte oder verzierte, nicht an Ort und Stelle gefertigte vorgeschichtliche Waffen, deren Ursprung in Ungarn und den Mittelmeerländern gesucht wird, schließlich auch reich emaillierte Metallarbeiten christlicher, byzantinischer Kunst (Leuchter, Kruzifixe usw.), die neben dem hier besprochenen Cordulaschrein im Domschatze von Kammin aufbewahrt werden. Über Julin ging vielleicht auch ganz oder teilweise der Handel zwischen Norwegen und Arabien, von dem v. Minutoli[28]) berichtet, daß den Arabern Skandinavien (terra Almagus) wohl bekannt war und daß sie ihre „Industrieerzeugnisse", welche im Norden hochgeschätzt wurden, sehr wohl den Wünschen der nordischen Völker anzupassen wußten. Auf dem Silberberge in Wollin, auf der Stelle des alten Julin, hat man vielfach arabische Silbermünzen, sogenannte „Dirhems", ausgegraben, und führt dieser Berg seinen Namen daher. Auf jeden Fall wird man sagen müssen, daß der Künstler des Cordulaschreines, wenn er auch etliche antike Elemente in sich aufgenommen hat, diese doch umgezeichnet und zum Stile des ganzen passend in sich verarbeitet hat[29]). Bei einem seefahrenden Wiking ist auch die reiche Erfindung und sorgfältige Ausführung der Platten des besprochenen Kastens am leichtesten zu erklären. Als ich vor einigen Jahren auf der Nordseeinsel Sylt die schönen Kerbschnitzarbeiten eines Sammlers sah, die eine reiche Erfindungsgabe verrieten, teilte er mir

[26]) Baltische Studien, Jahrgang 28. Stettin 1878.

[27]) Das im Nydam-Moore in Schleswig-Holstein gefundene, jetzt im Kieler Museum befindliche sehr interessante große Wikinger Boot „läuft an beiden Steven gleichmäßig spitz zu, so daß es ohne zu wenden vorwärts und rückwärts gehen konnte, und war daher trotz seiner Länge nicht nur auf offener See, sondern auch in schmalen Gewässern brauchbar. Das Steuerruder hing seitwärts. Die Kielplanke ist sehr flach, damit das Boot leicht ans Land zu ziehen war." (Führer durch das schleswig-holsteinische Museum vaterländischer Altertümer in Kiel. Kiel 1895.)

[28]) Der Dom zu Drontheim. Berlin 1853, S. 8.

[29]) Ebenso sind an einem anderen Denkmal nordischer Kunst, dem Dome zu Drontheim, in eine echt gotische Architektur rein antike Schmuckformen, das bekannte Ornament der überschlagenden Welle, auch laufender Hund genannt, aufgenommen worden, ohne die Einheitlichkeit des Ganzen zu stören. (Vergl. v. Minutoli a. a. O Tafel VIII, Fig. 1.)

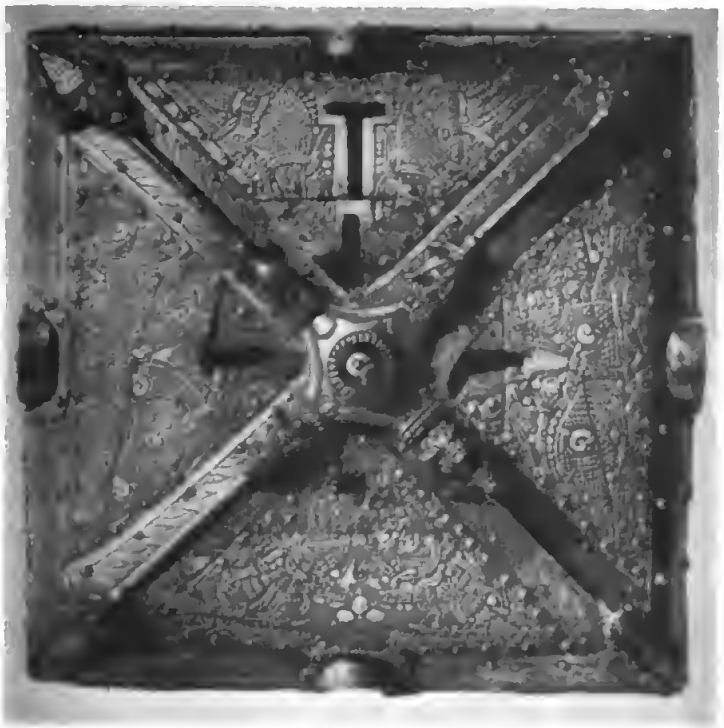


Abb. 54.

Abb. 55.

Abb. 53 u. 54. Sog. „Schmuckkästchen der h. Kunigunde".
Ursprünglich im Dom in Bamberg, jetzt im Bayrischen Nationalmuseum.
Obere u. vordere Ansicht.

mit, daß zu den Zeiten, als die Segelschiffahrt noch blühte, die Matrosen derartige Arbeiten auf ihren langen Seefahrten musterhaft ausgeführt hätten, woran jetzt nach dem Vorwiegen des Schiffahrtsbetriebes durch Dampfer nicht mehr zu denken sei.

Wenn nun Minutoli, der auch den Cordulaschrein bespricht, annehmen zu müssen glaubt, daß dieser Kasten ein normannisches Kunstwerk sei und bei der Zerstörung Drontheims aus dem Domschatze daselbst geraubt worden wäre, so ist für diese Annahme keinerlei Grund vorhanden. Da Werkstätten für Bronze-Guß und -Bearbeitung von den ältesten Zeiten her in Pommern nachgewiesen sind, wird es keinerlei Bedenken haben, eine Entstehung des besprochenen Kunstwerkes in unmittelbarer Nähe seines jetzigen Aufbewahrungsortes im Gebiete der Odermündung anzunehmen.

Auffallend ist es nun, daß zu diesem ganz eigenartigen Kunstwerke des Cordulakastens noch ein Gegenstück vorhanden ist. Stephani, der auch den Cordulaschrein abbildet und kurz beschreibt, sagt von diesem[39]): „Ein dem Cordulakasten sehr ähnliches Stück befindet sich im bayerischen Nationalmuseum. Es stammt aus Bamberg und galt dort für das Schmuckkästchen der heiligen Kunigunde. Ob der Behälter wirklich im Besitze dieser legendenumwobenen Fürstin gewesen ist, läßt sich freilich nicht im geringsten nachweisen. Wohl aber läßt sich behaupten, daß dieser Kasten mit dem aus Kammin denselben Ursprung hat." Es ist dieser Behauptung nur durchaus beizustimmen. Das viereckige 25/25 cm große Bamberger Kästchen (Abb. 54 u. 55) ist in derselben Weise wie der Kamminer Kasten aus einem Rahmenwerk von Bronze, welches mit Tierköpfchen belegt und vergoldet ist, zusammengesetzt. Der an die Antike anklingende Rankenzug, das verflochtene Zweigwerk und das Rückgrat-Muster finden sich hier gleichfalls an dem Rahmenwerk einpunktiert genau wieder vor. Ebenso ist die Stilisierung der Tiere auf den Platten, wenn auch andere Tiere, anscheinend Drachen, Hunde und Vögel, dargestellt sind, mit den aufgelegten Voluten, dem Rankenflechtwerk, der Schraffierung und Umrahmung der Tierleiber sowie der Perlung des Untergrundes dieselbe wie bei dem Kamminer Kunstwerk. Bei der oben geschilderten Verbindung, welche zwischen Bamberg und Pommern durch den Bischof Otto von Bamberg hergestellt wird, ist wohl der Weg nicht schwer zu erraten, auf welchem das jetzt im bayerischen Nationalmuseum aufbewahrte Kunstwerk nordischen Stiles von den Küsten der Ostsee nach Bamberg gelangt ist.

Die Ähnlichkeit zwischen den beiden besprochenen eigenartigen Werken ist eine so große, daß man sich versucht fühlen möchte, nicht nur denselben Ursprungsort, sondern sogar denselben Künstler für beide Werke in ihrer eigenartigen Erfindung und Ausschmückung anzunehmen. Der Umstand, daß beide Behälter mit dem Namen christlicher Heiligen verbunden worden sind, ist wohl der Grund dafür, daß sie uns in so ausgezeichneter Erhaltung überliefert sind.

Zum Schluß sei noch bemerkt, daß die meisten neueren Schriftsteller, welche die vielumstrittene Vinetafrage wirklich wissenschaftlich behandelt haben, zu dem Ergebnis gekommen sind, daß der reiche zweimal zerstörte Handelsplatz an der Ostseeküste Jome oder Julin den Anlaß gegeben habe zu der alten pommerschen, bereits im 16. Jahrhundert vielfach behandelten Sage von dem märchenhaften Vineta. Zunächst scheint diese Behauptung von neueren Schriftstellern im Jahre 1846 in einer mir

[39]) a. a. O. S. 385.

Digitized by Google

nicht zur Verfügung stehenden Schritt von Schafarik[31]) aufgestellt und näher bewiesen zu sein, dann aber sind viele andere, so auch Stubenrauch[32]), der im Jahre 1897 im Auftrage der Gesellschaft für Pommersche Geschichte die Frage nochmals von neuem unter Zuhilfenahme sowohl aller literarischen Hilfsquellen als auch örtlicher Ausgrabungen prüfte, zu dem gleichen Ergebnisse gelangt[33]): „Wollin, Julin, Vineta ist identisch." Stubenrauch hat am Silberberge in Wollin mancherlei kleinere Bruchstücke von verzierten Metallarbeiten, von denen einige an den Hiddensoier Gohlschmuck erinnern, ausgegraben und glaubt in einem Gelände zwischen der Stadt Wollin und dem Silberberge „eine in frühgeschichtlicher und späterer Zeit versumpfte und trocken gewordene Einbuchtung des Dievenow-Flusses, die durchaus geeignet war, sowohl für einen Kriegshafen wie für einen Handelshafen der Wikinger Zeit" gefunden zu haben. Die sehr spät erst aufgetauchte Ansicht, daß Vineta an der Küste der Insel Usedom am Streckelberge gelegen habe, ist dagegen nach der Vornahme verschiedener gründlicher Untersuchungen in der neueren Zeit als haltlos wieder aufgegeben worden[34]). Wenn manche Neuern dann aber auch die Ansicht vertreten, daß die Jomsburg früher auch einmal Jumneta geheißen habe, und daß nur „durch eine falsche Lesung oder einen Schreibfehler des Wortes Jumneta der Name Vineta entstanden sei, so erscheint mir diese Ableitung doch zu gesucht und die Ansicht älterer Schriftsteller eher gerechtfertigt, wonach der Name der alten Stadt im Wendenlande von dem Namen des Volkes der Wenden selbst abzuleiten ist, die schon bei Tacitus Veneti, bei Ptolemäus *Οὐενέδαι* heißen. Vineta würde dann nur als Beinamen die alte Stadt als Venetа, die Wendische, bezeichnen, wie schon in einer mecklenburgischen Chronik (1378) von „Wyneta der Stadt der Winthen" gesungen wird[35]):

„als Wynneta wart verstört,
ich hans gelesen und gehört
das sy widder buwete aus
mechtig der Keyser Julius,
und nante sy do Julyn,
nu nennet man sy Wollyn."

Wenn nun aber die oben als die einfachste und natürlichste entwickelte Annahme richtig ist, daß die beiden besprochenen Kunstwerke nicht aus Drontheim oder sonst fernher, sondern aus der benachbarten Jomsburg und Julin stammen, und wenn ferner Julin mit Vineta gleichbedeutend ist, dann ist man gezwungen weiter zu schließen, daß nun in diesen beiden Schmuckküsten — vielleicht abgesehen von den Resten einiger Bohlwerke und einzelnen Münzen sowie Bruchstücken von Metall oder Ton, die bei Ausgrabungen gefunden sind — noch die voraussichtlich einzigen Reste aus dem sagenhaften Vineta vor sich hat. Sieht man sich die beiden Schmuckstücke in ihrer reichen ganz fremdartigen und hochaltertümlichen Ornamentik an, so glaube ich, wird man dem Gedanken einer Verknüpfung dieser Kunstwerke mit der reichen, märchenhaften und sagenberühmten Ost-

[31]) Schafarik, Name und Lage der Stadt Wineta, auch Jumin, Julia, Jomsburg. Leipzig 1846. Sonderabdruck aus den slawischen Jahrbüchern.

[32]) Untersuchungen auf den Inseln Usedom und Wollin im Anschluß an die Winetafrage. Baltische Studien 1898. S. 65 u. f.

[33]) a. a. O. S. 123.

[34]) Ebenda S. 69.

[35]) Ebenda S. 68.

Digitized by Google

seestalt wohl Raum geben dürfen in einer Angelegenheit, bei welcher eine völlig lückenlose und durchaus zwingende Beweisführung doch überhaupt nicht möglich erscheint.

Magdeburg 1902. F. Prieß.

## Das Flensburger Kunstgewerbe-Museum.

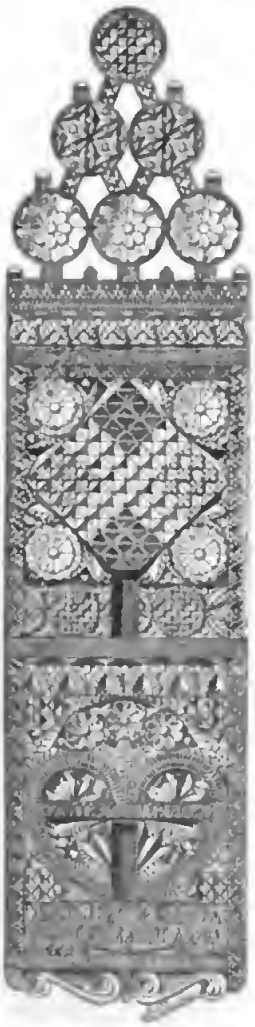


Abb. 56. Mangelholz. 1660.

Die Grenzlande zwischen Deutschland und Dänemark, die heutige Provinz Schleswig-Holstein, haben in früherer Zeit, im Mittelalter und vor dem 30jährigen Kriege, an der hohen Blüte deutscher Kunst mit teilgenommen, und es sind weniger großartige Architekturwerke, sondern die inneren Einrichtungen der Kirchen und Schlösser, der Bürger- und Bauernhäuser, welche von diesem Kunstleben Zeugnis ablegen. Die Reste dieser Kunst sind besonders noch deshalb von großem Werte, weil auf der cimbrischen Halbinsel von alters her germanische Völker ihren Wohnsitz hatten und daher anzunehmen ist, daß die ursprünglichen Motive dieser Kunst, soweit sie aus dem Volke heraus hervorgegangen sind, altgermanischen Ursprung haben. Nachweislich ist erst in späterer Zeit auswärtiger Einfluß durch

Abb. 57. Lehnstuhl aus dem Kreise Husum. 1750.

die Einwanderung der Niederländer in die westlichen Strecken des Landes hinzugekommen und hat eine Umgestaltung der inneren Einrichtungen der städtischen und bürgerlichen Behausungen hervorgerufen.

Digitized by Google

Wie ein Blick in das Werk des Professors Haupt, das Verzeichnis der Bau- und Kunstdenkmäler Schleswig-Holsteins lehrt, sind die Kirchen des Landes voll der reichsten Schnitzwerke an Altären, Kanzeln, Gestühl usw. Von ihnen nimmt der Brüggemannsche Altar, früher Altar der Klosterkirche Bordesholm, jetzt im Schleswiger Dom, eine der ersten Stellen ein. Sein Standort hat durch die neuerdings vom Geheimen Oberbaurat Adler und Landbauinspektor Ehrhardt ausgeführte Wiederherstellung des ehrwürdigen Schleswiger Domhaues eine neue Weihe erhalten. Sind die kirchlichen Kunstwerke durch die Heiligkeit ihres Standortes vor Zerstörung und Zerstreuung verschont geblieben, so ist dies leider mit dem alten Hausrat weniger der Fall gewesen. Vieles, das die Unbill des 30jährigen Krieges überdauert hatte, ist von Kunsthändlern und Privatsammlern verschleppt worden. Daß noch manches vor diesem Schicksale gerettet wurde, verdanken wir den Kunstgewerbe-Museen des Landes, nämlich der Hansestädte Hamburg und Lübeck, und den drei Museen der Provinz selbst, dem zu Meldorf in Dithmarschen, dem Thaulow-Museum in Kiel und vor allem dem Kunstgewerbe-Museum in Flensburg.

Abb 58. Schrankkasten. 15. Jahrhundert.

Die letztgenannte Anstalt ist seit Ende der siebziger Jahre aus kleinen, bescheidenen Verhältnissen hervorgegangen. Vom Staate und der Stadt Flensburg gemeinsam unterhalten, hat sie sich unter der umsichtigen Leitung ihres Direktors Heinrich Sauermann zu ihrer jetzigen Bedeutung entwickelt. Diese liegt einmal darin, daß an demselben Orte unter derselben Leitung eine Fachschule für Kunsttischler und Bildschnitzer besteht, so daß die alten vortrefflichen Vorbilder des Museums bei den Übungen der Schule mitbenutzt werden. Diese Beziehung des Museums zur Schule hat zugleich mitgewirkt, daß bei den Ankäufen für die Sammlungen in erster Linie Holzschnitzarbeiten und Geräte berücksichtigt sind, welche von dem modernen Kunstgewerbe vorbildlich verwandt werden können. Aber auch die übrigen Sammlungsstücke geben einen guten

Überblick über die Kunsttechniken, die ehemals im Lande geübt wurden, wie Kunsttöpferei, Weberei, Metallarbeit u. dergl. Vor allem aber besitzt das Museum eine Mustersammlung von Hausfleißarbeiten von hohem Werte. Das Studium derselben ist für den Architekten, der danach strebt, seine Werke an die alten volkstümlichen Bauten des Landes anzuknüpfen und ihnen etwas von dessen Erdgeruch beizugeben, deshalb so wichtig, weil sie ein getreues Bild der Entwicklung der alten Technik der Holzbehandlung geben, wie solche von unseren germanischen Vorfahren geübt wurde. Es erscheint daher wohl angebracht, besonders bezeichnende Stücke der Sammlung hier kurz zu besprechen. Für ein genaueres Studium wird auf die Jahresberichte der Museumsverwaltung verwiesen, denen die nachfolgenden Ausführungen teilweise entnommen sind. Die von Direktor Sauermann zugleich gütigst zur Verfügung gestellten Abbildungen sind sämtlich nach Aufnahmen von Schülern der Schnitzschule gefertigt.

Von den hölzernen Hausfleißarbeiten nehmen die Kerbschnittarbeiten den ersten Rang ein. Die äußerst reichhaltige Sammlung besteht aus den verschiedensten Gebrauchsstücken: Salzfäßchen, Löffelbrettern, Bandwebern, Ellenmaßen, Milchschwimmern, Kuchenrollern, Kästchen, Mangelhölzern u. dergl. Eine große Anzahl der Stücke hat die alte Bemalung erhalten. Früher war vielfach die Ansicht verbreitet, daß alle die feineren Kerbschnittarbeiten dem Schnitzmesser der für matematische Linien am ehesten geschickten Schiffer und Seeleute ihre Entstehung verdanken. Das ist jedoch nicht zutreffend. Viele der reizvollsten Kerbschnittarbeiten stammen von dem schleswig-holsteinischen Mittelrücken und den Grenzländern der Marsch und sind demnach Erzeugnisse der seßhaften Urbevölkerung. Ein Bild derartiger Arbeiten gibt das in Abb. 56 dargestellte Mangelholz (Holz zum freihändigen Mangeln der Wäsche) aus dem Jahre 1660, das wegen seiner hervorragenden Bemalung mit hellblau, moosgrün, gelb, oliv, weiß und rot noch besonderer Erwähnung wert ist. Derartige Mangelhölzer wurden vielfach als Brautgeschenke hergestellt und zeigen daher in ihren verschlungenen Linien fast stets die Herzform. Das vorliegende Beispiel trägt auch die Inschrift: „Gott tröste aller beider Herzen". Ein ähnlicher, besonders packender Sinnspruch lautet: „Mein Herz, dein Herz, ein Herz". Zu beachten ist noch, daß die geometrischen Zeichnungen mit solchen von stilisierten Blumen und Blättchen abwechseln. Dazu kommt, daß die Vertiefungen äußerst flach in die Holzfläche eingearbeitet sind. Alles zusammen trägt zu der reichen und zierlichen Wirkung der Arbeit bei. Daß wir es hier mit einer der ältesten ursprünglichen Techniken zu tun haben, werden wir bestätigt finden, wenn dieselbe Technik an den ältesten Möbelstücken, den Truhen und Wandschränken, wiederkehrt. Für eine Wiederbelebung des Hausfleißes durch die von manchen Seiten eifrig geförderten Handfertigkeitskurse wird diese Kerbschnittsammlung wesentliche Dienste leisten.

Die Sammlung der Sitzmöbel enthält eine große Anzahl alter Stühle aus städtischen und bäuerlichen Haushaltungen, die infolge ihres guten Zusammenhanes und der Einfachheit ihrer Formen zur Nachahmung reizen. Wenn auch die allgemeine Anordnung überall die gleiche ist — die Lehnen sind hauptsächlich aus gedrechselten Stäben und schmalen, geschnitzten Brettern zusammengesetzt —, so ist doch die Ausbildung der Einzelheiten außerordentlich mannigfaltig. Fast jedes Kirchspiel im Schleswigschen hat seine eigenartigen, von der nachbarlichen Gemeinde verschiedenen Sitzmöbel besessen. Soweit diese Stühle kräftigere und mehr glatte Profile besitzen, sind sie ehemals gleichfalls farbig ausgeziert gewesen. Ihre Formen

Digitized by Google

sind jedenfalls uralt und von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. Vielfach sind auch sie für festliche Gelegenheiten, für Verlobungen und Hochzeiten vom Bräutigam gearbeitet und geschnitzt worden, worauf die Inschriften mit teilweise scherzhaften Andeutungen hinweisen. Fast in jeder alten Haushaltung fand sich ein derartiger Männerstuhl mit hohem Sitz und hoher Lehne und ein Frauenstuhl mit kleineren Abmessungen. Diese beiden Stühle bildeten in bäuerlichen Haushaltungen in der Regel die einzigen beweglichen Sitzplätze. Im übrigen waren nur Banksitze vorhanden, die mit der Vertäfelung in unmittelbarem Zusammenhange standen. Das in Abb. 57 dargestellte Beispiel stammt aus dem Westen des Landes, aus den friesischen Gegenden.

Mehr dem Zufall ist es zu verdanken, wenn es gelegentlich der Nachforschungen in den letzten Jahren gelungen war, noch anderweitige

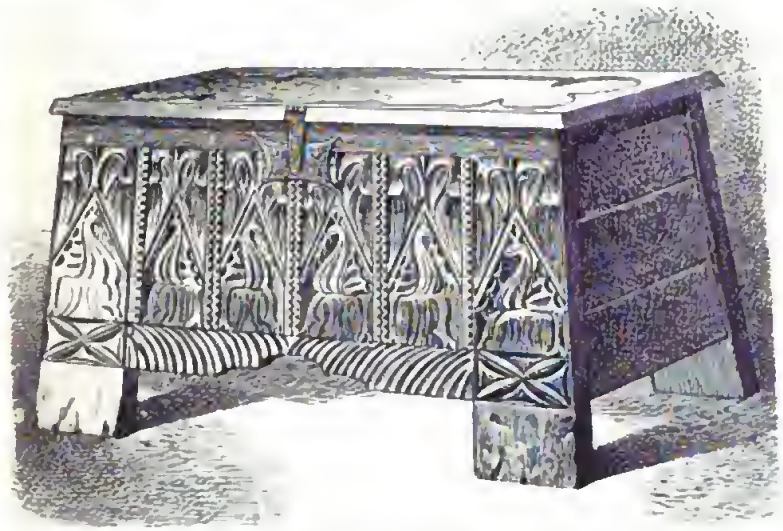


Abb. 59. Truhe mit Kerbschnittverzierungen. 15. Jahrhundert.

typische Hauseinrichtungsstücke ältester Zeit für die Sammlung zu erwerben. Sie stammen aus Gegenden des Landes, die infolge ihrer Abgeschlossenheit vom Verkehr sich lange abweisend gegen die Neuerungen und Wandlungen des Geschmackes erhalten haben. Der in Abb. 58 dargestellte Schrankkasten aus dem 15. Jahrhundert zeigt ein mit glatten Brettern bekleidetes Holzgerüst, das wahrscheinlich durch farbige Ornamente belebt war und mancherlei Eisenbeschlag trägt. Nur das Stirn- und Bekrönungsbrett ist mit Schnitzwerk ausgeziert. In der Form des Keilschnittes zeigt diese Schnitzerei eine so eigenartige Anlage, daß sie wohl als einer der ältesten Reste dieser Technik angesehen werden kann. Neben den eingekerbten Flächen sind auch Hohlschnitte zur Auszierung benutzt, wodurch ein besonders belebtes Aussehen der Schnittflächen erzielt ist. Eine ebenso eigenartige, wenn auch andere Behandlung der dekorativen Ausstattung weist die in Abb. 59 dargestellte Kerbschnitt-Truhe auf. Einfache, aber wirkungsvolle Bandstreifen teilen die Holzflächen und ohne Unterschied auch

die Brettpfosten. Die nischenartig verzierten Felder erhalten blattartige Formen und phantastische, geflügelte Drachengestalten. Charakteristisch ist die vielfache Verwendung des Mandelschnittes für die Darstellung des Organischen im Ornament. Die breiten und flach gehaltenen Schnittflächen

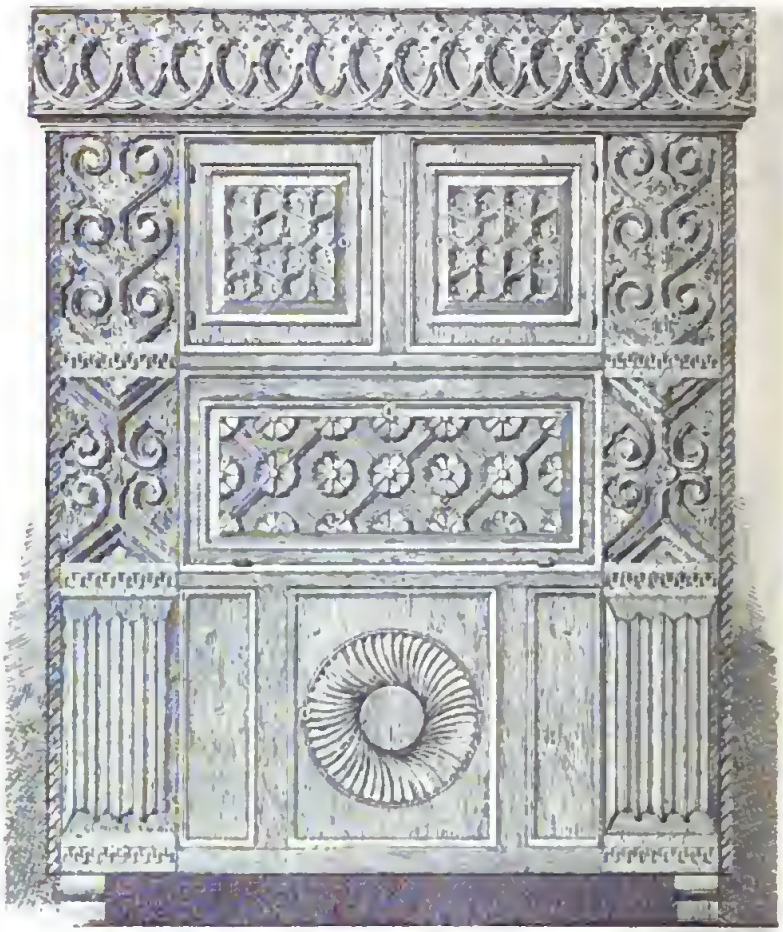


Abb. 60. Gotischer Wandschrank aus dem zweiten Drittel des 16. Jahrhunderts.

bringen die darzustellende Zeichnung in angemessener und ruhiger Weise zur Wirkung.

In der gotischen Zeit standen noch viele Gegenstände des Hausrats, wie die Bettstatten und die Schränke, in fester Verbindung mit der Wandvertäfelung. So fügt sich auch der Aufbau des Schrankmöbels mit seinen aufstrebenden Linien dem des Getäfels vollständig an. Wie das bezeichnende Beispiel des vorstehend in Abb. 60 dargestellten Schrankes zeigt, bilden

breite Bretter die seitlichen Lisenen und dienen zur Befestigung der wagerechten Riegel und der Türbeschläge. Der Schrank ist somit nur eine mit Türen und Kästen versehene Nische der Vertäfelung. Die breiten Lisenen als Hauptteile des aufrechten Gefüges erhalten ausschließlich lotrecht sich entwickelndes Ornament: Maßwerk, Rollwerk, Kerbschnitt oder sonstigen Zierat, der durch schmale wagerechte Bandstreifen unterbrochen wird. Das

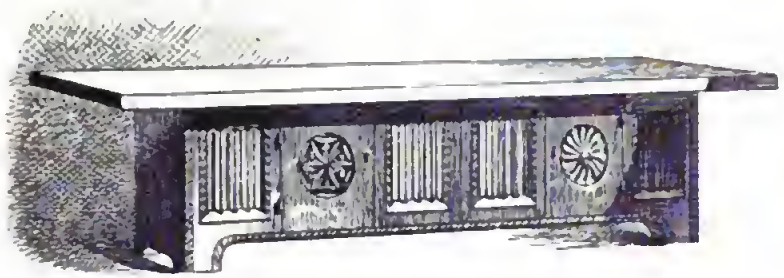


Abb. 61. Gotischer Bankschrank.

Krönungsbrett zeigt eine Reihung von Kreuzblumen, die durch Bogenlinien verbunden sind, alles in Flachrelief geschnitzt. Ähnliche Ausbildung: lotrecht sich entwickelnder Zierat auf den aufstrebenden Bretteilen, Rosetten auf den Füllungstüren, findet sich auch an dem in Abb. 60 dargestellten gotischen Bankschrank. Wirft man nur einen flüchtigen Blick auf denselben, so fällt die Ähnlichkeit mit der Ausbildung des dorischen Tempel-

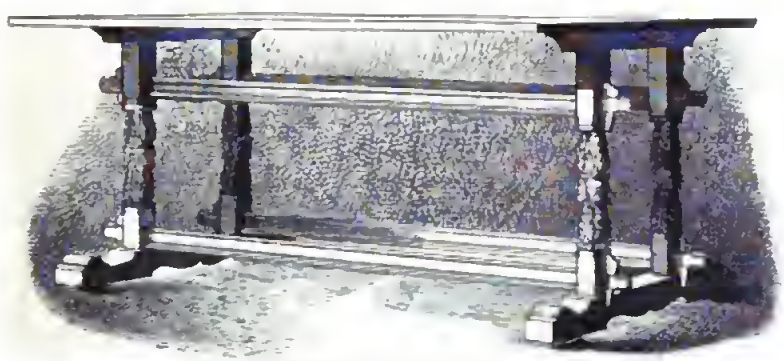


Abb. 62. Gotischer Tisch des 16. Jahrhunderts.

triebes, den Triglyphen und Metopen auf. Und doch ist nur anzunehmen, daß dieselben Grundsätze der Verzierungskunst zu diesen ähnlichen Formen geführt haben, ohne daß dieselben sich untereinander beeinflußt haben. Dieser Bankschrank, der Vorläufer der Truhe, war allgemein verbreitet, da es Sitte war, die im Haushalt nötigen Sachen liegend aufzubewahren. Die Truhe hat nachher alle Stilwandlungen bis auf unsere Tage durchgemacht und wird jetzt wieder mit Vorliebe zum Aufbewahren der Tischwäsche verwandt.

Digitized by Google

Die Tische aus gotischer Zeit hatten meistens eine sehr einfache Durchbildung und sind hauptsächlich nur wegen ihrer praktischen Zusammenfügung bemerkenswert. Das Untergestell bestand meistens aus zwei breiten, ausgeschnittenen Bohlenstücken, die auf Lagerhölzer gestellt und mit Riegeln verbunden waren. Das in Abb. 62 gegebene Beispiel besitzt dagegen bereits vier Säulenpfosten, die mit reichem Blattwerk und Masken verziert sind. Die Riegelverbindung ist in einfacher, gediegener Weise durch Holzkeile gesichert.

Es ist die Frage aufzuwerfen, wo diese Einrichtungsstücke gotischer Zeit verfertigt worden sind. Soweit es sich nicht um Hausfleißarbeiten handelt, ist anzunehmen, daß reichere Arbeiten bis Anfang des 16. Jahrhunderts aus Gegenden mit höher entwickelter Kunstfertigkeit bezogen wurden, wohl das meiste aus Lübeck. Im Lande selbst hat sich das gewerbliche Leben zuerst in der Handelsstadt Flensburg entwickelt und wurde daselbst durch die Zunftregeln geschützt. So ist es nicht ausgeschlossen, daß Arbeiten, die seinerzeit von Flensburger Snitgermeistern gefertigt wurden und ins Land hineingingen, jetzt nach dem Ort ihrer Entstehung zurückgewandert sind, um im Kunstgewerbe-Museum eine bleibende Stätte zu erhalten.

Das Museum ist leider zur Zeit in ganz unzulänglichen Räumen untergebracht, welche nicht nur die Besichtigung, Sichtung und Vergleichung der Kunstschätze erschweren, sondern auch die Aufstellung vieler wertvoller Stücke noch gar nicht ermöglichen. Dem Zusammenwirken der Stadt, der Provinz und des Staates ist es noch vorbehalten, ein brauchbares und würdiges Haus für das Museum zu erbauen. Der Bauplatz, inmitten eines hochgelegenen Parkes dicht bei der Altstadt Flensburg, und der aus einer Preisbewerbung hervorgegangene Entwurf der Architekten Schultz u. Schlichting in Berlin sind vorhanden. Es bedarf nur noch der Überwindung der letzten Schwierigkeit bei der Zubemessung der Staatsbeihilfe, um mit dem Bau zu beginnen. Vorher schon ist der an demselben Orte und unter derselben Leitung bestehenden Fachschule für Kunsttischler und Bildschnitzer Erwähnung getan worden. Diese Verbindung zwischen Museum und Fachschule wird noch reichere Früchte tragen, sobald das Museum in angemesseneren Räumen untergebracht sein wird. Zugleich liegt es im Interesse des Gedeihens der Schule, daß die Schüler sich auch an Arbeiten beteiligen, die unmittelbar für den Gebrauch gefertigt werden. Ihre Tüchtigkeit zu derartigen Arbeiten hat die Schule durch vielfache Wiederherstellungen alter Schnitzwerke bewiesen. Besonders seien hier genannt die Wiederherstellungen des Brüggemannschen Altarblattes in Schleswig, der fürstlichen Loge in der Schloßkapelle Gottorp ebendaselbst, des bunten Pesels in Meldorf und der Kriegsstube in Lübeck. Auch neuere Arbeiten sind von ihr gefertigt, so das friesische Zimmer auf der deutschnationalen Kunstausstellung in München im Jahre 1888 und das im Auftrage des Deutschen Reiches für die Ausstellung in Chikago gearbeitete niederdeutsche Prunkzimmer. Auch sonst sind diese Schülerwerkstätten vielfach von Architekten in Kiel, Hamburg und Lübeck mit der Ausführung von Kirchenausstattungen sowie von profanen Gebäude- und Zimmereinrichtungen betraut worden.

K. Mühlke. 1896.

Über die weitere Entwicklung des Museums und Museumsneubaues ist in einem der folgenden Aufsätze berichtet.

Digitized by Google

## Früh-mittelalterliche Formen am heimischen Hausgerät.

Nach dem Jahresbericht des städtischen Kunstgewerbe-Museums in Flensburg von 1901.

Das Bestreben der neueren Sprachforschung geht bekanntlich darauf hinaus, die verwandtschaftlichen Beziehungen der menschlichen Idiome zueinander nachzuweisen, um mitzuhelfen, das praktische Studium der Sprachen zu erleichtern und über das dunkle Gebiet der Urgeschichte der Völker Licht zu verbreiten. Ein gleiches Streben läßt sich auch auf dem Felde der neueren Kunstforschung, durch das Ergründen der Kunstformen, der formellen Typen und Symbole, nach ihren Übergängen und Verzweigungen, verfolgen. Mit dem Gange der Kulturgeschichte hat auch die Kunstsprache ihre Verschiedenheiten und ihre mannigfaltige Umbildung erfahren. Wie mit der Entwicklung des Menschengeschlechts eine Entwicklung der Kunstformen tatsächlich erfolgt ist, so sind diese letzteren wiederum in ähnlicher Weise, durch das Heben und Senken der sozialen und politischen Verhältnisse, in Mitleidenschaft gezogen worden.

Bereits für die ältesten der vorgeschichtlichen Zeiten lassen sich vollgültige Beweise erbringen, daß man Kunstformen, wenn auch nur in primitivster Anordnung, zum Schmuck menschlicher Erzeugnisse benutzte; ebenso erkennen wir dabei die Absicht, die Zweckform andern, ihrer Bestimmung und Bedeutung gemäß, durch Anwendung von Zierwerk verständlich zu machen.

Diese ersten Versuche einer Kunstübung, wie sie sich beispielsweise durch das Aneinanderreihen von Nägelabdrücken, Punkten, Strichen usw. kundgeben und wie sie in unserer Sammlung, gleich wie anderswo, an den ältesten Tongefäßen wahrzunehmen sind, erfahren eine stetige, aber äußerst langsame Erweiterung; denn bis zur Entwicklung jener komplizierten Kunsttypen, wie sie uns aus dem Beginne unserer Zeitrechnung überliefert wurden, sind sicher ungezählte Zeiten vorübergegangen. — Auch der symbolische Charakter, den man mit den Ornamenten zu verbinden suchte, gab Veranlassung, ihnen höhere Bedeutung und Gestaltung zu verleihen. Wir erkennen beispielsweise bei entwickelten Völkern, wie die Geheimbedeutung des Knotens, der Schleife, des Labyrinths als Kunstsymbol eine tiefgreifende und allgemein verbreitete war.[36])

Wo diese Symbole bei einschneidenden Veränderungen im Leben der Völker zeitweilig verschwinden, sehen wir sie oft erst nach längeren Zeiträumen wieder in die Erscheinung treten, um von späteren Generationen zu höherer Gestaltung berufen zu werden. Immer zeigt sich aber die gleiche Tatsache, eine Erhaltung der Grundtypen des Ornaments durch Jahrtausende hindurch, so daß sie selbst Völkergenerationen überleben und von nachfolgenden Geschlechtern immer aufs neue zur Verwendung herangezogen werden, besonders wenn ihnen neben der schon erwähnten symbolischen noch noch nationale Bedeutung beigelegt wurde.

Für diese Betrachtung haben die ornamentalen Formen, die uns aus dem frühen Mittelalter überliefert sind, besonderes Interesse. Wir unterscheiden an ihnen zwei Richtungen. Während die eine auf prähistorische Zierformen zurückzuführen ist, verrät die andere eine Reihe fremder, wohl aus dem Orient übernommener Motive.

---

[36]) Semper, „Der Stil", Band I, § 18.

Digitized by Google

Die erstgenannten Formen ergeben solche von mehr einfacherer Anordnung, wie: Flechtformen, Strickformen, Zickzack- und Kreisornamente, Verschnürungen, Durchflechtungen, Verknotungen, oder solche von reicherer Durchbildung, wie sie an germanisch-religiösen, symbolischen oder mythologischen Darstellungen, an reich geschnürten Bandformen und Flächenornamenten vorkommen. Wir können diese hier aufgezählten Schmuckformen als rein germanische bezeichnen, weil bei ihnen fremder Einfluß nirgends nachzuweisen ist. Wo sie an den Gegenständen der unmittelbaren Umgebung unserer Vorfahren vorgeschichtlicher Zeit, wie an den Gefäßen, den Schmucksachen, den Waffen, den Geräten, den Schiffen usw. verwandt worden sind, da offenbaren sie sich als Äußerungen aus dem Seelenleben unseres Volkes.

Diese wohl in Jahrtausenden gesammelte und gesprochene Formensprache war derart in das Volksbewußtsein eingedrungen, daß selbst einschneidende Verhältnisse kaum imstande waren, ihre Bedeutung, die sie im germanischen Volke besaß, abzuschwächen oder gar zu untergraben. Seeseiberg bezeichnet in seinem sehr verdienstvollen Werk: „Frühmittelalterliche Kunst der germanischen Völker" die vorgeschichtliche Kunst als ein Produkt der Rasse, die die Fähigkeit in sich trug, der Gefolgschaft des später vordringenden Christentums — dem Romanismus — standzuhalten. Die Tatsachen belehren uns, daß die germanischen Völker bereits in vorchristlicher Zeit Proben kraftvoller Selbstbestimmung ablegten, so daß weder das Christentum, noch eine andere Religionsform sich fähig zeigte, sie zum gänzlichen Aufgeben ihrer herkömmlichen künstlerischen Anschauungen zu bewegen. Aus den geschichtlichen Überlieferungen entnehmen wir, daß solche, lange bevor Kelten und Römer direkt oder indirekt mit unseren Vorfahren in Berührung traten, bestanden haben müssen. Römer und byzantinische Griechen rühmen das Geschick der Germanen in der Pelzbereitung, nicht allein im Gerben derselben, sondern auch im kunstvollen Sticken und Besetzen des Pelzwerks. Die Renntierkoller der Nordgermanen, reich durch Stickerei geziert, wurden schon im dritten Jahrhundert massenhaft nach Rom exportiert. Die Verzierungen an diesen Pelzen, deren haarige Seite nach innen gerichtet und nur an den Säumen und Verbrämungen sichtbar wurde, zeigten zur absichtlichen Hervorhebung der Nähte Einlagen aus lebhafter gefärbtem roten, blauen und grünen Leder, welche durch zierliche Schnörkel-Stickereien eingefaßt wurden. Über den Kunstwert dieser Arbeiten und über ihr echt nationales Gepräge ist kaum ein Zweifel zulässig, denn die verwöhnten Römer und Römerinnen trieben mit diesen germanischen Pelztrachten solchen Luxus, daß von Staats wegen das Tragen derselben bei schweren Strafen verboten wurde.[37])

Einen weiteren Beweis für das Bestehen einer nationalen, selbst in den einzelnen Gegenden Germaniens sich verschieden äußernden Kunstrichtung, ergibt der aus der Zeit der Völkerwanderung stammende, dem Nydamer Moor (Kreis Sonderburg) entnommene Silberfund. Dieser brachte ältere nationale Ziermotive in vorgeschrittener und freierer Durchbildung zum Vorschein. Höchst eigenartig ist hier die Behandlung der Formen, die zum Teil durch Übertragung altgermanischer Schnitztechnik auf Metall beeinflußt erscheint.[38]) Bei der anerkannten Vorliebe und dem Geschick, das dem

[37]) Semper, „Der Stil".

[38]) Daß das Hausgerät der Zeitgenossen jener Moorfunde bereits durch entsprechende Zierformen höhere Weihe erlangt hatte, beweist ein im „Kieler Museum

Nordgermanen für die Holzschnitzerei von jeher eigen war, ist dieses Vorkommnis wohl zu erklären.[39])

Doch auch aus weit späterer Zeit sind Belege für die nationale Betätigung unserer Vorfahren vorhanden. Der heilige Bonifazius bezeichnet die aus heidnischer Zeit überlieferten Ornamente, wie phantastische Tierhäupter, Tierbildungen, mit ihren geflochtenen oder in Schlingen und Knoten gelegten Bändern oder den ineinander geringelten, zusammengewundenen Schlangen als — unchristlich, als Überlieferung des Antichrist und für Gotteshäuser ungehörig und empfiehlt darum deren Entfernung aus den Säumen der Kleider, in die sie gestickt und eingewirkt waren.[40]) Aber solche wohlgemeinten Anordnungen waren nicht dazu angetan, bei unseren Vorfahren das nationale Empfinden, das sich durch Anwendung des überkommenen Formenschatzes fortgesetzt äußerte, zu verkümmern.

Welche Zeit die Entwicklung dieser nationalen Formen beanspruchte, dafür werden sich kaum jemals annähernd richtige Bestimmungen erbringen lassen; da aber die germanischen Völker, wie wir oben nachzuweisen versuchten, sich bereits zu Beginn unserer Zeitrechnung im Besitz ganz ausgeprägter Schmuckformen befanden, müssen sich diese bereits viele Jahrhunderte vorher durch stetige Übung und Anwendung herangebildet haben. Jedenfalls kann kein Zweifel darüber bestehen, daß noch zu Beginn der früh-mittelalterlichen Kunstperiode ein reicher Schatz echt nationaler Formen bei den germanischen Völkern des Nordens vorhanden und mit Vorliebe benutzt worden war.

Über die Bedeutung, die diese nationnl-germanischen Ornamente für die Entwicklung früh-mittelalterlicher Kunst gewannen, darüber äußert sich Seesselberg in seinem oben angedeuteten Werk in folgender Weise: „Das Christentum hat ohne Zweifel vermöge seiner sittlichen Kräfte den zuvor brutal geäußerten Gewalten der Germanen erst eine ideale Richtung gegeben; es ist — nur Unwissenheit oder Bosheit könnten dies leugnen — ein mächtiges Agens für die beschleunigtere und intensivere Entwicklung unserer Kunst gewesen. Aber das Christentum hat den Völkern, welche das nordische Klima hervorbrachte, doch darum noch keine andersgearteten ästhetischen Fähigkeiten verliehen und daher auch die physischen Menschen zu keinen veränderten ästhetischen Äußerungen ihrer unwandelbaren Rassennatur veranlaßt."

Obgleich die früh-mittelalterliche Kunst tatsächlich einige der altgermanischen Formen veredelte, gelang ihr doch nicht, diese Äußerungen der Volksseele zu beseitigen,[41]) ebensowenig wie das Christentum es vermochte, die Volkspoesie oder die Volkssitten zu vernichten.

---

Vaterländischer Altertümer" befindliches, aus dem Nydamer Moor stammendes, aus Holz gefertigtes, mit Kerbschnitt geziertes Kästchen.

[39]) Wie an den vorstehend erwähnten silbernen Schwertscheidenbeschlägen, läßt sich auch in andern Sammlungen an einer größeren Anzahl bekannter Waffen und Schmucksachen mit rein germanisch-prähistorischen Zierformen die Tatsache nachweisen, daß diese nach Holzschnitzereien in Metall übertragen worden sind. Nicht allein die einfacheren Flecht-, Strick- und Zickzackformen, wie sie an den Nydamer Funden anzutreffen sind, sondern auch kompliziertere Zusammenstellungen — wir nennen hier jene schöne Fibel im Museum zu Lund, veröffentlicht durch Montelius, „Das Eisenalter" — ergeben eine Anlehnung an die Schnitztechnik und eine Übertragung auf das Edelmetall.

[40]) Jacob Grimm, Deutsche Mythologie: Tempel- und Götterbilder.

[41]) Hierfür gibt der um das Jahr 780 hergestellte sogenannte „Tassilo-Kelch" im Stift Kremsmünster einen vollgültigen Beweis.

In dem Vorgang, der sich zu Beginn dieser Kunstperiode abspielte, erkennen wir, wie die urheimischen Formen auch in der neuen Kunst als wichtigste Bildungselemente verwandt wurden, wie sie ferner grundlegenden Einfluß auf die Umformung und Umgestaltung derjenigen fremden Formenelemente gewannen, die während dieser Kunstperiode Eingang in den heimischen Formenkreis fanden, indem sie die Kraft besaßen, diesen fremden Elementen den Geist altgermanischer Kunst mitzuteilen. Diese Leistung und Befähigung germanischen Wesens wird immer von neuem befriedigen und imstande sein, unser Interesse für diese Formenwelt wach zu erhalten.

Die mannigfachen **fremden Motive**, die wir als die zweite Art früh-mittelalterlicher Kunstformen vorhin bezeichneten und die vornehmlich mit dem Christentum ihren Einzug in die heimatliche Kunstsprache hielten, scheinen mehr oder minder durch orientalische Webereien über Rom eingeführt worden zu sein. In der asiatischen Kunst galten manche dieser Symbole bereits seit Jahrtausenden als geheiligte. Das Bekannteste ist der erst von Tieren, später von Menschen verehrte oder angebetete „**heilige Baum**". Keines der fremden Symbole hat sich so wie dieses als keimfähiges Samenkorn auf fremden Boden erwiesen, und besonders ist dasselbe im Norden zu mannigfacher Entwicklung und Anwendung gelangt.[42])

Ein weiteres orientalisches Motiv ist das als Heiligtum oder Hausschutz dienende „**Löwen- oder Greifenpaar**". Auch dieses uralte Sinnbild diente bereits der Pfahlbauhütte, wie dem Wikinger Schiff als glückverheißendes Attribut, ebenso wie es in der nordgermanischen Baukunst, wenn auch in sehr verallgemeinerter und mißverstandener Form bis auf den heutigen Tag an den Giebeln der niedersächsischen Bauernhäuser vorgefunden wird.

Außer diesen Kunstformen, die eine Übertührung in die Formensprache früh-mittelalterlicher Kunst ermöglichten, sind mancherlei Neubildungen entstanden. Unter diesen sind vornehmlich die **Bänder- und Flechtornamente** zu nennen, die ihre Entstehung hauptsächlich den orientalischen Baumverehrungs-Darstellungen verdanken. Ferner die **Greifenformen**, in Verbindung mit komplizierten Flechtornamenten, Verschnürungen usw., wie sie aus zahllosen Band- und Flechtformen bekannt sind.

Wie schon angedeutet, ist es von besonderem Interesse zu beobachten, wie diese orientalischen Zierformen nicht als Vorbilder benutzt worden sind, sondern wie sie Anlaß zu germanisch empfundenen, aber selbständigen Neubildungen gegeben haben. Überall sehen wir dabei, wie das Germanisch-eigenartige den breitesten Raum einnimmt, während dagegen orientalisches oder romanisches nebensächlich behandelt ist.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wird es zunächst unserer Aufgabe entsprechen, nachzuweisen, wo und wie lange sich früh-mittelalterliche Ornamente bei uns erhalten, wie sie ganz besonders zum Schmuck von Hausfleißarbeiten oder von Gegenständen der nächsten Umgebung unserer Vorfahren hier im Lande verwandt und benutzt worden sind. Aus verschiedenen Gründen werden solche Hausgeräte unser besonderes Interesse in Anspruch nehmen können. Zunächst weil sie dem Volke selbst entstammen und Verhältnissen und Zeiten angehören, die ganz wesentlich von der Gegenwart abweichen und wie die verwandten Zierformen, die uns hier

[42]) Es darf nicht Wunder nehmen, wenn südliche Gegenden vielfach analoges mit den ornamentalen Bildungen des Nordens aufweisen, handelt es sich hier doch weniger um Entlehnungen, als vielmehr darum, daß im Norden wie im Süden die gleichen Vorbilder benutzt worden sind.

Digitized by Google

entgegentreten, als Ausdruck des künstlerischen Empfindens unseres Volkes angesehen werden können, da ihre Entstehung in eine Zeit fällt, wo die Bedürfnisse des täglichen Lebens noch nicht durch Leistungen der Industrie gedeckt wurden und Hausgeräte u. dergl. vom Schiffer, vom Bewohner des platten Landes und lange Zeit auch vom Städter selbst hergestellt werden mußten. Was an Schmuck diesen Arbeiten beigegeben ist, entstammt alten Kunstüberlieferungen, denn nur dadurch läßt sich ihre Erhaltung, Eigenart und naive Auffassung erklären. Ferner lassen diese Erzeugnisse erkennen, wie meistens neben großer Handfertigkeit auch stilistische Feinfühligkeit bei deren Ausgestaltung mitgeholfen haben. Wie lange die alten Formen immer von neuem zur Anwendung gelangt sind, darüber gibt schon der Umstand Aufschluß, daß sie selbst noch als Äußerung des Kunstempfindens auftraten, als bereits die spielenden Formen des Rokoko längere Zeit Einzug in Kirche und Haus gehalten hatten.

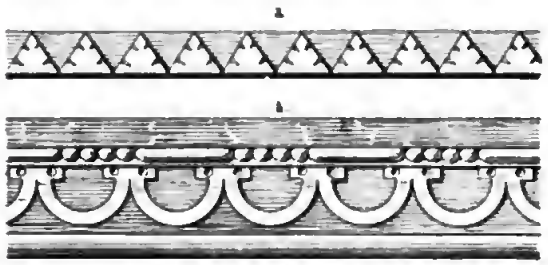


Abb. 63 und 64.
Zierglieder von einem Schränkchen aus dem Jahre 1819.

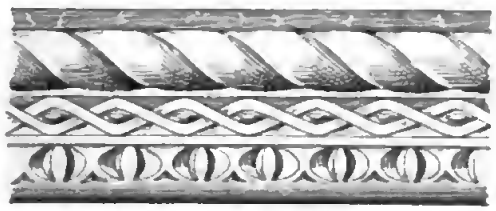


Abb. 65. Geschnitztes Zierglied von einem Hausgerät, Ende des 18. Jahrhunderts.

Die beigegebenen Abbildungen entstammen ausschließlich Aufnahmen aus dem hiesigen Kunstgewerbe-Museum. Zunächst sind es rein germanische Formen, die je nach der Übertragung auf einem dem Urbilde mehr oder weniger verwandten Stoffe auch demgemäß ihre ursprüngliche Gestaltung beibehalten haben. Ihrem Grundmotiv nach benennen wir sie als Flechtungsformen.

Die Abb. 63 führt das aus diesen Formen hervorgegangene Zickzack-Ornament vor. Bereits in vorgeschichtlicher Zeit finden wir dasselbe in den verschiedensten Zusammenstellungen als Ziermotiv verwandt. Abb. 64 zeigt die gleiche Anordnung, nur daß hier die dreieckigen Formen in rundliche übersetzt sind. Dieses Motiv ist mit großer Vorliebe, sowohl am früh-mittelalterlichen, wie am Renaissance-Ornament zur Anwendung gelangt und findet sich an allem möglichen Hausgerät sowohl in einfacher, wie reicherer Anordnung vor. Auch an diesem Motiv läßt sich der germanisch-prähistorische Ursprung nachweisen. An zahlreichen Arbeiten der Bronzezeit und späterer Perioden, wie z. B. an den Moorfunden zu Torsberg, Süderbrarup (Kreis Schleswig), findet sich dasselbe zu mannigfacher Verwertung herangezogen, wie bronzene Messer, Schwertscheiden-Beschläge u. dergl. bezeugen. Zum Teil sind diese alten Ornamente gepunzt.

graviert, in Bronzeguß oder in Bronzeblech zur Ausführung gebracht. Abb. 65 zeigt Flechtungsmotive teils auf der Fläche, teils auf gerundetem Profil angewandt. Diese und ähnliche Zusammenstellungen finden sich an den prähistorischen Metallarbeiten in großer Zahl verwandt. An dem heimischen Hausgerät sind sie in sehr umfangreicher Weise benutzt, doch gestattet es unsere Aufgabe nicht, weitere Beispiele hier zur Darstellung zu bringen. — Diesen Flechtungsornamenten sind auch die **Durchflechtungsformen** von flacher Anordnung zuzurechnen. Abb. 66 gibt ein solches Motiv, wie wir es in mannigfaltiger Verwendung an kirchlichem Gerät des frühen Mittelalters antreffen. So sind zahlreiche ähnliche Flechtungsformen, beispielsweise an einem sehr interessanten, noch in der Kirche zu Lügumkloster erhaltenen Reliquienschrein aus dem 14. Jahrhundert vorhanden. Abb. 67 zeigt ebenso wie das Vorhergehende, ein Durchflechtungsmotiv in Form sich durchschlingender glatter, runder Stäbe. Die Anordnung ist, entsprechend dem Zweck, den dasselbe vertritt, glatt durchgeführt. Ähnliche Ornamente finden sich bekanntlich an den angelsächsischen Initialen des frühen Mittelalters in ebenso verschiedenartigen, als komplizierten Zusammenstellungen. Die Abb. 68 u. 69 beanspruchen ihrer eigenartigen Verfassung wegen unser besonderes Interesse. Die Musterung wird hier durch das Durchschlingen und Durchflechten flacher riemenartiger Streifen erreicht. Diese Art der Anordnung erinnert sowohl an keltische, wie an spätere irische Arbeiten und Zeichnungen. Während bei letzteren die Wirkung der Durchschlingungen durch Anwendung verschiedener Farben erhöht wird, ersehen wir an den hier in Frage kommenden Holzarbeiten die gleiche Wirkung durch die verschiedenartig angelegte Schnitzmusterung erreicht. Auch für diese Motive lassen sich ähnliche Muster aus vorgeschichtlicher Zeit nachweisen; so enthält F. Hottenroth, „Deutsche Volkstrachten", Seite 71, Abb. 2, die Abbildung von einer altburgundischen Gürtelschnalle, die eine auffallend ähnliche Anordnung und Durchbildung mit diesen Ziermotiven aufweist.

Abb. 66. Geschnitzte Rosette von einem Feuerstübchen. Kreis Flensburg. 18. Jahrhundert.

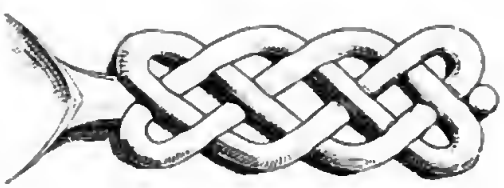


Abb. 67. Stiel von einem hölzernen Löffel. Insel Föhr. Anfang des 19. Jahrhunderts.

Die **Schnürungsornamente**, wie sie häufig teils als Bandformen, teils als Flächenbildungen in der germanisch-prähistorischen Formensprache

zur Anwendung gelangten, haben, wohl hauptsächlich wegen ihrer leichten Herstellung und guten Wirkung, ihren Platz bis in die neueste Zeit beim Schmuck des Hausgeräts behauptet. Abb. 70 zeigt ein solches Ziermotiv, wie wir es beispielsweise häufig an den Auslänfen der Mangelhölzer verwendet sehen. Sowohl an den prähistorischen, als auch an den früh-mittelalterlichen Arbeiten ist diese dem Zangenornament ähnelnde Gestaltung anzutreffen; bei letzteren häufig an Architekturgliedern, wie z. B. an der aus dem 13. Jahrhundert stammenden Münzenburg in der Wetterau. Abb. 71 stellt ein einfaches Schnürungsornament in Flachschnitzerei dar, das in diesem Falle hauptsächlich durch seine geschickte Polychromierung in hell, mittel, dunkelblau, rot, grün, weiß und gelb zu wahrhaft künstlerischer Wirkung gelangte, weil die Gegensätze infolge harmonischer Abstimmung und Verwendung der Farben aufgehoben und zu einem gleichwertig erscheinenden Flächenmuster vereint sind.

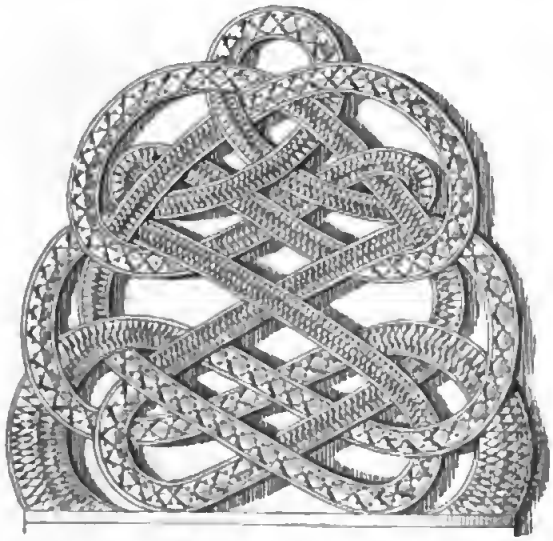


Abb. 68. Freie Endigung von einem Mangelholz, oberer Teil, aus Nordfriesland von 1750.

Abb. 69. Freie Endigung von einem Mangelholz, unterer Teil, aus Nordfriesland. 1750.

Ein Gegenstück zu diesem, dem Ende des 18. Jahrhunderts entstammenden Schnürmotiv befindet sich an einer sehr interessanten prähistorischen Fibula im Museum zu Lund, Schweden; vergleiche auch: Montelius, „Das Eisenalter". Seite 195.

Dem Strick abgeleitete Formen lassen sich zu öfteren am heimischen Hausgerät nachweisen, und wo Stäbe oder Halbstäbe zu kräftiger Gestaltung gebracht werden

sollen, erscheinen diese Motive auch am Platze. Vielfach dienten sie, wie Abb. 65 und 72 andeuten, als Umgrenzungssymbole. An Abb. 73 ist das Strickmotiv, wenn auch nicht aus tektonischen, so doch aus Zweckdienlichkeitsgründen gut zur Anwendung gelangt. Diese Strickornamente kommen ebensowohl an vorgeschichtlichen, wie an früh-mittelalterlichen Tier- und Ornamentformen zu mannigfacher Verwendung.

Den religiös-symbolischen oder mythologischen Ornamenten, wie sie in der früh-mittelalterlichen Kunst auftreten, hat die heimische Kunsttätigkeit am Hausgerät nur weniges entnommen. Ein bekanntes Motiv zeigt die Abb. 75. Abb. 74 ist das einzigste in unserer Sammlung vorhandene Symbol, das sich auf älteste Überlieferung zurückführen läßt. An Abb. 76 ist die eigentliche Bedeutung nicht genügend ersichtlich.

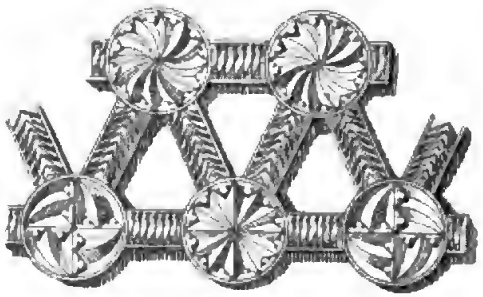


Abb. 70. Endigung an einem Mangelholz, Nordfriesland. 1780.

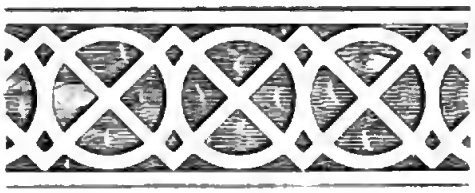


Abb. 71. Teil einer Wandtäfelung, Insel Röm, Ende des 18. Jahrhunderts.

Unter den verschiedenen aus dem Orient übernommenen Symbolen ist das im Abendland am längsten bekannte „bewachende Löwen- oder Greifenpaar" zunächst zu erwähnen. Obschon dasselbe, speziell im Norden, sowohl in vorhistorischer, wie in früh-mittelalterlicher Zeit zu häufiger Verwendung gelangte, ist es bei den Verzierungsarbeiten der heimatlichen Hauskunst wenig herangezogen worden. Zum Teil mag dies in seiner Bestimmung als architektonisches Symbol liegen, zum Teil wird aber auch die schwierigere Wiedergabe daran Schuld gewesen sein.

Das wichtigste der den orientalischen Webereien im frühen Mittelalter entnommenen Symbole bildet der „heilige Baum", teils für sich, teils in Verbindung mit den ihn verehrenden Tieren und Menschen. An den heimischen Hausarbeiten tritt es sowohl in der Weberei, in der Töpferei, als auch in der Holzschnitzerei in verschiedenartigen Darstellungen auf. Die Beachtung und willige Aufnahme, die diese fremden Motive in der früh-mittelalterlichen Kunst fanden, lassen sich am ehesten durch den Mangel an Ausdrücken, worunter unsere älteste nationale Formensprache litt, erklären. Daß manche dieser fremden Symbole den Herstellern solcher Arbeiten symbolisch-begriffslos erschienen, ergibt die häufig schematisierte Wiedergabe der alten Vorbilder, wie wir dies beispielsweise bei Verwendung des „heiligen Baumes" beobachten können, obgleich an diesem Motiv die von Tieren dargestellte Anbetungssymbolik häufig noch unverkennbar zutage tritt. Eine zu scharfer Schematisierung ausgeartete Wiedergabe des

Digitized by Google

Abb. 72. Geschnitztes Zierglied von einem Hausgerät, Ende des 18. Jahrhunderts.

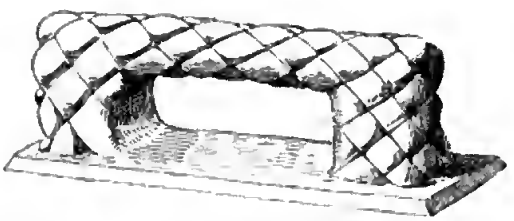


Abb. 73. Griff von einem Mangelholz, Hallig Hooge, Ende des 18. Jahrhunderts.

Abb. 74. Symbolisches Ornament. Geschnitztes Feld vom Sockel einer Truhe. Kreis Schleswig. 18. Jahrhundert.

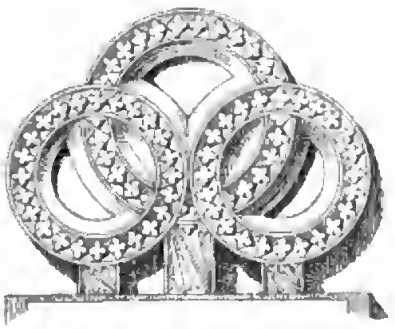


Abb. 75. Symbolisches Ornament. Endigung von einem Mangelbrett aus Nordfriesland. 18. Jahrhundert.

Abb. 76. Füllbrett von einem Kasten. Insel Röm. 17. Jahrhundert.

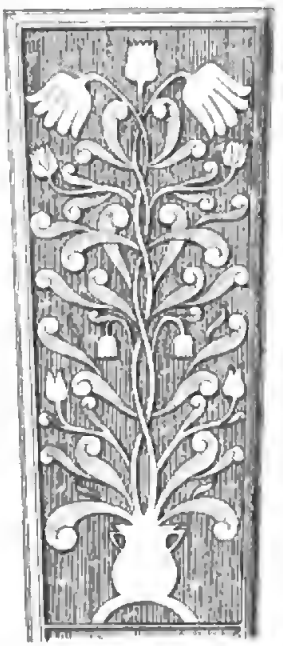


Abb. 77. Teil eines Mangelbretts mit Flachschnitzerei und Bemalung von 1792.

Digitized by Google

„heiligen Baumes" ergibt die in Flachschnitzerei ausgeführte Darstellung der Abb. 77. Im Gegensatz hierzu zeigt Abb. 78 eine ebenso wirkungsvolle, wie eigenartige Anordnung des gleichen, in Reliefschnitzerei ausgeführten Motivs. An der Darstellung ist besonders die charakteristische Modellierung und die von innerer Lebenskraft zeugende Darstellung des Wachstums des „heiligen Baumes" hervorzuheben. Höchst eigenartig ist auch das Sich-Durchwinden und -Durchflechten der Zweige mit ihren scharf charakterisierten Blattansätzen. An dem gleichen Kasten finden sich noch drei unter sich vollständig verschiedene Darstellungen desselben Motivs vor. Abb. 79 zeigt uns in Steingutmalerei den von Vögeln verehrten „heiligen Baum" in allerdings wenig erkenntlicher Form. Der obere Teil desselben zeigt nahezu den Umriß einer gotischen Kreuzblume, während die unteren Zweige zu einer herzförmigen Gestalt zusammengewachsen erscheinen. Aus späterer Zeit stammt das auf Abb. 80 dargestellte Webemuster mit dem Motiv der „Baumverehrung". Wie lange solche Darstellungen noch im Volke bekannt und beliebt waren, das ergeben zahlreiche Arbeiten letzterer Art, die bis in jüngster Zeit Anwendung in der Volkskunst gefunden haben.

Unter den aus dem „heiligen Baum" hervorgegangenen neuen Motiven ist hier vor allem die

Abb. 78. Füllbrett. Reliefschnitzerei von einem Kasten. Umgegend von Flensburg. 18. Jahrhundert.

Abb. 79. Baumverehrungs-Darstellung von der Mittelpartie einer Steingutschüssel aus Norder-Dithmarschen. 1752.

Baumgestaltung als einfache oder doppelte Schlangenlinie zu nennen, letztere mit schleifenartigen Verbindungen. Beide treten in liegender und stehender Anordnung auf. Wenn auch bereits an prähistorischen Arbeiten, neben der Schnürungsornamentik mit dazwischen angebrachten Greifen und anderen Fabelgestalten, vegetabilische Details vorkommen, wurden jenen Formen doch hauptsächlich erst mit dem Eintritt der früh-mittelalterlichen Kunstepoche, und zwar hauptsächlich auch wieder durch die Einwirkung der orientalischen Webereien, zahlreiche neue Details vegetabilischer Art zugeführt. Daß über-

Abb. 80. Baumverehrungs-Darstellung von einem Beiderwand-Gewebe. Kreis Flensburg. Um 1820.

Abb. 81. Pilaster-Ornament von einem Kasten. Kreis Tondern. 1784.

haupt die pflanzlichen Bildungen weit später als die tierischen an den Zierformen Eingang gefunden haben, erklärt sich jedenfalls daher, daß zum Erfassen der ersteren weit mehr Formengefühl vorausgesetzt werden mußte, als zu den Darstellungen grotesker Menschen- und Tiergestaltungen.

Die Hausfleißarbeiten hiesiger Gegend bringen den „heiligen Baum" in seiner Umgestaltung als einfach geschlängelte Linie zur Darstellung. Abb. 81 zeigt eine solche Anordnung von scharf stilisierter Durchbildung, die vermuten läßt, daß bei Ausbildung derselben früh-mittelalterliche Vorbilder benutzt worden sind.

Während dieses Beispiel das Motiv des „heiligen Baumes" für sich zur Darstellung bringt, lassen sich an mancherlei Hausgerät, wie an Fayenceplatten, Metallgerät, auch die „baumverehrenden Tiere" nachweisen. Nicht selten sind die Tiere hintereinander gruppiert, und dadurch ist das Baumverehrungsmotiv, wie beispielsweise an vielen metallenen Prunkschüsseln unserer Sammlung, mißverständlich mit Jagdzügen in Verbindung gebracht. Durch diese Anordnung wirkt das ursprünglich klare Symbol verworrener, denn der Baum wird zum Beiwerk und der Anbetungsgedanke tritt häufig ganz in den Hintergrund. Außer den ornamentalen Motiven aus ältester Zeit, wie wir sie aus dem Bestande unserer Sammlung im vorstehenden nachzuweisen suchten, finden sich noch mancherlei andere Darstellungen am heimischen Hausgerät verwandt, für die allerdings nicht immer richtige Erklärungen zu finden sind. An einem derartigen Stück ersehen wir beispielsweise ein Schiffshäuschen, wie es in ähnlicher Weise von den Wikingern auf ihren Schiffen benutzt wurde, nebst Pfeilen und Säge dargestellt; nicht selten sind auch Symbole, die auf den Feuerkultus Bezug nehmen, anzutreffen.

Auch mancherlei Gerät, das man bis vor kurzem in Kirchen und Bauernhäusern vorfinden konnte, gibt Zeugnis von Beziehungen zu den ältesten Perioden nationalen Zusammenschlusses. Wir erwähnen hier jene schmiedeeisernen Lichtkronen, die bis vor wenigen Jahren noch zum Inventarbestand unserer Landkirchen gehörten. Sie bestehen aus ornamentierten Blechreifen, die an bunt gegliederten Ketten übereinander aufgehängt sind, während an den Reifen selbst, außer den Lichthaltern, Gehänge von verschieden geformten Blechplättchen in größerer Anzahl befestigt sind. Diese, wie die heute noch in Nordfriesland zum Schmuck der Zimmerdecken üblichen, aus gefärbtem Stroh geflochtenen Kronen mit ihren leicht beweglichen Anhängern, erinnern in ihrer Anordnung lebhaft an die im Hotel Cluny in Paris aufbewahrten Votivkronen der Westgoten. Obschon schwerlich irgendwelche Beziehungen zwischen den in Spanien aufgefundenen Kronen und den eben beschriebenen Landeserzeugnissen nachzuweisen sein werden, kann doch infolge Vergleichs mit anderen, der ältesten Zeit entstammenden Gebrauchstypen und ihrer bewiesenen Existenzdauer, angenommen werden, daß wir es hier möglicherweise mit Überlieferungen uralter Hausgeräte zu tun haben, deren Ursprung bis auf unsere germanischen Vorfahren vorgeschichtlicher Zeit zurückzuführen ist.

Bei der lebhaften Handelsverbindung, die unser Land, und besonders Flensburg, in früheren Zeiten mit Norwegen unterhielt, erscheint es auffallend, daß noch nicht das geringste von jenen eigenartigen nordgermanischen Ornamentformen, wie sie die dortigen Landkirchen in so großer Zahl und Schönheit besitzen, nach hier überführt worden ist. Dies ist um so auffallender, als die Schiffer, auch hier im Lande, stets Auge und Talent für kunstfertige Arbeiten in Holz bekundeten.

Alles deutet demnach darauf hin, daß die Kunstbetätigung in unserer meerumspülten Heimat nur durch Kunstströmungen vom Süden her beeinflußt und beherrscht worden ist und daß von hier aus eigentümlicherweise auch unsere nächsten Nachbarn im Norden, Anregung erhielten. Daß dies vor Jahrhunderten auch der Fall, dafür spricht unter anderen auch ein Ergebnis, daß der † Professor Meyborg in Kopenhagen bei seinen Studien im Geheimarchiv daselbst[42]) zutage förderte, wonach im 16. Jahrhundert

[42]) Persönliche Mitteil. des Prof. Meyborg an den Verfasser dieses Berichts.

Flensburgs Handlungshäuser und Kunstwerkstätten den Königlichen Hof in Kopenhagen mit allen benötigten Kunstarbeiten versorgten.

Heinrich Sauermann †.

## Schleswig-Holsteinische Bauernhausmuseen.

Wohl keine Landschaft unseres deutschen Vaterlandes beherbergt innerhalb ihrer Grenzen so viele Überreste verschiedener deutscher Stämme

Abb. 82. Markus Swins Pesel (jetzt im Meldorfer Museum).

wie Schleswig-Holstein. Nördlich des Dannewerkes, der alten Völkerscheide der Nord- und Südgermanen, hausen Abkömmlinge der Friesen, Angeln und Jüten. Südlich derselben wohnen holsatische Sachsen, längs der Ostseeküste gemischt mit Überbleibseln des Wendenvolkes, im Westen an der Nordsee durchsetzt mit rheinischen, holländischen und friesischen Einwanderern. So ist es auch natürlich, daß die verschiedensten Typen deutscher Bauernhäuser im Lande erhalten sind. Dabei haben innerhalb desselben Volksstammes einzelne Sippen noch besondere Eigenheiten in ihren Lebensgewohnheiten, Bauweisen und Kleinkünsten entwickelt. Es hebt sich noch heute das Propsteier Ländchen als besonderes abgeschlossenes Kulturgebiet hervor. Es unterscheiden sich Land und Leute der Marschen von den benachbarten Geestgebieten, Insel- und Festlandsfriesen, die Helgoländer und

Blankeneser Schiffer- und Fischeransiedlungen von den benachbarten Ackerbaudörfern. Besonders in den fruchtbaren Marschgebieten an der Elbmündung, in Dithmarschen und an der Edermündung entwickelte sich der Ackerbau bereits in früheren Jahrhunderten zu hoher Blüte, und mit der Wohlhabenheit der auch ihre politische und wirtschaftliche Selbständigkeit wahrenden Bauern Hand in Hand erblühte ein Kunstsinn, dessen Erzeugnisse im Vergleich mit der städtischen Kunst derselben Zeit eine hohe Stellung einnehmen, vor jener aber voraus haben, daß selbst bei reicherer Außenseite ein zähes Festhalten an alten Lebensgewohnheiten und die genaueste Anpassung an die Zweckbestimmung gewahrt ist.

Wie groß trotz der Einäscherung durch Blitzschlag, Feuersbrünste und Neuerungssucht die Zahl der jetzt noch im Lande vorhandenen Erzeugnisse alter Volkskunst ist, hat sich so recht bei den für das Werk „Das Deutsche Bauernhaus“ vorgenommenen Aufnahmearbeiten der schleswig-holsteinischen, Hamburger und Lübecker Architektenvereine gezeigt. Die auf das Gebiet nördlich der Elbe und des Travekanals in dem Werke vorgesehenen 11 Tafeln werden nur einen geringen Bruchteil dessen wiedergeben können, was wert ist, aufgemessen und gezeichnet zu werden. Es wäre ja nun richtiger, wenn alle noch vorhandenen Überbleibsel alter Volkskunst innerhalb des Rahmens, für den sie geschaffen waren, erhalten bleiben könnten, und ihre Versetzung an eine andere Stelle überhaupt entbehrlich wäre. Immerhin ist es doch vorzuziehen, die wichtigsten und eigenartigsten Stücke derselben wenigstens innerhalb der Grenzen des Sondergebietes in Museen zurückzuhalten, als zuzusehen, daß sie durch den Kunsthandel verschleudert werden und womöglich ins Ausland wandern. So ist es denn mit Freuden zu begrüßen, daß innerhalb der schleswig-holsteinischen Lande eine ganze Reihe von kleineren und größeren Sammelstätten entstanden sind, von welchen die Rettung der alten Kunstschätze betrieben wird. Dabei hat es sich als das natürlichste herausgebildet, daß entsprechend den einzelnen abgeschlossenen Landschaften zerstreut im Lande kleinere öffentliche Sammlungen entstanden. Immer mehr gewinnt dabei auch das Bestreben Raum, ganze Zimmereinrichtungen mit allem Zubehör an beweglichem Hausgerät, ja womöglich ganze Bauernhäuser den Sammlungen einzuverleiben und so für jedes Gerät den Rahmen, für den es geschaffen ist, und in dem es benutzt wurde, zu erhalten.

Abb. 83. Fensterpfosten in Markus Swins Peset.

Für die Arbeit des Forschers möchte es ja auf den ersten Blick bequemer sein, alle diese Sammlungen in einem großen Provinzialmuseum zu vereinigen. Es wäre auch wohl leichter, letzteres mit größeren Mitteln für die Weiterarbeit auszustatten. Immerhin hat die jetzige Einrichtung der vielen kleineren Anstalten auch ihre Vorzüge. Gerade daß letztere in nächster Nähe, gewissermaßen im Mittelpunkte ihrer besonderen Landschaft liegen, gibt Gewähr für die stete Fühlung mit dem Arbeitsfelde, vergrößert

Digitized by Google

die Zahl der Mitarbeiter, damit zugleich den Einfluß auf die Bevölkerung und schafft schließlich Anregung zu Pflegstätten alter Kunstübungen. Dem ehrlichen Kunstforscher wird es auch nur nützen, wenn er gezwungen wird,

Abb. 84. Runscher Pesel.

bei seinen Arbeiten sich innerhalb der Landschaft aufzuhalten, dessen Volkskunst er ergründen will.

Von den kleineren Museen Schleswig-Holsteins ist an erster Stelle das Museum dithmarsischer Altertümer in Meldorf zu nennen. Seit seiner Gründung im Jahre 1872 hat es sich immer mehr zu einem echten

Bauernhausmuseum entwickelt. Als eine Anstalt der beiden Kreise Nord- und Süderdithmarschen beschränkt es sein Arbeitsfeld auf die Landgebiete dieser beiden Kreise, somit auf den Bereich der ehemaligen Bauernrepublik Dithmarschen. Das Museum beherbergt seit 1885 den Swin'schen Pesel, wohl eines der reichsten Kunstwerke, die je für einen Landmann gearbeitet sind, das Wohn- und Schlafzimmer des Markus Swin aus dem Geschlechte der Wurthmannen, eines Mitgliedes der obersten republikanischen Behörde der Dithmarschen, des Rates der Achtundvierziger, welcher nach der Unterjochung des Landes seinem Volke weiter als Landvogt des Schleswig-Holsteinischen Herzogs diente. 1568 wurde der Pesel vermutlich mit dem zugehörigen Anbau des Hauses errichtet. Über die reiche und doch traulich Ausstattung des Raumes, die durch Sauermanns Schnitzschule ausgeführte Wieder-

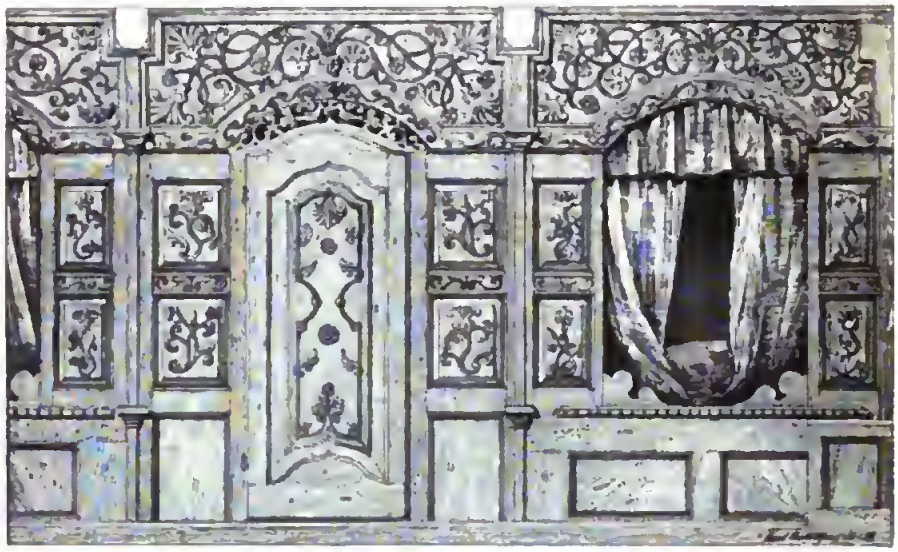


Abb. 83. Hektsches Haus. Wandgetäfel der „Kleinen Stube" (Dönsch). (Maßstab 1:30)

herstellung, über die Einflüsse, die auf den leider unbekannten Meister des Kunstwerkes gewirkt haben, gibt Dr. Deneckens Aufsatz im ersten gelegentlich der Eröffnung des neuen Museumsgebäudes 1896 erstatteten Berichte genaue Auskunft.

Abb. 82 stellt den Pesel dar mit der reich ausgebildeten Tür, den beiden in den Raum eingebauten Bettbojen, dem Schrunke, dem Kamin und dem Durchgang zwischen der Tür und der Bettstatt Markus Swins. Denecken schließt namentlich aus der Formengebung des Schnitzwerkes der Türlünette und der Füllungen der Türpilaster auf niederländische Einflüsse, welche auf den unbekannten Meister des Kunstwerkes gewirkt haben müssen. Für die mannigfache Verwandtschaft der Ausstattung des Pesels mit niederländischen und friesischen Arbeiten sprechen noch verschiedene Zeichen, so die Verwendung von gedrechselten Gitterstäben in dem obengenannten Durchgang, welche in Nordfriesland besonders für die Füllungen der Schrank-

Digitized by Google

türen von Bettkojen häufig vorkommen (vergl. den nachher abgedruckten Aufsatz über altholländische Inneuräume), ferner die Anlage eines Kamins als Feuerung, die in Holland allgemein üblich war, endlich die reiche Ausgestaltung der Fensterpfeiler, von der ein Beispiel in Abb. 83 wiedergegeben ist, und die gleichfalls in den friesischen Landstrichen Hollands in jener Zeit recht beliebt wurde.

Das Museum enthält noch eine Fülle von Einrichtungsstücken alter Bauernhäuser, als Möbel und Holzarbeiten, von ganzen Peselteilen bis zu den kleinsten Gebrauchsgeräten, Metallarbeiten, Töpferwaren, Glasmalereien, Webereien, Trachten, Filigrane und sonstige Schmucksachen. Größere Teile eines einfacheren Pesels aus dem Grestorfer Bunsohe in Süderdithmarschen

Abb. 86. Hehltsches Haus, einst in Ostenfeld, jetzt in Husum.

sind zu einem vollständigen Bauernhauszimmer zusammengestellt. Abb. 84 zeigt linkseitig die Bettwand mit der verzierten und bemalten Holzverkleidung, rechtseitig die Ofenwand mit dem gußeisernen Bilegger, der messingnen Ofenstülp und dem zum Kleidertrocknen dienenden geschnitzten Ofenheck. Daneben ist der Hängeschrank, das Pfeifenreck und sonstiger Hausrat als Truhen, Stühle usw. zu erkennen. Wie sich alle diese Einrichtungen aus den Lebensgewohnheiten des Volkes entwickelt haben, hierüber gibt ein Aufsatz des zeitigen Leiters des Museums Johannes Goos in dem genannten Museumsbericht näheren Aufschluß (vergl. auch den nachher abgedruckten Aufsatz: Ländliches Hausgerät aus Schleswig-Holsteinischen Museen).

Der Meldorfer Museumsleitung stehen nur mäßige Mittel zur Verfügung. In dem verhältnismäßig kleinen Gebäude kann auch nur Raum für eine kleine Anzahl von Sammlungsstücken geschaffen werden. Die Museumsleitung bemüht sich daher, wenigstens ein Inventar tunlichst aller noch in

Digitized by Google

ihrem Arbeitsgebiet vorhandenen Kunstgegenstände zu beschaffen, um so leichter im Falle der Gefahr für die Erhaltung einzutreten. So sind jetzt Verhandlungen über die Erwerbung und Übertührung eines zweiten Pesels aus einem Bunsche benachbarten Geestdorfe, der aus Ende des 17. Jahrhunderts stammt, im Gange.

Die Dithmarschen nächstgelegene Elbmarsch, die hauptsächlich von Holländern kolonisierte fruchtbare Wilstermarsch verdankt der Tatkraft und Anregung des Gymnasialdirektors Prof. Dr. Detlefsen ihr kleines Museum in Glückstadt. Hier sind namentlich Trachten, Kleiderschmuck, Webereien und kleineres Hausgerät gesammelt worden. Gelegentlich wurde das Landvolk durch eine Ausstellung des alten Besitzes auf den großen Wert der Werke der Volkskunst aufmerksam gemacht. Bis zu der Aufstellung einer

Abb. 87. Hehltsches Haus. Diele.

vollständigen Wilstermarschstube hat es das Glückstadter Museum mangels der erforderlichen Mittel und des nötigen Raumes noch nicht gebracht. Dafür begegnen wir aber derartigen Zimmern im Hamburger Kunstgewerbemuseum, im Altonaer Museum. Demnächst wird auch das Flensburger Museum eine Wilstermarschstube aufstellen und selbst nach Kopenhagen und Hohenkollen bei Christiania ist eine vollständige Wilstermarschstube verschleppt worden.[44])

Wie schon im Jahrg. 1899 der Denkmalpflege, Seite 51 berichtet wurde, ist im Weichbilde der alten Hafenstadt Husum inmitten einer Parkanlage eines der nördlichsten Sachsenhäuser, das Hehltsche Haus aus Ostenfeld wieder aufgebaut und dem Vaterlande erhalten worden. Unter

[44]) Über die Wilstermarschstube in Hohenkollen vergl. Zentralbl. d. Bauverwaltung 1900, Seite 306 u. 307.

Digitized by Google

der sachverständigen Leitung des Gymnasiallehrers Voß hat sich dieses Haus zu einem rechten Bauernhausmuseum herausgebildet, das erfreulicherweise von Einheimischen und Fremden tüchtig besucht wird. Maler Richard Hagn hat mehrfach seine Arbeitsstätte im Haus aufgeschlagen und letzteres durch seine Bilder weiteren Kreisen bekannt gemacht. Die Abbildungen 87 bis 88 stellen den Bau nach Aufnahmen des Regierungsbaumeisters Anhagen dar, welche noch vor dem Abbruche in Ostenfeld vorgenommen wurden. In dem Schaubilde der Diele sieht man den vom ersten Umbau des Hauses herrührenden mit einem Schwibbogen überwölbten Wandherd, während bei dem Wiederaufbau der älteste frei in der Diele, neben dem Kreuzbaum stehende Herd wiederhergestellt ist. Der früher mit geschnitzter Wandverkleidung geschmückte Pesel ist nach dem Vorbilde der nach Kopenhagen verschleppten ersten Vertäfelung nachgearbeitet worden. Der letzte Umbau des Hauses im Jahre 1789 verwandelte das rechtsseitige Siddels in eine kleine Wohnstube, nach dem Sprachgebrauch Dönsch genannt.

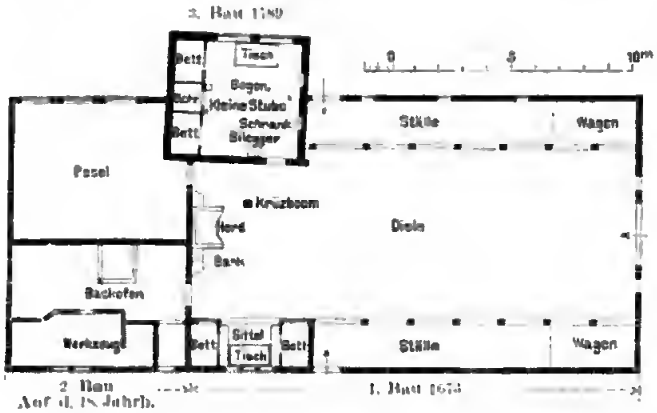



Abb. 88. Grundriß des Hehltschen Hauses.

Die eine ganze Wand dieses Raumes einnehmende Bett- und Schrankvertäfelung (Abb. 87) ist augenscheinlich das Werk eines einfachen Dorftischlers, dem die Rokokoschnörkel der damaligen Mode wohl eine Anregung gegeben haben mögen. Im übrigen hat er aber seine Ranken und Blumen mit eigener Erfindungskraft gebildet und seinem Werke trotz des Reichtums der Schnitzerei eine klare einfache Gesamtgliederung zu erhalten gewußt. Der Pesel, die Diele mit dem erhaltenen linksseitigen Siddels, die Dönsch, überhaupt alle Teile des Hauses sind mit altem Hausrat so besetzt, daß es den Anschein erweckt, als ob der Besitzer die Räume noch in alter Weise bewirtschaftete.

Es würde den Rahmen dieses Aufsatzes überschreiten, auch die übrigen kleineren Museen des Landes, die Sammlungen der Kreisverbände in Hadersleben, der Stadt Schleswig, der Insel Fehmarn zu Burg auf Fehmarn usw. einzeln zu schildern. Es seien daher nachfolgend nur noch die größeren Sammlungen des Landes besprochen, zunächst die des Hamburger Kunstgewerbemuseums, das zwar an der Grenze des Landes in der Hansestadt belegen ist, aber einen großen Teil seiner Schätze aus Schleswig-Holstein bezogen hat. Der verdienstvolle Vorsteher dieser Anstalt, Prof. Dr. Justus Brinckmann, blickte am 12. Februar d. J. auf eine 25jährige Amtstätigkeit zurück. Schon seit Jahrzehnten hat er auf die Sammlung volkstümlicher Kunstarbeiten Schleswig-Holsteins sein Augenmerk gelenkt und sich um deren Sichtung und Wertschätzung verdient gemacht. In seinem Führer durch das Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe

ist der Schilderung der Kerbschnitzarbeiten, der Schnitzarbeiten, der verschiedensten Gewebe von den einfachsten Knüpfarbeiten bis zu den kunstvoll gezeichneten Bilderwandgeweben, der Fayencen, Metallarbeiten usw. ein weiter Raum gewidmet. Vor allem mühte Brinckmann darauf Bedacht, der Beziehung des Kunstwerkes zum Gebrauch und zum täglichen Leben des Volkes nachzuspüren, und es ist ihm gelungen, nach dieser Richtung wichtige Fingerzeige zu geben. Der Aufstellung einer größeren Anzahl vollständiger Bauernstuben standen die beschränkten Raumverhältnisse des Museums und der Umstand entgegen, daß die für die Großstadt Hamburg bestimmten Sammlungen auf allen Gebieten der Kunstarbeit Vorbildliches und Lehrreiches umfassen sollten und sich daher nicht auf die heimatliche Kunstweise beschränken konnten. So hat Dr. Brinckmann nur ein besonderes Beispiel holsteinischer Kunst, das aus dem Jahre 1744 stammende Wilstermarschzimmer des Joachim Krey aus Klein-Wisch seinen Sammlungen einverleibt. Die durch eine photographische Wiedergabe in den Blättern für Arch. u. Kunsthandwerk Jahrg. XIII. Bl. 110 weiteren Kreisen bekannt gewordene Arbeit zeichnet sich durch die für die Wilstermarsch charakteristische und wohl von Hamburg beeinflußte Durchbildung der Wandtäfelung und der Durchgangsöffnung zwischen Diele und Stube aus und durch sonstige an Rokokoschnörkel erinnernde Schnitzwerke der Stühle, des Ofenhecks, des Hängeschrankes und anderen Hausrats. In diesem Raum ist auch der unweit Margaretenhof aufgefundene Pelikan aufgehängt. Unter der Decke mit seinen ausgebreiteten bunten Flügeln schwebend, könnte er wohl zunächst für einen großen Schützenvogel gehalten werden. Erst durch weitere Nachfragen wurde von Brinckmann festgestellt, daß es sich hier um einen alten Brauch handelt, nach welchem über der Wiege des Kindes ein Pelikan als das Wahrzeichen der Mutterliebe aufgehängt wurde.

In neuester Zeit ist nun das städtische Museum zu Altona in die Fußtapfen seiner älteren benachbarten Schwesteranstalt getreten. Hier hatte sich von vornherein die Notwendigkeit herausgebildet, bei den Sammlungen die kulturhistorische Entwicklung der schleswig-holsteinischen Lande in den Vordergrund zu stellen und, da diese Entwicklung in den einzelnen Landschaften verschiedene Wege gegangen war, die Stammesunterschiede und die landschaftliche Eigenart für die Zusammengehörigkeit der Sammlungsstücke maßgebend sein zu lassen. Es wurde vom Unterzeichneten in der Besprechung des Neubaues des Museums (Zeitschrift für Bauwesen 1902, S. 31 bis 36)[45]) schon geschildert und durch Abbildungen erläutert, wie die nach einheitlichem Maßstabe gearbeiteten Modelle von Bauernhäusern, die Gruppen von Bauerntrachten und eine ganze Anzahl von Bauernstuben ein Bild der Sitten, Gebräuche und Kunstarbeiten der einzelnen Landschaften geben. Eine genauere Beschreibung der kulturhistorischen Abteilung des Museums liefert die Festschrift zur Eröffnung des Hauses in dem Aufsatze des Direktor Dr. Lehmann. Besondere Beachtung verdient es, daß, soviel diesseits bekannt, hier zum ersten Male der besonderen Bauart der alten Fischerhäuser von Blankenese nachgespürt ist. Es handelt sich um Zwillingshäuser mit einer gemeinschaftlichen Hausdiele, die als Küche dient, und anschließender geräumiger, ebenfalls für zwei Familien gemeinschaftlicher Querdiele, welche für das Flicken der Netze sowie andere Hantierung der Fischerei geeignet eingerichtet ist. Daneben sind getrennte Wohnzimmer und im ersten Stock

[45]) Ein Auszug aus dieser Abhandlung ist in den nachstehenden Aufsätzen wiedergegeben.

je ein Oberzimmer, Saal, für jede der beiden Familien eingerichtet. So unterscheidet sich das Blankeneser Fischerhaus im ganzen Aufbau in bestimmter Weise von den mehr breit gelagerten benachbarten Bauernhäusern,

Abb. 89. Propsteier Stube, jetzt im Altonaer Museum.

und auch die innere Einrichtung ist genau entsprechend dem Berufe des Besitzers geeignet für den Betrieb von Schiffahrt und Fischerei ausgebildet.

Das in Abb. 89 dargestellte Propsteierzimmer des Altonaer Museums ist ein Beispiel der Volkskunst aus dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts

Digitized by Google

aus einem gleichfalls eigenartig entwickelten Ländchen, der Propstei, das einst der Herrschaft des Klosters Preetz unterstanden hatte. Wandgetäfel und Decke sind in schlichter aber wirkungsvoller Weise durchgeführt. Die Schnitzerei ist auf ein Paar vertieft gearbeitete herztörmige Zeichnungen der Türfüllungen beschränkt. Durchgucköffnungen und Wandschränke unterbrechen auch hier die Wände. Die Lehnstühle mit den binsengeflochtenen Sitzen, dem Kissenbelag, den Seitenbacken an den hohen Lehnen und den geschwungenen Armlehnen sind in ihren einfachen Formen geradezu mustergültig für die Benutzung gearbeitet und würden auch für die Bedürfnisse der Jetztzeit durchaus brauchbar sein.

Die rühmenswerte Arbeit, welche das städtische Museum in Flensburg unter der sachverständigen Leitung seines verdienten Gründers und Vorstehers Heinrich Sauermann für die Erhaltung und Sammlung der alten Kunstarbeiten namentlich im Norden der Provinz, in dem einstigen Herzogtum Schleswig und an der friesischen Westküste bisher geleistet hat, ist in dem vorher Seite 48 bis 54 abgedruckten Aufsatze in eingehender Weise geschildert worden. Namentlich ist auf die reiche Sammlung von mittelalterlichen profanen Möbeln hingewiesen worden, wie sie in gleicher Reichhaltigkeit wohl kein anderes norddeutsches Museum aufweisen kann. Ebenso wurde auf das gedeihliche Zusammenwirken des Museums und der unter gemeinschaftlicher Leitung arbeitenden Schnitzschule aufmerksam gemacht. Inzwischen ist ein wenn auch nur geringer Teil der Sammlungsstücke, namentlich solcher, die aus Bauernhäuser stammen, in Meiburgs Werke: „Das Bauernhaus im Herzogtum Schleswig“ zeichnerisch wiedergegeben worden. Immerhin wird für die Sammlungen eine richtige Würdigung, Sichtung und Nutzbarmachung erst gewonnen werden, wenn sie in dem zur Zeit in Ausführung begriffenen Museumsbau in angemessener Weise aufgestellt und zugänglich gemacht sein werden. Es sind hierbei bereits Vorkehrungen getroffen, ebenfalls eine ganze Reihe vollständiger Wohnungseinrichtungen zusammenzustellen, so ein nordschleswiger Zimmer, mehrere Bauernstuben von der friesischen Küste und den Nordseeinseln, aus Stapelholm, Dithmarschen und schließlich aus der Wilstermarsch. Da außer den bäuerlichen Zimmereinrichtungen auch ein bürgerliches Wohnzimmer aus Friedrichstadt und eine Diele aus einem Schleswiger Herrenhause im neuen Museum Aufnahme finden werden, wird es möglich sein, Vergleiche zwischen den bäuerlichen und städtischen Wohnungseinrichtungen derselben Zeit und derselben Landschaften zu ziehen. Hiernach ist kein Zweifel, daß mit dem Ende dieses Jahres zu erreichenden Fertigstellung und Eröffnung des Flensburger Museums ein weiterer großer Fortschritt auf dem Wege zur Erhaltung und Erforschung der alten Volkskunst Schleswig-Holsteins gewonnen wird.[46])

Das Thaulow-Museum in Kiel ist aus den Privatsammlungen des Gründers Thaulow hervorgegangen. Sein Sammlungsgebiet erstreckt sich auf alle Teile der ausgedehnten Provinz, und zwar auf profane und kirchliche Arbeiten. Bei der Auswahl der gesammelten Kunstarbeiten war zunächst weniger die Absicht maßgebend gewesen, für die Beziehungen des Lebens des Volkes zur Kunstarbeit und die Entwicklung der letzteren in den Sondergebieten Unterlagen zu gewinnen. Erst nach Übergang des Museums in die Verwaltung der Provinzialbehörde richtete sich das Bestreben

[46]) Über diese im Neubau des Museums nunmehr aufgestellten Bauernstuben vgl. den nachher auszugweise abgedruckten Aufsatz aus der Zeitschrift für Bauwesen.

des derzeitigen Leiters der Anstalt, Universitäts-Professor Dr. Mathaei darauf, das Gesammelte zu sichten und nach den einzelnen Entwicklungsstufen und Kulturabschnitten übersichtlicher und lehrreicher zu gestalten. Nach derselben Richtung arbeiteten die späteren Museumsvorsteher Dr. Jürgen Haupt und der jetzige Anstaltsleiter Dr. Brault. Für eine weitergehende Durchführung dieser Gesichtspunkte wäre jedoch entweder eine Beschränkung des Arbeitsfeldes oder eine wesentliche Erweiterung der Museumsgebäude und der sonstigen Einrichtungen der Anstalt durchaus erforderlich.

Eine derartige Erweiterung der Anstaltsräume ist bereits seit Jahren geplant, scheiterte aber bisher an den mannigfachen entgegenstehenden Schwierigkeiten. So haben mancherlei Sammlungsstücke, die in neuerer Zeit

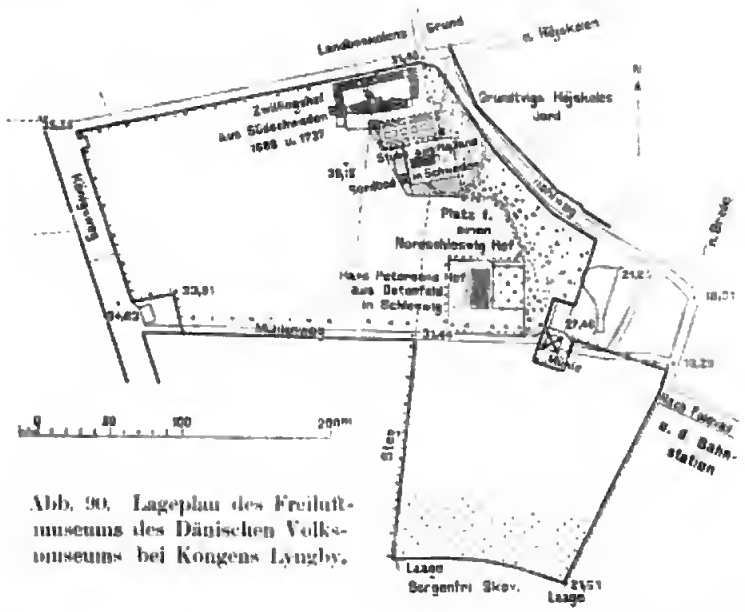



Abb. 90. Lageplan des Freiluftmuseums des Dänischen Volksmuseums bei Kongens Lyngby.

erworben wurden und gerade die alte Volkskunst des Landes wiederspiegeln, aus Raummangel nicht so zur Aufstellung gelangen können, daß sie für die Anschauung und das Studium bequem zugänglich sind. Man mußte sich daher bislang darauf beschränken, einzelne recht wertvolle Stücke schleswig-holsteinischer Kunst, so z. B. den sogenannten Abendmahlsschrank und Arbeiten des Künstlers Hans Gudewerdt im benachbarten Eckernförde zur Aufstellung zu bringen.[47])

[47]) Es sei noch auf die Denkschrift des fünfundzwanzigjährigen Bestehens des Museums hingewiesen, welche zugleich eine Studie über Meister Hans Gudewerdt enthält und diesen als den bisher unbekannten „Meister mit den flötenblasenden Hasen" nachweist. Im nachstehenden Aufsatze ist zugleich der Mitwirkung des Vorstehers des Thaulowmuseums bei der Begründung eines schleswig-holsteinischen Bauernhausmuseums in Kiel gedacht. Nach den neueren Beschlüssen der Provinzial-Verwaltung ist auch Aussicht vorhanden, daß an Stelle einer Erweiterung des alten Baues des Thaulowmuseums ein vollständiger Neubau an anderer Stelle zustande kommt. So ist zu hoffen, daß nunmehr von vornherein ein zweckmäßiges und ausreichendes Heim für die Arbeiten des Museums geschaffen wird.

Digitized by Google

Als besonders rühmenswert muß es auch hervorgehoben werden, daß eines der besten Bilder des Halligmalers Alberts, die Darstellung des Königsgesels der Hallig Hooge hier im Thaulowmuseum eine Heimstätte gefunden hat und so die eigenartige Durchbildung einer Friesenstube wenigstens im Bilde festgehalten ist. Auch hat das Museum in dankenswerter Weise sich bemüht, bildliche Darstellungen von Werken der Volkskunst des Landes, und zwar vollständiger Zimmereinrichtungen und ganzer Bauernhäuser zu erwerben.

Wenn man vom Schleswig-holsteinischen Bauernhausmuseum spricht, darf man die dänischen Museen in Kopenhagen, namentlich das Volksmuseum des Direktors Bernhard Olsen daselbst nicht außer acht lassen. In letzterem war schon bei der ersten Anlage darauf Bedacht genommen, in einzelnen Zimmereinrichtungen ein abgeschlossenes Bild der Kultur bestimmter Landschaften zu geben. So war Holstein durch ein Wilstermarschzimmer aus Urendorf vertreten, Südschweden durch Bauernstuben aus Schonen und den Nachbarlandschaften, Dänemark selbst durch Zimmer aus Vallborg in Jütland und Amager bei Kopenhagen. Für die Neuerwerbungen an altem Hausrat boten diese Räume auf die Dauer aber keinen Platz, und so entstand nach dem Vorbilde der skandinavischen Freiluftmuseen zunächst in Rosenborgpark innerhalb der Stadt ein aus zwei südschwedischen vollständig übertührten Bauernhäuschen bestehendes kleines Museum. Dem folgte in allerjüngster Zeit die in ländlicher Umgebung bei Kongens Lyngby zwischen Kopenhagen und Hillerød ins Leben gerufene Erweiterung des dänischen Volksmuseum. Hier will Olsen eine ganze Reihe Bauernhäuser aus allen Landschaften der ehemals dänischen und mit Dänemark verbunden gewesenen Gebiete zur Aufstellung bringen. Abb. 90 gibt das Gelände nebst den bereits errichteten Gebäuden wieder. Mit einem südschwedischen Zwillingshofe und einem Schwesterhause des Ostenfelder Heldtschen Hauses aus dem Schleswigschen ist der Anfang gemacht worden. Ein nordschleswiger aus Bohlwerk errichteter Hof aus der Umgegend von Hadersleben soll demnächst folgen. So wird nach einigen Jahren dicht bei der Großstadt Kopenhagen eine vollständige Sammlung von Bauernhäusern der verschiedensten nordischen Landschaften zu schauen sein. Es wird daselbst dem Großstädter vor die Augen geführt werden, wie die ländlichen Bauten unbehindert durch die Enge des städtischen Zwanges sich aus dem Bedürfnis des ländlichen Gewerbes unter stetiger Mitwirkung ganzer Geschlechter der ländlichen Bevölkerung entwickelten und mit den einfachsten zur Verfügung stehenden heimischen Baustoffen hergestellt wurden.

Es ist nun Pflicht der Jetztzeit, nicht nur die Zeugen alter Volkskunst zu sammeln, zu erhalten, zu sichten und hochzuschätzen, sondern auch an dem Wiedererstehen einer neuen heimatlichen Kunst, die von gleichem Geiste getragen ist, zu arbeiten. In Schleswig-Holstein sind ja die allerersten Anfänge einer solchen Neuarbeit zu spüren, und gerade an die bestehenden Bauernhausmuseen in Meldorf, Husum, Flensburg, Kiel, Hamburg knüpfen diese Bestrebungen zur Wiedererweckung und Weiterentwicklung eines gesunden heimatlichen Kunstschaffens an. Wenn diese Anregungen weitere Früchte tragen sollen, müssen wir aber vor allem auch der ländlichen Bevölkerung das Bewußtsein einimpfen, daß gleich wie die sonstige Nachahmung städtischer Sitte vom Übel ist, es auch falsch wäre, auf dem Lande nach städtischer Weise zu bauen und zu bilden. Vielmehr tut es not, Kleinmeister und Bauhandwerker zu schulen, die des Volkes Sitte und Sprache verstehen und nach dieser bauen, bilden und schaffen.

Digitized by Google

Es wird lange währen, bis eine Saat solcher Art geeigneten Boden finden wird, um zu wachsen und zu reifen. Es mehren sich aber die Anzeichen, daß diese Bestrebungen auch jetzt schon auf nicht ganz unfruchtbaren Boden fallen.

Schleswig, im Febr. 1902. K. Mühlke.

## Holsteinisches Bauernhausmuseum in Kiel.

Das Hochbauamt der Stadt Kiel hat angeregt, ein von der Stadtgemeinde erworbenes ostholsteinisches Bauernhaus (Abb. 91 bis 93), das an der alten Holtenauer Landstraße in der Nähe der Stadt stand und zum

Abb. 91. Ansicht (vor dem Abbruch).

Zwecke eines Straßenausbaues weichen mußte, nicht einfach abzubrechen, sondern nach einer Parkwiese in der Nähe des Düsternbrooker Weges, der sogenannten Krusenkoppel, die nach dem Willen des Schenkers als Park dauernd erhalten bleiben soll, überzuführen und dort wieder aufzubauen. Es würde hiermit ein Anfang für ein kleines Freilichtmuseum gemacht werden. Nach Verhandlungen mit dem Leiter des Thaulowmuseums in Kiel Dr. Brandt wäre letzterer geneigt, einige der z. Z. in diesem Museum aufbewahrten, aber aus Mangel an genügendem Raum noch nicht aufgestellten altbäuerlichen Wohnungseinrichtungen in das alte Bauernhaus einzubauen; zunächst ist dabei an das Lohburbeker Zimmer gedacht. Vielleicht gelingt es später, noch andere holsteinische oder schleswigsche Bauern- und Fischerhäuser, zunächst etwa ein Bauernhaus aus der Probstei oder ein Fischerhaus an der Schlei nach dem Parke zu überführen und somit das Freiluftmuseum weiter zu entwickeln. Der Plan ist inzwischen der Ausführung schon näher gerückt. In der Sitzung der Stadtkollegien vom

Digitized by Google

7. März sind durch einen Mehrheitsbeschluß 5000 Mark für die Überführung und den Wiederaufbau des Hauses zur Verfügung gestellt, ohne zunächst wegen der weiteren Anlage eines Freilichtmuseums Verbindlichkeiten einzugehen. Das Hochbauamt, insbesondere der tatkräftig für den Plan eingetretene Stadtbaurat Pauly hat den Auftrag erhalten, das Erforderliche in die Wege zu leiten. Die Minderheit der Stadtverordneten, welche gegen die Durchführung des Unternehmens Stellung nahm, begründete ihre abweichende Meinung einerseits dadurch, daß sie im allgemeinen der Anlage

Abb. 32. Diele (vor dem Abbruch).

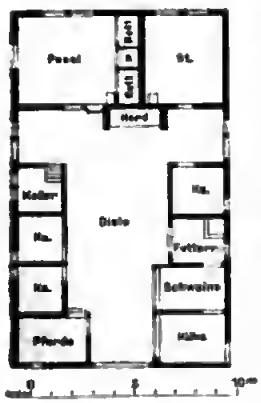
eines Freilichtmuseums in Kiel auf der Krusenkoppel entgegentrat, anderseits das zu versetzende Haus als ein typisches ostholsteinisches Bauernhaus nicht anerkennen wollte.

Die Krusenkoppel um „Düsternbrooker Wege" ist ein nach der letzteren Straße abfallendes, an das sogenannte „Düsternbrooker Gehölz" anschließendes, in der Nähe der Wasserfläche der Kieler Föhrde gelegenes Gelände mit teilweisem Baumbestande, das nach dem Vermächtnis des alten Kruse der Stadt als Ganzes erhalten bleiben und der Bevölkerung als Erholungsplatz dienen sollte. Es ist wohl begründet, daß an dieser Zweckbestimmung nichts geändert, vielmehr derselben nur in erhöhtem Maße entsprochen wird, wenn ein derartiges niedriges Bauernhaus oder selbst mehrere derselben zerstreut in der Landschaft aufgestellt würden. Ist doch all unseren alten Bauten und namentlich den Häusern des Landmanns der Vorzug eigen, daß sie mit der Natur gewissermaßen zusammengewachsen

Digitized by Google

erscheinen, und gerade in der Erkenntnis dieses Umstandes würde für unsere zukünftige Bevölkerung ein großes Mittel der Belehrung liegen, durch welches der Genuß an der freien Natur in keiner Weise geschmälert wird.

Wie aus den beigegebenen, uns vom Stadtbauamt freundlichst zur Verfügung gestellten Abb. 91 bis 93 ersichtlich ist, handelt es sich allerdings nicht um das Haus eines Großbauern mit ausgedehnten Stallungen, sondern um das Gewese eines Kleinhufners oder Kätners, wie solche vielfach in den Dörfern neben den Anlagen der Großbauern und vielleicht besonders häufig in der Nähe der alten Städte vorkommen. Immerhin zeigt das Haus alle grundsätzlichen Eigentümlichkeiten eines niedersächsisch ostholsteinischen Bauernhauses, die dreischiffige Anlage um die breite hohe Diele mit der anschließenden Fleetverbreiterung, das hohe Einfahrtstor mit dem oberen Bogenabschluß, die niedrigen seitlichen Fachwände und das mächtige rethgedeckte Dach mit den Ulenlocks und dem Giebelspieß am Ende der Firsten. Die Seitenräume neben der Diele sind vielleicht erst später zu Kammern ausgebaut, während zu Anfang die Benutzung zu Stallzwecken noch einen größeren Umfang gehabt haben mag. Inmitten des Fleets an der Fleetwand hat der besonders eigenartige Herd mit den seitlichen Wangen, dem Schwibbogen und der vorderen durchbrochenen Füllwand des Bogens seinen Platz. Er ähnelt in seiner großen Breitenausdehnung vielfach dem auf Schleswig-Holstein Taf. 8, Abb. 9 unseres Werkes: „Das Bauernhaus im Deutschen Reiche" dargestellten Herde des Hauses Rix aus dem benachbarten Schönbeck in Ostholstein. Auch die schräge Stellung der Steine in dem durchbrochenen Gitterwerk der oberen Füllmauer des Herdes ist beiden Ausführungen eigen. Wir haben es hier also mit einer durchaus landschaftlich eigenartigen Durchbildung zu tun. Auch das etwa um die Hälfte eines Sechseckes vorspringende Kieklenster links neben dem Herde, welches die Verbindung zwischen der Wohnstube und der Diele erleichtern soll, ist durchaus ostholsteinisch. Die Anlage der beiden Stuben im Wohnflügel mit der zwischenliegenden Bett- und Schrankanlage kehrt genau bis auf den gleichen Maßstab in dem 1673 erbauten Hause in Kosel in der benachbarten Landschaft östlich des Amtes Hütten bei Eckernförde wieder. An mehreren Bauteilen können wir also Vergleiche und Beziehungen zu charakteristischen Anlagen des engeren ostholsteinischen Hügellandes feststellen.




a. Schrank.

Abb. 93. Grundriß.

Dem Unternehmen der Stadt Kiel ist somit aus vollem Herzen dauernder Erfolg zu wünschen. Möge nach gelungener Überführung des alten Hauses die Nutzbarmachung desselben zur Belehrung und Erfreuung breiter Volkskreise in geschicktester Weise gelingen, wozu neben guter Überwachung und Zugänglichkeit die Herstellung und der billige Vertrieb eines gedruckten, mit Abbildungen bereicherten Führers wohl die beste Hilfe sein würde. Auch die um Wiederaufbau des Heldtschen Hauses aus Ostenfeld in der Stadt Husum gemachten Erfahrungen werden hierbei gute Dienste leisten können.

Berlin 1905. K. Mühlke.

Inzwischen ist die Überführung des Hauses nach der Krusenkoppel und somit der Beginn eines Freilichtmuseums in Kiel glücklich durchgeführt.

## Der Neubau des städtischen Museums in Altona.

In einer Abhandlung der Zeitschrift für Bauwesen schließen sich an eine Beschreibung des Neubaues folgende Ausführungen über den Inhalt des Museums und die bei der Aufstellung der Kunstschätze befolgten Grundsätze.

Auch in der kulturgeschichtlichen Abteilung ist von dem Leiter der Anstalt Prof. Dr. Lehmann der Grundsatz durchgeführt, die wertvollen Zeugnisse alter Volkskunst in ihrer Umgebung lebendig vorzuführen. Da in Schleswig-Holstein die Stammesunterschiede und die landschaftliche Eigenart mehr als die zeitlichen Modeströmungen der Volkskunst den Stempel aufgedrückt haben, so ist, abgesehen von den Gegenständen der Schnitzkunst, nicht die zeitliche Aufeinanderfolge, sondern die landschaftliche Zusammengehörigkeit maßgebend für die Aufstellung gewesen. So sehen wir zunächst Modelle der einzelnen Bauernhaustypen, behufs besseren Vergleiches alle in einem einheitlichen Maßstabe 1 : 20 ausgeführt. Die bisher fertiggestellten Modelle umfassen ein Fischerhaus (Doppelhaus für 2 Familien) aus Blankenese, eines der nördlichen Sachsenhäuser aus dem Dorfe Winnert im Kirchspiel Ostenfeld, ein großes Bauernhaus aus dem Altenlande südlich der Elbe, ein Haus aus Mölln in Lauenburg, eins der größten Wilstermarschhäuser aus Großwisch und ein holsteinisches Haus aus der Gegend von Bordesholm. Es ist beabsichtigt, noch weitere Haustypen, namentlich das Dithmarser Haus, den Eiderstedter Hauberg, ein nordfriesisches Haus, schließlich das angeliter und nordschleswiger Haus darzustellen.[48]) Die Modelle sind so ausgeführt, daß man durch Fenster und das teilweise offene Dach hindurch einen Einblick in die innere Ausstattung der Stuben, Dielen, Stallungen und sonstigen Räume hat. — In demselben Saale sind, erläutert durch Landkarten der einzelnen Landschaften, die Trachten der Einwohner in zusammengestellten Gruppen zur Darstellung gebracht. So unterscheidet man Altenländer und Vierländer Trachten, solche aus dem mittleren Holstein, aus der Probstei, den friesischen Inseln usw. Auch in diesen Abbildern von Männern, Frauen und Kindern ist irgend eine bestimmte Beschäftigung dargestellt (vgl. Abb. 94). Dabei sind die Köpfe den hauswirtschaftlichen Stammeseigentümlichkeiten entsprechend verschieden modelliert.

Als besonderes Verdienst muß es schließlich der Museumsleitung angerechnet werden, daß sie eine Reihe von Bauernstuben nach dem Vorbilde der nordischen Museen in den Bestand des Museums aufgenommen hat. Wie schon vorher erwähnt, sind nachträglich die hinteren Teile der Flügel des Baues in kleinere Geschosse zerlegt und mit Bauernstuben ausgefüllt. Diese Stuben sind nicht alle und nicht in jedem Stück im Original überführt. So mußte das Blankeneser Zimmer nach dem, man möchte sagen glücklicherweise in Blankenese verbliebenen Vorbilde nachgearbeitet werden, und in der Friesenstube sind Arbeiten aus verschiedenen Häusern zusammengestellt. Immerhin geben diese Stuben ein so überzeugendes Bild einer echten Volkskunst und liefern so mancherlei Fingerzeige für das Verständnis einer durch Stammeseigenschaften, Lebensgewohnheiten, Überlieferung und gesunde Volkskraft geschaffenen Eigenart, daß wohl niemand diese Museumseinbauten missen möchte. Das vornehmste und reichste der ausgestellten Bauernzimmer ist die Wilstermarschstube, welche aus dem 1759 von Peter

[48]) Nunmehr ist auch das Modell eines Fischerhauses aus dem Fischerdorfe Gothmund bei Lübeck an der Mündung der Trave zur Aufstellung gelangt.

Digitized by Google

Abb. 94. Trachtengruppe: Friesische Trachten aus Nordfriesland und Föhringer Tracht aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts.

Abb. 95. Stube aus Groß-Wisch in der Wilstermarsch. (Jetzt im Altonaer Museum.)

Abb. 96. Ostenfelder Diele. Nachbildung im Altonaer Museum.

Hass in Großwisch erbauten Hause nach dem Museum übertührt wurde (Abb. 97), mit ihren teils getäfelten, teils mit Fliesen belegten Wänden, den durchbrochenen Schnitzereien des Silberschrankes über der Tür und der nach der Diele führenden Durchgangsöffnung, dem Bilegger, dem Eckschrank und all dem sonstigen Hausgerät. Die Bemalung der Decke mit biblischen Bildern nach Merianschen Stichen gibt gleichfalls Zeugnis von dem hohen Wohlstand, dem Kunstverständnis und dem frommen Sinn des Erbauers.

Es würde zu weit führen und gehört auch nicht in den Rahmen dieses Aufsatzes, die übrigen Bauernzimmer, die Blankeneser Fischerstube, das Zimmer aus Altenlande, das Probsteier Zimmer, die Kachelstube aus Süderdithmarschen und die friesische Stube näher zu beschreiben. Nur sei noch die in der Abb. 96 wiedergegebene Diele erwähnt. Herd, Herdbank, Krützboom und Randboom sind nach dem jetzt in Husum wiederaufgestellten Heldtschen Hause, die reichgeschnitzte Bettwand des Siddels nach einem anderen Hause des Kirchdorfes Ostenfeld, die eigentliche Diele nach der Diele eines Hauses in Winnert bei Ostenfeld nachgebildet. Manch altertümliches Gerät ist in dem Raume aufgestellt und tritt in seiner richtigen Umgebung zur Erscheinung. — So lockt die ganze Einrichtung des Museums den Besucher, sich näher in die Eigenart unserer Vorfahren zu versenken. Das Gebäude und der Inhalt vereint sich zu einem reichen Bilde. Das Museum birgt einen Schatz alter Kultur vereint mit dem Abbilde heimischer Tier- und Pflanzenwelt. Das Haus ist nicht nur ein geeignetes Kleid für den Körper, sondern zugleich ein Zeichen der steigenden Wertschätzung, welche die Gegenwart der deutschen Vergangenheit entgegenbringt, und ein Wendepunkt in der hoffentlich weiter fortschreitenden baulichen Entwicklung der aufblühenden Stadt Altona. K. Mühlke. 1903.

## Das neue Kunstgewerbe-Museum in Flensburg.

In einer Abhandlung der Zeitschrift für Bauwesen schließen sich an die Beschreibung des Neubaues folgende Ausführungen über den Inhalt des Museums.

Der Einbau und die Verteilung der Sammlungsgegenstände erfolgte selbständig durch den Museumsdirektor Heinrich Sauermann, der durch seine Arbeit für das Museum und durch das Inslebenrufen der Schnitz- und Tischlerschule die Notwendigkeit des Baues geschaffen und so für denselben die Grundlage gegeben hatte. Bei der Aufstellung des Bauprogramms, bei der Ausschreibung des genannten Wettbewerbes, war er als Preisrichter mitbeteiligt. Bei der Ausarbeitung des endgültigen Entwurfes hat er mit Rat und Tat geholfen, schließlich während der Ausführung mitgewirkt, daß den Bedürfnissen seiner Anstalten auf das tunlichste nachgekommen wurde. So weit pflegt ja auch in solchem Falle die Arbeit jedes Museumsvorstandes zu gehen. Sauermanns Arbeitsfeld ging nun aber noch weiter. Er hat den Einbau des Museums und der durch seine Vermittlung erworbenen Bauernstuben selbständig entworfen und mit Hilfe seiner Schnitzschule und sonstiger Flensburger Meister ausgeführt. — Für die Benutzung der Sammlungen hat der Direktor zur Eröffnung des Museums einen Führer herausgegeben, der die beiden Grundrisse vom ersten und zweiten Stockwerk mit Raumbezeichnungen enthält (vgl. Abb. 97 bis 99). In ihnen ist durch eingezeichnete Pfeile die Richtung und Reihenfolge gekennzeichnet, in der die Besichtigung zweckmäßig zu erfolgen hat; außerdem ist in jedem Raum zum besseren Zurechtfinden der Besucher neben jeder

Eingangstür ein Grundriß befestigt, in dem die Abteilung, die nun gerade besichtigt, durch rote Farbe unterfällt. Im nachfolgenden geben wir an der Hand des „Führers“ einen kurzen Überblick über den reichen Inhalt und fügen unsern Mitteilungen die diesem gleichfalls entnommenen Abb. 100 bis 104 bei, die uns der Museumsvorstand bereitwilligst zur Verfügung gestellt hat. Die Besichtigung beginnt mit der sich an das Haupttreppenhaus anschließenden Vorhalle im ersten Stock, die, wie bereits erwähnt, vom Direktor Sauermann in altertümlichen Formen und in entsprechender Farbengebung als altgermanische Halle in Holz ausgeführt ist.

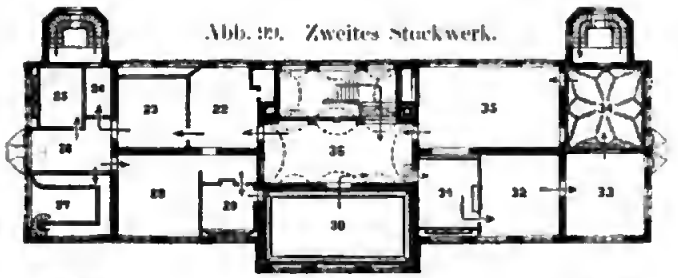


Abb. 96. Zweites Stockwerk.

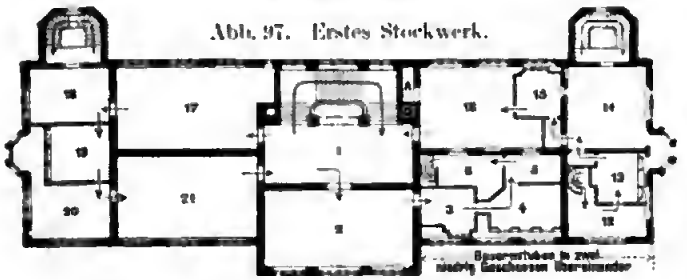


Abb. 97. Erstes Stockwerk.

Abb. 98. Zwischengeschoß.

1 Vorgeschichtliches
2 Hausfleiß
3 Hooger Zimmer
4 Pesel aus Röm
5 Galerie
6 Schafflunder Brautgemach
7 Bauernmöbel
8 Hallig-Zimmer
9 Zimmer aus Westerhüttel
10 Bauerngerät
11 Bauerntrachten
12 Bauernmöbel
13 Pesel aus Winnert
14 Mittelalterliches Gerät
15 Zimmer aus dem Mittelalter
16 Mittelalterliches Gerät
17 Arbeiten der Frührenaissance
18 Desgleichen
19 Pesel aus Gjenner
20 Arbeiten von Ringerink
21 Arbeiten der Hochrenaissance
22 Arbeiten der Barockzeit
23 Pesel aus der Wilstermarsch
24 Flensburgensien
25 Zimmer von Föhr
26 Schiffahrtsausstellung
27 Diele a. d. Barockzeit
28 Arbeiten a. d. 18. Jahrhundert
29 Zimmer aus Schleswig
30 Fayence und Porzellan
31 Zimmer aus Friedrichstadt
32 Holländ. Hausgerät
33 Desgleichen
34 Frühmittelalterliches Kirchengerät
35 Mittelalterliches und Renaissance-Kirchengerät
36 Möbel aus Süddeutschland usw.

Von den in dieser Halle ausgestellten vor- und frühgeschichtlichen Gegenständen fällt neben den steinzeitlichen und Bronzefunden ein im Alsensund entdeckter Einbaum mit zwei Ruderplätzen auf. Von Interesse ist auch eine Nachbildung des im Kieler Museum befindlichen Nydamer Bootes, das in den Jahren 1859 bis 1863 mit einer großen Anzahl Waffen und Geräten aufgefunden wurde. Es war für 28 Ruderer bestimmt. Die Nachbildung (in $^1/_6$ der natürlichen Größe) bezeugt das außerordentliche Geschick unserer Vorfahren im Bootbau. Hieraus, sowie aus der eigenartigen Zierweise der zahlreichen Waffen, Geräte und Schmucksachen wird geschlossen, daß das Fahrzeug von einem Volksstamm aus der Zeit der Völkerwanderung herrührt, der sowohl in der Schiffsbaukunst, sowie in der Waffen- und Kunsttechnik gleich Hervorragendes leistete.

Der an die altgermanische Halle grenzende Mittelsaal enthält Hausfleißarbeiten, denen der Führer beachtenswerte Zeilen widmet, die wir hier der Wichtigkeit des Gegenstandes wegen auszugsweise wiedergeben.

Der Hausfleiß kann als eine bedeutsame Frühstufe menschlicher Kulturentwicklung gelten, weil seine Tätigkeit sich auf die Herstellung der in der eigenen Familie oder in dem eigenen Berufe erforderlichen Gebrauchsgegenstände erstreckt. Aus seinen Arbeiten spricht nicht nur die Absicht des Herstellers, sie zweckentsprechend und haltbar auszuführen, sondern auch eine immer größer werdende Sicherheit in der Beherrschung von Stoff, Werkzeug und Technik. Mit der Zeit tritt dann auch das Bestreben hervor, das Zweckmäßige zugleich schön zu gestalten. Wenn sich neben persönlichen Äuße-

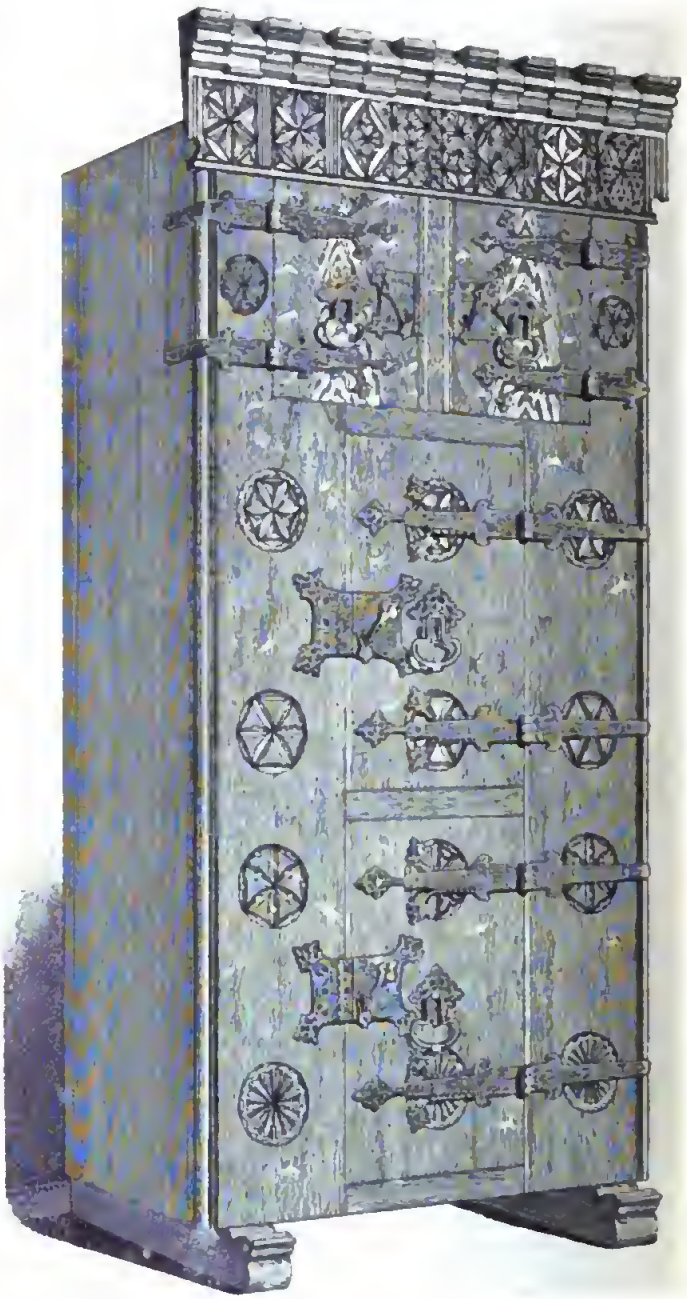


Abb. 100. Gotischer Wandschrank mit reich verziertem Bekrönungsbrett.

rungen des Schönheitssinnes nach überlieferte Kunstformen bei diesen Hausarbeiten zeigen, so verdienen sie als Erzeugnisse einer Volkskunst besondere Würdigung, weil sie sich als der Beginn bewußter künstlerischer Tätigkeit eines Volkes erweisen. Der Bestand solcher Leistungen ist bedingt einesteils durch eine in der wirtschaftlich einfachsten Weise verlaufende Ausführung, anderenteils durch die Unbeweglichkeit der Überlieferung der Formen, welches beides wiederum eine räumliche Abgeschlossenheit vom Verkehr zur Voraussetzung hat. Das Wesen der Hausindustrie beruht dagegen auf ganz anderen Voraussetzungen. Hier sind Hersteller und Abnehmer nicht die gleiche Person. Als wichtiges Glied tritt hier der Händler auf, der die Ware bestellt und an den Mann zu bringen sucht. Indem er auch für Muster und Rohstoff sorgt, entwickelt sich aus dieser Herstellungsweise eine Art Fabrikarbeit.

Abb. 101. Beiderwandstoff, Leinen und Wolle.
Flensburg. 17. Jahrhundert.

Das im Flensburger Museum an Hausfleißarbeiten Vorhandene kann schon dieser höheren Stufe der Entwicklung zugerechnet werden. Alles ist in der Provinz Schleswig-Holstein und zwar nahezu ausschließlich in den Gegenden nördlich der Eider zur Ausführung gebracht. Die Arbeiten aus Holz, vermittels Schnitzmesser in Kerb- und Flachschnitt ausgeziert,

scheinen hauptsächlich für den Bedarf des Hauses und besonders für die Benutzung durch das weibliche Personal hergerichtet zu sein. Unter diesen nehmen die Gegenstände, die bei Anfertigung und Herrichtung der Wäsche benutzt werden konnten, die erste Stelle ein. Mancherlei Aufschriften deuten hierauf hin und beweisen uns, welchen Wert man in früheren Zeiten auf die Instandhaltung der Wäsche legte. Daß das Mangelholz am häufigsten unter diesen verzierten Geräten anzutreffen war, hat seinen Grund darin, daß es wohl in keinem Hause fehlte, und daß es infolge seiner breiten Fläche vornehmlich Raum zur Anbringung reicher Zierformen darbot. Viele knapp abgefaßte Inschriften an diesem Gerät bekunden, daß wir es vielfach mit Geschenken zu tun haben, die der Bräutigam oder der junge Ehemann für die Auserkorene seines Herzens erdachte und ausführte (vgl. Abb. 56 und die Ausführungen auf Seite 50). An langen Winterabenden oder auf einsamen Meerfahrten mögen sie entstanden sein. Die Tatsache, daß geschnitzte Hausgeräte in allen tiefgenden Schleswigs gleichmäßig häufig vorkamen, beweist, daß der Landmann ebenso wie der Küsten- und Inselbewohner an der Herstellung dieser Arbeiten beteiligt war, für die die Bewohner von Nordfriesland besondere Begabung bezeugten. Sehr be-

Abb. 102. Eckschrank, Eichenholz.
Norderdithmarschen um 1680.

Digitized by Google

Abb. 103 u. 104. Anhänger, Silbertreibarbeit.
Von einem Ballgeschmuck.

merkenswert ist die bunte Bemalung, womit diesen Schnitzwerken häuslicher Kunst ein wirkungsvolleres Aussehen gegeben wurde. Von den ausgestellten Arbeiten dieser Art fällt die große Anzahl schöner Mangelhölzer besonders ins Auge. Daneben sind noch Wäscheklopfer, Kästchen von verschiedenen Formen und Bestimmungen, Teller, Löffelbretter, Kuchenformen, Garnwinden, Messerbretter usw. zu erwähnen. Sie alle zeigen ein außerordentliches Geschick in der Anordnung und Durchbildung der Zeichnung und Farbe. Als Hauptfarben treten Blau, Rot, Grün auf, die entsprechende Vermittlung durch Weiß, Hell- und Dunkelblau, Schwarz und Orange erhielten.

Die Hausfleißarbeiten in Wolle und Fluchs waren Sache der Hausfrau, die neben ihren praktischen Erfahrungen auch ihre Geschicklichkeit zeigte. Groß waren die Anforderungen, die der häusliche Bedarf in dieser Beziehung zu stellen pflegte. Die Bettwäsche, das Deckzeug in Damast und Drell, die Kleider der weiblichen und männlichen Hausgenossen und die dabei vor-

fallenden Nebenarbeiten, wie Zurichten der Rohstoffe, Färben usw. Alle diese Arbeiten mußte die Hausfrau mit Hilfe der weiblichen Dienstboten und mit Benutzung von Spinnrad und Webstuhl selbst besorgen. Wie die übrigen Gebrauchsgegenstände, so dienten auch diese Gewebe gleichzeitig dem Schmucke des Hauses. Hierzu sind unter andern die Arbeiten in Wolle und Leinen zu rechnen, die in buntfarbiger Musterung zur Ausführung gelangten. Eine wichtige Rolle spielen die sogenannten Beiderwandwebereien (Abb. 101), die als Bettgardinen und für andere Zwecke benutzt wurden. Doppelschichtig aus Leinen und Wolle hergerichtet, bringen sie eine Fülle eigenartiger Muster und große Abwechslung in der Farbenzusammenstellung. Auch die Stuhl- und Bankkissen gehören hierher. Sie sind entweder gewebt oder mit der Hand gearbeitet und bekunden neben technischem Können einen bemerkenswerten Formen- und Farbensinn. Daß die Beiderwandstoffe, die Plüsch- und Noppenkissen dem heimischen Hausfleiß entstammen, beweist die Tatsache, daß ihre Techniken bis auf unsere Tage in einzelnen Gegenden des Schleswiger Landes bekannt sind und noch geübt werden. Das Spitzenklöppeln ist seit dem ersten Drittel des 17. Jahrhunderts in Schleswig betrieben worden. Von Dortmund aus über Tondern soll dieser Zweig der Hauskunst eingebürgert und durch brabantische Frauen, die zu Anfang des 18. Jahrhunderts durch heimische Truppen in die Tondernsche Gegend geführt wurden, noch wesentlich vervollkommnet sein. Von dem Klöppelspitzengarn sind Proben in ursprünglicher Packung im Museum vorhanden. Das Spitzengarn wurde ungebleicht aus Westfalen bezogen und in Sonderburg gebleicht. Das spinnwebfeine, kostbare Garn erhielten die Klöpplerinnen zugewogen, die dasselbe Gewicht dann in fertigen Spitzen wieder abliefern mußten.

An den Saal für die Hausfleißarbeiten schließt sich die Reihe alter Bauernstuben an, die, in zwei niedrigen Geschossen untergebracht, in äußerst geschickter und reizvoller Weise ineinander und übereinander eingebaut sind, so daß sie ein anschauliches und abwechslungsreiches Bild von dem Wohnen und Wirken der schleswigschen Bauern zu geben geeignet sind. Die übrigen kunstgewerblichen Ausstellungsgegenstände dieses Geschosses sind im großen und ganzen nach der Zeit ihrer Entstehung geordnet, vom Mittelalter bis zur Hochrenaissance.

Im zweiten Stockwerk folgen die Arbeiten von der Barockzeit bis zu denen des 18. Jahrhunderts. Sie sind teilweise in ursprünglichen Zimmern vereinigt. Hier sind auch Gegenstände ausgestellt, die nicht unmittelbar aus der Provinz Schleswig-Holstein stammen. Der holländischen Abteilung ist bei den wichtigen Beziehungen, die zwischen Holland und Schleswig ehemals bestanden, ein großer Platz eingeräumt worden. Eine umfassende Sammlung von Fayencen, Porzellan und Glas, teils heimischer, teils fremder Herkunft füllen den großen Mittelsaal im zweiten Stockwerk. Von den Fayencen aus den schleswigschen und benachbarten Landen sind hier die wertvollen Erzeugnisse der Fabriken in Flensburg, Crischye, Eckernförde, Kiel, Stockelsdorf bei Lübeck und Rendsburg zu nennen. Nicht zu vergessen sind die von Kellinghusen, welche, wenn auch in derberer Art gearbeitet und mehr für den täglichen Gebrauch bestimmt, besonders auf dem Lande viel zu finden waren und sich durch eigenartige Farben und flotte Malweise auszeichnen.

Aus der alten holländischen Ansiedlung Friedrichstadt ist ein vollständiges Zimmer eingebaut, von dem sich leider nicht nachweisen läßt, ob die Arbeiten von den holländischen Kolonisten ausgeführt, oder ob sie unmittelbar aus Holland stammen. Jedenfalls gestattet es einen Einblick in

Digitized by Google

die holländische Art und in die Einrichtung und Ausbildung eines vornehmeren Wohnraumes gegen Schluß des ersten Viertels des 17. Jahrhunderts.

Bevor wir die Bauernstuben besprechen, seien noch einige kurze Mitteilungen über die Wandlungen gemacht, denen die Möbelkunst in Werk- und Zierweise im Laufe der Jahrhunderte unterworfen gewesen ist.[49]) Das Museum enthält aus jedem Zeitabschnitte gute Beispiele mit den bezeichnenden Merkmalen ihrer Entstehungszeit. Das mittelalterliche Möbel stammt frühestens aus der Mitte des 15. Jahrhunderts und ist gewöhnlich aus Eichenspaltholz hergestellt. Es zeigt neben einseitiger Formbehandlung ungefüge Verhältnisse. Aufbau und Zusammenbau sind zimmermannsmäßig.

Abb. 105. Zimmer von der Hallig Hooge.

Die sparsam verwendeten Ziermotive bilden Rosetten, Faltwerk, Maßwerk oder Kerbschnitt. (Vgl. Abb. 100 und 58 bis 62, die dem Jahresberichte 1894 des Flensburger Museums entnommen sind.) Letzterer hat sich, wie schon erwähnt, bis in die jüngste Zeit an den Werken des Hausfleißes erhalten. Von einem Rahmenwerk mit Profilierungen ist noch nirgends eine Andeutung zu erkennen. Zum Schmuck der Möbel ist auch oft das Schmiedewerk herangezogen worden, das sich auf Scharniere und Schloßschilder beschränkte. Häufig überspannte es aber in ausgeschmiedeten Bändern die ganzen Holzflächen. Selten war es verzinnt und häufig mit roter Farbe überstrichen. Die niederdeutschen Schränke mittelalterlichen Ursprungs waren in die Wände eingemauert. Sie zeigen als bezeichnende Merkmale zwei breite

[49]) Vgl. Führer durch das Kunstgewerbe-Museum der Stadt Flensburg.

Digitized by Google

Seitenpfosten und einen breiten bekrönenden Brettaufsatz (vgl. Abb. 100). An den älteren Möbeln sind diese drei Teile nahezu ausschließlich durch reiche Schnitzwerke ausgeziert, die häufig durch Farben zu noch schönerer Wirkung gebracht sind. Dunkelrot mit Gelbrot, Rot mit Blaugrün, Schwarz mit Gelb und Rot wurden mit Vorliebe verwandt. So weit es sich noch feststellen läßt, war der Farbenanstrich entweder durch Wasserfarbe oder Wachsfarbe bewirkt. Ölfarbe hat sich nirgends vorgefunden. Eine Vorstellung von der Wirkung eines mit mittelalterlichen Möbeln ausgestatteten Zimmers gibt Raum 15. Er ist so errichtet und ausgestattet, wie er wohl um die Wende des 15. Jahrhunderts im Schleswigschen bestanden haben mag. Sein Inhalt ist meist ursprünglich, oder alte Muster sind getreu nachgebildet.

Abb. 106. Wohnzimmer aus dem Dorfe Winnert, Kr. Husum, 1702.

Die schleswigschen Möbel der Frührenaissance behalten in ihrer Konstruktion noch recht lange gotisches Gepräge. Die Schränke sind in ihrer ganzen Tiefe in die Mauer eingelassen. Die einfachsten zeigen zwei Türen übereinander. Reichere sind dreigeschossig ausgebildet, und zwar so, daß oben und unten zwei Türen und in der Mitte eine Klappe angeordnet ist. Bei aller Einfachheit in der Bauart der Möbel dieser Zeit weisen sie doch im Verlaufe der Zeit eine bessere Ausgestaltung sowohl an der Konstruktion wie am Ornament auf. Das offenbart sich besonders an den Türen, die eine Entwicklung von der einfachsten Brettplatte bis zum vollendet durchgebildeten Rahmengefüge durchmachen. Von solchen Stilwandlungen sind die Eisenbeschläge nahezu ausgeschlossen.

Die Hochrenaissance tritt in Schleswig erst gegen Ende der achtziger Jahre des 16. Jahrhunderts allgemein auf. In der Möbelkunst wie in der

Digitized by Google

Innendekoration gibt sich diese Stilwandlung durch mehr auf Wirkung berechnete ornamentale Formen kund. Daneben treten Zierformen auf, die anderen technischen Gebieten des Kunstgewerbes, wie beispielsweise der Metalltechnik, entlehnt sind. Der bedeutendste heimatliche Bildschnitzer dieser Zeit ist Heinrich Ringerink, der von 1595 bis 1628 in Flensburg mit großem Erfolge tätig war. Zahlreich sind seine noch in Kirchen vorhandenen Arbeiten. Zu deren Beurteilung dient am besten ein von ihm geschnitztes großes Epitaph, das im Haupttreppenhause wegen seiner vorzüglichen Beleuchtung zu schönster Wirkung kommt. Weitere Arbeiten dieses Meisters sind im Raum 20 ausgestellt. Der Zeit um 1580 gehört der in

Abb. 107. Pesel aus Gjenner bei Apenrade.

Abb. 102 wiedergegebene typische Eckschrank mit figürlichen Darstellungen der Planeten und aus der dithmarsischen Geschichte. Eine ausgezeichnete Silbertreibarbeit, eine Pinkette aus dem Jahre 1653, allerdings nicht schleswigschen, sondern holländischen Ursprungs, zeigen die Abb. 103 u. 104.

Die Vorliebe für malerische Wirkung, die sich bereits zu Beginn des 17. Jahrhunderts an der Dekoration, wenn auch in bescheidener Weise, bemerkbar macht, nimmt nach Ablauf des ersten Drittels dieses Jahrhunderts mehr und mehr zu. Die Mittel zur Erzielung einer prächtigen Wirkung werden mannigfaltig. Die Zierformen und Gliederungen erreichen eine bis dahin nicht gekannte kräftige Ausbildung; das Laubwerk, besonders Akanthusranken, werden breit gehalten und häufig tief unterschnitten. Im Norden sind diese Kennzeichen zuerst an den Bildschnitzereien bemerkbar. Bereits

um das Jahr 1630 kommen an den Kartuschen und Rollwerken jene knorpelartigen Ansätze und Verrenkungen zum Vorschein, die sich dann weiter zu Ohrmuscheln entwickeln und schließlich auf das ganze Ornament übergehen. Dieser Zeit gehört die im Raum 27 ausgestellte Diele an, eine getreue Nachbildung von dem Schleswiger Scheerhof. Der in Abb. 109 dargestellte Pesel aus der Wilstermarsch, von dem später die Rede sein wird, gehört auch hierher.

Im 18. Jahrhundert setzt wieder eine zierlichere Ausbildung ein. Das Kunstgewerbe macht sich vollständig von der architektonischen Überlieferung los. In der sogenannten Regencezeit (1715 bis 1723) kommt eine neue Stilwandlung zum Durchbruch, die vornehmlich darauf hinausgeht, anstatt gerader Linien im Aufbau der Geräte und der tragenden umrahmenden Glieder, geschweifte Formen zu schaffen. Als Dekoration wird das Muschelwerk und ein aus Schnörkelwerk und Blumen geschaffenes Ornament verwandt. Die Vergoldung gelangt in weitgehender Weise zur Anwendung. Flensburg besitzt in dem Altar der St. Nikolaikirche ein ausgezeichnetes Werk dieser Geschmacksrichtung (1749). Bereits in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts verschwinden die Formen des Rokokos, und es zeigt sich das Bestreben, am Gerät ernstere Linienbildungen zur Anwendung zu bringen.

Neben den zahlreichen Möbeln und Geräten all dieser Kunstabschnitte enthält das Museum in musterhafter Aufstellung reiche Schätze der Kleinkunst, die meistens dem schleswigschen Boden entstammen. So neben den schon erwähnten Fayencen unter anderm noch Terrakotten, Schmucksachen in Gold und Silber, Gegenstände alter Gilden und Ratsstuben, Bucheinbände und sonstige Lederarbeiten, getriebene und gravierte Metallarbeiten.

Die Bauernstuben werden im Führer eingehend behandelt. Es wird daselbst mitgeteilt, daß das schleswig-holsteinische Bauernhaus, abgesehen von Nordschleswig und den friesischen Landstrichen an der Westküste, sich in seinen verschiedenen Abarten aus dem niedersächsischen Hause entwickelt hat. Nach Sauermann beginnt man in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts im Dithmarsischen mit einer baulichen Veränderung des typischen sächsischen Hauses, indem man das Vieh in Nebengebäuden unterbringt und die große Tenne zum Einbau verschiedenartiger kleinerer und größerer Wohngelasse benutzt. Der bekannte, überaus reich ausgestattete Pesel von Markus Swyn, der im Meldorfer Museum eingebaut ist, um das Jahr 1568 fertiggestellt, gehörte zu einer solchen Anlage.[30]) Die Einteilung und Abgrenzung der Wohngelasse geschah in der Regel nur durch Holzwände. Bei der Herrichtung der Wohnräume hat neben der Bedürfnisfrage die Art des Hauses selbst, wie auch die Stellung und Beschäftigung des Besitzers mitgewirkt. Der Schiffer suchte sich bei der Herstellung seiner Wohnräume in Form und Ausbildung gern der Schiffskajüte als Vorbild zu bedienen. Die beschränkte Bodenfläche, auf der das Zimmer errichtet wurde, die geringe Höhe, die kleinen nebeneinander gruppierten Fenster geben, ebenso wie die vielen verschiedenartigen in der Vertäfelung angebrachten Schränke, den Räumen häufig ein kajütenartiges Aussehen. Zu den alten Überlieferungen

[30]) Dieser Ansicht kann so allgemein zum Ausdruck gebracht, nicht beigetreten werden. Nach den Aufnahmen des Werkes „Das Bauernhaus im Deutschen Reiche“ ist das Haus des Markus Schwin das einzig bekannte Beispiel in Dithmarschen einer anderweitigen Verwendung der Diele. Im übrigen hat sich allerdings auf der Insel Fehmarn der Ausbau der Diele zu Wohnzwecken bei den Häusern der Großbauern herausgebildet.

in der Gestaltung der Wohnräume gehört in manchen Gegenden das Fenster, das nach der Tenne ging, und durch das der Bauer von seinem Ruheplatz aus die Tätigkeit seiner Bediensteten beobachten konnte. Der große Schrank, freistehend oder in die Vertäfelung eingefügt, bildete das Hauptmöbel des Zimmers. Städtische Einflüsse können an den alten schleswigschen Bauernhäusern kaum nachgewiesen werden. Von Bedeutung bei der späteren Gestaltung der Bauernstuben waren die Heizanlagen. Bei der Verlegung der freistehenden Feuerstelle an die hintere Wand der Tenne erhielt sie eine Umkleidung, die hier und da nach oben zu mit einem gemauerten Rundbogen, dem Schwibbogen, kaminartig abschloß. In den Stuben wurden erst viel

Abb. 108. Zimmer aus Nieblum, Insel Föhr. 1631.

später Heizanlagen beschafft. Noch im 18. Jahrhundert waren sie nicht allgemein, ja, bis vor kurzem bestanden in jedem Bauernhause sogenannte Kalt- und Warmstuben. Während erstere für Festlichkeiten und für besondere Zwecke bestimmt waren, bildeten letztere den gewöhnlichen Aufenthaltsort der Familie. Wo keine Kamine benutzt wurden, trat schon frühzeitig der sogenannte eiserne Beilegerofen, der von der Küche geheizt wurde, auf. Er hat seine Form und Bedeutung bis in unsere Tage behauptet. Auch die Beleuchtungseinrichtungen weisen im allgemeinen eine langsame Entwicklung auf. Die im bäuerlichen Besitz früher verwendeten Lichtspender waren höchst unvollkommen im Vergleich mit den anderen Gebrauchsgegenständen damaliger Zeit. Als Beleuchtungsstoff diente Kienspan, Tran, Talg und Pflanzenöl.

Aus der Mannigfaltigkeit der Bauern- und Bürgerstuben, die das Flensburger Museum in einer Anzahl und Ursprünglichkeit zeigt, wie sie

meines Wissens kein anderes Museum aufzuweisen hat, greifen wir einige Beispiele heraus. Vornehmlich sind hier die Pesel-Ausstattungen aus dem 17. und 18. Jahrhundert zu nennen. In der Regel war diese Staatsstube, die nur bei besonderen Anlässen vom Besitzer und seinen Hausgenossen in Benutzung genommen wurde, in einem Anbau des altsächsischen Hauses untergebracht. Das Zimmer von der Hallig Hooge (vergl. Abb 105) ist eines der ältesten, es stammt aus dem Jahre 1688. Von dem Fensterplatz aus mit seiner eingebauten Sitzbank hatte man eine weite Fernsicht auf das Meer. Die Decke zeigt einfache, die Wände gut konstruierte Holzverkleidungen. Letztere sind aus schmalen Pfosten und breiten brettartigen Flächen zusammengebaut, die unten durch glatte Lagerhölzer, oben durch ein geschnitztes Gesimsstück zusammengehalten werden. Das aus einer Ecke hervorragende Wandbett ist mit derb durchgebildeten Schnitzereien im Charakter der Spätrenaissance geschmückt. Die Ofennische hinter dem Beilegerofen ist mit glasierten Platten verkleidet, auf welche als Randzier eine fein durchgetüdelte Kachelbordüre und oberhalb des Ofens ein Seestück in Manganviolett gemalt ist.

Der Pesel von der Insel Röm zeigt noch eine vortreffliche handwerksmäßige Rokokomalerei aus dem Jahre 1783 in Grün, Rot und Blau. Der Winnertsche Pesel (Abb. 108) stammt aus dem Jahre 1702. Im Kreise Husum waren es vornehmlich die drei Dörfer Ostenfeld, Winnert und Wittbek, die bis vor kurzem ihre eigenartige altsächsische Hausanlage bewahrt hatten. Hier fand man auch im Innern neben kulturgeschichtlich Wertvollem manche Werke, die von dem alten Kunstgewerbe der schleswigschen Lande Kunde geben. Der Winnertsche Pesel zeigt, wie Balken und Ständerwerk des Zimmers mitbenutzt worden sind. Der Fußboden ist aus gestampftem Lehm hergerichtet. Heizvorrichtung war in dem Zimmer nicht vorhanden, es war also eine sogenannte Kaltstube. Bei der Paneelausbildung ist noch die Überlieferung der heimischen Gotik erkennbar. Von Interesse ist auch das Tellerbrett, das hier wie anderswo im Schleswigschen zum Aufstellen der Teller diente, die sich jeder Gast bei Festlichkeiten selbst mitzubringen hatte. Ähnlichen Zwecken dienten auch die ledernen Ösen an den Balken, in die jeder Gast nach Beendigung der Mahlzeit die von ihm mitgebrachten Messer und Gabeln steckte.

Die Abb. 107 gibt eine Innenansicht des Pesels aus Gjenner bei Apenrade vom Jahre 1737. Nach Überlieferungen soll der erste Besitzer dieses Wohnraumes Schiffskapitän gewesen sein. Namen und Jahreszahl der Ehegatten sind über den beiden Türen im Sturz eingeschnitzt. Die Fensterfront lag nach Süden. Von den vier Eingängen, die das Zimmer aufweist, münden zwei in die westlich vom Pesel gelegenen Klöven oder Kleven, wogegen die an der gegenüberliegenden Wand befindlichen zwei Türen die Verbindung mit der Diele und der Küche vermitteln. Zwischen letzteren beiden Ausgängen steht der aus roten Backsteinen aufgeführte Kamin. Er trägt das übliche Balkenholz, das hier als geschnitztes Gesimsbrett ausgearbeitet ist. Die Fensterwand zeigt eine Gruppe von vier reich mit Bandwerk geschnitzten dreiteiligen Fenstern von mäßiger Größe, die ziemlich hoch angebracht sind und dem Zimmer das kajütenartige Aussehen geben. Die Fensterwand, die in ihrer ganzen Breite eine Bank aufnimmt, ist mit Holz getäfelt. Die gegenüberliegende ebenfalls vertäfelte Wand enthält an jeder Seite Bettschränke mit Doppeltüren. Der zwischen diesen Wandbetten verbleibende Raum war als Vorratskammer eingerichtet und nur vom Hofe aus zugänglich. Der eichene Bohlenbelag der Decke wird von vier wuchtigen, nur an der Fenster-

seite beschnitzten, sonst unverzierten eichenen Balken getragen, die zwischen den Fenstern und an den Wänden links und rechts durch reich mit Bandwerk beschnitzte Kopfbänder unterstützt sind. Die Holzvertäfelungen der Wände sind aus Pfosten und Bohlen zusammengefügt, die mit Nut und Feder verbunden sind. Den oberen Abschluß und Zusammenhalt bildet eine mit Profilen, Knaggenfries und ausgekehltem Gesimsbrett ausgestaltete Bohle. Dabei sind die Pfosten mit straff angeordneten Bandornamenten, die als Füllbretter gedachten Bohlenstücke dagegen mit Flachornament ausgeziert. Von eigenartig typischer Gestaltung sind auch die Türumrahmungen, die an mittel-

Abb. 109. Pesel aus der Wilstermarsch.

alterliche Arbeiten aus den bäuerlichen Wohnstuben Tirols erinnern. Hier wie dort treten diese Türpfosten lisenenartig vor und schneiden mit dem Türsturz ab. Der eingezapfte Türsturz zeigt eine bewegte Linienführung, welche auch in den Vierlanden bei den Seitentüren der Dielen vielfach vorkommt.

Das Zimmer aus Nieblum auf der Insel Föhr (Abb. 108) weist alle Eigenarten eines nordfriesischen Wohnraumes auf. Die Deckenbalken werden von starken Unterzügen getragen, die auf kräftigen erdfesten Ständern lagern. Zwischen dem Unterzuge und der niedrigen Fensterwand ist der Dachschräge folgend eine schräge Decke gespannt, welche den Namen „Kattschirm“ oder „Kattschurf“ führte. Man könnte diesen vom Kattschirm überdeckten Raum

mit einem verkümmerten Seitenschiff vergleichen. Er verschafft der Stube eine eigenartige Beleuchtung und trauliche Wirkung, welche noch durch die holzverkleideten Wände mit den vielen Einbauten an Schränken und Wandbetten gesteigert wird.

Die Abb. 109 zeigt einen Blick in den prächtigen Pesel aus der Wilstermarsch. Im Gegensatze zu der sonstigen Ausbildung des altsächsischen Bauernhauses mit seinem an der Giebelseite am Ende der Tenne angelegten Peselraum ist im Wilstermarschhofe der Prunkraum seitlich vom Haupteingang eingebaut. Durch Lage und Gebrauch ist die Anordnung dieses Wohnraumes wesentlich beeinflußt. In unserm Beispiel lag er links vom Eingang, und zwar so, daß das eine Fenster nach Süden hin, das andere gen Osten angebracht war. Dieser Anordnung entspricht auch die Verteilung der Türen. Auf der Abbildung sehen wir links in der reich getäfelten Wand die Tür zur Diele mit dem anschließenden nach der Diele führenden Kiekfenster. Der Ofenwand gegenüber, die teilweise mit blaubemalten Fliesen wie die Außenwand bekleidet ist, liegt das dreiteilige Fenster, so daß es dem Marschbauern möglich war, von seinem Sitze neben dem Ofen die Tenne und den Hof zu übersehen, ohne von seinem bevorzugten Platze aufzustehen. Obgleich die Wandvertäfelungen nicht von der reichsten sonst in Prunkstuben der Wilstermarsch üblichen Durchbildung sind, so offenbaren sie doch ein feines Verständnis für Flächenanordnung. Die wenigen zum Schmuck der Holzarbeiten angefügten Schnitzwerke zeigen eine kräftige Modellierung. Außerdem sind Einlagen von schwarzem und weißem Holze zur Hervorhebung bevorzugter Flächen verwendet.

Wenn auch die mannigfachsten Umgestaltungen, denen die bäuerlichen Zimmer im Laufe der Zeit ausgesetzt waren, Ergänzungen und Neubeschaffungen nötig gemacht haben, so sind diese Arbeiten in den Museumswerkstätten jedoch unter steter sorgsamer Aufsicht des Direktors Sauermann und unter Berücksichtigung früherer an Ort und Stelle vorgenommener Aufmessungen beschafft worden. So zeigen z. B. die Fußböden stets den ursprünglichen Belag, entweder in Lehmestrich, aus flach- oder hochkantigen und in Mustern verlegten Handstrichsteinen, Fliesen usw. Die in den Stuben befindlichen Möbel haben entweder ursprünglich darin gestanden oder stammen aus der Zeit und Gegend, in der die Ausführung des Bauernhauses erfolgte.

Es ist mit Freude zu begrüßen, daß dank der Opferwilligkeit zahlreicher Flensburger Bürger, dank der tatkräftigen Unterstützung der Regierung, Provinz und Stadt und vor allen Dingen aber auch dank dem hingebenden Eifer der Museumsverwaltung und Bauverwaltung ein Werk zustande gekommen ist, auf das die meerumschlungenen Lande stolz sein können. Sicherlich wird die Anstalt auch späteren Geschlechtern ein bezeichnendes und ziemlich vollständiges Bild geben von dem künstlerischen Empfinden und Können der verschiedenen Stämme in Schleswig-Holstein. Dem nach gründlicher Ausbildung verlangenden Kunsthandwerker aber gewährt die enge Verbindung der Lehranstalt mit der Museumssammlung die beste Gelegenheit zur Weiterentwicklung der alten heimischen Kunstformen an neuzeitlichen Werken. Denn wie sehr auch die Mode des Tages wechseln mag, die Beziehungen der Form zum Zweck, an denen man ein echtes Kunstwerk stets erkennen kann, zeichnen gerade die hier ausgestellten Wohnräume und Gebrauchsstücke in so ehrlicher und wahrer Weise aus.

F. Schultze. 1893.

Digitized by Google

## Ländliches Hausgerät aus schleswig-holsteinischen Museen.

Auf die große Verschiedenheit in den Arten der alten schleswig-holsteinischen Bauernhäuser ist bereits in dem Aufsatze: „Schleswig-holsteinische Bauernmuseen“ hingewiesen. Immerhin ist in dem größten Teile des Landes von der Südgrenze bis nördlich zu dem Dammewerke mit Ausnahme der Landschaft Eiderstedt die sächsische Bauart vorherrschend, indem alle zur Bewirtschaftung des Gehöftes erforderlichen Räume unter einem steilen Strohdach vereinigt sind. Die Wohnräume des Hauses beschränkten sich ursprünglich auf die am Ende der Diele in der Achse des Herdes seitlich neben den Viehständen abgetrennten Kammern, die sog. „Siddelsch“. Später wurde hinter der Diele nach dem Garten hinaus ein eigener Wohnflügel für den Besitzer angebaut, während die Siddelsch den Knechten und Mägden als Schlafkammern zugewiesen wurden. Der wichtigste, vielfach der einzige Raum des Wohnflügels ist der Pesel, der im allgemeinen als Wohn- und Schlafzimmer für den Besitzer und dessen Familie dient und zugleich das Staatszimmer des Hauses bildet. Wenn neben dem Pesel, wie es vielfach vorkommt, noch besondere Wohn- und Schlafstuben vorhanden sind, dient ersterer nur als Staats- und Fremdenzimmer. Ein schwerer eichener Tisch, eine lange, an der Fensterwand entlanglaufende Holzbank, Schränke, Truhen gehören zu der gewöhnlichen Ausstattung des niedrigen, durch kleine, mit Bleiverglasung versehene

Abb. 110. Peselwand mit Bileggerofen, Ofenheck und Stülpe.
(Jetzt im Meldorfer Museum.)

Fenster erleuchteten Raumes. Die Betten sind fast ausnahmlos in Wandnischen als sog. „eingemachte Betten“ untergebracht. Auf die behagliche Einrichtung des Pesels wird großer Wert gelegt. Die Wände werden gern mit Paneelwerk versehen, die Bettkojen sind durch Vorhänge, Schiebetüren oder Glastüren geschlossen. Wo sich ausnahmsweise freistehende Betten finden, sind sie mit hölzernen Baldachinen und Vorhängen versehen.

In älterer Zeit fehlten in den Wohnräumen jegliche Heizvorrichtungen. Der auf der Diele freistehende niedrige Herd war vielmehr die einzige Wärmequelle des Hauses. Später, als das Herdfeuer an die hintere Dielenwand gerückt wurde, suchte man dasselbe zugleich zur Erwärmung des dahinterliegenden Pesels auszunutzen. Dies geschah mittels des sog. Bileggerofens (vergl. Abb. 110). Ein gußeiserner, nicht allzu großer, auf schmiedeeisernen Füßen stehender Kastenofen stand an der inneren Peselwand in der Achse des Herdes, war hinten in der Wand eingemauert und mit dem Herdfeuer durch eine Öffnung verbunden, so daß er von hier aus geheizt werden konnte. Da jegliche Feuerzüge fehlten, gab der Ofen nur wenig Wärme her, so daß in der kalten Jahreszeit im Pesel eine empfindliche Kälte geherrscht haben wird. Umsomehr war man bestrebt, die unmittelbare Ofenwärme nach Möglichkeit durch allerhand Einrichtungen auszunutzen. So stand auf dem Ofen die Ofenstülpe (Abb. 112 u. 113), ein unten und an einer Seite offener, meist aus Messingblech hergestellter Behälter, unter den Speisen zum Warmhalten gestellt wurden. In einzelnen Landschaften, vorzugsweise in den Elbmarschen und den benachbarten Seemarschen war es üblich, der Stülpe das Ofenbeck (Abb. 111), ein hölzernes, meist mit Drechsler- und Schnitzarbeit versehenes Gestell, aufzusetzen, an welchem man Wäsche zum Trocknen aufhing. Die an den Ecken und Kanten des Ofens angebrachten Messingknöpfe dienten zugleich als Handwärmer. Die Betten erwärmte man mittels der Wärmepfanne (Abb. 114 bis 116), einer eisernen, mit langem Handgriff und mit einem Messingdeckel versehenen Schale, in die glühende Kohlen gelegt wurden. Mit der Feuerkieke (Abb. 117 u. 118), einem meist würfelförmigen Gefäß aus Messingblech, das gleichfalls mit glühenden Kohlen gefüllt wurde, wärmte man sich die Füße beim Sitzen. Alle diese Gegenstände gehörten zum gewöhnlichsten Hausrat und sind auch jetzt noch in vielen Bauernhäusern anzutreffen. Besonders eigenartig gearbeitete Stücke sind in die zahlreichen öffentlichen und privaten Sammlungen gewandert, die in den letzten Jahrzehnten in Schleswig-Holstein entstanden sind. Sie verdienen nicht nur in kulturgeschichtlicher Hinsicht Interesse, sondern offenbaren uns zugleich, auf welch hoher Stufe das Kunsthandwerk einst im Lande gestanden hat.

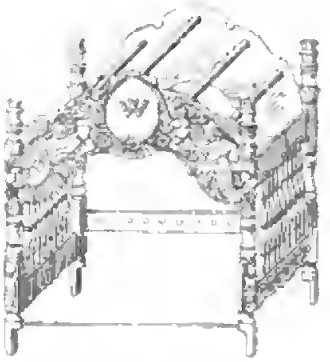


Abb. 111. Ofenbeck.

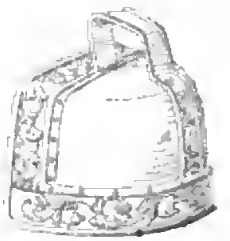


Abb. 112. Ofenstülpe.
(Meldorfer Museum.)

Unter den Sammlungen Schleswig-Holsteins, die uns von dem alten Kulturleben der ländlichen Bevölkerung ein Bild geben, hat das Museum dithmarsischer Altertümer in Meldorf ganz besonders das Gepräge eines Bauernmuseums. Auf seine Bedeutung und seine wertvollen Schätze ist bereits in dem anfangs erwähnten Aufsatze an dieser Stelle hingewiesen worden. Unter den dithmarscher Bauern, die im Anfang des 16. Jahrhunderts in der Schlacht bei Hemmingstedt ihre äußere Freiheit so tapfer verteidigten und noch weitere 50 Jahre lang eine selbständige Republik bildeten, hat sich schon damals große Wohlhabenheit und der Sinn für behagliche Ausschmückung ihres Heims entwickelt, so daß hier eine rechte Volkskunst entstehen konnte, die in allen Zweigen des Kunsthandwerkes zur Äußerung kommt. Als Typus einer alten dithmarsischen Bauernstube darf der sog. Bunsche Pesel des Meldorfer Museums gelten. Seine Einrichtung ist bereits auf Seite 71 besprochen worden, auch ist in Abb. 84 die ganze Bettwand und die Ofenwand abgebildet. Unsere Abb. 110 gibt den Ofen in größerem Maßstabe wieder. Der aus dem Jahre 1573 stammende Hileggerofen ist reich mit Darstellungen geschmückt. In den oberen Feldern sind Gegenstände biblischen Inhaltes behandelt; z. B. zeigt das vordere Bild Joseph und Potiphar. Den unteren Rand bildet eine Reihe verzierter Rundbilder mit Porträtköpfen. An den oberen Ecken sowie an den vorderen Kanten sind die Messingknöpfe sichtbar. Oben ist der Ofen mit Fliesen abgedeckt und mit einem Messingstreifen eingefaßt. Auf der Ofenplatte, hart gegen die Wand gerückt, steht die Stülpe (Abb. 112). Sie ist aus Messingblech gefertigt, mit breiten Rändern und mit einer Handhabe versehen, die mit einfachen Rankenornamenten in getriebener Arbeit geschmückt

Abb. 113. Ofenstülpe.

Abb. 114. Wärmepfannen.

sind. Das Ofenheck aus dem Jahre 1816 stammt aus Buchholz, einem dicht an der Grenze der Wilstermarsch gelegenen Dorfe, so daß es sich wahrscheinlich um eine Arbeit aus letzterer Landschaft handelt. Vier gedrehte Pfosten tragen das zierliche Holzgerüst; die seitlichen Rahmstücke sind durch kleinere Pfosten, das vordere und hintere Rahmstück durch wagerechte Stangen, über welche die zu trocknende Wäsche gebreitet wird, verbunden. Sämtliche Holzteile sind dunkelfarbig lackiert. Das vordere Rahmstück trägt reiche barocke Schnitzarbeit. Das W in dem mittleren, von Blumengewinden umrahmten Oval scheint den Namen des Besitzers anzudeuten. Das Museum besitzt noch zwei weitere Ofenhecks, die mit dem ersteren in Konstruktion und Ausbildung verwandt sind und derselben Zeit entstammen. Eines derselben ist in Abb. 111 wiedergegeben. Neben den hölzernen finden sich auch einfachere, aus Eisendraht gefertigte Hecks namentlich im Dorfe Burg in Süderdithmarschen.

Für die Ofenstülpen scheint sich ebenfalls eine bestimmte Art herausgebildet zu haben. Sie zeigen fast alle dieselbe Form,

Abb. 115. Wärmepfanne.

Abb. 116. Wärmepfanne.

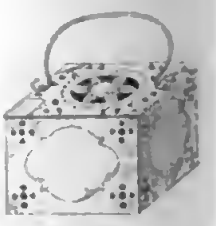


Abb. 117. Feuerkicke.

Abb. 118. Feuerkicke.

Abb. 115, 116 u. 118 aus dem Meldorfer Museum.

während die Treibarbeit des Schmuckes auf die Ränder und die Handhabe beschränkt bleibt. Als ein sehr seltenes Stück darf daher eine Messingstülpe des Meldorfer Museums gelten, die an der ganzen Oberfläche getriebene Ornamentik zeigt (Abb. 113). Für letztere haben Pflanzenmotive als Vorbild gedient. Stengel, Blüten und Blätter treten aus der Fläche heraus, während die feineren Ranken nur durch punktierte Linien angedeutet sind.

Die Wärmepfannen sind sehr zahlreich auf uns gekommen. Sie scheinen sich ihrer gefälligen Form wegen besonders als Schmuckstücke des Pesels, an

Abb. 119. Schrankfüllung.

dessen Wänden sie tagsüber in der Nähe der Betten hingen, großer Beliebtheit erfreut zu haben. Der tellerartige durchbrochene Deckel aus Messing- oder Kupferblech war zur Ornamentierung auch trefflich geeignet. Eine sehr wertvolle Wärmepfanne besitzt das Meldorfer Museum aus dem 18. Jahrhundert (Abb. 115). Der Deckel ist mit naturalistischen Blumengewinden in getriebener Arbeit verziert, während das durchbrochene mittlere Feld ein stilisiertes Flachornament mit leicht eingestochenen Adern zeigt. Das dargestellte Motiv, die einer mittleren Vase entwachsenden Ranken und Blätter sowie die Einteilung in ein kreisförmiges Mittelfeld und einen breiten Rand, finden wir bei den meisten

Abb. 120. Hörnschap. (Aus dem Meldorfer Museum.)

Wärmepfannen wiederholt. Ein Beispiel gibt die in Abb. 116 dargestellte Wärmepfanne, die gleichfalls im Besitze des Meldorfer Museums ist. Die Arbeit ist einfacher. Das flache Ornament ist nur durch die Durchbrechungen und wenige eingeschnittene Linien gegliedert. Der Rand ist durch kleine kreisförmige Öffnungen belebt. Abb. 114 veranschaulicht zwei Wärmepfannen aus dem Besitze des Malers Humpke in Schleswig, deren Ornamentik von dem oben beschriebenen Typus wesentlich abweicht. Das achteckige Mittelfeld des größeren Deckels zeigt Bacchus auf einer Tonne sitzend, in der einen Hand einen Pokal, in der anderen Weintrauben haltend. Den Rand schmücken getriebene Fruchtgewinde. Auf dem kleineren kupfernen Deckel mit schmalem Rande ist ein springender Hirsch zwischen Rankenwerk dargestellt. Die Durchbrechungen bilden hier nur kleine, unregelmäßig über die Fläche verteilte runde Löcher.

Abb. 121. Hörnschap.

Die Feuerkieken sind als Gebrauchsgegenstände den Wärmepfannen verwandt und weisen demnach auch eine ähnliche Durchbildung auf. Verhältnismäßig reiche Behandlung zeigt eine messingene Kieke des Meldorfer Museums (Abb. 118). Sie ist achteckig gestaltet und mit gewölbtem durchbrochenen Deckel versehen. Im übrigen herrschen einfachere Formen, besonders die Würfelform vor. Ein Beispiel gibt Abb. 117.

Die Holzschnitzerei, die in Schleswig-Holstein unter den Zweigen des Kunsthandwerks von jeher an erster Stelle gestanden hat, kommt im alten Bauernhause an den Schränken zur reichsten Entfaltung. Die ältesten auf uns gekommenen sind unbewegliche, in eine Mauernische eingelassene eichene Wandschränke meist gotischer Stilrichtung. Die große Vorderwand ist in Rahmen und Füllungen zusammengefügt und mit Schnitzarbeit und reichem Metallbeschlag geschmückt. Den vielen Fächern des Inneren entspricht eine große Anzahl Türen, die auf neun bis elf steigt. In der Zeit der Renaissance scheint diese Schrankform den beweglichen Schränken ganz gewichen zu sein. Die Teilung in Rahmen und Füllungen ist beibehalten, die Zahl der Türen verringert sich dagegen immer mehr und sinkt schließlich auf zwei. Die senkrechten Rahmhölzer werden vielfach mit vorgelegten geschnitzten Pfeilern und Figuren versehen. Das Material der Schränke bleibt Eichenholz. Im 17. Jahrhundert haben in Schleswig-Holstein die furnierten zweitürigen, sogenannten Hamburger Schränke (Schaps) aus Nußbaumholz große Verbreitung gefunden, die von den Hansestädten ausgeht. Neben den Wandschränken kommen im 17. und

Abb. 122.

Abb. 123.

Abb. 124.

Abb. 125.

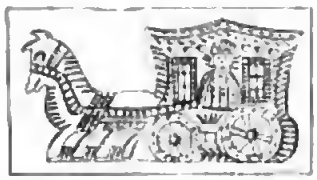


Abb. 126.

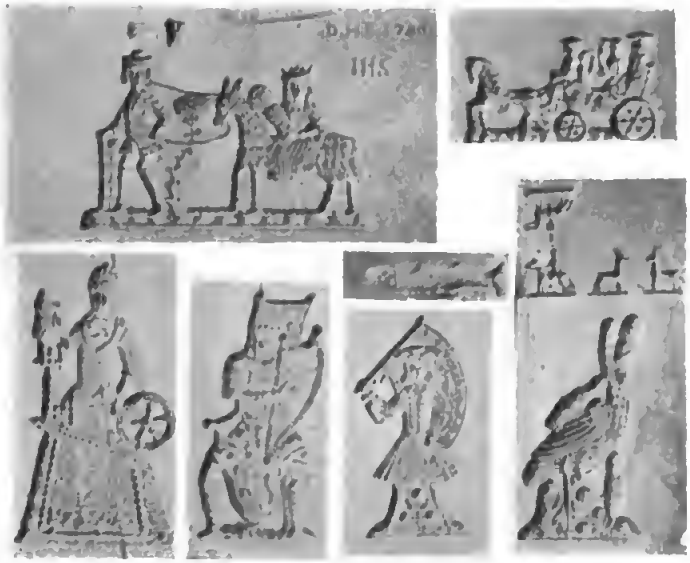


Abb. 127.

Abb. 122 bis 127. Hölzerne Kuchenformen.

Abb. 122 bis 126 aus dem Museum in Meldorf. Abb. 127 aus dem Museum in Schleswig.

18. Jahrhundert kleine Hängeschränke vor, die eintürig und von geringer Tiefe sind. Die Verzierung durch Schnitz- und Stechnrbeit bleibt, wie bei allen diesen Schränken, nnf die Vorderseite beschränkt. Ein solcher Hängeschrank ist auf der Abb. 84 des Bunsoher Pesels sichtbar. Eine eigentümliche Schrankform tnncht nnmentlich in Dithmarschen nm Ende des 16. Jahrhnnderts in den sog. Hörnschnps, d. i. Eckschränken, auf. Der Hörnschrank erhebt sich nnf qnndratischer Grundfläche und ist entsprechend den drei Geschossen mit drei Türen versehen. Das mittlere Geschoß — meist etwas niedriger als die anderen — tritt vielfach zurück, so daß vor ihm eine kleine Plattform verbleibt. Das Obergeschoß wird dann in der Regel durch in den Ecken nufgestellte Pfeiler oder Figuren getragen. Die beiden der Wand zugekehrten Seiten bleiben stets ohne Bearbeitnng Das Hörnschnp gehörte zur gewöhnlichen Brautausstattung und hatte in einer Ecke des Pesels, der Eingangstür gegenüber, seinen Platz. Neben dem Schranke saß die Braut nm Hochzeitstnge und empfing hier die Glückwünsche der Gäste. Das Museum in Meldorf, das eine stattliche Anzahl von Hörnschränken besitzt, bewahrt nuch den in Abb. 120

Abb. 128.

Abb. 129.

Abb. 130.

Abb. 128 bis 130. Rücklehnen von Karioten.
(Aus Norderdithmarschen, jetzt im Meldorfer Museum

wiedergegebenen Schrank, der durch seine Größe und reiche Schnitzerei auffällt. Er stammt aus dem Dorfe Wieddinghusen und ist seiner Entstehung nach in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts zu setzen. Das Mittelgeschoß tritt hier nicht zurück, ist indes etwas niedriger als die anderen. Die senkrechten Rahmhölzer sind mit trefflich geschnitzten Hermen geschmückt. Die rundbogig geschlossenen Füllungen der Türen und Seitenfelder enthalten Darstellungen von Tugendfiguren. Rechts sind von oben nach unten Liebe mit Kind, Hoffnung mit Anker, Weisheit mit Schlange und Spiegel, links Gerechtigkeit mit Schwert und Wage, Glaube mit Kreuz und Buch, Stärke mit Säule versinnbildlicht. Ein kräftiges Gesims mit Konsolen, die Löwenköpfe tragen, schließt den Schrank oben ab. Einen Hörnschrank von einfacherer Durchbildung, dessen Mittelgeschoß die Jahreszahl 1608 trägt, gibt Abb. 121 wieder. Ihrer trefflichen Schnitzarbeit wegen sei eine Schrankfüllung, die Beschneidung des Christkindes darstellend (Abb. 119), wiedergegeben.

Abb. 131. Karriole (1794). Gesamtansicht.

Gediegene Arbeiten der Holzschnitzkunst besitzt das Meldorfer Museum an einigen Karriolen, die wegen der Einfachheit ihrer Konstruktion und wegen des Reichtums ihrer Ausstattung bemerkenswert sind. Von den Wagen trugen zwei die Jahreszahlen 1794 bezw. 1804, die außerdem noch vorhandenen Teile eines dritten sind in dieselbe Zeit zu setzen. Die Bauart ist bei allen Karriolen übereinstimmend. Zwei sehr hohe, mit starkem Eisenblech und großen Nägeln beschlagene Räder tragen den offenen zweisitzigen Bock. Die langen Deichseln sind mit den ohne Federung auf der Radachse aufliegenden, den Bock tragenden Hölzern aus einem Stück hergestellt. Die zierlich geschwungenen Sitzböcke sind als hölzernes Rahmwerk mit Füllungen gearbeitet. Während die Füllungen glatt gehalten sind, tragen die profilierten Rahmhölzer treffliche barocke Schnitzarbeit, besonders an der Außenseite der Rücklehne. Hinter dem Bock ist ein schmales Sitzbrett mit seitlichen geschmiedeten Griffen angebracht, während vor ihm eine niedrige Schirmwand aus Eisenblech mit geschmiedetem aufgelegten Rankenwerk auf den Deichseln befestigt ist. Das Einsteigen erleichtern seitliche geschmiedete Trittstufen. Die Karriolen mögen die Abb. 128 bis 131 veranschaulichen, die neben der Gesamtansicht eines Wagens die drei geschnitzten Rücklehnen zur Darstellung bringen. Die Ornamentik verwendet vorwiegend Pflanzenmotive, daneben auch Figurenwerk. So zeigt die in Abb. 128 wiedergegebene Sitzrückwand zwei schwebende Engel neben einer Fruchtvase, darunter einen Engelskopf. Beliebt sind auch Vögel, die bei allen

Digitized by Google

drei Darstellungen auftreten[51]). Auffallend ist die Farbenfreudigkeit, die uns an den Kurrieden entgegentritt. Die Räder, die Deichseln sowie die Innenflächen des Sitzes sind in leuchtendem Rot gehalten, das Eisenwerk ist grün getönt, während das Schnitzwerk naturalistisch bunt behandelt ist. Die Außenseiten des Sitzes sind dunkelbraun grundiert. Die Füllungen waren an einem der Wagen mit Fruchtgehängen in lebhaften Farben bemalt, an einem anderen mit vergoldeten Namenszügen und Jahreszahlen geschmückt, wie die vorhandenen Spuren noch deutlich erkennen lassen. Vergoldet sind auch die Profilierungen der Rahmhölzer. Die im ganzen trefflich erhaltenen Kurrieden beweisen die Tüchtigkeit der Handwerksleistung, den hohen Stand der ausübenden Kunst sowie den Geschmack und den Kunstsinn der Besitzer in gleicher Weise.

Zum Schluß seien noch die hölzernen Kuchenformen erwähnt, die unter dem Hausgerät alter Zeit Beachtung verdienen. Nach alter Sitte wurden in Schleswig-Holstein gleichwie in anderen deutschen Gauen zu Weihnachten aus Mehl, Sirup und Braunbier Kuchen gebacken, denen mittels hölzerner Formen allerlei Darstellungen aufgepreßt wurden, ähnlich einem süddeutschen Brauche um St. Nikolaustag. Diese Formen wurden in der Weise hergestellt, daß in rechteckige Brettchen vertiefte Modelle für die Herstellung der Reliefdarstellungen geschnitzt wurden. Während manche der Formen nur handwerksmäßige Arbeit zeigen, tragen viele auch ein künstlerisches Gepräge und dürften von berufsmäßigen Bildschnitzern hergestellt sein. Die wiedergegebenen Formen (Abb. 122 bis 126) stammen aus dem Meldorfer Museum, das deren eine große Anzahl besitzt. Ihre Herstellung ist in den Anfang des 19. Jahrhunderts zu setzen. Da aber die steifen, zum Teil unbeholfenen Darstellungen nichts von der Stilrichtung jener Zeit an sich tragen, ist man wohl zu der Annahme berechtigt, daß die Formen nach sehr alten Mustern immer wieder neu gearbeitet worden sind. Abb. 127 gibt einige Kuchenformen aus dem Museum in Schleswig wieder, die sehr reiche Steckarbeit zeigen und zum größten Teil aus dem Jahre 1780 stammen. Einige Gegenstände sind besonders beliebt und kehren immer wieder; so die Spinnerin und sonstige Figuren, ferner die Wagen und die Störche mit Kindern; war doch Nikolaus, der Patron der Bäcker, ein Kinderfreund und zugleich Patron der Kinder und der entbindenden Frauen. Auch biblische Darstellungen kommen vor; so ist z. B. auf Abb. 127 die Flucht Josephs zur Anschauung gebracht. Daß der Hering in der Schleistadt, der Stadt der Schleiheringe, auch beliebt ist, darf wohl nicht verwundern.

Gerstenfeldt. 1904.

## Friedrichstadt, eine holländische Stadt in Schleswig-Holstein.

Die örtlichen Bedingungen, Wasser und Land, welche den Niederlanden ihr eigenartiges Gepräge verleihen, setzen sich an der deutschen Nordseeküste bis hinauf nach Dänemark fort, und so kann es nicht wundernehmen, in diesen beiden Gebieten mancherlei ähnliche Bilder in Stadt und Land zu finden. Zudem strömten von den älteren Kulturgebieten am Unterrhein dauernd Gaben der verschiedensten Art zu den schleswig-holsteinischen Küsten hinüber. Dort in den Niederlanden haben viele deutsche Kunsthandwerker ihre Ausbildung genossen. Wandfliesen, Geschirr und anderer Hausrat, ja größere Kunstwerke, wie das Friedrichsdenkmal im Schleswiger Dom kamen

[51]) Vielleicht handelt es sich auch hier um Anklänge an das auf Seite 82 u. 83 besprochene Motiv der Baumverehrung.

Digitized by Google

Abb. 132. Vorderseite eines im Jahre 1902 abgebrochenen Hauses in Friedrichstadt.

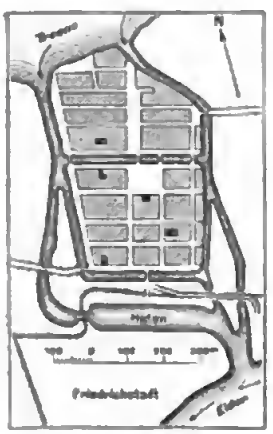


Abb. 133. Stadtplan von Friedrichstadt.

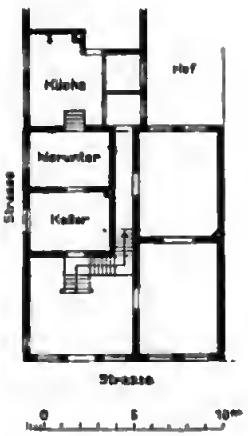



Abb. 134. Grundriß zu Abb. 135.

von dort herüber und dienten den daheimgebliebenen Meistern als Muster für die eigenen Arbeiten. Bereits im 12. Jahrhundert wandern Holländer ein und sichern durch Deichbauten die Marschen an der Elbe gegen die Fluten des Meeres. Eine ganze Stadt sogar erbauten die Fremden an der Westküste, wo die natürlichen Verhältnisse denen ihres Vaterlandes so ähnlich waren. Das geschah im Jahre 1621 am Eiderfluß, als der Herzog Friedrich III. von Schleswig-Gottorp holländischen Reformierten, die ihres remonstrantischen Bekenntnisses wegen ausgewandert waren, hier einen neuen Wohnsitz gab. Friedrichstadt ward eine Freistatt für Anhänger der verschiedensten Glaubenslehren, und es gesellten sich bald Juden, Lutheraner, Katholiken, Quäker und Mennoniten zu den holländischen Remonstranten; von diesen, die anfangs die Mehrzahl der Einwohner ausmachten, zogen aber die wohlhabendsten bald wieder fort, nachdem ihnen in der Heimat freie Religionsübung gestattet worden war. Auch sonst hemmten vielerlei Unglück, Kriegsläufte und Sturmfluten, die Blüte, welche des Herzogs Wohlwollen der Stadt versprochen hatte; zuletzt im Herbst 1850, als die Schleswig-Holsteiner ihre versiegende Kraft an der von den Dänen besetzten Stadt verbrauchten und wohl die Hälfte aller Bauten in Asche legten.

Die Gründung erfolgte inmitten der grünen Marschen am rechten Eider-

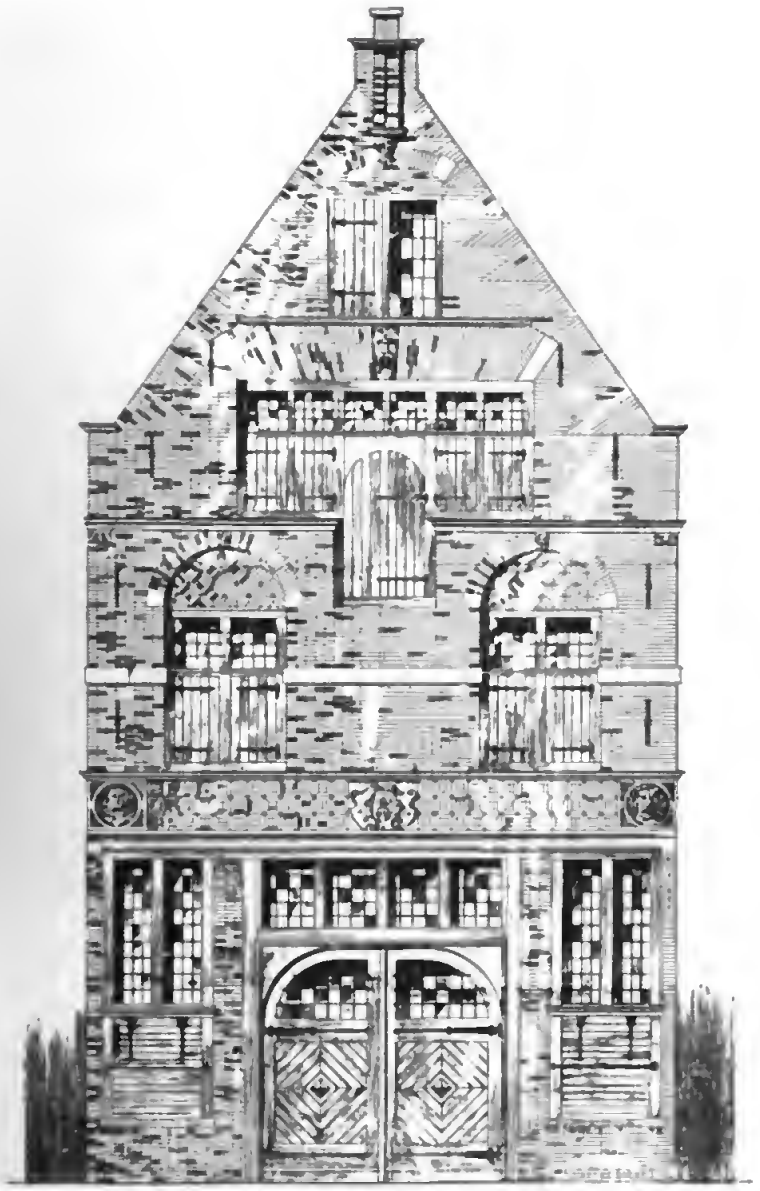
ufer so nahe der Mündung, daß die Seeschiffe zur Flutzeit die Stadt erreichen konnten, und stellte Aufgaben, welche die heimatliche Kunst der Holländer, den Wasserbau ins beste Licht setzen konnten. Die Treene, welche sich einst weiter unterhalb frei in die Eider ergoß, wurde aufgestaut und durch Schleusen und Sielbauten gegen die Willkür von Ebbe und Flut abgeschnitten (vergl. u. Zeitschrift für Bauwesen 1893. S. 591. Bl. 19). Die hierzu gegrabenen Verbindungskanäle bestimmten die Hauptlinien des Stadtplanes (Abb. 133); sie sind noch heute noch mit regelmäßigen Baumreihen

Abb. 135. Eckhaus von 1637 in Friedrichstadt.

bepflanzt und bedingen das eigene fremdartige Wesen, welches den Besucher in dem stillen sauberen Städtchen fesselt.

Schlimmer als der Grund und Boden haben die Bauwerke unter dem Wechsel der Zeiten gelitten. Über die Kirchen der verschiedenen Gemeinden gibt Haupts Verzeichnis der Kunstdenkmäler in Schleswig-Holstein Auskunft und erzählt uns, daß mehrere Ausstattungsstücke von den verödeten Kirchen stammen, denen draußen das Meer Dorf und Gemeinde geraubt hatte. Wohnhäuser der ersten holländischen Zeit sind nicht allzuviel erhalten. Im vergangenen Sommer wieder mußte ein schmuckloser, aber doch stattlicher und wohl erhaltener Bau am Mittelburggraben einem Neubau weichen (Abb. 132). Die Eingangstür und die zwei Fenster zur Rechten gehörten zu der geräumigen Diele; an deren Rückwand sah man durch ein Fenster in die kellerartig gelegene Küche hinab, verschiedene Treppenläufe führten in diese Küche, in das

Digitized by Google



Maßstab 1 : 80.

Abb. 136. Die Alte Münze in Friedrichstadt.
(Nach einer Aufnahme des Arch. E. Stoffers in Kiel.)
(Die Aufnahme erfolgte anläßlich der jetzt in die Wege geleiteten Wiederherstellung der Fassade.)

darüber gelegene Zwischengeschoß und zu den oberen Stockwerken. Aus dem Nachbarhause ist das Getäfel eines Zimmers in das Flensburger Museum gewandert, in dem sonst wesentlich veränderten Hause des Bürgermeisters befinden sich hübsche Türen in gestemmter Arbeit; an einigen andern Stellen endlich ist Wandbelag aus Delfter Fliesen erhalten, so zeigt eine aus etwa 15 Platten zusammengesetzte Darstellung einen Vogelbauer und dessen goldgelben Bewohner.[52])

Dasjenige Gebäude, welches von Anfang an das reichste der Stadt gewesen sein mag, ist uns glücklicherweise erhalten, die im Besitze der

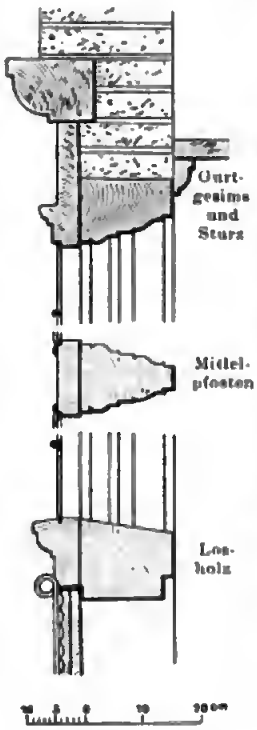



Abb. 137. Fenster der Alten Münze.

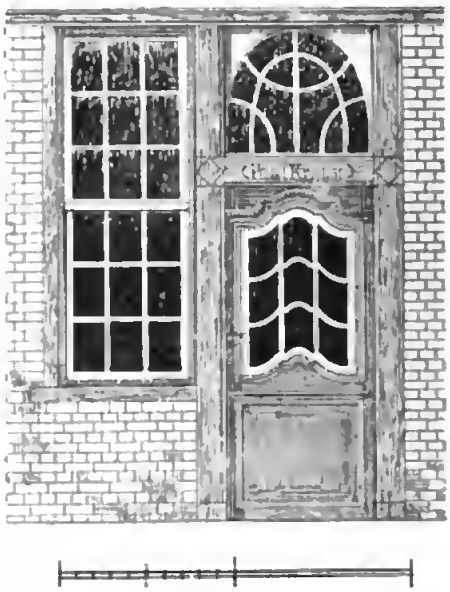


Abb. 138. Haustür in Friedrichstadt.

Mennonitengemeinde befindliche sogenannte Alte Münze (Abb. 136, 137, 139 u. 140). Dies Haus ward 1626 von dem Statthalter Moersbergen erbaut; dessen Tochter überließ bereits in den 40er Jahren den Saal im hinteren Flügel den Lutheranern zur Religionsübung. Im Jahre 1652 erwarben die Mennoniten das Grundstück, richteten aber erst 1708 den Kirchenraum so ein, wie er sich heute darbietet (Abb. 139). Dieser nach Süden belegene Teil ist auf einem gewölbten Keller erbaut und enthielt nach der Überlieferung

[52]) Eine Reihe von Mitteilungen und die Grundlagen zu einigen Abbildungen verdanke ich den Herren Bürgermeister Wiese, Pastor Blickensdörfer und Dr. med. Hansen, sämtlich in Friedrichstadt.

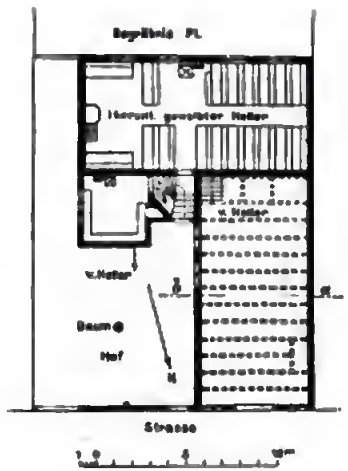



Abb. 139. Grundriß der Alten Münze.

Abb. 140. Die Alte Münze in Friedrichstadt. (Mennonitenhaus.)

den Salon des Statthalters, wahrscheinlich aber auch die übrigen Wohnräume. Während die Wendeltreppe zu der ursprünglichen Anlage zu gehören scheint, entstammt das Predigerzimmer mit der behaglichen Fensteranordnung wohl dem Umbau von 1708. Im Gegensatz zu dem hinteren Flügel ist der Vorderbau arg verwahrlost. Die weiten, ohne Trennungswände durchgehenden Räume zu ebener Erde und darüber, das auffallend große Tor und der Mangel jeglicher Feuerstelle lassen vermuten, daß die jetzige Verwendung zu Speicherzwecken in der ursprünglichen Absicht lag. Der fehlenden Baupflege ist es immerhin zu danken, daß verschiedene Einzelheiten, wie die Fenster, ganz ihre alte Einrichtung bewahrt haben. Die untere Fensteröffnung ist lediglich durch aufklappbare Holzläden geschlossen, während oben eine Bleiverglasung auf den schön profilierten eingemauerten Eichenholzrahmen unlösbar befestigt ist (Abb. 137). Ungeachtet der untergeordneten Bestimmung des Vorderflügels hat die Straßenfront die reichste Ausbildung erfahren und bezeugt uns eindringlich den hohen Stand der niederländischen Kunst in jenen Tagen. Die Aufnahme des Architekten E. Stoffers in Kiel mag das bestätigen (Abb. 136). Über dem Tor findet sich die bezeichnende Inschrift: omne solum forti viro patria.

Die späteren Bauten setzen die Weise der Holländer fort; die meist schmalen Giebelfronten sind der Straße zugekehrt und von verhältnismäßig breiten Fenstern durchbrochen. Die Rahmen der Eingangstüren sowie der unteren Fenster sind bisweilen so stark, daß das Gefüge der Wand an den Fachwerkbau erinnert. Die Giebel haben getreppte Absätze, oder es ordnen sich der geraden Umrißlinie Ziegelschichten ein, welche sägeartig in die wagerechten Reihen eingreifen. Die unverputzten Mauerflächen sind belebt von zierlich geschmiedeten Ankern und vereinzelten Steinplatten, auf denen das Mähnenhaupt des niederländischen Löwen oder andere Figuren als Merkzeichen des Hauses dargestellt sind. Zu dieser Gruppe darf das in Abb. 134 u. 135 dargestellte Eckhaus gerechnet werden, obgleich es noch die Jahreszahl 1637 trägt. Denn wahrscheinlich gehört nur die Diele mit der Eingangstür und den beiden anstoßenden Fenstern zum ursprünglichen Bau, der bis vor kurzem auch in der hinteren Hälfte den für jene Zeiten eigentümlichen Keller und das niedrige Zwischengeschoß darüber bewahrt hatte. Erst später wurden dann wohl die zwei größeren Zimmer zur Rechten hinzugefügt und über dem Ganzen das erste Stockwerk und der breite Giebel der neuen Mittelachse gemäß, vielleicht unter Verwendung der alten Werksteine, errichtet. Das ursprünglich mansardenartig gebrochene Dach erhielt neuerdings bei der Höherlegung der Decke des ersten Stockwerks die jetzige gerade Form. Bei der gleichen Gelegenheit wurden die anfänglich gerade abgeschlossenen Fenster bis zu den früheren Entlastungsbogen ausgebrochen. Die prächtige im Rokokogeschmack geschnitzte Tür ist möglicherweise mit jenem älteren Erweiterungsbau gleichzeitig. Auch an vielen anderen Häusern sind die Eingangstüren mit besonderer Liebe hergestellt. Bei dem in Abb. 138 gegebenen einfacheren Beispiel sind die Rahmen und die geschwungenen Sprossen für die Verglasung weiß, die übrige Tür dunkelgrün gefärbt. Selbst an den nüchternen Bauten ums Jahr 1800 bekunden Verbretterungen, nach Sternmustern oder sonstwie geordnet, und Ruhmhölzer, mit griechischen Schmuckformen etwas steif verziert, den guten Willen des Handwerkers. Erst die nach der Beschießung von 1850 notwendig gewordene Überzahl von Neubauten vermag unsere Teilnahme nicht zu erwecken.

Auch die ruhige und glücklichere Gegenwart, welche nach so

Digitized by Google

mancher Not über die Stadt gekommen ist, wird, soweit es in unserer Voraussicht liegt, schwerlich ein Werk zustande bringen, das jenen ersten holländischen Bauten gleichkommt. Insbesondere der Erhaltung des ernst gefährdeten Mennonitenhauses, welche der besitzenden Gemeinde allein zu schwer fallen würde, sollte darum die nächste Anstrengung gelten. Die Großräumigkeit des Vorderbaues wird es sicher ermöglichen, das Vorhandene zu wahren und dennoch für eine Verwendung herzurichten, welche dem weiteren Bestande förderlicher wäre als der jetzt darin betriebene Kohlenhandel. So würde das Haus in Wahrheit ein neues Leben beginnen zur Freude der Kunstfreunde und zum Nutzen der Stadt.

Berlin 1903. Paul Krause.

## Die Erhaltung des Nordertores in Flensburg.

Wie in Professor Dr. Haupts Bau- und Kunstdenkmälern der Provinz Schleswig-Holstein ausführlicher geschildert wird, ist die Stadt Flensburg nicht reich an wichtigeren profanen Bauwerken alter Zeit. Von den stattlichen Bürgerhäusern des Mittelalters und der Renaissancezeit muß eins nach dem andern der Neuerungssucht weichen, und namentlich unter den einfacheren Backsteinbauten des 16. und 17. Jahrhunderts wird in neuester Zeit bedenklich aufgeräumt. Die Überreste der Duburg, der auf der Höhe neben der Altstadt sich einst erhebenden landesherrlichen Feste, sind in den letzten Jahren der Bebauung des Bergrückens mit Wohnhäusern zum Opfer gefallen. Von den wehrhaften Mauern der Altstadt standen 1799 noch drei offene und fünf geschlossene Tore. Jetzt ist das Nordertor der letzte Überrest derselben, und um die Erhaltung oder Niederreißung dieses wird jetzt ein Streit geführt, der wegen seines allgemeinen Interesses hier näher beleuchtet werden soll.

Das Nordertor in Flensburg, neben dem Krempertor zu Neustadt in Holstein das einzige erhaltene Stadttor Schleswig-Holsteins, erhebt sich am Ende der Norderstraße, letztere quer überbrückend, und trennt so die nördlich sich noch weit erstreckenden Viertel der Neustadt von dem alten Stadtweichbilde. Während westlich des Tores an Stelle der alten Stadtmauer ein später errichtetes Wohnhaus sich unmittelbar an das Torumauerwerk anschließt, sind östlich desselben vor nicht zu langer Zeit alle Anbauten entfernt worden, und ist hier ein ziemlich unregelmäßiger Platz geschaffen, in welchen der Torbau mit seiner Flanke hineinspringt (vgl. Abb. 142).

Dr. Haupt gibt in seinen Kunstdenkmälern eine Skizze der Außenansicht der Baulichkeiten vom Jahre 1884 wieder, nach welcher das Tor noch von beiden Seiten eingebaut war. Der ziemlich breite Torbogen ist zur Durchführung des Pferdebahngleises und zweier schmaler Bürgersteige eingerichtet, nachdem man den anscheinend früher rundbogig geschlossenen Gurtbogen durch Abschlagen der Widerlager zu einem Korbbogen erweitert hatte. Das Innere des Tores ist als Tonne mit vier Stichkappen überwölbt. Die Widerlager werden von zwei Mauergevierten gebildet. Die von letzteren umschlossenen Räume sind in Höhe des Bogenanfangs durch eine Balkenlage in zwei Stockwerke geteilt. Im östlichen Widerlager ist die alte steinerne Wendeltreppe erhalten, welche zugleich den Zugang zu dem geräumigen Gelasse über dem Torbogen vermittelt. Wie die alte Benutzung

Digitized by Google

und Einteilung der verschiedenen Räumlichkeiten gewesen sein mag, läßt sich jetzt schwer feststellen. Jedenfalls stammen die inneren Scheidewände, welche aus Ziegeln kleinen Formats gemauert sind, nicht aus der Zeit des ursprünglichen Baues.

Abb. 141. Norderlor in Flensburg. Ansicht von der Norderstraße.

An der nördlichen Außenseite des Tores sind über dem Bogen zwei Wappenschilder angebracht. Das linke zeigt den Namenszug Christians IV. und die Inschrift: „Regna firmat pietas". Das rechtseitige Schild gibt neben dem Stadtwappen Auskunft über die 1767 erfolgte Wiederherstellung des Bauwerkes und trägt die deutsche Inschrift: „Friede ernährt, Unfriede verzehrt". Die breitgelagerten Staffelgiebel der Außen- und Innenfront haben alle Merkmale der Backsteingiebel der Bürgerhäuser Flensburgs und

der benachbarten Stadt Husum aus dem 16. Jahrhundert. Der obere Abschluß der Nischen, welcher durch zwei von einem Kragstein getragene Rundbogen bewirkt wird, war noch im 17. Jahrhundert eine an den Bauernhäusern der friesischen Westküste des Landes übliche Form. Der Bau macht in seinen gedrungenen Formen trotz des Fehlens von Einrichtungen, welche auf seine frühere Bestimmung als Wehrbau schließen lassen, noch heute einen eigenartigen Eindruck und bildet einen malerischen Abschluß des Straßenbildes der Norderstraße, wie dies die vom Maler Dreesen zur Verfügung gestellte photographische Aufnahme (Abb. 141) wiedergibt.

Die Abb. 143 bis 147 stellen nach vom Stadtbaurat Fielitz gefertigten Aufnahmezeichnungen den gegenwärtigen Zustand des Gebäudes dar. Obgleich der Kern der alten Mauern noch unversehrt ist, erscheint der Bau doch recht verwahrlost. Nicht einmal das Dach ist dicht unterhalten, so

Abb. 142. Nordertor. Ansicht von Südosten.

daß Schnee und Regen ihr Zerstörungswerk ungehindert fortsetzen. Das Innere ist im übrigen durch die späteren Einbauten entstellt. Im Äußeren sind zwar Anzeichen der beginnenden Verwitterung einzelner Stellen der Außenfront zu finden, aber im großen und ganzen steht das alte Ziegelmaterial noch seinen Mann. Die jetzige Ausbildung der rechteckigen Fenster scheint kaum die ursprüngliche zu sein. Wahrscheinlich stammt sie aus der Zeit, da die inneren Räume ihren ursprünglichen Zwecken entzogen und für Wohnzwecke umgebaut wurden.

Das weitere Schicksal des Bauwerkes hat die städtischen Behörden schon jahrelang beschäftigt. Wie ein Zeitungsbericht vom September 1901 hervorhebt, empfindet die Bürgerschaft das Nordertor nur als ein Verkehrshindernis, dessen graues unansehnliches (?) Gemäuer mit seinem engen niedrigen Gewölbe abgebrochen werden müßte. Daß es sich um ein von den Vorfahren der heutigen Bürgerschaft errichtetes geschichtliches Baudenkmal, und zwar um die letzten Überreste und ein Wahrzeichen der einstigen Wehrhaftigkeit der Stadt handelt, und deshalb allein gerade die

Bürgerschaft den größten Wert darauf legen müßte, den Bau zu erhalten, hiervon haben sich die maßgebenden Vertreter der Stadtgemeinde in ihrer Mehrheit noch nicht überzeugen können. Da der Regierung die rechtliche Handhabe fehlt, die würdige Wiederherstellung des Bauwerkes zu erzwingen, so hat der Magistrat zunächst durch das Stadtbauamt nur die dringendsten Wiederherstellungsarbeiten veranschlagen lassen. Diese Arbeiten erfordern einen Kostenaufwand von 2400 Mark, welcher Betrag zwangsweise in den Haushaltsplan eingesetzt wurde. Seitens des diese Maßregel veranlassenden Regierungspräsidenten ist nach dem Zuständigkeitsgesetz von dem ihm zustehenden Rechte Gebrauch gemacht worden, insofern dem Magistrate nach der Städteordnung obliegt, für die Unterhaltung der städtischen Gebäude Sorge zu tragen, und demselben von den Stadtverordneten die hierzu erforderlichen Mittel vorenthalten werden. Jetzt beabsichtigen nun die Stadtverordneten, gegen dieses Vorgehen Berufung beim Oberverwaltungsgericht einzulegen, oder haben dies wohl schon getan.

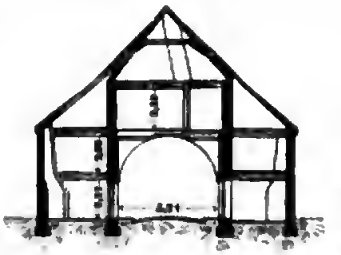


Abb. 143. Querschnitt.

Abb. 144. Grundriß über dem Torbogen.

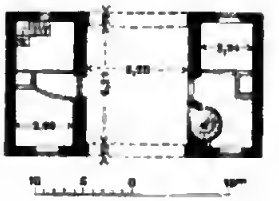
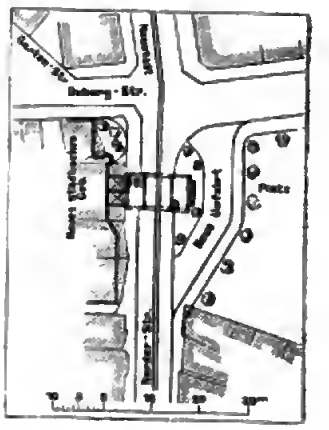


Abb. 145. Erdgeschoß.

Abb. 146. Grundriß in Höhe des Torbogens.

Wenn nun zu hoffen ist, daß eine Berufung ohne Erfolg sein wird, so würde das Dringlichste ja gewonnen und die weitere Erhaltung des Norderiores zunächst gesichert sein.[53]) Hoffentlich hat es aber damit nicht sein Bewenden. Vielmehr werden weitere Schritte getan, um die Bürgerschaft Flensburgs mit ihrem alten Stadttore vollständig auszusöhnen. Das verkehrteste Mittel hierzu wäre wohl, das Tor wie jetzt an der Ostseite auch an der Westseite vollständig freizulegen. Die ungehörige Verbindung mit dem



Jetzige Bauflucht.
Neue Bauflucht.

Abb. 147. Lageplan.
Vorschlag für den Umbau der Umgebung des Tores.

[53]) Das Oberverwaltungsgericht hat die Berufung der Stadtgemeinde tatsächlich abgelehnt.

angeklebten Nachbarhause wäre ja tunlichst fortzuschaffen und daher erwünscht, eine neue Baufluchtlinie auszulegen und von dem Tore abzurücken, um so Raum für einen weiteren Durchgang zu schaffen. Die beste und gegebene Lösung wäre es, wenn die Stadtgemeinde das fragliche nicht sehr wertvolle Grundstück erwürbe und auf demselben in Verbindung mit dem wiederherzustellenden Tore ein städtisches Gebäude errichtete, dessen Formengebung in Einklang mit der des Tores zu bringen wäre. Bei dem jedenfalls noch nicht abgeschlossenen Aufblühen des städtischen Gemeinwesens wird über den Mangel an Bedürfnissen, für welche städtische Neubauten zu errichten sind, kaum zu klagen sein. Vielleicht käme eine Polizeiwache mit Feuerwehrdepot in Frage. Dann könnten dieselben Räume, in denen einst die Bürger der Stadt nach den äußeren Feinden Wacht hielten, jetzt den Zwecken zur Bekämpfung der inneren Feinde der Stadt dienen. Wird bei diesem Bau auf die Ablenkung des Fußgängerverkehrs vom Torbogen durch Einschaltung eines überdeckten Verbindungsganges Bedacht genommen, so liegt es nahe, den Wagenverkehr durch eine Umfahrt über den östlich bereits vorhandenen Platz zu führen und so der weitesten künftigen Steigerung des Verkehrs zu genügen. Die Umgebung des Tores würde hiernach etwa die im Lageplan Abb. 147 angedeutete Gestalt annehmen. Vielleicht empfiehlt es sich, die westlichen Torpfeiler zu einer Wartehalle für die Pferdebahn und mit einer bequemen Treppe als Zugang zu dem Oberstock auszubauen, während der östliche Teil des Tores als Verkaufsbude für Obst und Erfrischungen eingerichtet werden könnte. Selbstverständlich sollen diese Vorschläge nur Anregungen sein, um zu zeigen, daß gangbare Wege wohl vorhanden sind, um dem Flensburger Städtebild einen malerischen und eigenartigen Bau älterer Zeit dauernd zu erhalten. Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg. Und was in Köln, in Lübeck und in anderen deutschen Städten erreichbar war, wird bei gutem Willen auch in Flensburg durchführbar sein.

Schleswig, im Februar 1903. K. Mühlke.

## Die Löwenapotheke in Lübeck.

Unter den wenigen deutschen Städten, die außer ihren alten Kirchen und öffentlichen Gebäuden auch eine ansehnliche Zahl alter Wohnhäuser in die Neuzeit hinübergerettet haben, nimmt Lübeck eine der ersten Stellen ein. Noch sind hier Straßenbilder erhalten, deren trotzige Reihe steinerner Treppengiebel den Wanderer an die Tage der Hansa gemahnt, aber immer kleiner wird die Zahl jener stummen Zeugen einer großen Vergangenheit. Der lange ersehnte wirtschaftliche Aufschwung, der seit einem Jahrzehnt auch die etwas vereinsamte alte Königin der Hansa ergriffen hat, hat bereits manchen jener alten Giebel gestürzt, und an ihrer Stelle sind Neubauten entstanden, die von dem Kunstsinn der Bewohner leider kein rühmliches Zeugnis ablegen.

Der Zerstörung des mittelalterlichen Stadtbildes Einhalt zu gebieten, ist schwer. Die in Hildesheim, Emden und anderen Orten dazu eingeschlagenen Wege können der großen Kosten wegen immer nur in bezug auf die bedeutendsten Bauwerke beschritten werden, und mit der Erhaltung dieser rettet man im günstigsten Falle ein einzelnes Straßenbild, einen einzelnen Platz. Die Erhaltung eines im großen und ganzen noch mittelalterlichen

Digitized by Google

Stadtbildes kann nur erreicht werden, wenn die gesamte Bevölkerung einmütig für dieses Ziel eintritt, d. h. sie kann überhaupt nicht erreicht werden, wenigstens nicht in einer Stadt und in einer Zeit, wo der Kampf ums Dasein die wirtschaftlichen Interessen zum Nachteil der idealen auf die Spitze getrieben hat.

Klingt das im Sinne der Denkmalpflege recht wenig hoffnungsvoll, so ist es erfreulich, berichten zu können, daß in Lübeck die Erhaltung eines mittelalterlichen Bauwerks lediglich durch die Opferwilligkeit der Bürger, ohne Zutun des Staates oder der Stadt, gelungen ist.

Der Abbruch des Hauses Johannisstraße Nr. 13, der Löwenapotheke, war beschlossene Sache. Das Grundstück, auf dem die Apotheken-Gerechtigkeit ruht, war zu hohem Preise in andere Hände übergegangen, und der neue Eigentümer mußte, um auf seine Kosten zu kommen, das Grundstück in der äußerst zulässigen Weise auszunutzen bestrebt sein. Das war, wenn die alten Fassaden beibehalten werden sollten, schlechterdings nicht möglich, und es wurde daher ein moderner Neubau entworfen und zur Ausführung bestimmt. Da nahm sich in letzter Stunde die Vorsteherschaft der „Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit" der Sache an und brachte aus privaten Mitteln in wenigen Wochen die Summe von 25 000 Mark zusammen, welche sie mit dem Eigentümer als Entschädigung für den ihm bei Erhaltung der Giebel entstehenden Mietenausfall vereinbart hatte.

Abb. 148.
Die Löwenapotheke in Lübeck. Vordere Ansicht.

Der Eigentümer verpflichtet sich, in das Grundbuch eine beschränkte persönliche Dienstbarkeit der Gemeinnützigen Gesellschaft gegenüber eintragen

zu lassen, des Inhalts, daß er und seine Rechtsnachfolger im Eigentum des Hauses sich verpflichten, die Giebel ohne Genehmigung der Gesellschaft nicht zu verändern.

Der eingeschlagene Weg, das beweist die Sammlung der Beiträge, konnte nur dadurch zum Ziele führen, daß ein Großkaufmann sich mit einer namhaften Summe an die Spitze stellte, und daß die Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit aus ihren Mitteln 5000 Mark beisteuerte. Erfreulich war zugleich das allgemeine Interesse, das sich für die Sache in

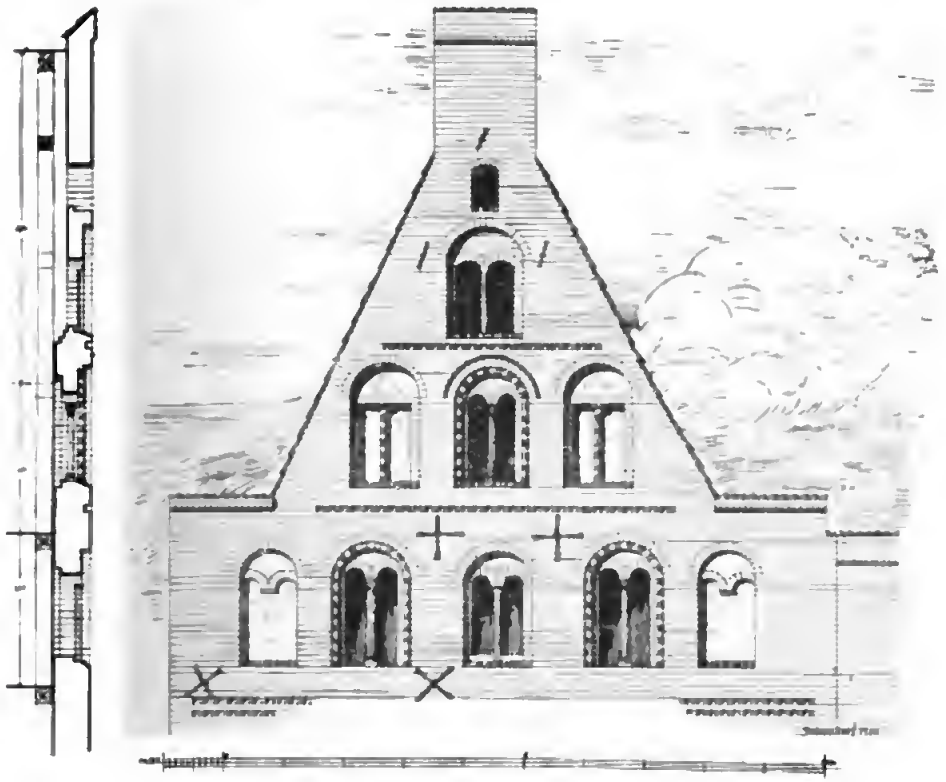


Abb. 149. Hintergiebel der Löwenapotheke.

den kleineren Beiträgen, besonders aber in Wort und Schrift, kundgab. Dieses Interesse gilt vielfach nicht nur dem Bauwerk als solchem, sondern auch dem Umstande, daß nach der Überlieferung die Gemahlin Kaiser Karls IV., der im Jahre 1375 seinen feierlichen Einzug in Lübeck hielt, in diesem Hause übernachtet hat. Die Vorderfront (Abb. 148) zeigt zwei Treppengiebel nebeneinander, einen großen und einen kleinen, die durch spitzbogige Blenden in der bekannten Art aufgeteilt sind. Sie sind vorzüglich erhalten und kommen im Straßenbilde, da das Haus ein Eckhaus ist, zu guter Wirkung.

Der Hintergiebel (Abb. 149), der nun nicht nur erhalten, sondern auch in seinen unteren Teilen freigelegt werden soll, ist der älteste aller

noch in Lübeck vorhandenen Giebel und wird der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts angehören. Als einer der wenigen Wohnhausgiebel, die überhaupt aus romanischer Zeit erhalten sind, ist seine Rettung mit besonderer Freude zu begrüßen. Für die Geschichte der romanischen Backsteinbaukunst ist er von höchstem Wert. Leider ist er sehr schlecht erhalten, so daß eine Wiederherstellung sich nicht wird vermeiden lassen. Damit diese sachgemäß ausgeführt werden kann, wird es noch eines Zuschusses seitens der Stadt bedürfen, eine Ehrenpflicht gegenüber der Kunstgeschichte, der sich die gesetzgebenden Körperschaften gewiß nicht entziehen werden.

Lübeck 1900. Schaumann.

## Umbau und Wiederherstellung des Hauses der Löwenapotheke in Lübeck.

Im vorigen Aufsatze konnte der Konservator der lübeckischen Bau- und Kunstdenkmäler berichten, daß es den Bemühungen der „Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit" gelungen sei, das Haus der Löwenapotheke, eines der interessantesten Giebelhäuser Lübecks, zu erhalten, als dasselbe bereits dem Abbruch geweiht schien. Der Eigentümer hat sich gegen eine einmalige Abfindungssumme von 25 000 Mark für sich und seine Rechtsnachfolger durch eine Eintragung in das Grundbuch verpflichtet, das Haus, welches nach der Chronik im Jahre 1375 der Gemahlin Kaiser Karls IV. als Wohnung gedient hat, in seinen bedeutungsvollsten Teilen, den Giebeln, nicht ohne Genehmigung der vorgenannten Gesellschaft zu verändern. Wenn nun auch der Besitzer sich zur Erhaltung der Giebel verpflichtet hat, so konnte man doch nicht von ihm erreichen, daß das Haus in allen seinen Teilen unangetastet blieb. Es mußte vielmehr zugestanden werden, daß das Haus einem Umbau zur besseren Ausnutzung, namentlich durch Herstellung eines bewohnbaren Obergeschosses, unterzogen wurde. Daß aber damit der Gewinn nicht in sein Gegenteil verkehrt werde, ist dem Besitzer zur Pflicht gemacht, den Umbau nur unter der Oberaufsicht des Lübecker Konservators auszuführen, der nicht nur als Vertreter der Gesellschaft die Bauarbeiten beaufsichtigte, sondern im wesentlichen gemeinschaftlich mit dem Unterzeichneten auch die Entwürfe für den Umbau der Fassaden aufstellte.

Das alte Haus der Löwenapotheke ist kein Bau aus einem Guß. Es scheint, als wenn alle Jahrhunderte seit seiner Entstehung daran gearbeitet haben, ihm die Form zu geben, in der wir es bis in die letzten Jahre kannten.

Der älteste Teil ist der Giebel an der Nordseite, der allerdings nach den Untersuchungen beim Umbau nicht mehr in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten scheint. Seine Entstehung, über die wir ebenso wie über die sonstigen Bauvorgänge urkundliche Quellen nicht haben, wird in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts zu setzen sein. Ein im Dachboden festgestellter Dachansatz läßt es als zweifellos erscheinen, daß das zu dem Giebel gehörende alte Dach eine flachere Neigung gehabt hat, als das jetzt vorhandene sie zeigt. Hieraus geht weiter hervor, daß der Giebel ursprünglich nicht die jetzige Dreiecksform gehabt haben kann, sondern ein breitschultriger Staffelgiebel gewesen sein muß. Es ist nämlich für den ganzen Giebel, bis auf den Teil über der obersten Stromschicht, nach der ganzen Ausführungsart des Mauerwerks die gleiche Entstehungszeit anzunehmen. Da aber die alte Dachneigung die seit-

Digitized by Google

lichen Nischen durchschneidet, so kann beim Bestehen des alten Daches die schräge Abdeckung der Giebelmauer nicht vorhanden gewesen sein, es müssen vielmehr die seitlichen Nischen Teile von früher vorhandenen Staffeln ge-

Abb. 150. Ansicht des Hauses der Löwenapotheke nach dem Umbau.
Ecke Johannis- und Königstraße.

bildet haben. Bestärkt wird man in dieser Annahme noch durch den Umstand, daß sich bei den Wiederherstellungsarbeiten neben der obersten Fensteröffnung eine senkrechte durchgehende Stoßfuge gefunden hat, welche auf eine spätere Anfügung des seitlichen Mauerwerks, also neben der alten Mittel-

Digitized by Google

staffel, schließen läßt. Macht man nach diesen gefundenen Spuren einen Wiederherstellungsversuch des Giebels, so kann derselbe vielleicht so ausgesehen haben, wie er in Abb. 152 zur Darstellung gekommen ist.

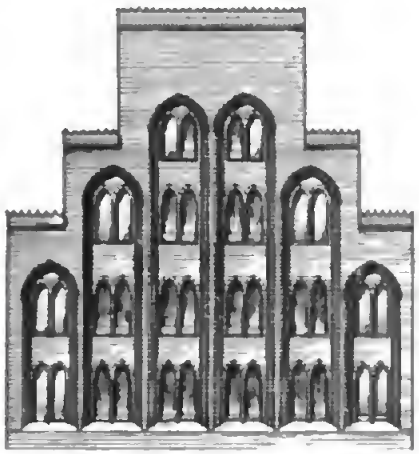


Abb. 151. Giebel an der Johannisstraße.

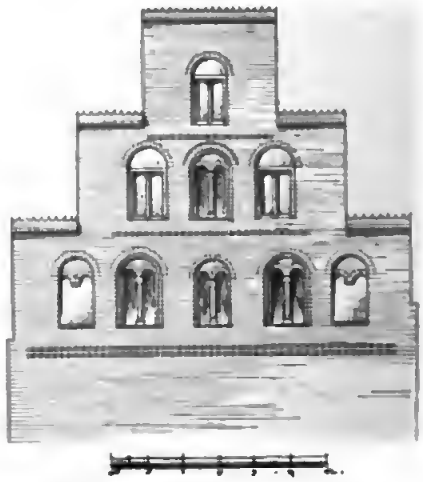


Abb. 152. Romanischer (Nord-) Giebel. Wiederherstellungsversuche.

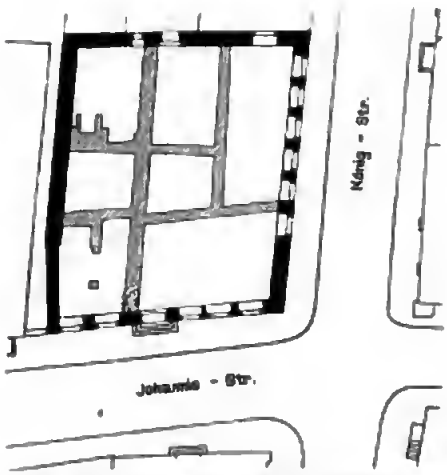



Abb. 153. Alter Grundriß mit eingezeichneten Kellermauern.

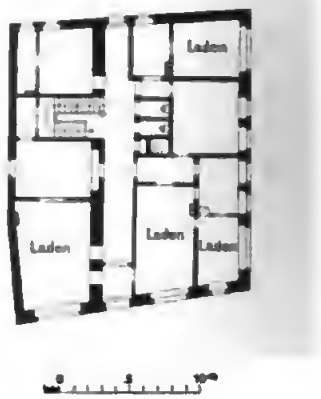



Abb. 154. Neuer Grundriß des Erdgeschosses.

Überraschend ist es dabei, daß die Ansatzspur des alten romanischen Daches auch an dem gegenüberliegenden Giebel der Johannisstraße sich wiederfindet. Man hat sich also den Bauvorgang so zu denken, daß an der Johannisstraße ursprünglich ebenfalls ein romanischer Giebel das Dach ab-

Digitized by Google

schloß, der aber in späterer Zeit, zunächst unter Beibehaltung des alten Daches, durch den jetzt vorhandenen ersetzt ist.

Herr Dr. Th. Hach hat daraus in einer Veröffentlichung des Jahresberichts des Vereins der Kunstfreunde wohl mit Recht geschlossen, daß auch der Giebel an der Johannisstraße nicht mehr seine alte Form zeigt. Verschiedene senkrechte Stoßfugen an den Staffeln des Giebels und die fremde Form der obersten Blendnische, welche mit der unteren Architektur nicht gleichzeitig zu sein scheint, deuten darauf hin, daß bei dem Neubau des jetzt vorhandenen Daches eine Erhöhung des Giebels stattgefunden hat. Vielleicht hat der ursprüngliche Giebel die in Abb. 151 dargestellte Form gehabt. Zugleich mit dieser Erhöhung des Giebels an der Johannisstraße ist dann wahrscheinlich der zweite, kleinere Giebel entstanden, der nach diesseitigen Feststellungen zu einem späteren Anbau gehört, da Reste eines alten Treppenturmes zwischen beiden Giebeln gefunden wurden, dessen profiliertes Kaffsims mit Wassernase auf einen Außenbau schließen läßt. Die Abb. 151 u. 152 stellen also beide Giebel dar, soweit bei dem Umbau die alte Form sich hat ermitteln lassen.

Abb. 155. Ansicht des romanischen (Nord-) Giebels und der Front an der Königstraße.

Wie das Erdgeschoß und die Front nach der Königstraße gestaltet war, konnte bei dem Umbau leider nicht mehr festgestellt werden. Auch

über die ursprüngliche Grundrißanordnung kann man nur Vermutungen aufstellen, da der ganze innere Ausbau aus späterer Zeit stammt. Über dem Erdgeschoß langen sofort die Speicherräume an mit einer Höhe von durchschnittlich 2,5 m in jedem Geschoß. Wir haben also hier nicht das später häufig vorkommende, zu Wohnzwecken dienende Zwischengeschoß, welches für das mittelalterliche lübische Geschäftshaus charakteristisch ist. Der ursprüngliche Eingang zum Hauptbaus befand sich wegen der hier in Spuren nachgewiesenen Wendeltreppe (vergl. Abb. 153) wahrscheinlich nicht an der jetzigen Stelle. Das vorhandene Portal entstammt wohl schon dem 17. Jahrhundert und zeigte ursprünglich, wie bei manchen ähnlichen Beispielen, reichen ornamentalen Schmuck an Pilastern und Bogen. Ein Umbau in diesem Jahrhundert hat den Schmuck, soweit sichtbar, abgeschlagen und durch Überscharrieren der Quader seine Formen dem damaligen nüchternen Geschmack angepaßt. Ein Rest der alten Herrlichkeit war nur in der Leibung des Bogens erhalten, dessen Feld glücklicherweise für Anbringung des Apothekenzeichens verschalt war.

Bei dem Umbau sollte das Haus im Untergeschoß für Läden und in zwei Obergeschossen für Wohnungen hergerichtet werden. Gefordert wurden vier Ladenräume, davon zwei für den Betrieb der Apotheke. Die Einteilung des Grundrisses war im wesentlichen gegeben, es kam also nur darauf an, die Formen des neuen dem Charakter der alten Fronten nach Möglichkeit anzupassen. Ein Glück war es dabei, daß an dem romanischen Giebel nach dem Grundriß des neuen Hauses fast gar nichts geändert zu werden brauchte und auch die Mauern der Untergeschosse hier so wenig Durchbrechungen erhalten konnten, daß der Charakter dieses Giebels in nichts gestört wurde, vielmehr durch Freilegung der früher verbauten Teile für die ganze Wirkung bedeutend gewonnen hat.

Einen großen Eingriff hat sich dagegen die Front in der Johannisstraße gefallen lassen müssen, um den neuen Bedürfnissen gerecht zu werden. Zwar ist der Giebel in seinen Hauptformen, wie er auf uns gekommen war, erhalten, doch war es nicht zu vermeiden, daß für den Einbau des ersten Obergeschosses die Schräge, auf welche die Lisenen des Giebels aufsetzen, um ein Geringes höher gelegt wurde, um für das genannte Geschoß die erforderlichen Fensteröffnungen, welche den modernen Bedürfnissen entsprechen, zu gewinnen.

Die geringe Höhe der nur für Speicherzwecke berechneten Obergeschosse ist wie in diesem Falle so bei fast allen Umbauten alter Lübecker Giebelhäuser der zwingende Grund, der eine Anpassung der alten Giebel an die modernen Bedürfnisse erschwert, wenn nicht unmöglich macht. Wenn daher in der letzten Zeit bei der fortschreitenden Entwicklung der inneren Stadt mancher schöne Giebel hat fallen müssen, so mag dieser Umstand die Beurteilung derer etwas milder stimmen, die sich vielleicht sonst mit den an der Front der Johannisstraße geschehenen Eingriffen nicht ganz einverstanden erklären können.

Die Front an der Königstraße mußte ganz neu hergestellt werden, was umsoweniger zu beklagen ist, als hier von einer eigentlichen Architektur keine Rede war, vielmehr nur einfache viereckige Fensteröffnungen aus späterer Zeit in die Frontmauer eingeschnitten waren.

Die Ausführung des Umbaues selbst ist in mittelalterlicher Technik erfolgt. Mit Handstrichsteinen großen Formats, die zum erstenmal wieder durch eine hiesige Ziegelei hergestellt wurden, sind die Mauern ausgeführt.

Für die Fenster und Türen wurde die alte Zargenkonstruktion gewählt, das Holzwerk selbst nach vorhandenen Mustern im kräftigen Gegensatz zum Rot der Ziegel grün und weiß gestrichen.

Die erhaltenen Giebel wurden, wo erforderlich, mit beim Abbruch gewonnenen guten Steinen ausgebessert, damit ihre äußere Erscheinung möglichst wenig durch neue Teile beeinträchtigt werde. Am romanischen Giebel (Abb. 155) mußten die zur Teilung der Fenster vorhandenen Säulchen vollständig ersetzt werden. Es wurden zu diesem Zwecke zunächst die verwitterten alten Teile nach Abstreifung der Bogen herausgenommen und nach diesen Modellen die Steinmetzarbeiten für die neuen Säulchen ausgeführt.

Das Eingangsportal konnte leider in seinem alten Reichtum nicht wieder hergestellt werden, da der Besitzer nicht dazu zu bewegen war, die ziemlich bedeutenden Mittel für dessen Erneuerung aufzuwenden. Es wurde deshalb ein einfaches Rundbogenportal aus Ziegelsteinen an seine Stelle gesetzt nach dem Muster von ähnlichen Ausführungen, wie wir sie in Lübeck verschiedentlich finden.

Die Abb. 150 u. 150 zeigen die Hauptfronten des Hauses nach dem Umbau, wozu man für den Giebel nach der Johannisstraße die Aufnahme in Abb. 148 vergleichen möge, welche das Bild des Hauses in seiner früheren Gestalt gibt.

Die vorstehend beschriebene Lösung einer der schwierigsten Aufgaben der Denkmalpflege ist als ein Kompromiß zwischen Neuem und Altem zu bezeichnen. Und da bei einem solchen beide Teile etwas von ihren Forderungen aufgeben müssen, so kommt für die Beurteilung vor allem in Frage, ob der Gewinn im Sinne einer guten Denkmalpflege größer ist als der Verlust. Ich glaube, daß diese Frage bejaht werden kann. Ist es doch gelungen, uns ein Architekturbild zu erhalten, wie wir in dieser Eigenart aus der Zeit seiner Entstehung nur wenige haben, das wohl die Opfer lohnt, welche dafür von kunstliebenden Einwohnern der Stadt Lübeck gebracht sind.

Lübeck 1901. Baltzer.

Wir freuen uns, den Umbau der Löwenapotheke in Lübeck als mustergültiges Beispiel einer gelungenen Wiederherstellung veröffentlichen zu können. Der Bau hat den Beweis geliefert, daß bei ernstem Willen ein geschichtlich und künstlerisch wertvolles Bauwerk auch neuzeitlichen Bedürfnissen angepaßt werden kann, ohne daß sein alter Charakter dadurch zerstört zu werden braucht. Wie viele wertvolle Baudenkmäler sind auf immer dahingeschwunden aus „Verkehrsrücksichten", wegen „Baufälligkeit", weil sie nicht mehr „rentabel" waren oder aus sonstigen Gründen, um die man nicht verlegen ist, wenn es sich um den Abbruch und einen bequemen Neu- oder Umbau handelt. Der Lübecker Bau ist daher eine Tat, die weitere Nachahmung verdient. D. Schriftltg. der Denkmalpflege.

## Zwei Bauwerke der vlämischen Frührenaissance in Lübeck.

Dem fortschreitenden Umbau der alten Stadt Lübeck ist in diesem Jahre ein Bauwerk zum Opfer gefallen, das die Beachtung der Kunstfreunde, so lange es stand, nicht gefunden hat, das aber der Vergessenheit entrissen zu werden verdient, weil es für die noch wenig geklärte Frage der Ein-

führung der Renaissance in Lübeck von Bedeutung ist. In der Tat bot das Haus Hundestraße Nr. 2, das als Hinterhaus zum Grundstück Königstraße Nr. 33 benutzt wurde (Abb. 165), äußerlich wenig Beachtenswertes und im Innern wird es, da es als Werkstatt und Lagerraum diente und

Abb. 156a.

Abb. 156b.

Konsolen an der Hoffront des Hauses Hundestraße 2 in Lübeck.

ziemlich verwahrlost war, von Kunstkennern kaum jemals betreten worden sein; erst bei Gelegenheit des Abbruchs wurde der Unterzeichnete auf die Eigenart des Hauses aufmerksam und veranlaßte eine genaue Aufnahme aller noch vorhandenen Bauteile durch den Regierungsbauführer C. Mühlenpfordt.

Das zweigeschossige Gebäude (Abb. 158, 163 u. 164) bestand aus einem 15 m langen und 5,5 m tiefen Hauptbau, der mit der Traufenseite an der Straße lag, während der freistehende Westgiebel (Abb. 160) dem Hofe des Grundstückes Königstraße Nr. 33 zugekehrt war. Diesem Vorderbau schloß sich an der Ostseite ein 7 m langer Flügel an. Während der Vorderbau im Erdgeschoß durch eine Quermauer in zwei fast gleiche Hälften geteilt war, enthielt der Flügel nur einen einzigen Raum. Das Obergeschoß des Gebäudes war durch Wände überhaupt nicht aufgeteilt. In dem Winkel, wo die beiden Bauteile zusammenstoßen, waren am Mauerwerk die Spuren der ursprünglichen Treppe zum Obergeschoß zu erkennen; sie war aber nicht mehr vorhanden, sondern durch einen einfachen hölzernen Vorbau ersetzt, der die Fassade des Flügels gänzlich verdeckte. Durch den östlichen Raum des Vorderbaues führte eine Durchfahrt nach dem Hofe, während der west-

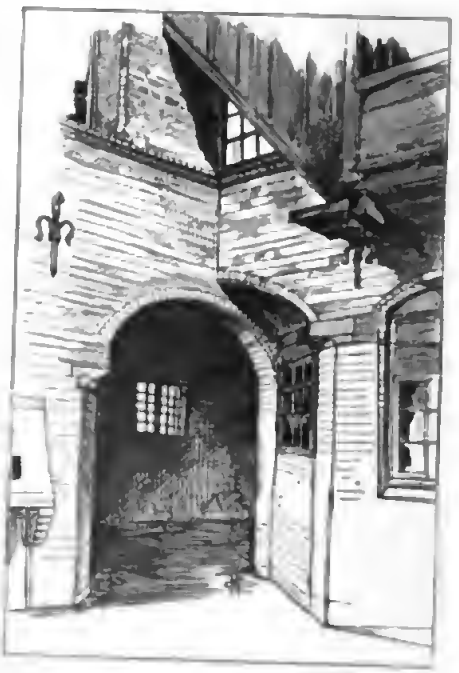


Abb. 157. Hof des Hauses Hundestraße 2 in Lübeck.

liche Raum durch eine Tür von der Straße aus zugänglich war; in den Flügelbau führte vom Hofe eine Tür. Diese letztere und das Einfahrtstor waren mit Profilsteinen im Korbbogen geschlossen. Der Bogen war von einer Archivolte begleitet, welche auf zierlich gezeichneten Kalksteinkonsolen ruhte. Um die geringe Tiefe des Bauplatzes möglichst auszunutzen, hat der Baumeister das Obergeschoß nach der Straße auf vier kräftigen Bogen, die auf Steinkonsolen ruhen, überkragen lassen, und aus demselben Grunde machte er den Flügelbau breiter, als es die Rücksicht auf die Einfahrt eigentlich zuließ. Er mußte daher die Front des Flügels etwas knicken und stellte über der Einfahrtshöhe durch einen einhüftigen

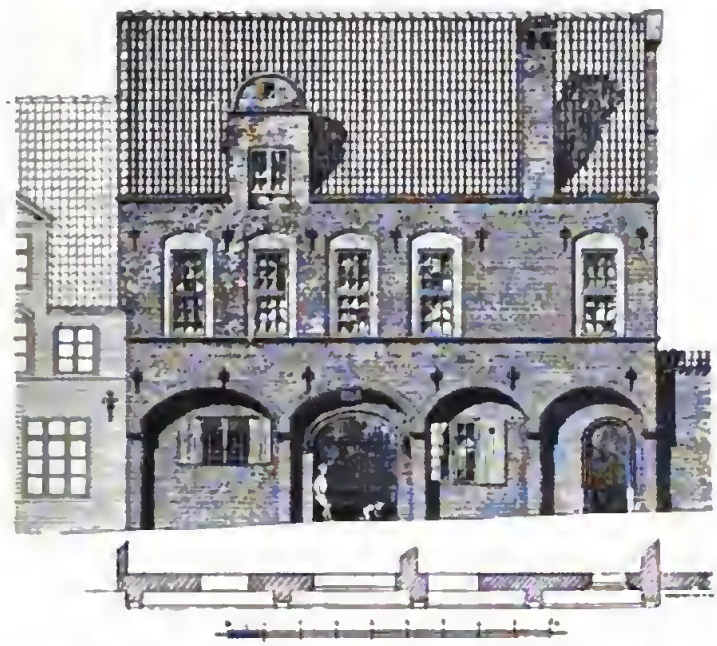


Abb. 158. Straßenansicht des Hauses Hundestraße 2 in Lübeck.

Flachbogen, der sich gegen das Vorderhaus stützt, im Obergeschoß die gerade Flucht wieder her (Abb. 157). Die Fenster des Obergeschosses sind in nur wenig vertiefte, flachbogig geschlossene Blendnischen eingesetzt. Einfache Ziegelgesimse von 12 cm Höhe unter den Fenstern und der Traufe bewirken eine wagerechte Gliederung. Zahlreiche, in der üblichen Lilienform ausgeschmiedete Balkenanker beleben die Mauerflächen. Schlicht, wie die Vorder- und die Giebelfronten war auch die Architektur der Hoffronten. Nur der Flügelbau scheint einen reicher ausgebildeten kleinen Giebelaufbau gehabt zu haben. Von diesem waren die untersten Schichten zweier Lisenen erhalten, welche auf Werksteinkonsolen ruhten, die mit schön stilisierten Löwenköpfen geziert sind (Abb. 155, 156 a u. b sowie 159). Offensichtlich war dieser Giebel bestimmt, einen Windebalken zu tragen, da sich unter ihm eine große Windeluke befindet, wie denn das ganze Gebäude lediglich zu



Digitized by Google

Speicherzwecken errichtet zu sein scheint. Über dem Einfahrtstor war ein Stein mit der Jahreszahl 1555 eingelassen, das nach den Bauformen ohne Frage als das Jahr der Erbauung des Hauses angesehen werden kann.

Aus dem sechsten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts sind in Lübeck und den benachbarten mecklenburgischen Städten eine Reihe jener reichen Renaissancebauten erhalten, deren Terrakottenschmuck der Ziegelbrenner Statius von Düren in seiner vor dem Holstentore in Lübeck belegenen Ziegelei hergestellt hat. Zu dieser Gruppe von Gebäuden, als deren bekanntestes Beispiel der Fürstenhof in Wismar genannt werden kann, gehört der vorbeschriebene Bau nicht, wie man ohne weiteres erkennt, wenn man seine Einzelheiten mit den Fabrikaten des Statius von Düren vergleicht. Kann man jene Bauwerke und Terrakotten ohne Zweifel auf italienische Vorbilder zurückführen,[84]) so bemerken wir bei unserem Gebäude weder italienischen Einfluß noch einen eigentlichen Terrakottenstil, denn, ob zwar die Gesimse, Bogen und Archivolten aus Profilsteinen hergestellt sind, so ist doch zu allen Einzelformstücken.

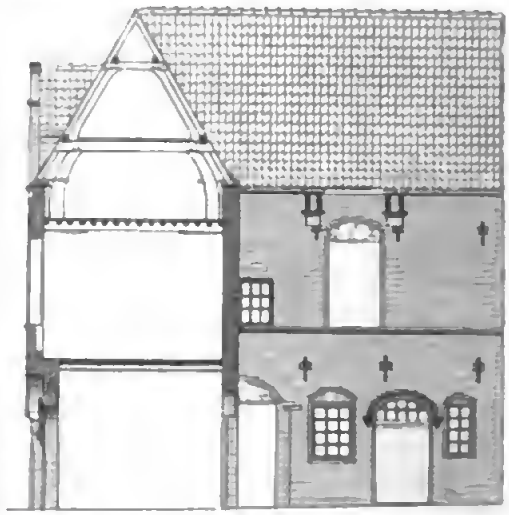
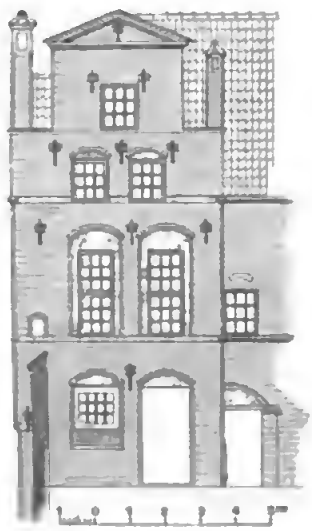


Abb. 159. Schnitt AB.



Westseite.

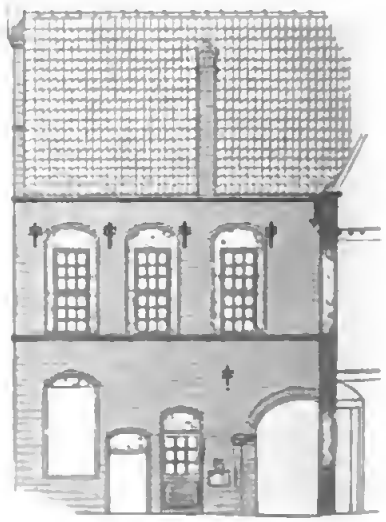


Abb. 160. Südseite.

84) Vergl. hierzu Schlie, Die Kunst- und Geschichtsdenkmäler von Mecklenburg-Schwerin, Bd. II., S. 188 u. f. und Dr. Bach, Die Anfänge der Renaissance in Lübeck. Lübeck 1889. S. 32 u. f.

Digitized by Google

vornehmlich zu allen Konsolen Werkstein verwendet. Die den Bauten des Statius von Düren (oder seines Architekten des Lübecker Ratsmaurermeister Valentin von Lyra) eigene, der italienischen Renaissance entlehnte Flächenaufteilung durch reiche Gesimse und schön gezeichnete Pilaster ist hier nicht vorhanden; der Baugedanke schließt sich vielmehr durchaus der überlieferten Bauweise des ausgehenden Mittelalters an, wenngleich in den Einzelheiten die Formen des neuen Stiles verwendet werden. Aber auch hierin scheint das Mittelalter noch nicht ganz vergessen zu sein, wie das seltsame Profil der Archivoltensteine (Abb. 161 u. 162), das gleichzeitig für die Gesimse benutzt worden ist, erkennen läßt. Gleichwohl finden wir für dieses eigentümliche Gebäude unter den früheren Bauten Lübecks keine Vorläufer, und daß wir es mit

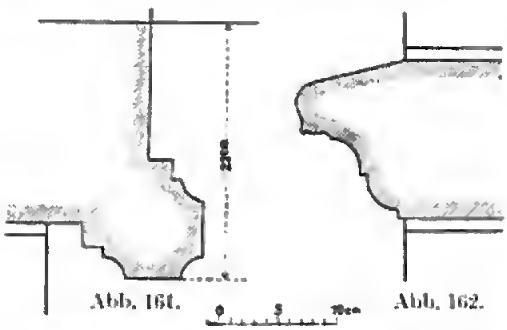


Abb. 161. Gliederung der Pilaster.

Abb. 162. Gliederung der Gurtgesimse und Bogen.

Formsteine von den Häusern Hundestraße 2 und Schmiedestraße 7 in Lübeck.

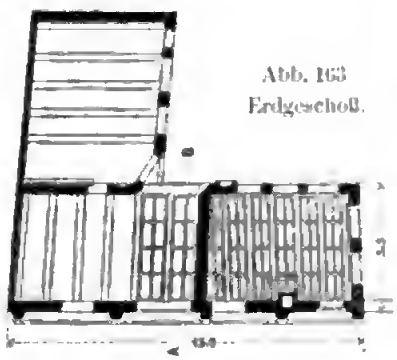


Abb. 163. Erdgeschoß.

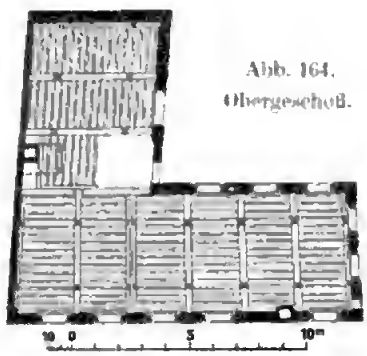


Abb. 164. Obergeschoß.

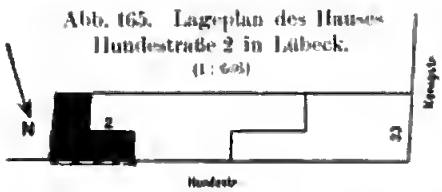


Abb. 165. Lageplan des Hauses Hundestraße 2 in Lübeck. (1 : 600)

Abb. 156 bis 165, 170 und 171. Haus in der Hundestraße 2 in Lübeck.

Erbaut 1555, abgebrochen 1903.

Aufgenommen im März 1903 von C. Mühlenpfordt.

einem Bauwerk fremden Ursprungs zu tun haben, erkennen wir nicht nur aus der von allem Hergebrachten abweichenden Gesamtanlage des Gebäudes, nicht nur an der vor jener Zeit seltenen reichlichen Verwendung von Werkstein, sondern vor allem auch aus der Architektur der Holzdecken, die den Kundigen auf vlämische Vorbilder hinweist. Besonders die Decke

des Obergeschosses (Abb. 164 u. 170) mit ihren an den Enden durch Bohlen verstärkten Unterzügen und ihrer außerordentlich engen Balkenteilung — die 10 cm starken Balken liegen nur 22 cm voneinander entfernt — wie die sorgfältige Bearbeitung dieser Decke, kann den niederländischen Ursprung nicht verleugnen. Auch für die Decke über dem westlichen Teile des Erdgeschosses (Abb. 163 u. 171), bei welcher Balken und Fußbodenbretter gänzlich verschalt und die Felder durch Profilleisten aufgeteilt sind, fehlt es u. W. in Lübeck an einem Vorbilde. Diese Decken waren in so vortrefflicher Technik ausgeführt, wie man es bis dahin in Lübeck, zumal bei Bauten solcher Art, kaum kannte. Offenbar, wenn wir das Beschriebene zusammenfassen, haben wir hier ein Bauwerk vor uns, das nicht nur in Lübeck ohne Vorläufer ist, sondern das auch in allen Teilen die Hand eines wohlgeschulten Architekten verrät, die ihren persönlichen Stempel den Arbeiten aller beteiligten Handwerker aufzudrücken weiß. Die Vermutung drängt sich auf, daß ein solches Bauwerk mit einheimischen, in dieser Technik und den neuen Formen nicht bewanderten Handwerkern so vollendet kaum hatte hergestellt werden können, und daß daher mit dem Baumeister auch die Handwerker aus der Fremde gekommen sein mögen.

Bleibt so der Untergang dieses Bauwerks ein gewissermaßen unersetzlicher Verlust für die Geschichte der Renaissance in Lübeck, so können wir uns glücklich schätzen, ein zweites Bauwerk noch zu besitzen, das offensichtlich von demselben Meister herrührt. Auch dieses Bauwerk ist von wenigen beachtet worden,[35]) es ist das Hintergebäude des Hauses Schmiedestraße Nr. 7. Betritt man den Hof dieses Grundstücks, so erblickt man geradeaus die Reste einer Renaissance-Fassade (Abb. 166), welche im Erdgeschoß ein im Korbbogen geschlossenes Tor mit einer Archivolte von der oben beschriebenen Form enthält. Über dem niedrigen Erdgeschoß aber kragen auf vier Konsolen Lisenen nach Art derjenigen aus, deren Reste wir an der Hoffront des Hauses in der Hundestraße bemerkten. Hier aber ist diese Lisenenarchitektur wohl erhalten: sie wird von niedrigen Gesimsen durchschnitten, welche über den Lisenen verkröpft sind, und in den solchermaßen entstehenden rechteckigen Feldern sitzen die drei Fenster des Obergeschosses. Die Brüstungsfelder unter den Fenstern und die Felder über ihnen sind durch Sandsteinplatten ausgefüllt, welche in kreisförmigen Medaillons unten drei stark aus der Fläche vortretende Köpfe, zwei männliche und einen weiblichen, oben drei Wappen enthalten. Diese Fassade ist zur Rechten durch einen kleinen Treppenturm von der Fassade des Seitenflügels getrennt, in der auch noch zwei Achsen des vorbeschriebenen Systems, jedoch ohne die verzierten Füllungen, erhalten sind. Beide Fassaden sind nicht mehr bis zu ihrer vollen Höhe vorhanden; über den Wappentafeln bilden halbkreisförmige Blendbogen den oberen Abschluß. An diesem Bau, der in ausgeprägter Weise das bekannte Lisenensystem der französisch-burgundischen Frührenaissance zeigt, sind für die Archivolten und Gesimse genau dieselben Profilsteine verwandt, wie an dem oben beschriebenen Hause der Hundestraße, und die Konsolen, auf welchen die Lisenen auskragen, zeigen die gleiche Art der Verzierung wie jene. Besonders bemerkenswert ist hier noch ein gegen den Hof etwas vertiefter Raum im Seitenflügel neben dem Treppenturm, welcher von einem ganz flachen Sterngewölbe zierlichster Art überspannt ist. Das ungemein feine Profil der Rippensteine (Abb. 169) ist hier noch der Gotik entlehnt, während die Wandkonsolen, auf welchen

[35]) Dr. Th. Hach, a. a. O., erwähnt es nicht.

Digitized by Google

sich die Rippen stützen, von stilisierten Köpfen getragen werden, welche bereits den Charakter der Renaissance zeigen. Leider ist das Gewölbchen, wie der ganze Bau, sehr schadhaft, doch besteht begründete Hoffnung, diesen eigenartigen Baurest der Nachwelt zu erhalten, da er sich glücklicherweise

Abb. 166. Hintergebäude des Hauses Schmiedestraße 7 in Lübeck.

im Besitze eines Kunstfreundes befindet, der in Kürze eine Wiederherstellung vorzunehmen gedenkt. Zu dem Ende hat er bereits einen Teil der Profilsteine aus dem Abbruch des Hauses Hundestraße Nr. 2 erworben.

Über die Entstehungszeit dieses Baues geben uns die erwähnten drei Wappen Aufschluß[56]). Das Wappen zur Linken ist das mehrfach in der

[56]) Nach gütigen Mitteilungen des Herrn Dr. F. Bruns.

Lübecker Ratsliste vertretene Lüdinghausensche. Rechts befindet sich das Freudenbergische, nachgewiesen durch eine in der Mildeschen Siegelsammlung des Staatsarchivs befindliche Abbildung des einer Urkunde von 1586 angehängten oder aufgedrückten Siegels von Jakob Freudenberg d. Alt.

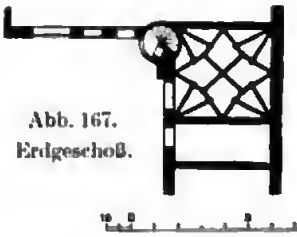


Abb. 167. Erdgeschoß.

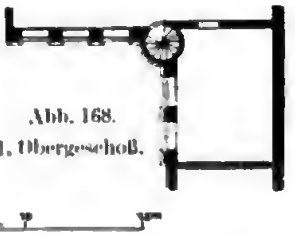


Abb. 168. 1. Obergeschoß.

Hintergebäude des Hauses Schmiedestraße 7 in Lübeck.

Abb. 169. Gratstein.

Das in der Mitte — ein geflügelter Löwe — ist auf dem steinernen v. Hövelnschen Epitaph der Marienkirche als dasjenige einer Großmutter des 1609 verstorbenen Bürgermeisters angebracht und Brvns unterschrieben. Nun war der Bürgermeister Anton Lüdinghausen nach dem v. Melleschen genealog. Register im Staatsarchiv in erster Ehe mit des 1542 gestorbenen Jakob Freudenbergs (des Jüng.) Witwe, die dort fälschlich Geseke, nach dem Oberstadtbuch jedoch Agneta genannt wird, in zweiter Ehe mit Adelheid Lampen verheiratet. Nach den Angaben des Oberstadtbuchs vererbte das Haus 1542 an Agneta und deren Kinder, die es 1567 an den 1571 verstorbenen Bürgermeister Anton Lüdinghausen abtraten. Jedenfalls wurde diese Auflassung notwendig, als letzterer sich zum zweiten Male verheiratete und bei dieser Gelegenheit sich mit seinen Stiefkindern auseinandersetzen mußte. Die Bauzeit des Giebels fällt damit in die Jahre der ersten Ehe Anton Lüdinghausens und demnach innerhalb des Zeitraumes von 1543 bis 1566.

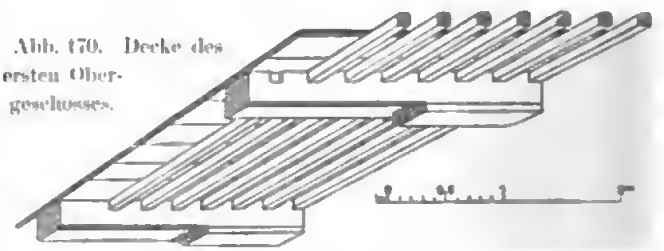


Abb. 170. Decke des ersten Obergeschosses.

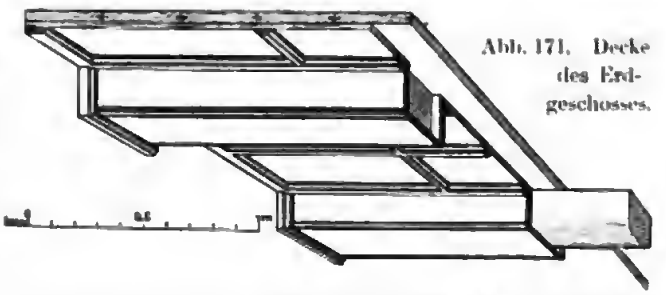


Abb. 171. Decke des Erdgeschosses.

Abb. 170 und 171. Aus dem Hause Hundestraße 2 in Lübeck.

Glauben wir nun hiernach festgestellt zu haben, daß die beschriebenen beiden Bauten von demselben Meister herrühren, und daß dieser aus den Niederlanden eingewanderte Meister im sechsten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts in Lübeck tätig war, so muß es wundernehmen, daß der Name dieses Mannes, obwohl er, wie wir gesehen haben, selbst einen Bürgermeister zu seinen Bauherren zählte, nicht überliefert worden ist. Hach erzählt in seinen „Anfängen der Renaissance in Lübeck" von einem Meister Paul van Hove, der im Jahre 1545 ein sehr eigenartiges Schreiben an den Rat gerichtet hat, in welchem er denselben um Beschäftigung in seiner Kunst bittet. Der Briefschreiber nennt sich „Paul van Hove, steenhouwer, Architekt" und meldet dem Rate, daß er hier in Lübeck anwesend sei, um allhier einige Gebäude nach antiker Weise zu machen, welche Antiken man jetzt für die höchste Kunst erachte, von welcher Kunst man aber hier in der Stadt nichts finde. Es werde der Stadt von großem Nutzen sein, wenn die vielen fremden hier verkehrenden Edelleute und Kaufleute nicht vergebens nach hier zu besichtigenden Kunstbauten fragen müßten, sondern solche hier beschauen könnten. Da hier auch die Steine, aus denen gebaut werde, schlecht zu bekommen seien und, wo gebaut würde, viele Steine verschwendet würden, so sei es zum Nutzen der Stadt und der Bürger, daß hier jemand wohne, der die neue Baukunst verstände. Wolle der Rat ihm freie Wohnung vergönnen und ihm gestatten, seine eigenen fremden Maurer- und Steinhauergesellen bei seiner Arbeit zu verwenden, so richte er an den Rat die Bitte, daß er am Rathaus oder an irgend einem ihrer Privathäuser ein Stück Arbeit verrichten dürfe, das jedermann sehen solle und das als Probe seiner Kunst dienen könne. Würde der Rat seine Bitte nicht gewähren, so wolle er wieder von hier ziehen, da er dann hier keinen großen Vorteil finden könne. „Die coust will nerghens wesen, dun duer sy onderhonden wort."

Der Sprache seines Schreibens nach war Paul van Hove sicher ein Niederländer. Dürfen wir ihn für den Architekten der vorbeschriebenen Bauten halten? Wir wissen es nicht, aber das glauben wir hiermit nachgewiesen zu haben, daß die Baukunst der Renaissance nicht nur durch die von Italien unmittelbar beeinflußten Meister des Wismarer Fürstenhofes, sondern auch auf dem Wege über die Niederlande, und zwar in einer von jener gänzlich verschiedenen Ausdrucksweise, nach Lübeck gekommen ist. Ob diese Richtung von nachhaltigem Einfluß auf die Baukunst in Lübeck gewesen ist, mag indessen zweifelhaft sein, da der entscheidende Einfluß der niederländischen Renaissance erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts mit einer bereits wesentlich vorgeschrittenen Formengebung einsetzt.

Lübeck, Juni 1903. Schnnmann.

## Grabdenkmäler auf dem Kirchhofe in Prerow (Reg.-Bez. Stralsund).

Alt sind die bescheidenen Werke der Friedhofkunst nicht, denen diese Zeilen gelten; auch großen Kunstwert besitzen sie kaum, und der Baustoff, aus dem sie gefertigt sind, ist zumeist vergängliches Holz. Aber trotzdem halte ich sie als Zeugen der heimischen, von der Außenwelt scheinbar wenig beeinflußten ländlichen Kunstfertigkeit an diesem schwer zu erreichenden Fleckchen Erde der Mitteilung für würdig.

Prerow ist eines der kleinen Ostseebäder, die sich der neuzeitlichen Kultur noch nicht erschlossen haben; das ist ein Vorzug des idyllisch ge-

Digitized by Google

legenen Dorfes, dessen kräftigende Seebäder von wirklich Ruhe und Erholung Bedürftigen sehr geschätzt werden. Seiner landschaftlichen Reize wegen wird es außerdem von Malern und Künstlern gern aufgesucht. Prerow war einst das einzige Kirchdorf auf der westlich von Rügen gelegenen Halbinsel Darß, zu dem früher noch die Orte Zingst, Born und Wieck gehörten. Auch die Toten von Wieck und Born wurden, wie vorhandene Denksteine beweisen, bis vor etwa 20 Jahren hier zur Ruhe bestattet. Nebenbei sei bemerkt, daß in diesen beiden, dem Binnenwasser zu gelegenen Darßdörfern, wo der Ackerbau gegen die Fischzucht überwiegt, sich noch eigenartige, mit niedersächsischen Anlagen verwandte Bauernhäuser vorfinden, während in Prerow mit seiner Lage zwischen Ostsee und Binnenwasser, wo mehr Fischerei betrieben wird, eigentlich nur Fischerhäuser, oft zu zwei nebeneinander gebaut, mit kleinen Stall- und Speicherbauten vorkommen. Das Inventar des Regierungsbezirks Stralsund widmet Prerow nur acht Zeilen. Danach ist die einfache Kirche (wahrscheinlich an Stelle einer älteren) im Jahre 1726 in Ziegeln errichtet und der Turm in Fachwerk mit Bretterverkleidung ausgeführt (vergl. Abb. 172). Das, was in der Kirche am wirkungsvollsten ist, der Altar und die „Taufe", wird nicht erwähnt. Beide Werke sind flott geschnitzt und farbig behandelt. Sie stammen aus der Zeit der Erbauung der Kirche, die noch unter schwedischer Herrschaft stattfand. Die Kirche bietet äußerlich nichts besonders Architektonisches, aber im Schatten der mächtigen, sie weit überragenden Weidenpappeln, im Verein mit dem großen roten Ziegeldach, dem dunkelgeteerten Turm, im Vordergrunde den schilfumrahmten „Prerowstrom" und im Hintergrunde die hellschimmernden mit Strandhafer und Kiefergestrüpp kümmerlich bewachsenen „hohen Dünen" gewährt sie ein farbenreiches und malerisches Bild, dessen Zauber sich keiner entziehen kann und das deshalb oft gemalt ist. Das Idyll liegt so friedlich und ruhig da, weit ab vom Dorfe, daß man stundenlang sich seinem Frieden hingeben kann, ohne von einem Menschen gestört zu werden.

Abb. 172. Kirche in Prerow.

Der Kirchhof ist von einer Feldsteinmauer regellos umgeben. Über dem Gottesacker, auf dem noch keine ordnende Hand die Unebenheiten ausgeglichen hat, liegt ein mit Feld- und verwilderten Gartenblumen gezierter Rasenteppich. Vereinzelte alte Denkmäler sind seit dem letzten Umtrieb auf der nach dem Dorfe zu gelegenen Westseite des Friedhofes stehen geblieben. Die meisten von ihnen sind von Holz und in der Erde vermorscht, so daß sie der nächste kräftige Sturm zu Boden strecken kann. Vorläufig stehen

Digitized by Google

Abb. 173.

Abb. 173 bis 175. Steinerne Denkmäler.

Abb. 174.

Abb. 175.

sie, wenn auch schief und wacklig, noch aufrecht; tiefe Runzeln hat das Wetter in ihre Flächen eingegraben. Die Denkmäler sind derb und ursprünglich in den Formen und entsprechen den kräftigen Fischern und Schiffern, die unter ihnen nach hartem, entbehrungsreichem Leben im Kampf mit Sturm und Wellen die ewige Ruhe gefunden haben. Die Entstehungszeit der meisten liegt kaum ein halbes Jahrhundert zurück, und das jüngste hier (Abb. 183) zur Darstellung gebrachte stammt erst aus dem Jahre 1869. Trotzdem muten sie altertümlich an, denn im Laufe der Zeit ist ihre ursprüngliche bunte Bemalung verwittert und an deren Stelle eine Farbengebung getreten, die nur Wind und Wetter hervorbringen können. Diese violette Naturfarbe wird durch gelbliche und grünliche, fest und erhaben gewachsene Moose und Flechten köstlich schattiert und belebt. Im Vergleich zu der heutigen Fabrikware, die sich auf den Kirchhöfen in Stadt und Land und auch in Prerow jetzt schon breit macht, wirken die Denkmäler eigenartig und bodenwüchsig und passen vortrefflich zu den wetterharten, knorrigen Erscheinungen des Darßer Schiffervolkes, von denen man zahlreiche Typen mit schöner Gesichtsbildung und hünenhafter Gestalt antrifft. Die Denkmäler

sind alle platten- oder stelenartig ausgebildet. Kreuze aus früherer Zeit, wie sie auf den ländlichen Kirchhöfen und auch in der benachbarten Malerkolonie Ahrenshoop in so mannigfacher Ausbildung die Regel bilden, kommen hier gar nicht vor. Die hölzernen Stelen sind aus starken Eichenbohlen und die steinernen aus Kalksteinplatten, und zwar, wie mir mitgeteilt ist, an Ort und Stelle hergestellt. Nach eingezogenen Erkundigungen wurde der zu den Denkmälern verwendete Kalkstein Ende des 18. Jahrhunderts, als die Küste unter schwedischer Herrschaft stand, noch aus Schweden bezogen. Die Steindenkmäler, als die wetterbeständigsten, sind die ältesten, und nach den Architekturformen zu urteilen, noch älter, als es die Jahreszahlen auf ihnen angeben. Hier in Prerow hat augenscheinlich wie an anderen Orten der Brauch geherrscht, die Denksteine für mehrere Generationen zu benutzen, indem man die Schrift abmeißelte und für den neuen Toten eine entsprechende neue Beschriftung in den Stein eingrub. So zeigen die in den Abb. 180 bis 182 dargestellten Steindenkmäler die Todesjahreszahlen 1857 und 1852,

Abb. 176.

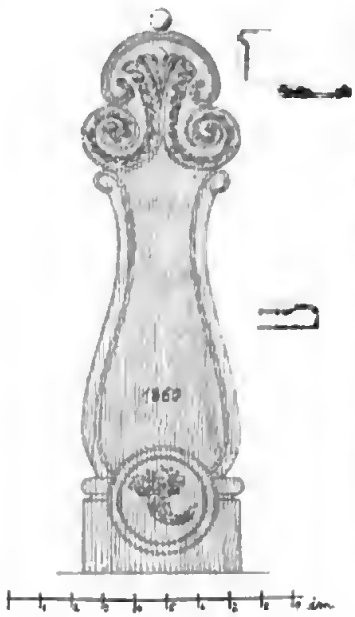



Abb. 177.

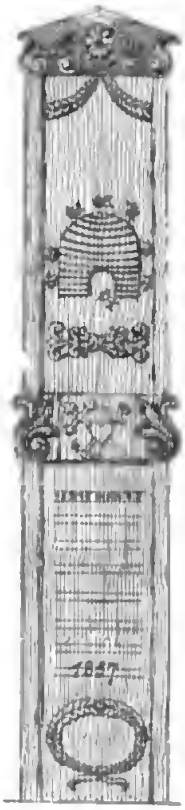



Abb. 179.

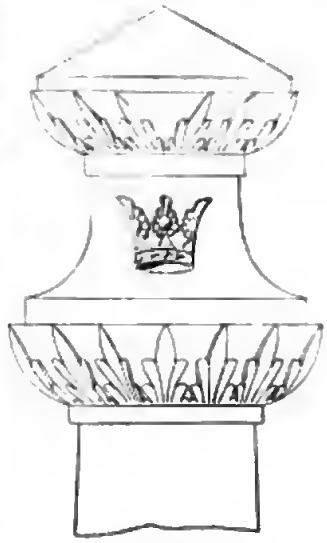


Abb. 178.

Abb. 176 bis 179. Hölzerne Denkmäler aus den Jahren 1854 bis 1869.

während die Formen auf eine erheblich frühere Zeit hinweisen. Bei dem Steindenkmal für den Pastor Schroeder (Abb. 175) wird die Jahreszahl, nach den Architekturformen zu urteilen, stimmen. Auch die Denkmäler der Abb. 173 und 174 zeigen die Formen der Zeit ihrer Errichtung. Eine Anzahl alter Grabsteine liegt vor der Einfahrt zum Kirchhof als Pflaster, andere dienen im Dorfe als Trittstufen vor den Haustüren. Seitdem der Zement seinen Weg auch nach Prerow gefunden hat, werden die alten Grabsteine nicht einmal zur Verwendung als Trittstufen mehr für würdig gehalten. Wenn sie auch für 6 Mark das Stück zu erstehen sind, so werden die „modernen" Betontrittstufen doch vorgezogen. Hier ist also der „Kulturträger" Zement dem

Abb. 180. Abb. 181. Abb. 182.

(Maßstab 1 : 10.)

Steinerne Denkmäler mit den Todesjahren 1852 und 1857 bezeichnet.

Heimatschutz einmal zu Hilfe gekommen: denn zum Kummer des ordnungsliebenden Totengräbers liegen eine Anzahl alter Denksteine als in seinen Augen wertlos auf dem Kirchhof umher. Wegen ihrer Schwere lohnen sie nicht das Fortschaffen. Ich habe sie erst unter Unkraut und Gestrüpp versteckt aufsuchen müssen. Bald werden auch die Stunden der noch auf den Gräbern stehenden alten Denksteine gezählt sein. Hierzu gehören die in der Abb. 173 dargestellten Grabsteine, die ernst und würdig westlich der Kirche auf dem Gottesacker wirken. Ihre Zeit ist längst abgelaufen. Die zugehörigen Gräber sind eingefallen und werden nicht mehr gepflegt. Wie die Inschriften besagen, ruhen hier ein 80jähriger Schiffskapitän mit seiner Frau. Der große Stein von 1.80 m Höhe und 1 m Breite ist der ältere und architektonisch bedeutendere, der kleinere der Frau ist eine spätere, weniger künstlerische Nachbildung des ersten. Jener zeigt im oberen Teile eine alte Prunkgaleasse

mit vollen Segeln bei hohem Wellengange. Darüber im Gesims erblickt man in altnordisch verschlungenem Bandwerk eine aufgehende Sonne als Sinnbild der Auferstehung. Anker und Steuerruder sind am Fuße dargestellt und in sinniger Weise mit Rosenranken umschlungen.

Die Holzdenkmäler sind aus 8 bis 9 cm starken und 30 bis 35 cm breiten Eichenbohlen geschnitzt. Die Zierformen beschränken sich mit Ausnahme des reichen in Abb. 179 dargestellten Denkmals auf den oberen Teil. Antikisierende Glieder, mit Blättern und Ranken geziert, sind abwechslungsreich verwendet. In Abb. 178 ist der Kopf eines dieser Holzdenkmäler in größerem Maßstabe dargestellt, um die flotte Blattbehandlung und die schöne Zeichnung der Krone zu zeigen. Die Flächen der hölzernen Denkmäler sind früher bunt bemalt gewesen. Die Farben waren, nach den an geschützten Stellen noch vorhandenen Resten zu urteilen, Schwarz für die Schriftflächen, Gold für die Schrift, Weiß für das übrige. Die Glieder waren blau und rot abgesetzt. Abweichend von den in den Abb. 176 u. 183 bis 186 dargestellten hölzernen sich nach oben verjüngenden Stelen ist das in Abb. 179 gezeichnete Denkmal. Es ist das einzige seiner Art hier in Prerow und wirkt am eigenartigsten und reichsten. Die Ehefrau Rosaline Marie Dorothea des Büdners Heinrich Segebart zu Born hat hier im Jahre 1857 ihre letzte Ruhe gefunden.

Schöne Beweise von dem gottergebenen und biederen Sinne der Verstorbenen zeigen die sinnigen Inschriften und tröstenden Verse, die die Hinterseite der Denkmäler oft ganz bedecken. Hier ein Beispiel am Denkmal der Abb. 183: „Noch netzet Ihr die Wangen, ihr Eltern über mir, Euch hat das Leid umfangen, das Herze bricht euch schier, des Vaters treue Liebe sieht sehnlich in mein Grab, die Mutter blicket trübe und kehrt die Augen ab", so ruft der im Jahre 1869 verstorbene 21jährige Jüngling seinen trauernden Eltern zu. An diesem Denkmal sehen wir auch die an mehreren Beispielen wiederkehrende Anordnung zweier gotisierend an den Ecken angebrachten und aus dem vollen Holz geschnitzten Säulchen mit jonischen Kapitellen.

Die Abb. 177 stellt eine Art dar, die etwa viermal auf dem Kirchhofe vertreten und die hauptsächlich wegen ihrer eigenartigen Form aufgenommen ist. Besonders eigentümlich ist die Behandlung der Voluten des Oberteiles, wo romanisierendes Blattwerk die Krümmungen schuppenartig begleitet. Alle Profile sind aus dem vollen Eichenholz geschnitzt, nur bei einem Denkmal dieser Art sind sie als Leisten aufgelegt und haben infolgedessen auch dem Wetter nicht standgehalten. Gegenüber den gut erhaltenen, aus einer dicken Bohle geschnitzten, geben sie ein liederlich wirkendes Beispiel unsolider Arbeitsweise, die hier sonst nicht anzutreffen ist. Diese Gruppe stammt aus der Zeit um 1860; auch hier habe ich Reste bunter Bemalung gefunden. Die Schrift ist bei allen hier in Frage kommenden Holz- und Steindenkmälern eingegraben. Erhabene Schrift, und zwar in lateinischen Buchstaben, kommt nur bei dem vorerwähnten steinernen Denkmal für Pastor Schroeder vor. Dieser Denkstein (vgl. Abb. 175) wirkt besonders würdig und monumental. Er stammt aus dem Jahre 1834 und scheint an seinem Standorte an der Nordseite der Kirche gesichert zu sein.

Noch ein Wort über die Einfriedigung der Grabhügel, die, wie zwei erhaltene Beispiele zeigen, mittels Holzrahmens erfolgte. In Abb. 187 ist ein solcher dargestellt. Der an den Ecken durch Zinken verbundene und an den Außenseiten profilierte 6 cm starke Eichenholzrahmen hat die Trapezform alter Grabplatten. Die Oberkante ist mit einer 7 cm breiten

Digitized by Google

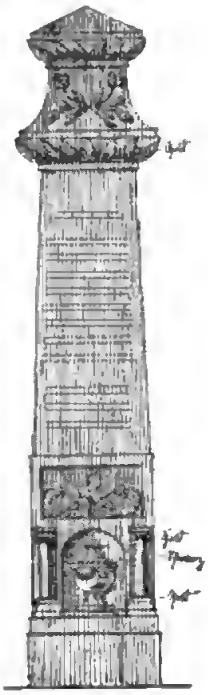


Abb. 183. (Maßstab 1 : 15.)

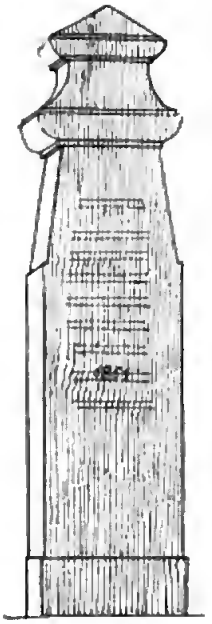


Abb. 184.

Abb. 183 bis 186.
Hölzerne Denkmäler aus den Jahren 1854 bis 1869.

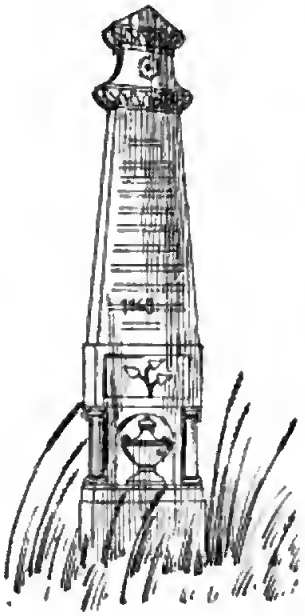


Abb. 185.

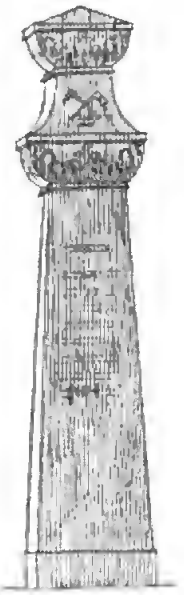


Abb. 186.

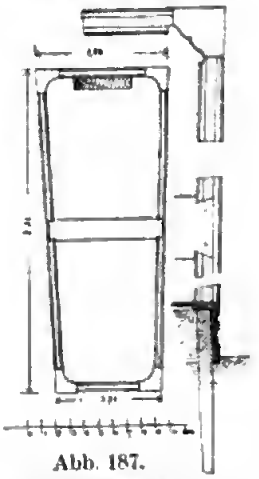


Abb. 187.
Holzrahmen als Umfriedigung des Grabbettes.

Digitized by Google

Profilleiste abgedeckt und an den Ecken mit einem ausgeschweiften Eckbrett versehen, das auf die daselbst befindlichen Holzpfosten genagelt ist. Mittels dieser in die Erde eingetriebenen Eckpfosten ist der Rahmen befestigt, der dann zur Aufnahme des für Blumenschmuck bestimmten Grabbettes dient. Durch ein schwalbenschwanzartig mit den Deckleisten verbundenes Brett ist ein Ausweichen des Rahmens in der Mitte vermieden worden.

Infolge Verdrängens des kleinen Segelschiffes durch die Riesensegler und Dampfer und infolge der Unwirtschaftlichkeit der Kleinfischerei ist die Prerower Bevölkerung, die früher nur der See gehörte, auf andere Erwerbszweige angewiesen. Sie lebt jetzt meistens von dem, was die Badegäste bringen, und es wird nicht lange mehr dauern, dann sind die Prerower ebenso „kultiviert" wie andere Küstenbewohner mit Badestrand. Es wird dann nicht mehr vorkommen, daß in Prerow noch alte Leute vorhanden sind, die eine Eisenbahn noch nicht gesehen haben, wie es jetzt tatsächlich der Fall ist. Mit dem leichteren Erwerb zum Lebensunterhalt wird der städtische Luxus Einkehr halten und die alte Einfachheit und Biederkeit verschwinden. Deshalb erscheint es umsomehr die Pflicht der Verwaltung des Prerower Gemeinwesens zu sein, die alten Teile des Kirchhofs vorläufig für neue Gräber nicht wieder zu benutzen und die hier besprochenen Denkmäler an Ort und Stelle zu erhalten. Das sind die Nachgeborenen ihren Vätern schuldig, und wertloser Boden zur Erweiterung des Kirchhofes ist genügend vorhanden. Der schlichte Sinn, der aus den Sprüchen der alten Prerower Denkmäler spricht, verdient in unserer Zeit sicherlich mehr Beachtung und Würdigung, als die prunkenden und vergoldeten Inschriften auf den gußeisernen Fabrikkreuzen und den polierten Granitobelisken. Sicherlich genügt nur diese Anregung, um die noch stehenden alten Denkmäler an Ort und Stelle, die Grabhügel, das Baum- und Strauchwerk, sowie die alte Kirchhofsmauer in ihrem jetzigen Zustande zu erhalten. Der erforderliche Platz zur Erweiterung wird sich leicht nördlich der Kirche nach den hohen Dünen hin beschaffen lassen. Die alten aber, auf abgelegenen Teilen des Friedhofs unwürdig umherliegenden Denksteine, sammle man und stelle sie an der Außenmauer der Kirche auf, und den Holzdenkmälern, die dem Wetter zum Opfer gefallen sind, gewähre man eine geschützte Stätte im Innern der Kirche oder des Kirchturms.

Der Kirchhof eines Ortes ist ebensowohl wie die Kirche ein wesentliches Stück Heimat, das mit der Bevölkerung auf das innigste verknüpft ist und deshalb des Schutzes und der richtigen Pflege dringend bedarf. Da vielen Dorffriedhöfen eine gleiche Fürsorge nottut wie dem in Prerow, so mögen diese Zeilen auch andere Gemeinden und Geistliche zu rechter Würdigung ihrer alten Begräbnisstätten anregen.

Berlin 1904. F. Schultze.

## Das Rathaus in Marienburg in Westpreußen.

Am 26. Juli 1889 wurde die Stadt Marienburg von einer Feuersbrunst heimgesucht, die in ihrer verheerenden Wirkung an die Berichte mittelalterlicher Geschichtsschreiber erinnert: 17 Bürgerhäuser unter den hohen Lauben und 32 Speichergebäude wurden zerstört. Auf der gegenüberliegenden Seite der niederen Lauben wurde nur ein Gebäude vom Feuer ergriffen: das Rathaus, dessen Dachstuhl nebst dem Glockenturm völlig niederbrannte; die

Digitized by Google

30 cm starken Gewölbe des ersten Stockwerks und die darauf lagernden Schuttmassen hinderten eine Verbreitung des Feuers nach unten hin, und es blieb das gesamte Mauerwerk einschließlich der Giebel erhalten.

In dankenswerter Weise beschlossen der Magistrat und die Stadtverordneten, das Dach in der alten Form wieder aufzubauen, nachdem außer der Brandversicherungssumme durch eine Beihilfe des Kreises Marienburg, vor allem aber durch ein königliches Gnadengeschenk alle Schwierigkeiten der Geldbeschaffung aus dem Wege geräumt waren. Der Bauentwurf wurde unter Berücksichtigung älterer Photographieen und Aufmessungen von der Schloßbauverwaltung aufgestellt, von der Aufsichtsbehörde genehmigt und im Laufe des Jahres 1901 ausgeführt. Damit ist es gelungen, dem Rathause im Äußeren die alte Eigenart zu bewahren.

Abb. 188. Westansicht (Marktseite) des Rathauses in Marienburg, 1895.

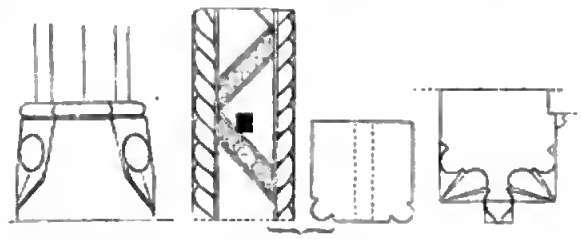
Nach einer Photographie von K. Müller—Marienburg

Was dies im Sinne der Denkmalpflege bedeutet, läßt sich am besten durch einen Blick auf die anderen Städte des Ordenslandes beurteilen. Westpreußen besitzt außer in Marienburg nur noch zwei gut erhaltene mittelalterliche Rathäuser, nämlich das altstädtische in Thorn und das rechtstädtische in Danzig, die aber oftmals umgebaut und erweitert sind und von ihrem ursprünglichen Aussehen viel eingebüßt haben. Die Reste des Strasburger und des neustädtischen in Elbing sind nicht von Belang; das Kulmer Rathaus und das altstädtische in Danzig sind völlige Neubauten des 16. Jahrhunderts. In Ostpreußen lassen sich etwa 10 Rathäuser des 14. und 15. Jahrhunderts



Digitized by Google

nachweisen, doch ist auch hier die ursprüngliche Gestalt meist stark verändert. Insgesamt sind also von etwa achtzig Städten östlich der Weichsel, die beim Ende der Ordensherrschaft (1466) mit Stadtrecht begabt waren, nicht viel mehr als ein Dutzend im Besitze ihrer alten Rathäuser: es sind dies steinerne Urkunden über die Art, wie im 13. und 14. Jahrhundert hier ein deutscher Staat mit deutschen Städten und deutschem Bürgertum geschaffen wurde, wie die Rechtsgebräuche und Einrichtungen des Mutterlandes hierhin übertragen wurden. „Was in Deutschland im Laufe der Jahrhunderte geworden, in seiner Wurzel kaum noch zu erkennen, das wird als etwas Fertiges nach Preußen hinüber getragen — — und liegt uns meistens klar und deutlich, durch Urkunden bewiesen, vor Augen.“[57]) Anderseits ist den vielen Kriegen und den veränderten Lebensgewohnheiten sehr viel zum Opfer gefallen; die Stadtmauern, Türme und Tore, die Artushöfe und Gildehäuser, die Fleisch-, Brot- und Krambänke sind heute entbehrlich geworden und nur in wenigen Beispielen erhalten geblieben. Am ehesten läßt sich noch die Anlage der alten Rathäuser erforschen, und hier nimmt das Marienburger einen wichtigen Platz ein, da es sich in seiner gesamten Erscheinung ziemlich getreu erhalten hat.



Pfeilersockel in der Ratsstube. — Wagebalken. Abb. 189. — Überkammerbalken.

1. Geschichtliches. Die Stadt Marienburg ist eine Gründung des Deutschen Ordens und erhielt ihre Handfeste am 27. April 1276 durch den Landmeister Konrad von Thierberg zu kulmischem Rechte; in der Handfeste wird das Rathaus nicht erwähnt, nur der Zins von den Fleisch- und Brotbänken. Über diese Bänke sind noch zwei Urkunden erhalten aus den Jahren 1304 von dem Landmeister Konrad Sack und 1336 von dem obersten Treßler Friedrich von Spira. Erst 1365 wird in einer Willkür das Rathaus genannt: „ouch wer do hylf lessehen zu noten das sal mnn volkomelich vnd wol lonen vff dem Rathuze von der stad“.[58]) Aus dem Jahre 1380 sind zwei bemerkenswerte Urkunden erhalten; in der ersten am Freitage vor Lätare vom Hochmeister Winrich von Kniprode ausgestellten wird die Handfeste erneuert, jedoch ohne Angabe über Budenzins. Die zweite ist elf Wochen später am Freitage vor Trinitatis ebenfalls vom Hochmeister ausgestellt und vereinbart mit den Bürgern, daß statt der bisherigen Einzelzinsen „sy vns sullin gebin alle Jar Sebenczik mark pfennyge gewonlicher müncze vor Brotbenke, fleischbenke, schubenke, vnd Badestobin vnd vor alle den andirn zcins den wir in der stat habin . . . . oneh soulle wir in nicht mehr pflichtik sin holfe zcu tun czu des czinses gebuyde adir czu besserunge des gebuydes“. Vorgreifend sei hier bemerkt, daß die Fleischbänke nach einer 1782 für das Hypothekenbuch gefertigten Grundbeschreibung unweit des Rathauses lagen

[57]) Bender, Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands V, Seite 269.

[58]) Voigt, Geschichte der Stadt Marienburg S. 525; dort auch die übrigen Urkunden veröffentlicht.

(vergl. Abb. 198). die Brotbänke dagegen unter dem Rathause selbst, an der Nordseite. Diese Ablösung der Bauverpflichtung erinnert an den ähnlichen Vergleich, der am 27. Januar 1376[59]) vom ermländischen Bischofe mit der Stadt Wormditt geschlossen wurde, und zu dem, wie ausdrücklich bemerkt wird, der Neubau des dortigen Rathauses den Anlaß gegeben hatte. Wahrscheinlich hatte auch in Marienburg der Hochmeister kurz vor 1380 zum Bau des Rathauses erhebliche Beiträge gegeben und löste nun die weitere Bauverpflichtung durch Zinserlaß ab. Bei dem engen Zusammenhange, der im Mittelalter zwischen Rathaus und Kaufhaus herrschte, schien das Eingehen auf die Verkaufsbänke geboten; läßt sich doch auch in Altpreußen fast für jedes Rathaus diese Doppelbestimmung nachweisen. Aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts findet sich eine Angabe über das Rathaus in dem Abkommen über den Städtetag in Elbing vom 5. Juni 1425:[60])

„Item von dem gemache, do di stete ire sachen mochten inne handeln czu Marienburg czu habene . . . . ist verramet das is sal steende bleiben bys czur tagfart, das dy ste ken Mariemburg komen; so sal man mit dem rathe zu Mariemburg reden, ab sie uff irem rathuwse czu Marienburg icht eyn gemach hetten adir machen mochten, das den steten eben were." Hieraus läßt sich vermuten, daß die in Marienburg abgehaltenen Städtetage wenigstens nach dem Jahre 1425 im Rathause stattfanden. Neben Elbing und Thorn wurde gerade Marienburg als Ort für diese Tagfahrten bevorzugt, in denen die Sendboten der sechs größeren Städte Preußens: Thorn, Kulm, Danzig, Elbing, Braunsberg und Königsberg zusammenkamen. Es war dies die Zeit heftiger innerer, wie äußerer Kämpfe. 1453 begann der schwere Krieg mit Polen, und wie Stoßseufzer muten uns die Inschriften der beiden 1899 leider verbrannten Glocken an:

anno dm im mcccliii iare
got hilf vns inder engil schar. amen.

und

vespera iam venit nobiscvm eriste maneto.

In der Zeit vom September 1457 bis zum 6. August 1460 fand die heldenhafte Verteidigung der Stadt unter dem Bürgermeister Bartholomäus Blume statt, bei welcher der Südgiebel des Rathauses zerstört wurde.

Aus der Zeit polnischer Herrschaft sind nur wenig Nachrichten überliefert; Ständetage fanden auch jetzt hier oft statt (zuletzt 1768), und das Rathaus diente zugleich als Herberge fürstlicher Gäste; 1468 wohnt hier der Ordens-Statthalter Heinrich Reuß von Plauen[61]) und 1521 der Abgesandte des Kaisers und des Papstes.[62]) Aus dem Ende des 17. Jahrhunderts ist eine Angabe erhalten, die über die damaligen Raumbenennungen Aufschluß gibt; der Bürgermeister Wilhelmi erwähnt in seinen Collectaneen[63]) während der Jahre 1699 bis 1721 die Gerichtsstube und die Ratsstube als die beiden wichtigsten Räume im Rathause. Im Jahre 1729[64]) wurde dann der jetzt noch vorhandene Anbau an der Ostseite, an Stelle von sechs Krambuden, und in ihm eine neue Rats- und Gerichtsstube errichtet. Im Jahre 1772 kam

[59]) cod. dipl. warm. III, Nr. 3.
[60]) Toeppen, Acten der Ständetage Preußens unter der Herrschaft des Deutschen Ordens I, S. 432; auch in den „Hansarezessen", Bd. VII, Nr. 790, S. 334.
[61]) Thunert, Acten der Ständetage Westpreußen königlichen Anteils, S. 85.
[62]) Elbingisch-preußische Chronik, her. von Töppen, S. 71.
[63]) Her. von R. Töppen 1897 ff., S. 38.
[64]) Memorial des Bürgers C. E. Braun, im Stadtarchive.

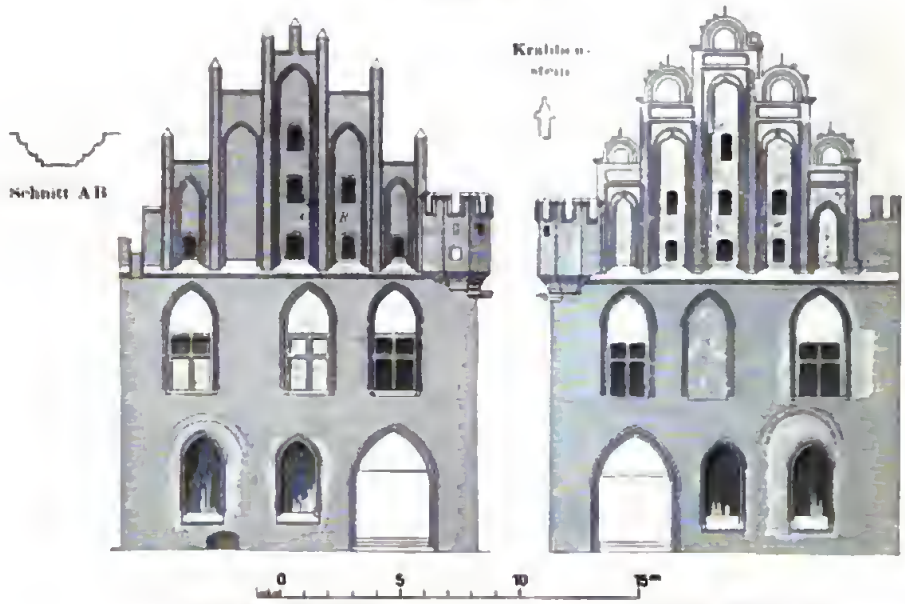



Abb. 190. Nordgiebel. Abb. 191. Südgiebel.

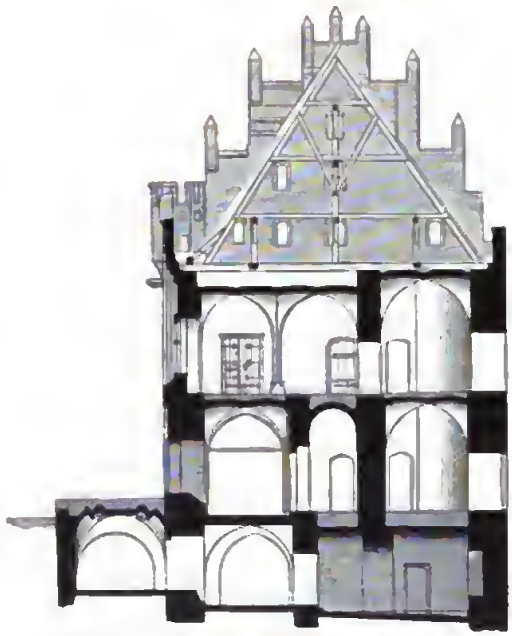


Abb. 192. Querschnitt und Längenschnitt durch das Dach.

Zu Abb. 192.

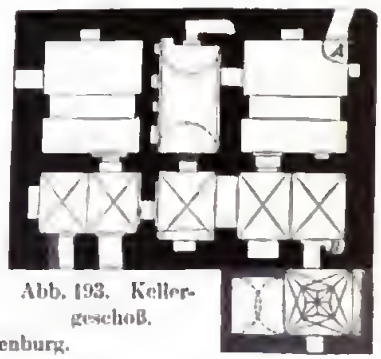


Abb. 193. Kellergeschoß.

Das Rathaus in Marienburg.

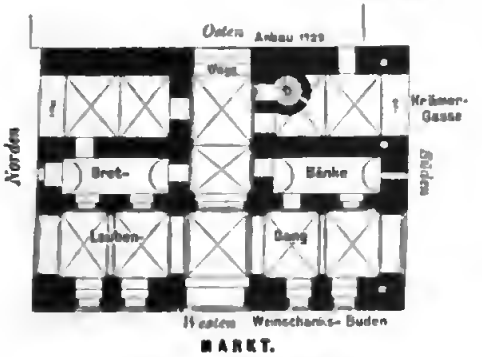



Abb. 194. Erdgeschoß.

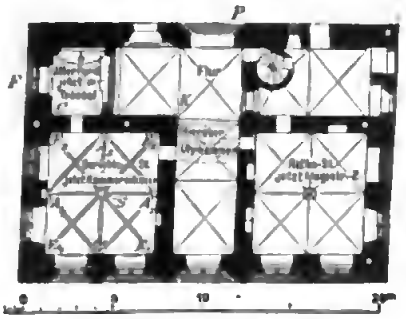



Abb. 195. Obergeschoß.

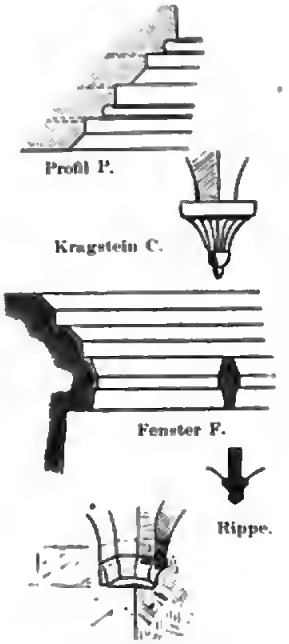



Abb. 196.

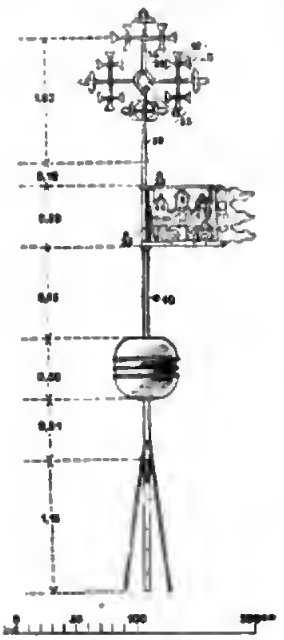


Abb. 197. Turmkreuz.

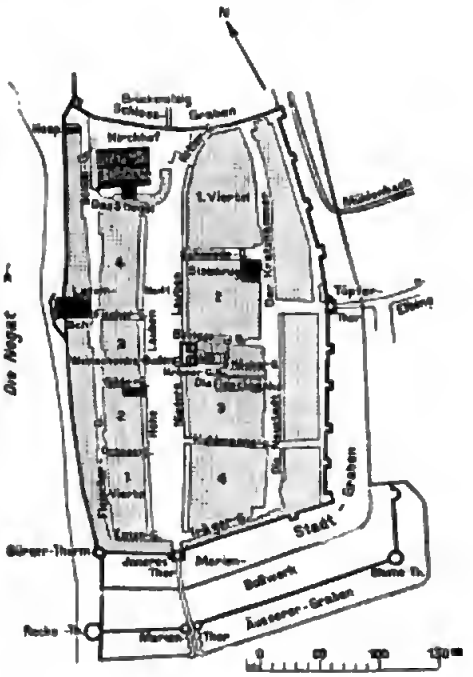



Abb. 198. Plan der Stadt Marienburg.

die Stadt wieder unter preußische Herrschaft; bei der bald danach vorgenommenen Neuordnung des Gerichtswesens erhielt das Stadtgericht Räumlichkeiten im Schlosse, während im Rathause nur der Magistrat und die dritte Ordnung verblieben. Die an der Westseite gelegenen Weinschankbuden wurden 1772 Hauptwache, indes brach man 1821 und 1822 sowohl diese, als auch an der Nordseite die ehemaligen Brotbänke ab. Letztere hatten ursprünglich der Stadt gehört, waren aber 1710 an einen Bürger verkauft und mußten jetzt von der Stadt zurückgekauft werden. Auch ein Pranger stand vor dem Rathause und wurde 1721 mit großen Feierlichkeiten neu gebaut, nach 1772 ist er vermutlich beseitigt.

Gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts wurde das Gebäude durchgreifend ausgebessert, doch so, daß der ursprüngliche Zustand meist erkennbar blieb. In folgendem sei daher das Rathaus beschrieben, wie es vor dem 1896 bis 1897 erfolgten Umbau aussah, der leider vieles Eigenartige beseitigt hat.

2. Baubeschreibung. Die Raumverteilung ist aus den drei Grundrissen ersichtlich (Abb. 193 bis 195). Im Keller: zwei als Lagerräume verwendbare Tonnengewölbe, sowie der lange, kreuzgewölbte Gang, der vermutlich zu Schankzwecken diente; im Anbau ein zierliches Zellengewölbe. Im Erdgeschoß: der Laubengang und neben diesem vier Kammern, die zuletzt als Polizeigefängnis, ursprünglich als Verkaufsbänke dienten, dahinter zwei Tonnengewölbe. Im Obergeschoß: die Haupträume, die wahrscheinlich von jeher als Rats- und Gerichtsstube dienten, da im kulmischen Rechte Rat und Schöppen zwei getrennte Körperschaften bilden. Hinten zwei Räume, die wohl oft in ihrer Zweckbestimmung gewechselt haben: Küche, Schreibstube, Fürstenherberge, Tressel u. a. m. Alle drei Geschosse wurden ursprünglich nur durch die Wendeltreppe verbunden, da die jetzigen Kellereingänge und Treppen neuere Anlagen sind. Die äußere Gestalt ist kräftig gegliedert. Im Erdgeschoß ist nur noch die Marktseite unverändert, während die Giebelseiten neuere Fensterdurchbrüche aufweisen. Das Hauptgeschoß hat ringsherum viereckige Fenster in reichgegliederten Bogennischen und wird auf der Marktseite durch die Zinnen, die Erker an den Ecken, sowie die Lisenen-Gliederung ausgezeichnet (Abb. 188). Der mit fünf Blenden in drei Staffeln sich erhebende Nordgiebel (Abb. 190) ist unverändert geblieben; Putz ist in den Feldern nie vorhanden gewesen. Der Südgiebel (Abb. 191) zeigt unten dieselbe Anlage wie der nördliche, hat aber nach der Zerstörung von 1460 neue Staffelkrönungen, welche die bekannten spätgotischen Formen aufweisen, sowie Nischenputz erhalten. Daß die Rückseite des Gebäudes ebenfalls eine Zinnung gehabt hat, läßt sich nur vermuten, denn die Giebelansätze geben keinen sicheren Anhalt hierfür. Als neuzeitliche Zutaten sind die Stuckmaßwerke über den Fenstern und der Stuck-Bogenfries zwischen den Lisenen zu verzeichnen (Abb. 188). Inmitten des steilen Daches erhebt sich der zierliche sechseckige Glockenturm, dessen 1899 abgebranntes Vorbild noch aus spätmittelalterlicher Zeit stammte.

Kreuz, Wetterfahne und Kugel von 1686 wurden aus dem Brande gerettet und zieren wieder den Turm (Abb. 197). Die Formsteine des Äußeren lassen sich in zwei Gruppen scheiden, die früheren einfachen des 14. und die späteren reichen des 15. Jahrhunderts.

Das Innere ist in seiner Formengebung einfach. Scharfgratige Kreuzgewölbe, die in der Laube und dem unteren Flur zwischen schwere, ausgekragte Gurtbögen eingespannt sind, sonst aber ohne Gurt zusammenstoßen, und schlichte rundbogige Tonnengewölbe bestimmen das Gepräge der Räume. Nur die beiden Eckzimmer über den Lauben sind reicher gewölbt, das süd-

Digitized by Google

liche mit vier scharfgratigen Kreuzgewölben unter Zuhilfenahme eines granitenen Mittelpfeilers (Abb. 189); doch es scheint dies nicht mehr der ursprüngliche Zustand zu sein, denn der Pfeilerschaft paßt nicht zum Sockel. Vielleicht steht die Veränderung dieses Gewölbes in Zusammenhang mit der Giebel-Instandsetzung nach 1460. Dagegen hat das nördliche Eckzimmer ein eigenartiges Kuppelgewölbe auf Rippen, mit Stichkappen an den Raumecken. Eine namentlich in der Eckbildung ähnliche Gewölbeform enthalten die beiden Sommer- und Winter-Remter des Hochmeister-Palastes. Im Flur des Erdgeschosses wurden 1903 und 1905 bei der Gelegenheit von baulichen Änderungen die alten Verkaufsläden freigelegt. Bis zu 0,80 m über dem ursprünglichen Fußboden war die anderthalb Stein starke Brüstung voll aufgemauert. Darin lag in einer nach dem Flur offenen, zwei Stein tiefen Nische die eigentliche Ladenöffnung von 0,82 : 1,48 m Lichtmaß. Der Verschluß erfolgte, wie die noch gefundenen Eisenhaken beweisen nicht durch Türen, sondern je durch zwei in wagerechten Achsen sich drehende Klappen. Diese Einrichtung ist z. B. jetzt noch an den im 18. Jahrhundert erbauten Fleischbänken auf dem Marktplatz zu Kulm a. W. im Gebrauch und deshalb ist in Marienburg der Nachweis solcher Ladenanlagen für das 14. Jahrhundert kulturgeschichtlich besonders wertvoll.

Der 1899 abgebrannte Dachstuhl aus Kiefernholz war noch die mittelalterliche Zimmerung. Die Abbildung 192 zeigt ein Gebinde der Nordhälfte, welches unverändert erhalten war, während die Südseite mehrfach Umbauten erfahren hatte. Von den alten Heizanlagen ist außer den Schloten nur wenig erhalten. Im Keller befindet sich bei *A* (vergl. Abb. 193) eine Stichkappe im Gewölbe, die auf den Mantelansatz eines Eckkamins schließen läßt, während bei *B* nur eine Ausnischung auf das frühere Vorhandensein eines Kamins hinweist. Die Anordnung der Kamine in den vier Gebäudeecken läßt sich bei preußischen Rathäusern mehrfach beobachten (in Bischofstein und Wormditt) und war vielleicht auch hier vorhanden. Merkwürdig ist in dieser Hinsicht der kleine mit einem Kreuzgewölbe überdeckte Raum an der Nordostecke des Obergeschosses; derselbe hat an den Wänden *a* und *b* (vergl. Abb. 195) in Mannshöhe über dem Fußboden flache Gurtbogen, auf denen noch beträchtliche Reste schräger Mantelwölbungen erhalten sind, also war hier ursprünglich ein Herd mit weitem Rauchfang vorhanden, oder wenigstens beabsichtigt, denn das jetzt vorhandene Kreuzgewölbe scheint ebenfalls mittelalterlich zu sein, wenn auch aus späterer Zeit, wie aus der Kragsteinform bei *C* und dem Vorhandensein des Fensters hervorgeht. — Weitere Kaminanlagen aus alter Zeit fehlen. Die Fußböden der Flure und des Laubenganges sind mit Gotländer Kalksteinplatten belegt. Die Fensterkreuze in den beiden Haupträumen des Obergeschosses sind neu und aus Stuck gefertigt, dagegen finden sich in den Fenstern des Mittelflures und des veränderten Herdraumes noch die alten Granitpfosten mit sehr einfachem Profil (vergl Abb. 196).

Bemerkenswert sind sodann mehrere innere Ausbaustücke. Das Kassen- und das Magistratszimmer besitzen drei Wandschränke mit sehr schönen geschmiedeten Beschlägen aus dem Ende des 15. Jahrhunderts; ebenfalls mittelalterlich ist die Tür vom Magistratszimmer zum Flur, welche mit Verdoppelung gezimmert ist, so daß innen die glatten Bretter, die Einschubleisten und die Langbänder liegen, außen das profilierte Rahmwerk mit acht rollenartig gestochenen Füllungen. Zwei bedeutungsvolle Einbauten hatten sich noch bis vor kurzem erhalten; nämlich in dem hinteren Torbogen des Erdgeschosses war $2^1/_2$ m über dem Fußboden ein gekehlter,

Digitized by Google

eichener Wagebalken eingemauert, und im Flur des Obergeschosses waren in halber Höhe drei Balken, welche die Uhrkammer trugen, eingezogen. (Vgl. Abb. 189.) Um den Querschnitt durch die tiefe Auskehlung nicht zu sehr zu schwächen, hat man den Birnstab als Latte untergenagelt.

Nach diesem Baubefund darf man die Errichtung des gegenwärtigen Rathauses in die spätere Zeit des 14. Jahrhunderts setzen. Im Äußeren die Zinnen und Erker, im Inneren die Kuppelgewölbeform, diese beiden Merkmale verraten eine bestimmte Abhängigkeit von dem Hochmeisterpalaste, der nach F. v. Quasts Darlegungen[65]) unter Winrich v. Kniprode (1351 bis 1382) entstanden ist. Die oben erwähnten Urkunden vom Jahre 1380 lassen auf Bauten am Rathause in dieser Zeit schließen. Bemerkenswert ist auch, daß der für 1379 bis 1384 bezeugte[66]) erste Bau des Danziger rechtstädtischen Rathauses mit dem Marienburger gewisse Ähnlichkeit im Grundriß und Aufriß hat; im Grundriß die Querteilung in mehrere kleinere Räume, die sonst bei keinem Rathause hierlands für das 14. Jahrhundert nachweisbar ist, im Aufriß die Zinnenkrönung, deren vermauerte Überreste in Danzig über den Fenstern des ersten Stocks noch erkennbar sind.

Jedenfalls muß der Gedanke, daß das gegenwärtige Rathaus um 1276 erbaut ist, von vornherein abgewiesen werden. Abgesehen von den stylistischen Gründen ist es ausgeschlossen, daß eine kleine Landstadt ohne nennenswerten Handel gleich im Anfange ihrer kommunalen Entwicklung ein so aufwendiges Rathaus erbaut, zumal die Landesherrschaft aus politischen Gründen, immer nur schrittweise, bei nachgewiesenem Bedürfnis, derartige Bauten genehmigte (vgl. Thorn-Altstadt).

Um das Bauprogramm des Marienburger Rathauses zu untersuchen, wird es nötig, den Stadtplan (Abb. 198) zu Hilfe zu nehmen. Marienburg gehört zu jener kleineren Gruppe preußischer Städte, die einen straßenartigen, „langen" Markt haben (Rechtstadt Danzig, Altstadt Elbing, Pr.-Holland, Altstadt und Kneiphof Königsberg), meist wohl nur aus Rücksicht auf die Beschaffenheit des Geländes. Hierbei wurde die sonst beliebte Anordnung, das von Buden umgebene Rathaus inmitten des Marktes, unmöglich, und man schaltete das Rathaus mit den Bänken und Buden zwischen die Häuserviertel ein. Hier lagen denn die Fleischbänke, die Krambuden und Brotbänke und gaben den dazwischen liegenden Gassen ihre zum Teil noch jetzt gebräuchlichen Namen: Krämer-, Höker-, Fleck- und Bechlergasse. Da das jetzige Rathaus in den Untergeschossen ein durchaus einheitlicher Bau ist, ohne jede Spur eines älteren Baues, etwa aus dem 13. Jahrhundert, so wird das bei Anlage der Stadt erbaute erste Rathaus wohl nur ein Holzbau oder ausgemauerter Bindwerkbau gewesen sein. Die merkwürdige Angabe in der 1365 begonnenen Stadtwillkür „item das Bürgerding sal man halden off den Koningartushofe" läßt sich nur so erklären, daß man die eigentlichen rathäuslichen Geschäfte, von denen die Rechtsprechung einen wesentlichen Teil ausmachte, während eines Neubaues im Artushofe abhielt. Letzterer lag dem Rathause schräg gegenüber in dem als „Gilde" noch 1781 bezeichneten Laubenhause, das 1782 als Bethaus umgebaut wurde und 1809 abbrannte. Durch einen derartigen Neubau des Rathauses innerhalb vorhandener Gassen erklären sich die Schiefwinkligkeit des Grundrisses und die geringen Abmessungen desselben: ein Drittel des

[65]) Neue preuß. Prov.-Blätter 1850, S. 194 u. 196.
[66]) Die Original-Rechnungen im Stadtarchive in Danzig, Depositum des Kgl. Staatsarchives.

Raumes beansprucht der Laubengang, und im Rest haben nur wenige Krambänke Platz. Man mußte daher auf die Anlage eines weiträumigen Untergeschosses, wie in vielen anderen altpreußischen Rathäusern, zunächst verzichten, und es erschienen die Remter und Schreibstuben des Obergeschosses als der wesentlichere Bestandteil des Baues. Daß man aber schon im Mittelalter daran dachte, das Rathaus zu einem Kauthaus zu erweitern, darauf deuten Verzahnungen an der Ostseite, doch kam es nicht dazu. Schon ein Menschenalter nach der Fertigstellung des Baues, 1410, beginnt mit dem unglücklichen Kriege ein Rückgang im Wohlstande, der zu notwendigen Neubauten nicht ermutigte; nur der 1460 zerschossene Giebel mußte geflickt werden.

Dieser Eigentümlichkeit, daß das alte Bauprogramm vorwiegend Verwaltungsräume enthält, danken wir die verhältnismäßig getreue Erhaltung des Innenzustandes; das leichte Holzwerk in den weiträumigen Kauthäusern anderer Orte ist im Laufe der Zeit meist beseitigt. Möchte das Marienburger Rathaus vor größeren Umbauten auch fernerhin verschont bleiben, als ein wertvolles Denkmal alter Städteverfassung im Gebiete des kulmischen Rechtes.

Marienburg. Bernhard Schmid.

## Die Schurzholzkirchen Westpreußens.[67])

Obwohl die Provinz eine sehr stattliche Anzahl von Holzkirchen besitzt, so haben sie bisher nur wenig Beachtung durch die Forscher gefunden. Es geht ihnen der künstlerische Reichtum ab, den wir sonst an den Holzbauten Mittel- und Süddeutschlands oder Norwegens bewundern können; so boten denn die Backsteinbauten zunächst ein dankbareres Studienmaterial.

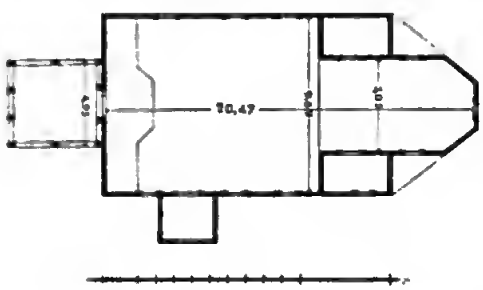



Abb. 199. Kirche zu Radomno, Kr. Löbau, 1903 abgebrochen. 1 : 400.

Dorgerloh's Aufsatz von 1881 über die Kirche zu Reichenau im Kreise Osterode ist meines Wissens der erste Hinweis auf diese Bauten, bezieht sich allerdings auf das benachbarte Ostpreußen[68]). In den Bau- und Kunstdenkmälern der Provinz Westpreußen werden in Band II einige Schurzwerkskirchen des Kulmerlandes beschrieben, doch nicht abgebildet.

In einem Referat über einen im Westpreußischen Geschichtsverein 1904 gehaltenen Vortrag[69]) hat dann der Unterzeichnete es versucht, auf diesen Stoff hinzuweisen. Die eigentlich schaffende Tätigkeit des Ordens auf dem Gebiete innerer Kolonisation umfaßt etwa nur vier Menschenalter, von 1280

[67]) Nach dem Jahresberichte über die Denkmalpflege in Westpreußen, 1905, an die Provinzialkommission zur Verwaltung der westpr. Prov.-Museen erstattet vom Prov.-Konservator.

[68]) Altpreußische Monatsschrift 1881, Band XVIII.

[69]) Mitteilungen des westpreußischen Geschichtsvereins III, 22.

bis 1410. Der Bau massiver Kirchen galt wohl stets als das erstrebenswerteste Ziel, wo das aber zunächst nicht zu erreichen war, da wurde der Holzbau durchaus nicht verschmäht, um nur überhaupt das Land mit Kirchen zu versehen, die damals denn auch zahlreicher als jetzt waren. So kam es, daß weite Gebiete Pommerellens 1410 noch keine Backsteinkirchen hatten, während in dem Kulmerlande, auch in Pomesanien zahlreiche Backsteinkirchen zugrunde gingen. In beiden Fällen hat sich bis auf unsere Tage der Holzbau erhalten. Einen urkundlichen Belag bieten uns die im Staatsarchive zu Königsberg vorhandenen, gewissenhaften Aufzeichnungen über die Verwüstung Preußens durch die Polen 1414 (Ordens-Folimt 5b): die fortwährenden Vermerke „alle Kirche verbrant" lassen nur die Deutung auf einen Holzbau zu, wenn nicht ausdrücklich einmal das Gegenteil angeführt ist. Von den Kirchen zu Steinborn und Marienfelde bei Schlochau wird es aber direkt gesagt, daß sie von Holz waren: „Item im selben tage wurt vorbrant ezu Steynbora eyne hulczyne kirche uff dy grunt mit eyme holczyne glagthorme mit den glacken". Man muß dabei berücksichtigen, daß die ausgedehnten Forsten in der Provinz, unter denen besonders die Tucheler Heide zu nennen ist, diesen bequemen Baustoff mühelos gewährten. Schon in der Ordenszeit finden wir in jeder wichtigeren Komturei einen mit der Waldwirtschaft betrauten Ritterbruder, den Waldmeister, so in den Konventen zu Christburg, Marienburg, Danzig, Schlochau, Tuchel u. a. Wie die Amtsinventare zeigen, lagerte in den Ordenshöfen

Abb. 200. Kirche zu Firchau, Kr. Schlochau

Abb. 201. Wiette, Kreis Konitz. 1733 erbaut, 1903 abgebrochen.

Digitized by Google

stets ein größerer Vorrat Bauholz, so 1396 im Zimmerhofe der Komturei Danzig 12½ Schock „Ronen". Ob die Baulast des Kirchenpatrons (in Ostpreußen Wert der Baustoffe, Stein, Kalk und Holz, in Westpreußen ⅔ der Barkosten oder der Holzwert) damals schon rechtlich begründet war, ist zweifelhaft; es finden sich keine urkundlichen Angaben hierüber. Jedenfalls hat sich aber diese Observanz gebildet, die dem Baue hölzerner Kirchen allen Vorschub leistete; erst aus polnischer Zeit sind einige Privilegien, die einer Kirche freies Bauholz verleihen, bekannt.

Von den mittelalterlichen Holzkirchen ist, soviel bekannt ist, jetzt keine mehr übrig, die ältesten datierten reichen in die Mitte des XVII. Jahrhunderts zurück. Schönbaum (Kr. Danziger Niederung) 1644, Neukirch (Kr. Konitz) 1658, beide von Bindwerk, und Gr. Wisniewki (Kr. Flatow), der älteste Schurzwerksbau, von 1647.

Abb. 202. Christfelde, Kreis Schlochau (um 1700).

Ein Beweis dafür, daß alle diese späten Bauten Nachfolger mittelalterlicher Kirchen sind, liegt auch in dem häufigen Vorkommen gotischer Glocken, so in der vorseitig abgebildeten Kirche zu Firchau u. a.

Im allgemeinen kann man beobachten, daß die waldlosen Niederungen den Fachwerksbau bevorzugen und das Höhenland das Schurzwerk, obwohl zuweilen auch das Gegenteil stattfindet. Gegenwärtig sind in der Provinz noch etwa 40 Kirchen dieser letztgenannten Bauart vorhanden, namentlich in den Kreisen Strasburg, Löbau, Konitz, Schlochau und Dt. Krone.

In konstruktiver Hinsicht ist zu bemerken, daß die Türme stets aus verschaltem Bindwerk errichtet sind und nur die Schiffswände aus Schurzbohlen bestehen. Halbhölzern von durchschnittlich 15 cm Stärke und 30 bis 40 cm Höhe. In den Eckverbänden finden sich die verschiedenartigsten Formen, der gerade Kamm, der Schwalbenschwanz, mit und ohne Haken, der Kamm einseitig oder, was häufiger ist, in der Mitte angesetzt, die Hölzer bündig mit der Wandflucht, oder 10 bis 15 cm vortretend. Es ist dies ja auch die einzige Gelegenheit, bei welcher der Zimmermann seine Kunst zeigen kann. Für die Fenster und Türen werden Pfosten in die Bohlen gezopft, die außen bündig sind, innen etwas vortreten. Als Dachdeckung dienen Holzschindeln oder holländische Dachpfannen. Bezüglich der Plangestaltung herrscht eine gewisse Übereinstimmung; im Westen liegt der Turm, entweder frei vor dem Giebel, oder in bescheidener Form als Dachreiter, und

Digitized by Google

im Osten ist ein besonderes Altarhaus abgesetzt; die Sakristei liegt am Presbyterium; Vorhallen, zuweilen auch angebaute Kapellen, bereichern den Grundriß. Als Beispiel diene der Grundriß Abb. 199 der 1904 abgebrochenen Kirche zu Radomno (Kr. Löbau), erbaut 1702, dessen Abmessungen schon ziemlich aufwändig sind. Die kleine Kirche zu Zlotterie bei Thorn hatte weder Turm noch abgesetztes Presbyterium; das letztere pflegt sonst auch den kleineren Kirchen nicht zu fehlen, vergl. die Kirche zu Firchau, Abb. 200. Eine besondere Barbara-Kapelle hat die Kirche zu Sierakowitz.

Reichere Grundrißformen sind sehr selten; ein Beispiel hierfür ist die 1761 erbaute Kirche zu Rosenthal, Kreis Löbau, an deren Schiff sich zwei polygonal geschlossene Kapellen anlehnen, so daß die innere Raumwirkung fast die einer Zentralanlage ist. Ähnlich war die 1903 abgebrochene Kirche zu Wielle

Abb. 203. Pinschin, Kreis Pr. Stargard, erbaut 1745.

(Kr. Konitz). Die Architektur ist im Gegensatz zu den Holzkirchen anderer Provinzen recht schlicht; den Wänden fehlt jeder Schmuck, sie werden häufig verschalt, mit Fugenleisten, so daß die Schichtung der Bohlen verdeckt ist. Kleine, annähernd quadratische Fenster mit glatter Brettumrahmung unterbrechen die Flächen. Dennoch sind diese Bauten nicht reizlos, da durch die manigfachen Anbauten und die sehr verschiedenartige Durchbildung der Türme eine wirkungsvolle Gliederung erzielt wird. Sehr oft ist das Chordach von derselben Breite wie das des Schiffes, um den zu Undichtigkeiten Anlaß gebenden Absatz über den Triumphbogen zu vermeiden; dann ladet das Chordach weit aus und wirft tiefen Schatten (Abb. 200). Nichts an diesen Bauten ist unwahr oder bedeutungslose Schmuckform; sie sind aus den wirtschaftlichen Bedingungen und religiösen Anschauungen erwachsen und wertvolle Denkmäler dieser Provinz. So stehen sie auch als Kunstwerke vor uns da, als gut erdachte, bodenständige Lösungen für den Baubegriff der Dorfkirche (vergl. Abb. 201 bis 203).

Digitized by Google

Das Innere ist von dem der Steinkirchen nicht so sehr verschieden; Altäre, Kanzel und Orgel usw. entstammen aus denselben städtischen Werkstätten und erheben sich zuweilen zu hoher künstlerischer Vollendung, während das Gestühl hier wie dort schlichtere, bäuerliche Formen zeigt. Reizvoll sind zuweilen die Formen der Ständer und Emporenbrüstungen, der Übergang von der Wand zur flachgewölbten Decke, und die kleinen breiten Fenster, die in ihrer Gestalt so ganz von denen der Backsteinkirchen abweichen. Farbiger Schmuck ist selten. Immerhin sind genug Merkmale vorhanden, die auch im

Abb. 204. Katholische Kirche zu Rumian, Kreis Lübau. Erbaut 1714.

Inneren uns das Wesen der Holzkirchen andeuten und sich zu einem stimmungsvollen Gesamtbilde vereinigen (vergl. Abb. 204).

Es entsteht nun die Frage, wie sollen wir diese Denkmäler der Nachwelt erhalten? Denn die Neuzeit drängt unwiderstehlich auf die Errichtung großer, massiver Bauten an Stelle dieser kleinen, aus denen der Geist längst verschollener Tage zu uns spricht. Bildliche Aufnahmen allein würden da nicht genügen. So gibt es nur zwei Auswege, entweder man errichtet die Neubauten auf einer anderen Stelle, so daß die Holzkirche als Kapelle bestehen bleibt, oder man verpflanzt den Holzbau nach einem Museumspark. Solche Anlagen bestehen ja schon mehrfach. Es sei nur auf die Freiluftmuseen in Skansen bei Storkholm und Bygdö bei Christiania hingewiesen, in denen zahlreiche skandinavische Bauernhäuser und Stabkirchen neu aufgebaut sind. Ähnliches hat man neuerdings in Deutschland zu Benthen, Kiel

Digitized by Google

und Husum mit gutem Erfolge unternommen. Für Westpreußen erscheint dies der einzige Weg, zur dauernden Erhaltung dieser Denkmäler zu gelangen, und es müssen Mittel gefunden werden, dies zu ermöglichen.

Preuß. Stargard, im Dezember 1905. Bernhard Schmid.

## Das Kuhtor in Danzig.

Die im Anfange des 14. Jahrhunderts unter der Herrschaft des Deutschen Ordens entstandene Rechtstadt Danzig zeigt in ihrem Bebauungsplane alle Merkmale einer Hafen- und Handelsstadt: die Hauptstraßen gehen, annähernd parallel unter sich, durch die ganze Breite der Stadt hindurch und führen zur „langen Brücke" am Hafen, den hier der Flußlauf der Mottlau bildet. Ähnlichen Grundriß haben die beiden anderen Haupthandelsstädte des preußischen Weichselgebietes Thorn und Elbing.

Abb. 205. Ansicht des Kuhtores.

In Thorn, das bereits um die Mitte des 13. Jahrhunderts ein entwickeltes Gemeinwesen hatte, zeigt die Stadtmauer an der Uferseite noch die gleiche Bewehrung mit Torburgen und Türmen wie auf den Landseiten, und es stehen heute noch, als Zeugen einer vergangenen Kultur, das stattliche Brücktor, das Nonnentor, der krumme Turm und zwei andere Mauertürme. In Elbing dagegen sind die alten Mauerpforten nach dem Hafen so verbaut, daß ihre alte Anlage nicht mehr erkennbar ist. Anders in Danzig, an dessen Mauern nachweislich erst in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts gebaut wurde; die drei Landseiten hatten hier Tore und Türme nach alter Art, die auch noch nicht für den Gebrauch von Handfeuerwaffen berechnet waren. Auf der vierten Seite, am Wasser, hat jede Hauptstraße ihr Wassertor, von denen das Krantor 1444 umgebaut und das ehemalige Koggentor noch 1568 durch einen stattlichen Neubau ersetzt wurde; die übrigen aber, das Johannis-, Heiliggeist-, Frauen-, Brotbänken- und Kuhtor ihre erste mittelalterliche Gestalt noch ziemlich bewahrt haben. Trotz verschiedener Eigenarten, die jedes einzelne Tor für sich wertvoll machen, ist das Bauprogramm überall das gleiche: erstens die Toranlage als Zollschranke, da seit der Mitte des 14. Jahrhunderts von jedem ein- oder auslaufenden Schiffe eine Abgabe, der „Pfundzoll", erhoben wurde; zweitens Wohn- oder Geschäftsräume für städtische Beamte. Eigentliche Verteidigungseinrichtungen fehlten, oder sie sind nur nebensächlich behandelt. Alle diese Tore sehen daher wie stattliche zwei- oder dreigeschossige Wohnhäuser mit einer mittleren Tordurchfahrt aus.

Das Kuhtor in Danzig (vgl. Abb. 205) wurde wahrscheinlich im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts erbaut; es ist im Grundriß ein Rechteck

Digitized by Google

von rd. 17,85 m Länge und 8,33 m Tiefe. Das Äußere sieht jetzt, namentlich für ein Laienauge, wenig ansprechend aus: überall Fensterdurchbrüche und schmutzige Tünche auf den Ziegeln. Doch sind alle Anhaltspunkte vorhanden, um die alte Architektur zu ergänzen.

Es wäre eine dankbare Aufgabe, das Tor in dieser Weise wiederherzustellen. Die Wissenschaft hätte den Nutzen, daß ein bemerkenswerter Profanbau des Mittelalters erhalten bliebe; vielleicht ließen sich auch die alten Treppen und die Fallgatterbalmen auffinden. Für das Stadtbild Danzigs ergäbe sich eine Verschönerung unter Beibehaltung des ehrwürdigen Alten, und den erweiterten Verkehrsanforderungen ließe sich durch einen zweiten Tordurchbruch wohl genügen. Die Kosten wären nicht sehr hoch und die technischen Schwierigkeiten überwindbar; möchten sich die maßgebenden Kreise diesen Auffassungen anschließen, um das Tor, dessen Bestand jetzt ernstlich gefährdet ist, zu retten. Marienburg. 1904.

Diesen vor bald zwei Jahren geschriebenen Zeilen ist noch ein Nachwort anzufügen. Aus Gründen, die an dieser Stelle nicht zu erörtern sind, wurde der Abbruch unvermeidlich und erfolgte im November 1904.

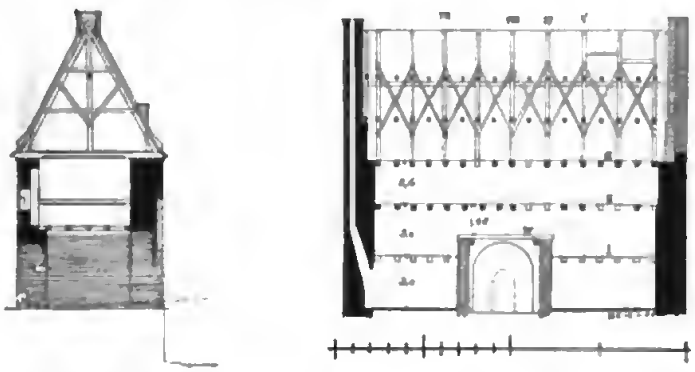


Abb. 206 u. 207. Querschnitt und Längenschnitt des Kuhtores.

Doch ermöglichte der Abbruch wenigstens eine genauere Aufklärung der Bauanlage. Der alte Kehlbalken-Dachstuhl mit 17 vollen Gebinden war noch durchweg erhalten, ohne jede Spur von Umbauten, als Zeichen, daß der obere Abschluß von jeher die Form eines einfachen Satteldaches hatte. In den Einzelheiten ließ sich mancher, jetzt längst vergessene Brauch alter Zimmermannskunst beobachten. Darunter hatte das Gebäude den in Abb. 206 skizzierten Querschnitt mit drei durch Balkenlagen getrennten Geschossen von 3,0, 3,0 und 2,60 m Höhe. Die Balken, durchschnittlich 28 : 26 cm stark, waren abgeschmiegt und stellenweise noch mit Resten roten Anstriches behaftet. Im Dachboden lagen auf der Dielung Ziegelfliesen von 2,2 cm Stärke und 11,5 und 15 cm Quadratseite; vielleicht waren einst alle Geschosse so belegt.

Wichtig war nun folgende Beobachtung. Die Balkenlagen III und II erstreckten sich durch das ganze Gebäude, je mit 0,95 bis 1,0 m Balkenabstand, es war also im zweiten Obergeschoß — von neueren Einbauten abgerechnet — immer nur ein hallenartiger Raum gewesen. Dagegen befanden sich die Balken Nr. I (Abb. 207) nur über den seitlichen Räumen, nicht über der

Torkammer: diese war mit einer roh gezimmerten Balkenlage IV überdeckt, welche von den Balken Nr. II nur 1,55, von der Erde aber 4,45 m entfernt war, immer von der Balkenoberkante gerechnet. Der Raum zwischen II und IV war daher mit nur 1,45 m unbewohnbar, und nur durch allerlei Winkeleien und Einbauten hatte man die Geschosse über der Durchfahrt bewohnbar gemacht. Aus diesen Merkmalen folgt, daß früher auch die Balkenlage I durch den ganzen Bau ging und später über der Durchfahrt mal höher gelegt ist; der Grund ist noch erkennbar. Bei 3,0 m Stockwerkshöhe und rd. 2,70 m lichten Maßes kann ursprünglich hier nur eine Fußgängerpforte gewesen sein, kein zweiflügeliges Tor für Wagenverkehr. Als der Verkehr zunahm, wurde, vielleicht im 16. Jahrhundert, das Tor erweitert auf 3,45 m Weite und die entsprechende Höhe, und dazu brauchte man einen Teil des mittleren Geschosses. Hierdurch erklärt es sich, daß beide Torbogen rundbogig waren und nachmittelalterliches Mauerwerk aufwiesen, ohne die früher üblichen Ablaufsteine.

Alte Treppenanlagen waren nicht mehr festzustellen, haben aber jedenfalls nur in hölzernen Stiegen bestanden. Zwei weite Rauchrohre lagen in der Mitte der beiden Giebel, doch waren Kamine nur im Erdgeschoß. Leider war es nicht möglich, beim Abbruch den alten Fensteranlagen nachzuspüren, jedenfalls sind sie im Laufe der Jahrhunderte mehrfach verändert und der seinerzeit vom Unterzeichneten gegebene Ergänzungsversuch ist nicht ganz stichhaltig.

Abb. 208. Grundriß des Kuhtores.

Als fester Kern schält sich aber folgendes heraus für die Zeit der Erbauung im 14. Jahrhundert: im Erdgeschoß eine Fußgängerpforte nach der Brücke hin und zu beiden Seiten zwei heizbare Räume für städtische Beamte; in den beiden Obergeschossen Speicherräume. Verteidigungsanlagen fehlen, nur das Motiv der Fallgatternische ist auf der Flußseite dekorativ verwertet. So kennzeichnet sich der Bau als ein richtiges Zollhaus und erinnert uns an den mächtigen überseeischen Handel Danzigs, das damals alle älteren preußischen Städte überflügelte. Später wurde die Pforte zum Tor erweitert, vielleicht 1461 beim Neubau der Brücke. Schließlich wurden im ganzen Gebäude Wohnungen eingerichtet, die allmählich in Privatbesitz übergingen und einen ziemlichen Wirrwarr boten.

In dieser Entwicklung spiegelt sich die so vieler Profanbauten des Mittelalters, die bei den ganz veränderten Lebensformen zwecklos werden: nur was bescheiden an der Seite steht, läßt sich noch dauernd erhalten, die anderen werden das Opfer modernen Verkehrs, und die Wissenschaft muß sich mit der Erhaltung des Bildes begnügen.

Als Beispiel dafür, wie man im Mittelalter Stadttore erweiterte, war das Kuhtor besonders wertvoll.

Preuß. Stargard, im Februar 1906. Bernhard Schmid.

Digitized by Google

**Führer durch den Danziger Artushof.** Im Auftrage der vereinigten Banken verfaßt von Dr. Paul Simson. Danzig 1902. Druck von A. W. Kafemann G. m. b. H. 43 S. in 8° mit Titelbild. Geh. Preis 50 Pf.

Der durch sein Werk „Der Artushof in Danzig und seine Brüderschaften, die Banken“ in Danzig rühmlichst bekannte Dr. Paul Simson hat

Abb. 209. Halle im Danziger Artushofe.

vor kurzem auch, und zwar ebenfalls auf Veranlassung der vereinigten Banken einen Führer durch den Danziger Artushof geschrieben, welcher uns über den Zweck und die Geschichte dieses hervorragenden Gebäudes sowie über die Herkunft der in demselben enthaltenen Kunstwerke wertvolle Auskunft gibt. Was hiervon die Denkmalpflege besonders angeht, mag kurz wiedergegeben sein. In dem Absatz „Geschichtliches“ teilt uns der Verfasser mit,

daß dieser Artushof in Deutschland der einzige noch erhaltene von den Artushöfen ist, die in den Handelsstädten an der Ostseeküste im 14. Jahrhundert entstanden sind. Die Georgenbrüderschaft, eine Körperschaft von Patriziern, erbaute ihn in der Zeit von 1348 bis 1350 für gesellige Zwecke und ritterliche Übungen. Das Gebäude bestand damals aus einer Halle und einem Seitengemach. In der Nacht von dem 27. auf den 28. Dezember 1476 brannte die Halle des Artushofes bis auf die Kellergewölbe nieder, und in der Nacht vom 2. zum 3. April 1477, also ein halbes Jahr später, brannte auch das Seitengemach ab. Die Stadt baute alsdann einen zweiten, größeren und prächtigeren Bau, welcher am 2. Dezember 1481 vollendet war.

Jetzt bildeten sich im Artushofe einzelne Brüderschaften, die von dem Beieinandersitzen auf einer Bank den Namen Banken erhielten. Es entstanden die Reinholds-, Heilige Dreikönigs-, Marienburger, Christopher- oder Lübische-, Holländische und Schifferbank. Das Gebäude erfuhr mehrfache größere Herstellungen, welche seinen Charakter veränderten, so namentlich 1552 und im Anfange des 17. Jahrhunderts. Die Georgenbrüderschaft, die ursprüngliche Erbauerin und Besitzerin des Hofes, verließ ihn, unzufrieden mit der schnellen Demokratisierung seiner Besucher, und gründete sich in den Jahren 1487 bis 1494 neben dem Langgasser Tor ein neues Heim, die jetzige Hauptwache. Im Jahre 1742 ist der Artushof der Kaufmannschaft als Börse überwiesen worden, nachdem die Banken sich bereits aus demselben zu einem völligen Stilleben zurückgezogen hatten.

Einem andern Zweck diente der Artushof jedoch noch vom 16. Jahrhundert bis zum Ende der freistädtischen Zeit: es hielten hier die Schöffen der Stadt an den öffentlichen Gerichtstagen das sogenannte echte Bürgerding ab. Dieser Umstand ist maßgebend gewesen für die Herstellung eines großen Gemäldes in der Halle, des Jüngsten Gerichtes von Anton Möller.

Nach diesen geschichtlichen Angaben beschreibt der Verfasser die beiden Fronten des an zwei Straßen belegenen, eingebauten Hauses. Die ältere an der Brotbänkengasse trägt noch den ursprünglichen rein gotischen Charakter, wenngleich verschiedene Arbeiten der neueren Zeit, die letzte im Jahre 1840, manches geändert haben. Die an dem Langenmarkt gelegene Front zeigt heute jedoch vorwiegend einen Renaissance-Charakter (vergl. den nachfolgenden Aufsatz). Es erinnern nur noch die Spitzbogenfenster an den gotischen Stil. Im Jahre 1552 wurde dem Artushofe nach dem Langenmarkt zu ein neuer Giebel in den Formen der damals in Norddeutschland eindringenden Renaissance gegeben. Dieser Giebel lief nach obenhin spitz zu und ist abgebildet auf einem Gemälde von Anton Möller „Der Zinsgroschen". In der Zeit zwischen 1601 und 1617 hat jedoch ein erneuter Umbau stattgefunden, nach dem die jetzige Front entstanden ist. Sie ist dem Werke als Titelblatt beigegeben und wird eingehend beschrieben. Die auf der Spitze des Walmes stehende Figur stellt die Göttin des Überflusses mit dem Füllhorn dar. Die beiden Figuren zwischen den Pilastern des Giebels stellen die Gerechtigkeit und die Stärke dar, während die vier Figuren neben den Fenstern die Standbilder des Scipio Africanus, Camillus, Themistokles und Judas Makkabäus sind (vergl. hierzu auch den nachfolgenden Aufsatz u. Abb. 210).

Der Springbrunnen vor der Front ist von dem Danziger Künstler Abraham von dem Blocke gearbeitet und nach dessen Tode 1633 errichtet. Die auf dem Brunnen befindliche Figur des Neptun soll ein Werk des holländischen Meisters Adrian de Vrieß sein. Das Innere ist eine dreischiffige reich ausgestattete Halle, welche so, wie sie heute dasteht, in den Jahren 1477 bis 1481 geschaffen wurde (vergl. Abb. 209). Die Gewölbestützen sind acht-

Digitized by Google

eckige Säulen, deren Basen voneinander verschieden sind und deren Kapitelle nicht gleiche Größe haben. Den Stein hält der Verfasser zum Teil für Granit, zum Teil für eine Kunststeinmasse. Vermutlich stammen diese Stützen von einem anderen Bauwerk, der Überlieferung nach von dem Schlosse des Ordens, welches von der Bürgerschaft Danzigs 1454 zerstört wurde.

Unter den vom Verfasser anregend geschilderten Ausstattungsgegenständen fällt der große Kachelofen auf, welcher im Jahre 1545/46 errichtet wurde und hauptsächlich stets zum Schmucke gedient hat. Ein alter Berichterstatter des 17. Jahrhunderts sagt von ihm, daß er stets nur „pro forma" dagestanden hat. Das im Raume befindliche Standbild August III. von Polen ist 1755 von dem Danziger Bildhauer Johann Heinrich Meißner auf Veranlassung der Kaufmannschaft gefertigt. Der Rat ließ im Jahre 1594 durch den aus Leuwarden in Friesland stammenden Baumeister und Maler Fredemann de Vrieß ein großes Gemälde malen, das Orpheus, der durch sein Saitenspiel die Tiere zähmt, darstellt. Die Schöffen haben an derjenigen Stelle der Wand, vor welcher das Bürgerding abgehalten wurde, in den Jahren 1602 und 1603 das schon erwähnte Jüngste Gericht auf einem 6 zu 8 m großen Gemälde durch Anton Möller darstellen lassen. Die übrigen Gemälde und Figuren sind größtenteils von den Banken gestiftet. Einem jeden Besucher des Danziger Artushofes ist das kleine anregende Werk sehr zu empfehlen.

Kleefeld. 1902.

## Die neun guten Helden.

In seinem in Nr. 8 des Jahrg. 1901 der Denkmalpflege enthaltenen sehr lesenswerten Aufsatz „Die neun guten Helden" fragt der leider kürzlich verstorbene Professor Küsthardt, indem er deren häufiges gemeinsames Vorkommen bespricht:

„Warum kommen sie — nämlich Hektor, Alexander, Cäsar, David, Josua, Judas Makkabäus, Clodwig, Karl der Große und Gottfried von Bouillon — nur ein einziges Mal in einer Kirche, im Dom in Innsbruck, vor, warum denn nur an weltlichen Gebäuden?"

Nun, ich meine, die neun kommen auch im Dom in Innsbruck nicht vor, und man kann ruhig dem einen Preis aussetzen, der sie in einer Kirche sämtlich nachzuweisen vermag, ohne Gefahr zu laufen, sein Geld zu verlieren. Ich will mich aber nicht etwa dahinter verstecken, daß es in Innsbruck gar keinen Dom gibt, denn es ist zweifellos, daß der Herr Verfasser die Franziskaner- oder Hofkirche im Auge hat, in der sich das von ihm erwähnte Grabmal Kaiser Maximilians befindet. Zu beiden Seiten des Denkmals, zwischen den Säulen der Kirche wenig glücklich aufgestellt, befinden sich 28 aus Erz geformte Standbilder, von denen auch zwei — nicht drei — von Peter Vischers Meisterhand herrühren. Sie stellen in mehr als Lebensgröße ausgeführt die Eltern, beide Frauen und die Tochter Maximilians, seine Schwester, Schwiegertochter und deren Vater, sowie Vorfahren dar, bei denen es allerdings vielfach zweifelhaft ist, wie sie eigentlich zu dieser Ehre kommen. Unter den letzten befindet sich nun zwar auch Gottfried von Bouillon, aber ich meine, diese *eine* Gestalt des Grabmals genügt nicht, um der Hofkirche eine Ausnahmestellung einzuräumen, wie es Küsthardt tut. Man müßte sonst hierzu auch die zahlreichen Kirchen rechnen, in denen sich Bildnisse von David befinden.

Daß übrigens in der kirchlichen Architektur Profanbildnisse durchaus nicht selten vorkommen, soll unbestritten bleiben. Man findet sie an unseren nordischen Domen und noch mehr an südlichen Kirchen, so am Dom in Como die Statuen der beiden Plinius und an der Front der Certosa di Pavia

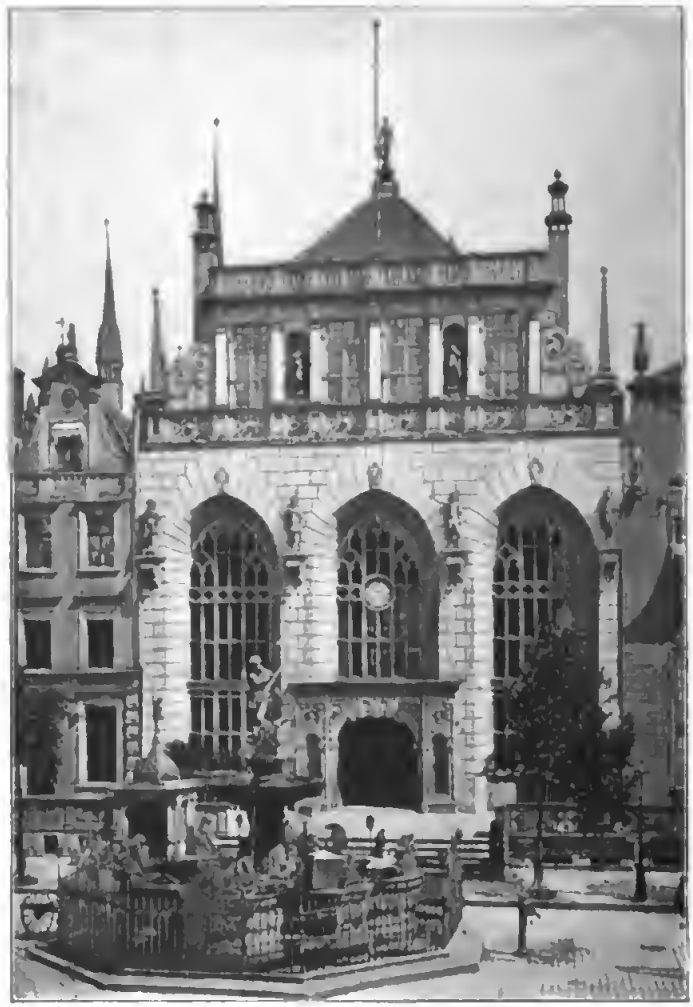


Abb. 210. Artushof in Danzig mit den Standbildern von Scipio, Camillus, Themistokles und Judas Makkabäus.

Medaillonbildnisse römischer Kaiser und Szenen aus dem Leben Galeazzo Viscontis. Hauptsächlich aber treten — und darin muß dem Herrn Verfasser recht gegeben und seinem Wunsche nach erschöpfenderer Behandlung des Themas beigepflichtet werden — solch weltliche Typen an Profanbauten

und besonders an öffentlichen Gebäuden, als zur Nachahmung ihrer Tüchtigkeit herausfordernd, auf. Nur sind es nicht immer, vielmehr selten gerade alle die neun Guten. Auf dem Runkelstein, wo König Artus' Tafelrunde die Mär von Tristan und Isolde verherrlicht und Riesen an der Außenseite des

Abb. 211. Das Steffenssche Haus in Danzig.

Burgflügels, der diese Fresken enthält, dargestellt sind, findet sich keiner von ihnen. Küsthardt irrt, wenn er das Gegenteil annimmt.

Am Artushof des alten Danzig, dem einzigen noch völlig erhaltenen seiner Art, in dem die Brüderschaften des Mittelalters tagten, und die Stadt jetzt noch ihre Feste gibt, befindet sich einer von ihnen. Auf mit den

Digitized by Google

Nameninschriften versehenen Konsolen, frei zwischen den drei mächtigen gotischen Fenstern, stehen dort die lebensgroßen Standbilder von Scipio, Camillus, Themistokles und Judas Makkabäus, alle das Schwert in der Rechten (vergl. Abb. 210). Dieselben und noch erheblich mehr finden sich nur zwei Häuser weiter an dem Steffensschen Hause am Langemarkt (vergl. Abb. 211). Die mit Bildwerken fast völlig bedeckte, trefflich erhaltene Front dieses inschriftlich 1609 erbauten Hauses zeigt über der Eingangstür die Mutter Gottes mit dem Kinde und dann in drei Reihen, den Stockwerken des Hauses entsprechend, je vier halb aus der Wand herausgemeißelte Köpfe, die nach den darunter befindlichen Inschriften Archimedes, König Sigismund von Polen, Kaiser Heinrich und Scipio A. m., dann Cato den Älteren, Kaiser Otto, Jagello — den Belagerer der Marienburg — und Fabius, endlich Solon, Regulus, Scipio Africanus und Cato den Jüngeren darstellen. Zwischen diesen Köpfen befinden sich aber noch reliefartige Darstellungen von Heldentaten und Heldenkämpfen, so unten Judas Makkabäus, von einem rauchenden Altar aus mit erhobenem Schwerte auf eine Gruppe schlafender Krieger zuschreitend, Horatius Cocles auf der Brücke und Camillus vor Brennus, der das Schwert auf die Wage legt. In der Mitte die drei Brutus, daneben ein Doppelwappen und die drei Horatier. Oben endlich Themistokles, Scanderbeg, hoch zu Roß, und Scävola, die Hand ins Feuer legend. Wie nun sieht, eine zahlreiche und bunte Gesellschaft: zwölf Büsten und acht Darstellungen von zwölf weiteren Helden. Es sind fremdartige Gestalten darunter, wie Scanderbeg, der Held der Albanesen! Aber von den neun Guten findet sich auch hier nur einer, und zwar wieder Judas Makkabäus. Das häufige Vorkommen dieses jüdischen Heros ebenso weit im Osten wie im Westen Deutschlands nimmt wunder, zumal die Renaissancezeit in Zurücksetzung der Juden hinter früheren Jahrhunderten doch nur wenig zurückstand. Wie erklärt sich hier diese Bevorzugung, besonders vor den acht anderen guten Helden?

Danzig-Langfuhr 1901. Buhlers †.

## Die Aufnahme und Veröffentlichung alter Hamburger Bürgerhäuser.

Trotz ihres hohen Alters ist unsere ehrwürdige Hansa- und Handelsstadt Hamburg jetzt verhältnismäßig arm an Denkmälern der Baukunst aus früheren Jahrhunderten. Neben einer Anzahl stattlicher Kirchenbauten des Mittelalters und der späteren Zeit sind es hauptsächlich nur noch eine Reihe bürgerlicher Privatbauten, welche von der einstigen Blüte und der Entwicklung des Gemeinwesens Zeugnis ablegen. Die großen Lücken, welche in den einst reichen Denkmälerschatz gerissen wurden, sind hauptsächlich durch den großen Brand im Jahre 1842 verursacht, der ganze Stadtteile zerstörte. Was damals verschont blieb, ist zum großen Teil der Niederlegung gerade der ältesten und eigenartigsten, am Hafen gelegenen Teile der Altstadt zum Opfer gefallen, welche gelegentlich des Zollanschlusses erfolgte, um Platz für die dem hamburgischen Welthandel dienenden großen Hafen- und Speicherbauten zu schaffen. Einzelne damals vorgenommene photographische Aufnahmen ganzer Straßenzüge geben noch eine ungefähre Vorstellung von der Pracht der nun verschwundenen alten Patrizierbauten, aber kein klares Bild des alten Bestandes, da versäumt wurde, genauere Aufnahmen zu machen.

Digitized by Google

Was nun jetzt namentlich in den Straßen an der Elbe an alten Bürgerhäusern noch vorhanden ist, dient meistens als Speicher, ist baulich verwahrlost und nur noch ein schwacher Abglanz alter Herrlichkeit. Auch das Los dieser Reste ist zweifellos: sie werden den veränderten Lebensbedingungen zum Opfer fallen, und damit wird für unsere norddeutsche Wasserkante, für das Studium der Kunst- und Kulturgeschichte der schifffahrttreibenden Küstenlande eine unausfüllbare Lücke entstehen. Um so notwendiger ist es, wenigstens genaue Aufnahmen dieser dem Untergange

Abb. 212 und 213. Hamburger Giebelhäuser.

geweihten Baudenkmäler vorzunehmen. Es ist daher den Baumeistern bei der hamburgischen Staatsbauverwaltung Regierungsbaumeistern Ranck und Erbe als ein großes Verdienst anzurechnen, daß sie die dem reichen Gemeinwesen Hamburg obliegende Pflicht selbst übernehmen und die Auf-

nahme und Veröffentlichung alter Hamburger Bürgerhäuser in die Wege leiten wollen. Zu dem Zweck haben sie zunächst eine ausführliche Denkschrift bearbeitet, welche die Zwecke und Ziele ihres Unternehmens klarlegt und durch eine Reihe von Probeaufnahmen erläutert. Diese Denkschrift ist von der Staatsbaudeputation dem Hamburger Senat mit dem Antrage überreicht worden, den für die Durchführung des Unternehmens erforderlichen Zuschuß von 15 000 Mark zu bewilligen. Hoffen wir, daß sich die maßgebenden Kreise der hamburgischen Staatsbehörden von der Notwendigkeit und der Pflicht, ihre Unterstützung in weitestem Maße zu leihen, überzeugen und die Mittel nicht versagen. Es ist dies umsomehr anzunehmen, da der Staat Hamburg seinerzeit für das Werk des Verbandes: „Das Bauern-

Abb. 214. Diele und Treppenanlage in Alt-Hamburg.

haus im deutschen Reiche“ und die Aufnahme der Bauernhäuser der unteren Elbmarschen eine so reiche Spende von 5000 Mark gegeben hatte. Damals handelte es sich um die Landschaften, welche, in nächster Nähe der Stadt gelegen, in wechselseitigem Verkehr mit derselben aufgeblüht und sich entwickelt haben. Jetzt handelt es sich um die Altstadt Hamburgs selbst, um die alten Wohnsitze der Familien, welchen die heutigen machtvollen Handelsherren Hamburgs entstammen, um die Wiege des Hamburger Handels, Hamburger Macht und Hamburger Reichtums. Da ist es doch eine Ehrenpflicht, die Zeugen jener Zeit, welche den Grund zu dem heutigen Aufschwunge gelegt haben, wenigstens im Bilde zu erhalten.

Was sagen uns nun die alten Hamburger Patrizierhäuser? Wir dürfen bei dieser Betrachtung den Ausführungen Erbes und Rancks in ihrer Denkschrift folgen. Die Bauten entstammen meist der zweiten Hälfte des 17. und dem 18. Jahrhundert. Ihr künstlerischer Schmuck weist ein maßvolles Barock auf, die jüngeren Bauten bieten auch Rokokoformen. Der

Digitized by Google

Hauptwert der Häuser liegt aber darin, daß sie ein klarer Spiegel ihrer Zeit und ihres Wirkens sind. Als schmale Giebelhäuser wenden sie die Wohnräume mit dem Portale und dem maßvoll eingeschränkten Schmuck des Giebels der Straße zu. Daran schließt sich im Inneren eine geräumige

Abb. 215. Doppelportal.

Diele, von der ein Teil mit der Treppe bis zu den obersten Stockwerken hinaufreicht und den Verkehr zwischen Vorderhaus und den hinteren Flügeln vermittelt. Den Abschluß bilden Seiten und Querflügel, die bis an das an die Rückseite der Grundstücke stoßende Fleet, den Hafenkanal (die holländische Gracht), reichen. Hier ist außer den Speichern wohl noch ein besonderes unmittelbar an die Diele grenzendes Staatszimmer, „der Saal", untergebracht.

Die Straßenseite ist in Ziegeln unter beschränkter Verwendung von Sandstein errichtet, ruhig, unter besonderer Betonung der lotrechten Linien

gegliedert. Der bildnerische Schmuck ist auf die Auszeichnung der Portale und Giebel verdichtet. In den Einzelheiten der Formengebung ist wohl hier und da holländischer und flandrischer Einfluß nicht ausgeschlossen. Aber das Ganze ist von ausgeprägt hamburgischer Eigenart, zugleich abweichend von den gleichzeitigen bremischen und lübischen Wohnhausbauten. Und dabei ist zugleich wichtig, daß diese hamburgische Eigenart auf die Kleinstadtbauten der benachbarten Landschaften im Norden bis über die Grenze deutscher Sprache und deutschen Landes hinaus einen nachweisbaren segensreichen Einfluß ausgeübt hat. Es beweisen dies Schleswig-Holsteins Amtshausbauten in Pinneberg, in Tondern, das Haus der Staatsrätin in Wilster, die adligen Häuser in Schleswig und mehr.

Abb. 216. Portal in Alt-Hamburg.

Die Verzeichnung dieser Hamburger Bauten wird nun nicht allein wissenschaftlichen Wert haben: ihr Einfluß wird und muß noch erziehlicher Art sein. Sie wird das Verständnis für den Wert der hamburgischen Baudenkmäler nicht nur in weiteren Kreisen erwecken, sondern zur Vertiefung des Heimatsgefühles des Hamburgers selbst beitragen, dem weiteren Verfall der alten Bürgerhäuser entgegenarbeiten, vielleicht sogar die weitere Erhaltung des einen oder anderen Bauwerkes befördern. Vor allem wird aber auch der Beweis erbracht werden, daß ein Wiederanknüpfen an die alte bodenständige Bauweise der Hansastadt sehr gut ausführbar ist. Eine Weiterentwicklung der überlieferten heimischen Baukunst in Hamburg würde nicht nur verhindern, daß die Straßen der Stadt durch charakterlose und mit unechtem Stuck überladene Neubauten vernuziert werden; auch nach der praktischen Seite erscheint ein Anknüpfen an jene alten Bauten durchaus geboten und

Digitized by Google

erwünscht. Jene Ziegelfronten zeigen auch schon die für den inneren Betrieb notwendigen großen Fensterflächen, das Ausnutzen des Bodens durch eine Aufeinandertürmung einer großen Zahl von Geschossen. Es ist den verfügbaren Baustoffen und den örtlichen Verhältnissen des Klimas so vorzüglich Rechnung getragen, daß alle diese Bauformen noch heute lebensfähig sind. Hierfür ist der Beweis durch einzelne, wenn auch wenige Entwürfe Hamburger Architekten bereits erbracht. Für den Hamburger Baukünstler, der die Notwendigkeit des Fortschaffens im Geiste heimatlicher Kunst einmal erkannt hat (und die Zahl derer wird sich bald mehren), wird daher das geplante Inventar mit deutlichen zeichnerischen und photographischen Aufnahmen ein unschätzbares und unentbehrliches Studienmittel liefern.

Die Herausgabe des Werkes ist in etwa 90 Drucktafeln mit 15 Bogen ebenfalls durch Abbildungen weiter erläutertem Text beabsichtigt. Mit Rücksicht auf die Verbreitung des Buches soll der Preis möglichst niedrig, auf etwa 30 Mark festgesetzt werden. Die hier beigegebenen Abbildungen sind Verkleinerungen der Probetafeln. Wir sehen in Abb. 214 den Grundriß und die besonders malerische eingebaute Diele eines Hauses mit der Ansicht nach der Hofseite und dem Zugange nach dem Seitenflügel, in Abb. 213 einen Giebel mit der oft wiederkehrenden Bauweise eines schmalen Mittelvorsprunges, der vom Portal bis zur Giebelspitze reicht; dazu flache Ziegelbogen über den geradlinig abgedeckten Fenstern, flache Nischen unter den Fensterbrüstungen und eine flott geschwungene Volute als seitlichen Giebelabschluß. Die Abb. 212 zeigt eine Fassade mit reicherer, durch zwei Stockwerke gehender Portalanlage, scheitrechtem Ziegelabschlusse über den Fenstern und einem bewegteren Giebelumrisse. In dem Beispiele der Abb. 216 ist ein besonders reich und künstlerisch durchgebildetes Hausteinportal mit üppigen Seeweibern in den Bogenzwickeln und mit halben korinthischen Pilastern als seitlichem Abschluß zu beachten. Schließlich sei noch auf die merkwürdige Anlage von Doppelportalen (Abb. 215) für Zwillingshäuser aufmerksam gemacht, von welcher sich einzelne Ableger in den Kleinstädten Schleswig-Holsteins, z. B. in Krempe finden. Auch die alten Handelshäuser in Amsterdam und Groningen haben ähnliche Ausbildungen aufzuweisen.

Dem verdienstvollen Werke Raucks und Erbes wünschen wir nicht nur guten Erfolg, sondern recht bald Nachfolge in den Städten Bremen und Lübeck, damit wir dann ein Inventarium hanseatischer Bürgerhäuser erhielten.

Schleswig 1904. K. Mühlke.

Inzwischen haben die Hamburger Staatsbehörden die nötigen 15000 Mark für die Ausführung des Unternehmens bewilligt, und ist dieses somit gesichert und in Angriff genommen.

## Vierländer Kratzputz (Sgraffito).

Unter den alten, jetzt verschwundenen Schmucktechniken des Vierländer Hauses, das ja zu den schönsten und schmucklich am höchsten ausgebildeten Typen des niedersächsischen Bauernhauses gehört (Abb. 217), spielt auch das „Sgraffito", der Kratzputz, eine recht große Rolle. Es sind noch genügend Reste vorhanden, wenngleich zum Teil arg verwittert, um uns ein Bild von dem hohen Reiz zu geben, den dieser Schmuck in früherer Zeit den stolzen, prächtigen Häusern verlieh.

Das Einkratzen von Ornamenten in die Außenwände des Hauses ist eine allgemeine uralte Technik. Sie ist ebenso von selbst entstanden, ein Ergebnis des Zufalls und des urwüchsigen Schmucktriebes, wie die ihr ja engstverwandte Kratztechnik altgermanischer Aschenurnen. Es ist auffällig, wie der Kratzputz, den wir heute noch in manchen Gegenden Deutschlands, z. B. Pommmern, Brandenburg, der Niederlausitz, Franken (s. Verhandlungen d. Berlin. anthropolog. Ges., Sitzg. v. 20. Jan. 1900), insbesondere aber überall in Hessen-Nassau, z. B. in der Wetterau, der Schwalm, an der Rhön u. a. O. antreffen — zum Teil aus allerneuester Zeit — in seinen Mustern an die germanische Urzeit erinnert. Wir finden da Linienmuster aus geraden und welligen Linien, riesige enggezogene Spiralen, Punktmuster — die ganze ursprüngliche Ornamentik der ersten Zeiten unserer deutschen volkstümlichen Kunst ist hier neben späteren Ausbildungen der Technik (z. B. Blumen, Tiere, Menschen, Schrift usw.) erhalten geblieben. Neben den einfach in den Bewurf eingekratzten Linien finden wir auch Flächen, entweder so hergestellt, daß

Abb. 217. Vierländer Haus in Neuengamme, als Beispiel des Vierländer Haustypus.

sie geglättet sind, während der sonstige Bewurf rauh ist, oder indem man die Umrisse eingekratzt und die Fläche ausgemalt hat (weiß auf gelbem Bewurf). Die Verwendung ist in Hessen-Nassau eine außerordentlich reiche, nicht allein sind bisweilen sämtliche Flächen innerhalb des Fachwerks damit verziert, insbesondere Nebengebäude, deren Füllungen zwischen dem Fachwerk noch heutigen Tages durch Flechtwerk gebildet werden, werden bisweilen von oben bis unten beworfen und mit Mustern bekratzt.

Der Vierländer Kratzputz unterscheidet sich vollständig von dieser Art, so vollständig, daß man kaum einen Zusammenhang damit annehmen kann. Zunächst unterscheidet er sich durch seine Farbenwirkung, er zeigt weiße Ornamente auf roter Fläche: auf weißen Kalkbewurf ist eine rote Farbe aufgetragen, und aus ihr erst sind die Ornamente ausgekratzt. Sodann beherrscht den Vierländer Kratzputz durchaus der mit dem Zirkel eingekratzte, regelrechte Kreis. Wenn wir auch freihändig hergestellte Verzierungen finden, Rokokoornamente, Blumen und Schrift, so sind es doch ganz vorwiegend große und kleine Kreise, die den verzierten Flächen ihr Gepräge geben. Auch daß die Vierländer Technik im Innern des Hauses, an den Wänden der Diele und der Digge (d. i. des altdeutschen offenen Herdes)

Digitized by Google

Verwendung gefunden hat, unterscheidet sie von ihren Schwestertechniken an anderen Orten. Angebracht ist der Kratzputz außen am Vierländer Hause an besonders wirkungsvollen Stellen, insbesondere gern zu beiden Seiten der Seitentür (Blangendör) oder der Vordertür (Abb. 229) oder hoch oben in der Mittellinie der der Straße zugekehrten türenlosen Giebelwand (Abb. 218). Eine noch heute mit fünf Sgraffitomustern auf der Giebelfläche prunkende Kate in Altengamme scheint indes darauf hinzuweisen, daß ehedem auch reichere Verwendung vorkam; es ist nicht unmöglich, daß diese Giebelwand von oben bis unten einstmals mit Sgraffitomustern in allen Fächern geziert war.

Die älteste datierte Ausführung von Kratzputz weist die Jahreszahl 1766 auf (die verlöschte Zahl auf Abb. 233 ist gewiß, den Anfangsbuchstaben I und A nach zu schließen, 1869 gewesen). Die Technik ist aber vermutlich älter. Sie findet sich auch in dem zweitältesten Hause Vierlandens von 1595, außen, wie innen; es sind hier ganz einfache Muster, wie Abb. 222 zeigt. Obschon im 18. Jahrhundert in dem Hause vieles neu gemacht ist, wäre es doch nicht ganz ausgeschlossen, daß die Muster so alt sind wie das Haus, oder doch nur einige Jahrzehnte jünger (es scheint nicht allzulange nach dem Bau des Hauses allerlei verändert zu sein, in die schön geschnitzten Balken schneiden Fenster ein, die den Stempel des 17. Jahrhunderts zu tragen scheinen); die ausgezeichneten Ziegelmuster der Schauseite des Hauses sowie die rot ausgemalten Schnitzereien des großen Querbalkens, die man als kratzputz-ähnlich bezeichnen könnte, lassen es als durchaus möglich erscheinen. Sicher ist es freilich nicht, einen Gegengrund ergäbe vielleicht die leichte Zerstörbarkeit des Kratzputzes.

Abb. 218. Kate in Altengamme.

Der Vierländer Kratzputz scheint ursprünglich aus dem Ziegelmuster entstanden zu sein, das an unserer Unterelbe, besonders in Vierlanden und dem Alten lande, sowie in den Städten, in Alt-Hamburg wie in Buxtehude und Stade ehemals besonders reich ausgebildet war.

Man hat wohl schon früh in Vierlanden, wie anderswo, das Ziegelmuster durch allerlei Mittel zu bereichern gesucht, durch Verwendung andersfarbiger Steine, durch besonders dicke weiße Mörtelfugen, durch Überstreichen ganzer Steine mit dem weißen Mörtel, durch Verwendung halber und noch mehr verkleinerter oder anderswie zugerichteter Steine — wichtig ist für unsern Zweck das scheinbare Verkleinern von Steinen durch Einkratzen von Scheinfugen, die mit weißem Mörtel ausgefüllt wurden und so auf das bequemste eine große Bereicherung des Musters ergaben. So sind insbesondere die geschachten Muster in Abbildung 225 hergestellt. Eine zweite Verwendung des Kratzens von Linien kommt sodann vor bei etwas schwierigen Mustern, sei es bei solchen, wo der in Fugen und Flächen verwandte Mörtel

die eigentlich beabsichtigten genauen Linien des Musters etwas verwischt hatte (Abb. 223), sei es bei solchen, wo die behauenen Steine nicht die genaue Form erhalten hatten (Abb. 224). Da kratzte man die genauen Linien denn schließlich in den weißen Mörtel ein. Eine dritte Verwendung, für die ich allerdings nur dies eine Beispiel kenne, zeigt Abbildung 230. Da ist in die wie gewöhnlich konzentrisch gesetzten Steine des aus der Fläche etwas vorspringenden Ovals eine Art Kranz eingekratzt oder wohl mehr eingehauen und hernach mit weißem Mörtel ausgefüllt.

Die Überleitung dieser einfachen Kratztechnik zu dem eigentlichen Kratzputz dürfte Abb. 231 zeigen. Wir sehen da in das einfach gesetzte Ziegelwerk viermal eine aus fünf oder vier zerkleinerten Steinen hergestellte blumenartige Figur pikant eingesetzt. So vereinzelt wie hier kommt sie sonst nicht gerade häufig vor (s. a. Abb. 232), meist ist sie so verwandt, daß sie, dicht eine neben die andere gesetzt, allein ganze Flächen in dichtem Muster füllt, so ziemlich die künstlichste Leistung der reinen Ziegeltechnik. Abbildung 224 zeigt ein solches Muster mit geradlinigen Umrißlinien, in Abb. 231 sehen wir aber einen neuen Gedanken ausgeführt: die einzelnen Blumen sind in einen Kreis eingeschlossen! Stellen wir uns diesen Gedanken in einem vollen Muster durchgeführt vor, so erhalten wir ein Muster wie es Abb. 222 zeigt.

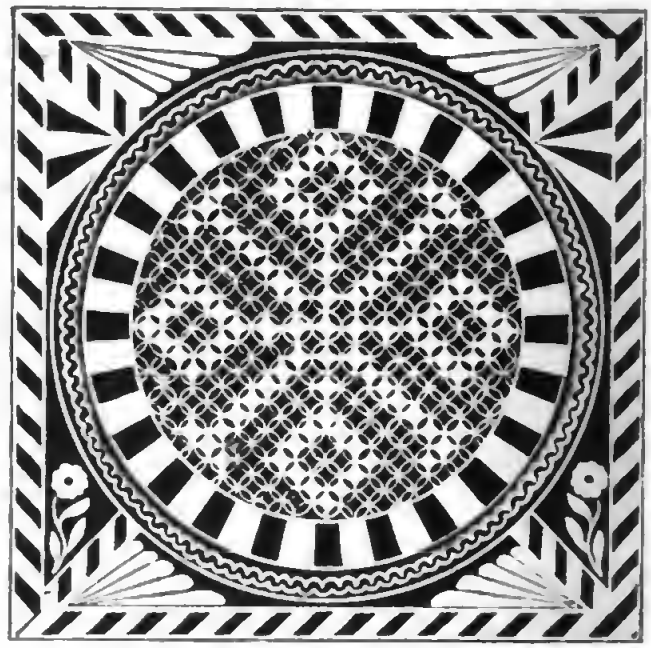


Abb. 219. Altengamme.

In Ziegelsteinsetzung ausgeführt kenne ich diese Muster aber gar nicht, dagegen spielt es die Hauptrolle in allen eigentlichen Vierländer Kratzputzmustern. Man ist also wohl sehr bald auf den Gedanken gekommen, daß man dieses Muster, das in reiner Ziegeltechnik, selbst bei Zuhilfenahme eingerissener Kreise große Schwierigkeiten bereiten mußte, weit bequemer herstellen konnte, indem man das Kratzen allein verwandte, indem man eine ganz gewöhnlich geputzte Fläche erst mit einem weißen, dann mit einem roten Überzug deckte und aus diesem die weißen Linien des gewünschten Musters wieder herauskratzte — das ging nicht allein bequemer, sondern wurde sogar noch genauer.

Ein anderes Vorbereitungsbeispiel zeigt Abb. 232, wo drei kleine ausgekratzte Blumen, aus Zirkelschlägen hergestellt, mit drei gemauerten in bewußtem Gegensatz abwechseln, der die Freude über die Entdeckung des Kreises als erwünschter Abwechslung gegenüber der sonst alleinherrschenden geraden Linie deutlich verrät. Und nun, da man Kreis und Herstellungsart erfunden, beginnt die Blüte des typischen Vierländer Kratzputzmusters.

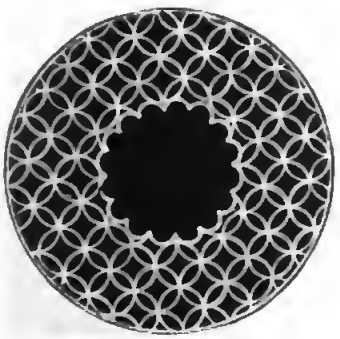


Abb. 220. Von einer Digge (Herd) Neuengamme.

Abb. 221. Von einer Digge (Herd) Curslak.

Abb. 220 bis 222. Kratzputz im Innern der Häuser.

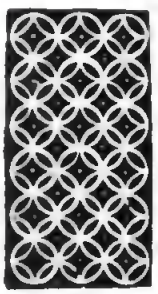


Abb. 222.

Abb. 222. Wandmuster in einem Hause von 1595, Neuengamme.

Abb. 223.

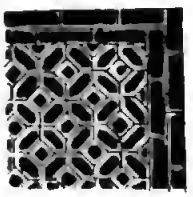


Abb. 224.

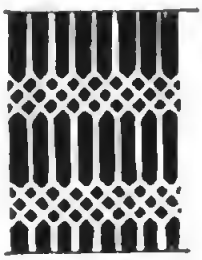


Abb. 225.

Abb. 223 bis 225. Vierländer Ziegelmuster mit eingekratzten Linien.

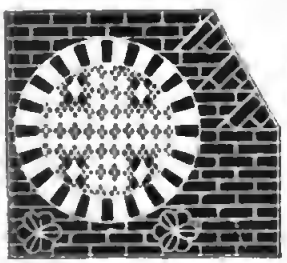


Abb. 226.

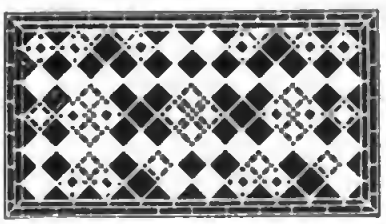


Abb. 227.

Abb. 228.

Abb. 226 bis 228. Kate in Altengamme.

Erst blieb es wohl so einfach (Abb. 220), aber bald fand man Bereicherungsmöglichkeiten. Schon Abb. 232 zeigt den ja leicht erklärlichen Gedanken, nicht nur weiße Linien, sondern auch solche Flächen auszukratzen und so stärkere Wirkung zu erzielen. Man kratzte bald die entstandenen Bogenzweiecke, bald die Vierecke in bestimmtem, geometrischem Muster (in Kirchwärder beim Zollenspieker ist es einmal ein großes Herz) aus, wie Abb. 219 u. 236 (sowie rechts auf Abb. 229) zeigen.

Es lag nun natürlich nicht fern, auch größere und ganz große Kreise zu verwenden, und so sehen wir denn das Lieblingsgesamtmotiv des Vierländer Kratzputzes entstehen, die große Rosette, (die geschnitzt auch an frühen Schränken und Stühlen vorkommt) in der Mitte die kleinen Kreise mit einem bestimmten weißen Muster, umgeben von einem breiten Kreise, der mit

Abb. 229. Haus auf der Borghorst in Alteugamme.

konzentrisch gesetzten Steinen, Schachmuster, Dreiecken, Wellenlinien, Schuppen u. m. gefüllt ist (Abb. 219 bis 221 u. 236). Und immer neue Gedanken treten hinzu, Strahlensterne, Kleeblattrosetten, Blumen, Rokokoornamente, geradlinige Muster (Abb. 226 u. 227), endlich Schrift. Besonders die Ecken, welche die großen Rosetten in den doch stets viereckigen Fächern des Fachwerks ließen, erzeugten eine fröhliche Phantasie, wie Abb. 219 besonders zeigt, wo man die Ecken gar in zweierlei Art ausfüllte. So sehr liebte man diese bequeme Technik, daß in Abbildungen 226 u. 228 sogar die geraden Linien der Umgebung der Rosette nicht etwa die natürlichen Fugen des Mauerwerks sind, sie sind vielmehr auch aus dem roten Überzug herausgekratzt. Ja, scherzhafterweise haben wir gelegentlich gefunden, daß man in Zeiten des Verfalls des alten guten Geschmacks schöne alte lustige Ziegelmuster wie in Abb. 223 bis 225 auf solche Weise in das ganz gewöhnliche Ziegelwerk, wie man es in der Stadt sah, verwandelte — ein Beweis für die wenig segensreiche Vorbildlichkeit der Stadt für die bäuerliche Kunst.

Abb. 230. Altengamme.

Abb. 231. Horst, Altengamme.

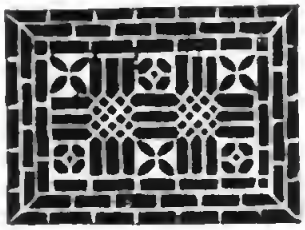


Abb. 232. Horst, Altengamme.

Abb. 233. Altengamme.

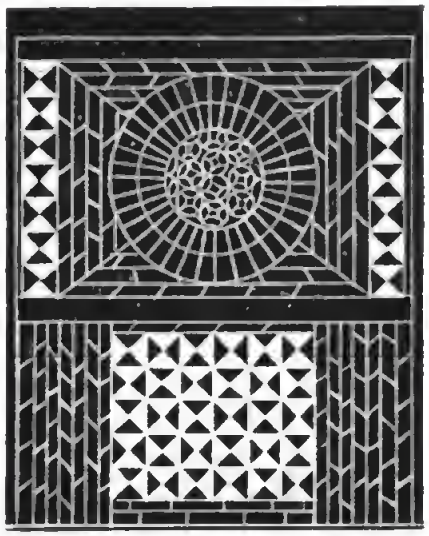


Abb. 234.

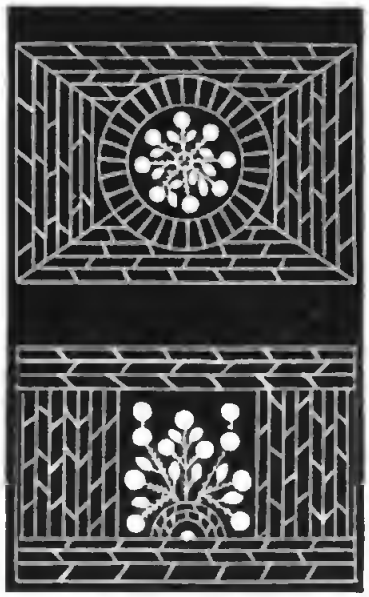


Abb. 235.

Abb. 234 u. 235. Haus in Gätjensort auf der Insel Wilhelmsburg.

Verwendung von Schrift, die die Vierländer in ihrer Ornamentik stets unübertrefflich handhaben, sowohl was die Zeichnung der Buchstaben, als auch was die ornamentale Gesamtwirkung anbelangt, kommt außen wie innen vor. Außen sind es fromme Sprüche (Abb. 233) oder die Namen der Besitzer in Antiqua- oder Spätrenaissance- oder Rokokoschrift, innen befinden sich an der Außenwand der Digge die Namen der derzeitigen Besitzer des Hauses (Abb. 221) voll ausgeschrieben oder in Anfangsbuchstaben nebst der Jahreszahl, umgeben von Blumen oder Rokokoornamenten, bisweilen überragt von einer Krone, stets in den großen typischen Kreis eingeschlossen.

Die Wirkung des flott und malerisch ausgeführten Vierländer Kratzputzes in dem schönen reinen Weiß und dem tiefen und doch sanften Rot ist ausnehmend schön, ja prächtig zu nennen: weiß oder gar grün (so in Abb. 229) gestrichene Balken, Türen, Fensterrahmen und -laden und das so

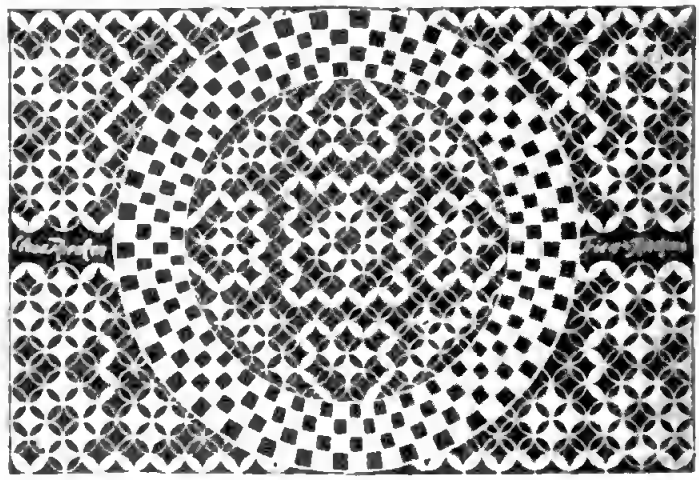


Abb 236. Haus auf der Borghorst in Altengamme (s. a. Abb. 229).

feinfarbene alte Strohdach vereinen sich mit ihm zu einem unübertrefflich farbenfreudigen und dabei vornehmen Gesamtbilde. Ein paar Muster sind noch wohl erhalten, die meisten sind stark verfallen: im Innern des Hauses hat schöner dicker Ölfarbenanstrich viele vertilgt, einmal kenne ich das Beispiel, daß man mit bunten Farben das Muster „verbessert" hat.

Ob die schöne Technik Vierlandens Kunst wirklich eigentümlich ist, ob sie Vierländer Erfindung ist? Aus der Umgegend Vierlandens, sogar aus dem höchst schmuckfrohen Altenlande, das vom Ziegelmuster und den ganz anfänglichen Kratztechniken zur Bereicherung derselben reichsten Gebrauch gemacht hat, kennt man meines Wissens kein Beispiel, das dagegen spräche, mit Ausnahme eines Bauernhauses in Gätjensort auf Wilhelmsburg. Dessen Muster (Abb. 234 u. 235) sind heute zwar in Ölfarbe hergestellt und, besonders das für die Kratzmuster charakteristische Kreismuster, verdorben, aber doch wohl ehemals in Sgraffito hergestellt gewesen. Da sehen wir scheinbar abgeschrägte Steine, sich kreuzende Linien, Muster aus abwechselnd roten und weißen Dreiecken, Blumenmuster — lauter Muster, die in Vierlanden so nicht

Digitized by Google

vorkommen. Anderseits sehen wir aber auch eine große Kreisrosette mit dem typischen kleinen Kreismuster, das, wie gesagt, durch das Nachmalen verdorben ist, indem der Maler die Kreuzung der Kreise, die das Muster ergibt, mißverstand. Gätjensort liegt am Elbufer, den Vierlanden ganz nahe. Letzteres würde ja für einen Vierländer Maurer als ursprünglichen Hersteller, ersteres aber doch auch wieder dagegen sprechen. Sonst wüßte ich, wie gesagt, kein Beispiel.

Auch für die Herkunft der Technik aus Hamburg spricht kein Beispiel in der Stadt; Ziegelmuster und Donnerbesen gibt es da, aber von Sgraffitomustern ist mir nichts bekannt. Sie könnten ja freilich dagewesen sein, aber kaum später als bei Renaissance-Fachwerkbauten. Die Patrizierhäuser begannen damals ja schon das Fachwerk, mit dem die Technik ziemlich eng verknüpft ist, fallen zu lassen, und bei kleinbürgerlichen Bauten war die Technik doch wohl zu kostspielig. Hätten die Vierländer sie im 16. Jahrhundert aus der Stadt gelernt, so hätten sie sie doch wohl gleich in reicherer Ausbildung, als die vielleicht ältesten Muster des Hauses von 1595 sie zeigen, übernommen. Da aber das Ländchen selbst eine so lückenlose stufenweise Entstehungsgeschichte des Kratzputzes aus dem Ziegelmuster bietet, wie die Abbildungen sie zeigen, da außerdem der Gedanke selbst ein so naiver, recht bäuerlicher ist, so liegt es weit näher, von allen Vermutungen über Übernahme aus der Stadtkunst abzusehen, und die Erfindung der schönen Technik dem ja auch sonst bewiesenen Kunstsinn der Vierländer selbst zuzuschreiben.

Bis heute wurde die Technik im Lande nicht mehr geübt, beim Neubau des Pastorats in Altengamme ist sie aber, im Einklang mit den Bestrebungen des jungen Vereins für Vierländer Kunst und Heimatkunde, wieder aufgenommen worden und ziemlich geglückt. Hoffentlich lernen die Maurer des Ländchens sie wieder so sicher handhaben, wie ihre Vorgänger vor hundert Jahren, und hoffentlich sehen wir an guten, echt vierländischen Neubauten in Vierlanden auch sie wieder eine hervorragende Rolle spielen.

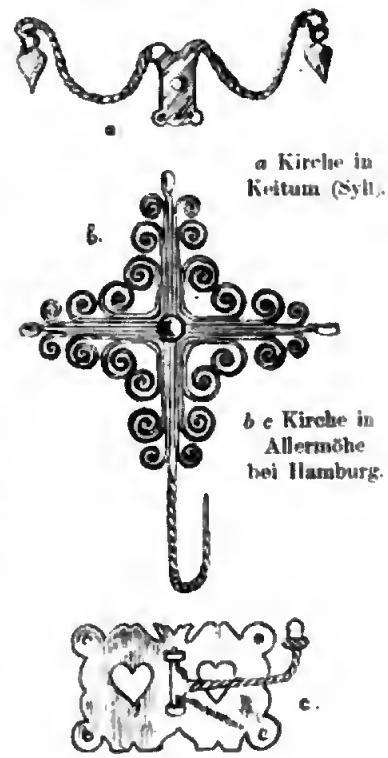
Hamburg 1903. O. Schwindrazheim.

## Die Huthalter der Vierländer Kirchen.

Den Besucher der vier Kirchen der hamburgischen Vierlande, in Neuengamme, Kirchwärder, Altengamme und Curslack, fesseln neben dem edlen Gestühl, das in schönstem Intarsienschmuck prangt, vor allem die auffallenden, das Gestühl der Männer schmückenden, schmiedeeisernen, in fröhlichsten Farben und Vergoldung hochaufragenden Hutständer. Es ist ein ganz merkwürdiges Bild, das ein Blick vom Altar aus in die Kirche bietet, namentlich in der am altertümlichsten gebliebenen Altengammer Kirche (Abb. 242). Das Gestühl der Männer befindet sich vorn, Altar und Kanzel zunächst — auf Wangen und Lehnen der Bänke erhebt sich da eine außerordentlich große Zahl der verschiedensten Formen, einfache und überreiche. Blumen, Kronen, Rokokoschnörkel, krausbunte, an die Flitterkronen der Bräute erinnernde Formen, dicht neben- oder voreinander stehend, wirren und flirren vor unseren Augen, wie wenn wir auf ein Beet verschiedenförmiger und -farbiger hoher Blumen blicken, in dem sich Lilien, Tulpen, Akelei, Schwertlilien, Rosen, Nelken u. a. m. mischen. Der Vergleich liegt um so näher, als wir zum Teil in den Formen der Huthalter in der Tat diese Blumen, in Eisen gebildet, vor uns sehen. Diese von den

Schmieden der vier Dörfer gearbeiteten Hutständer — es gibt, wie wir hernach sehen werden, auch noch andere Huthalterformen — gehören nicht nur zu den schönsten Kunstäußerungen der Vierländer, sondern man kann sie kecklich zu den schönsten Leistungen der deutschen Schlosserkunst zählen!

Huthalter finden wir auch in anderen norddeutschen Landkirchen. Meist sind es einfache hölzerne Pflöcke, an der Wand oder im Gestühl befestigt, aber auch schönere Formen, namentlich schmiedeeiserne, und zwar Ständer wie Haken, finden wir, so in der Kirche in Lüdingworth im Lande Hadeln, in der in Keitum auf Sylt, in der in Wesselburen in Dithmarschen. In anderen fanden sie sich einstmals, so in denen in Delve und Büsum (ebenfalls Dithmarschen, jetzt im Museum dithmarsischer Altertümer in Meldorf), so ferner in der zu Allermöhe in der den Vierlanden benachbarten, ebenfalls hamburgischen Landschaft Bill- und Ochsenwärder (sie verschwanden beim Braud des dortigen Pfarrhauses, wo das Gestühl u. a. der Kirche während einer Ausbesserung aufbewahrt wurde). Bei genauerem Nachsuchen wird man Huthalter noch in manch anderen Dorfkirchen finden; sie werden leicht übersehen, entweder weil sie zu einfach sind, oder weil sie versteckt angebracht sind. In Lüdingworth fand ich einfache, stehende, spießförmige eiserne Ständer, in Keitum einen eisernen zweiarmigen (Abb. 237 a) und einen hölzernen Huthalter an der Wand, letzterer aus einem Brett mit zwei gedrechselten Pflöcken rechts und links und einer männlichen Figur in Rokokotracht in der Mitte bestehend. Die Büsumer und Delver Huthalter sind ebenfalls eiserne Ständer mit nettem Renaissance-Blumenschmuck (Abb. 239); der Delver steht auf einem Wandarm. Die Allermöher endlich waren an den Rückseiten der Bankrücklehnen befestigt, so daß der Sitzende seinen Halter vor seinen Knieen hatte. Sie bestanden meistens aus einer nett in Renaissanceformen ausgesägten Eisenplatte mit beweglich daran befestigtem Haken, der meist in eine Eichel auslief (Abb. 237 c). Bei einem 1724 datierten Halter stellte die Platte einen Kahn dar mit Steuerruder, ausgesägten Wellenlinien, Anfangsbuchstaben und Ziffern. Eine Ausnahme von den andern bildete, abgesehen von ganz einfachen Haken, ein an einer Bankwange befestigter Haken älterer Art (Abb. 237 b): er ging aus einem von gebogenen und spiralförmig gerollten Blechstreifen gebildeten schönen Kreuz hervor. Die Allermöher Kirche ist von der nächsten Vierländer Kirche, der in Curslack, nur etwa eine gute Stunde entfernt — es ist auffallend, daß weder die typischen



*a* Kirche in Keitum (Sylt).

*b c* Kirche in Allermöhe bei Hamburg.

Abb. 237 *a* bis *c*. Huthaken.

Digitized by Google

Allermöher Formen in Vierlanden, noch Vierländer Formen in Allermöhe vorkommen.

Auch von den Huthaltern der andern genannten Kirchen unterscheiden die Vierländer sich vollkommen. Einmal schon durch ihre große Zahl (Altengamme 51 Hutständer, Kirchwärder 17 Ständer, 66 hängende Halter), sodann durch ihre Verschiedenartigkeit. Wir haben zu unterscheiden: Wandhaken, senkrecht hängende, seitwärts hängende Huthalter und die Hutständer. In jeder Gruppe finden wir wieder große Abwechslung, insbesondere groß aber ist die Verschiedengestaltigkeit bei der letztgenannten Art. Genau wiederholt finden wir da eine Form nur sehr selten — höchstens eine ganz einfache, die gar nicht zu verändern war, oder in der letzten Zeit eine recht reiche, die besonders gefallen hatte. Sonst sind, wenn ein Motiv wiederholt wird, die erfreulichsten und lustigsten Sonderlösungen da. Ein weiterer Unterschied liegt in dem Vorwiegen der natürlichen Blume als Ornamentmotiv für die Vierländer Halter. Wohl tragen auch die dithmarsischen Blumen, aber da sind es die typischen spät-gotischen und Renaissance-Blumen der deutschen Schlosserkunst,

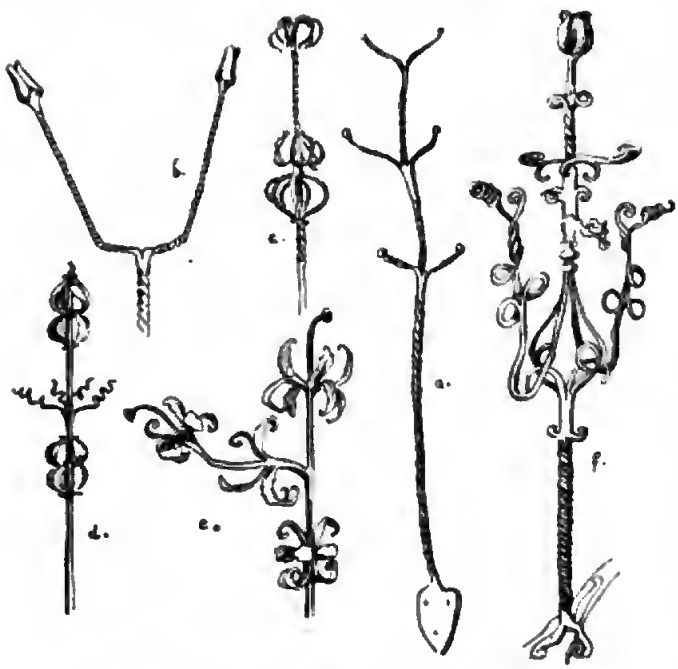



Abb. 238 *a* bis *f*. Hutständer mit Linienwerk oder nicht naturalistisch gehaltenen Blumen.
*a f* Kirchwärder, *b* bis *e* Neuengamme

hier aber unterscheiden wir deutlich Lilien, Schwertlilien, gefüllte Rosen, Nelken, Ringelblumen, Astern, Akelei u. a., insbesondere aber Tulpen, die ja in der deutschen Bauernkunst stets eine Hauptrolle spielen. Die Darstellung dieser Pflanzen ist, was den gesamten Wuchs betrifft, teils streng ornamental, teils völlig naturalistisch, die Blumen selbst sind vorwiegend ganz naturalistisch gebildet. Unsere Hutständer (Abb. 240, 241 u. 242) unterscheiden sich ganz besonders noch von denen anderer Kirchen. Da sind sie, wenn auch etwas verziert, doch stets nichts als das praktische Gerät. In den Vierlanden aber sind sie zu einem Hauptschmuck der Kirche geworden, der die Gesamtwirkung des ganzen Schmuckes geradezu erst vollendet. Ohne sie würde das Gestühl sich unerfreulich hart und scharf

Digitized by Google

von den hellgetünchten Wänden abheben — die bis über Meterhöhe aufragenden Ständer verhindern das, indem sie sozusagen die bei allem Intarsienschmuck als Ganzes doch schwer wirkende Masse des Gestühls nach oben hin auflösen, was sie besonders noch dadurch erreichen, daß in ihnen der Blumenschmuck der Intarsien wiederklingt und ausklingt. Es ist ungefähr dieselbe Wirkung, wie die der Türme in einem turmreichen Stadtbild oder wie die der durchbrochenen Helme der Dachreiter, Flalen usw. eines unserer gotischen Dome. Die Vierländer sind hier demselben Sinn für harmonisches, nichts vergessendes, liebenswürdiges, jede Härte, jede Leere ausgleichendes, an die Ornamentik des Orients erinnerndes Zuendeführen gefolgt, den sie auch, etwa von der Mitte des 18. Jahrhunderts an, in anderen Kunstleistungen, Intarsiamöbeln, Stickereien u. a. zeigen.

Zunächst haben auch die Vierländer natürlich lediglich

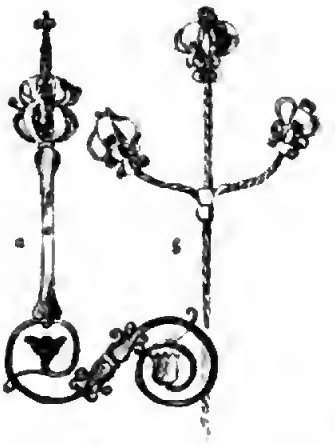



Abb. 239 *a* u. *b*. *a* Kirche in Delve, *b* Kirche in Büsum, jetzt im Meldorfer Museum.

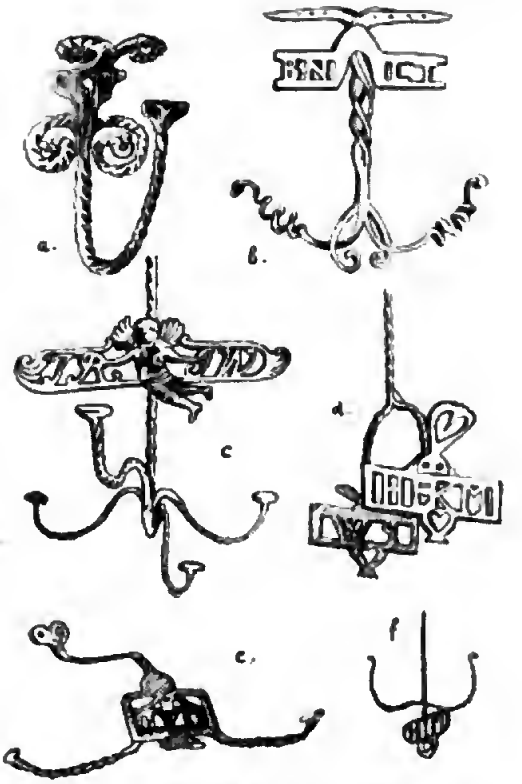



Abb. 240 *a* bis *e*. *a* Huthalter aus der Kirche in Curslack. *b c d f* hängende Huthalter Kirchwärder, *e* seitlich hängender Huthalter, Kirchwärder 1842.

praktische Geräte schaffen wollen, aber je mehr deren aufgestellt wurden, umsomehr fiel ihnen der Schmuckwert, die prickelnde, vermittelnde Wirkung im ganzen Kirchenbilde, wie auch die Möglichkeit, das Spiel der Ornamentik des Gestühls in ihnen fortzusetzen, auf, und endlich gingen sie offenbar dazu über, in dieser Schmuckwirkung die Hauptaufgabe zu sehen. Wir sehen am Ende reiche, ja wild überfüllte Gebilde entstehen, die wir kaum noch als Hutständer erkennen würden, wenn wir nicht ältere Formen daneben sähen. Während diese in ihrem sperrigen einfachen Bau, in ihren freien runden Spitzen deutlich

Digitized by Google

ihren Zweck zeigen, sind jene zum Teil geradezu unpraktische Halter, bei denen man befürchten muß, daß ihre Zacken und Spitzen den Hut beschädigen können. Es erklärt sich diese Umwandlung eben aus der Veränderung des die Form bestimmenden Zweckes: zuerst ein praktisches Gerät mit nebensächlicher Verzierung, nachher ein als notwendige ästhetische Ergänzung des

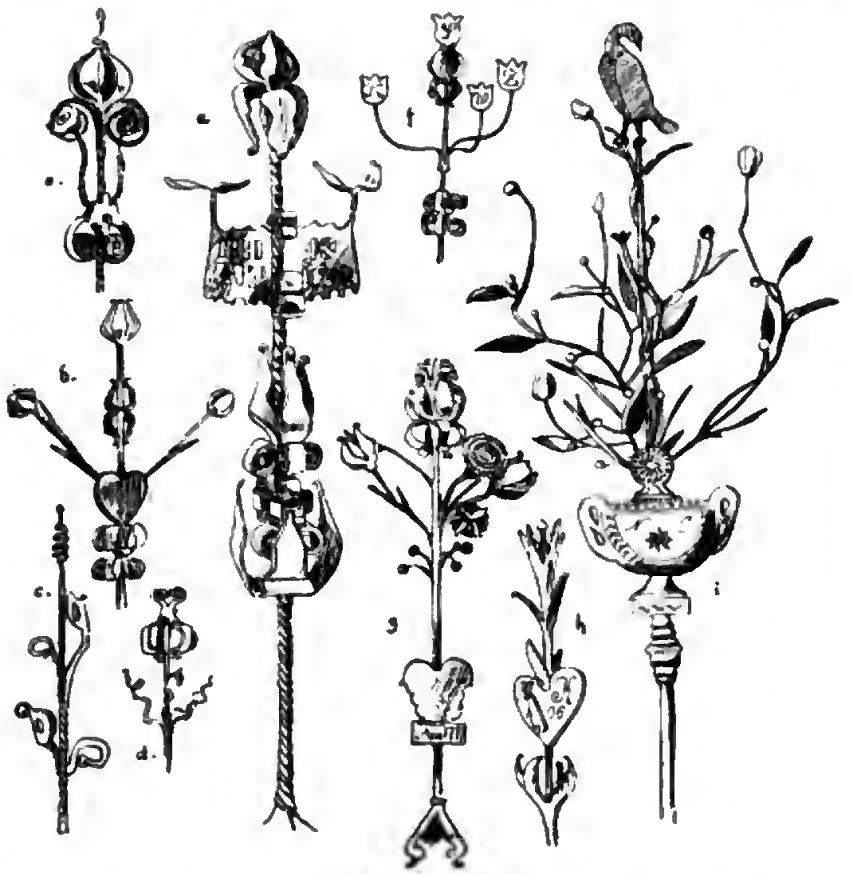



Abb. 241 *a* bis *i*. Hutständer mit naturalistischen Blumen.
*a c e* (1742) Curslack, *b f* Kirchwärder, *d g* Neuengamme, *h* Altengamme, *i* Curslack 1841.

sonstigen Kirchenschmucks, besonders des Gestühls, empfundener Schmuckgegenstand.

Die Technik der Vierländer Huthalter ist lobenswert, wir finden alle Arten verwendet, besonders die Blumen sind sehr geschickt zusammengesetzt, kleine sogar in Eisen geschnitten (wie auch einzelne Figuren). Sehr beliebt sind gewundene Stäbe und Eisenblechspiralen. Manchmal begegnet uns eine naive, aber nicht ungeschickte Lösung einer schwierigeren Aufgabe, z. B. einer Traube; an den Stengel sind zwei größere Tafeln angeschweißt, zwischen

Digitized by Google

denen der Stengel, in eine oder drei Beeren auslaufend, durchläuft. Auf den beiden Platten sind die Beeren in Form hindurchgesteckter kurzer Nägel mit dickem Kugelkopf befestigt. Unten sind die Platten mittels Draht zusammengebunden.

Die Hutständer sind bunt bemalt, besonders in blau, rot und grün, dazu tritt meist Vergoldung. Die hängenden Halter sind alle schwarz, ich

Abb. 212. Kirchengestühl in Altengamme.

vermute aber, daß dieser oder jener früher auch farbig war, gerade in der Kirchwärder Kirche, wo sie sich finden, sind auch stehende Huthalter, die zum Teil vergoldet waren, schwarz übergestrichen. Vorn oder auf beiden Seiten sind Name, Namenszug und Jahreszahl angebracht, meist auf Tafeln in Herz-, Dreieck-, Schild- oder rechteckiger Form ausgesägt (Buchstaben durchbrochen oder voll auf durchbrochenem Grund) oder aufgemalt. Dazu

kommt die in der Bauernornamentik stets eine Rolle spielende Krone. Bisweilen ist die Schrift auch auf die Blumen gemalt, so daß jedes Blumenblatt, z. B. einer Tulpe, einen Buchstaben enthält, oder bei mehrarmigen Ständern jede Blume einen (Abb. 241f).

Die älteste Jahreszahl, die wir finden, ist 1700, die letzten stammen aus den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts, doch sind dieselben nur auf ältere Huthalter aufgemalt oder durch Aufheften neuer Tafeln auf die alten am Halter befestigt. Weitaus die meisten mit Jahreszahl versehenen sind in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstanden. Die Namen sind, wie immer in der Vierländer Kunst, meistens in den Anfangsbuchstaben der einzelnen Silben des Vor- und Nachnamens gegeben, also H. T. M.-Hein Timmann, H. G. B.-Hein Garbers. In Namen, wie dem in Vierlanden häufigen Puttfarcken, in niedersächsischer Sprechweise gesprochen: Puttfarkn, ist die letzte Silbe nicht mitgezählt, Hein Puttfarcken ist also nur H. P. F., ebenso Carsten Heitmann C. ST. H. M., Hennig Bydeknecken H. N. B. D. K. Die Buchstaben sind zuerst lateinische Antiqua, später die sog. englische Schreibschrift. In den verschlungenen Anfangsbuchstaben ist die letztgenannte ausschließlich verwendet, und zwar bilden diese verschlungenen Namenszüge des reicheren Schmuckes halber Doppelmonogramme, die linke Hälfte in Spiegelschrift. Mehrere Huthalter, die zwei Besitzern gehören, zeigen demgemäß auch zwei Namen in zwei Buchstabenverschlingungen. Gehen wir nunmehr zur Einzelbetrachtung der Arten über.

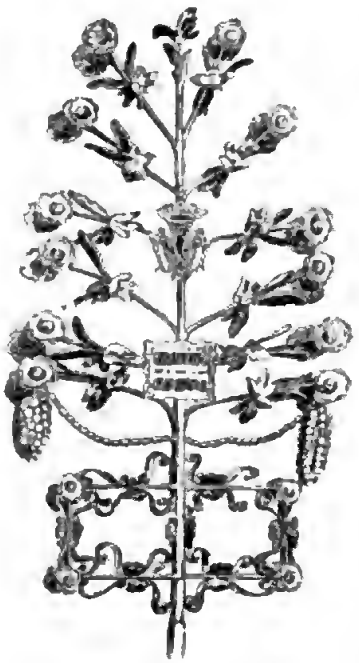


Abb. 243.
Hutständer mit Buschmotiv.
Altengamme 1800.

Eine kurz vorwegzunehmende, unwichtige Gruppe bilden die hölzernen Huthalter, meistens einfachste Pflöcke, an einer Tafel befestigt, selten schmuck ausgestattet; auch gedrechselte Holzständer kommen zweimal vor. Die größte Anzahl der Huthalter sind von Schmiedeeisen, und zwar müssen wir, wie schon oben gesagt, mehrere Gruppen unterscheiden: kleine Wandhaken, von der Decke oder sonstwie herabhängende Halter, Hutständer und vereinzelte Formen. Eigentliche Wandhaken habe ich nur zwei finden können, je einen in der Curslacker und der Neuengammer Kirche, ersterer mit mehreren Spiralen, letzterer außerdem mit einer Tulpe geziert, beide in der Hauptsache aus tauartig gewundenem Eisen (Abb. 240a). Hängende Huthalter finden sich fast ausschließlich in der Kirche zu Kirchwärder, der sie einen ganz merkwürdigen Charakter geben (Abb. 250). Blickt man nämlich vom Hintergrunde her auf den Altar zu, so sieht man vom weißgetünchten Gewölbe, von den großen Stützbalken, die frei die Kirche durchqueren, sowie von den Unterseiten der Fußböden der Emporen eine große Anzahl schwarzer kleiner ankerförmiger Gebilde herabhängen, die einen in den Wahn versetzen können, als

befände man sich in einer katholischen Schifferkirche, als habe man in diesen merkwürdigen Ankern Weihgeschenke der Gemeinde vor sich, die die Schiffe der Fürsorge der heiligen Schutzpatrone empfehlen sollen. Es sind aber nichts als profane Huthalter. Hervorgegangen ist diese Form gewiß aus dem Wandhaken, der in ihnen der besonderen, günstigen Gelegenheit angepaßt ist, statt der seitlichen Wand eine über dem Haupte des Sitzenden befindliche wagerechte Fläche zu benutzen. Die oberste Empore hinter dem Altar hat als Befestigungsort einfach das Gewölbe selbst benutzt, die untere den Fußboden

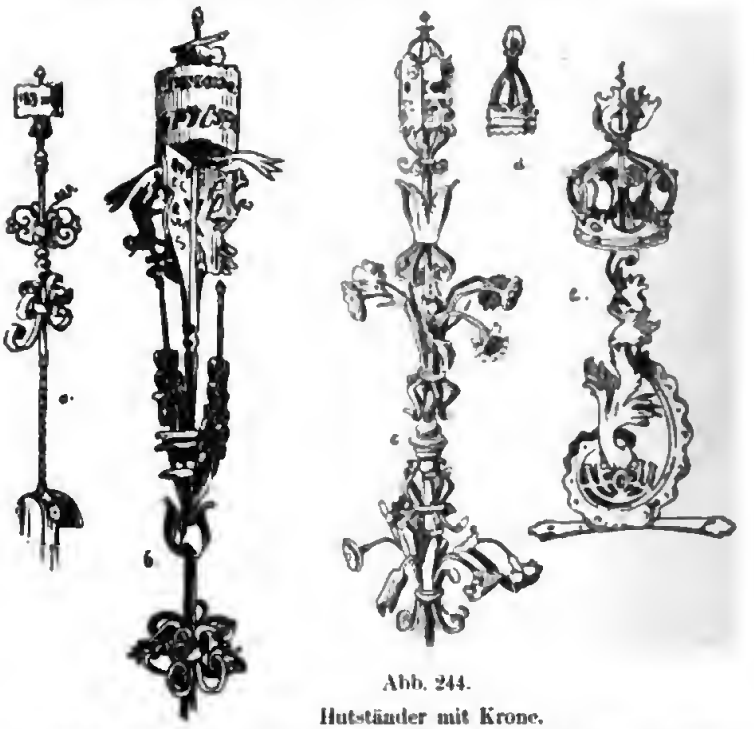


Abb. 244.

Hutständer mit Krone.

*a* Neuengamme 1700. *b* 1757 u. *c* 1783, Altengamme. *d* Krone von einem Rokokoständer, Neuengamme. *e* Rokokoständer, Altengamme.

der oberen. Die Empore der Nordseite bot mit ihrem Boden den darunter im Gestühl zu ebener Erde Sitzenden eine günstige Gelegenheit. Die auf der Nordempore sitzenden Bauern haben sich in Latten, die einfach an die großen, die Kirche durchquerenden Stützbalken genagelt sind, Aufhängepunkte für ihre Hängehuthalter geschaffen. Die allen zugrunde liegende Form ist die Ankerform mit zwei oder mehr Armen in verschiedener Linienführung und Ausgestaltung. Größtenteils sind Schaft und Arme tauartig gewunden, selten aus mehreren Stangen, die Spitzen der Arme bilden Knöpfe, Blumen, Umrollungen oder herzförmig ausgesägte Bleche (Abb. 240 b bis f). Bei einigen sind Schaft und Arme auch mit Blättern oder Beeren geschmückt. Namentafeln, einmal in Verbindung mit einer Amorette (Abb. 240c, d), kommen vereinzelt, hübsch mit der Gesamtanordnung verbunden, vor. Meist sind die Halter ein-

fach mit ihrem zugespitzten, mit Widerhakenkerben versehenen spitzen Oberende in die Befestigungsfläche eingetrieben, einige sind auch wohl vermittels einer Platte befestigt. Eine kleine Sondergruppe bilden seitlich hängende Huthalter, einfache Stangen, die in leichte Ranken auslaufen oder Ankerarme tragen. Eine reizende Lösung dieser Aufgabe findet sich auf der unteren Altarempore, zwei schlanke Arme, die zwischen sich eine hübsch ausgesägte Schrifttafel halten (Abb. 240e). Ist der herabhängende Huthalter eine Umformung des älteren Wandhakens, so haben wir hier umgekehrt eine Anpassung der im herabhängenden Huthalter gefundenen Formen an die Gelegenheit zur Anbringung eines Wandhalters vor uns.

Abb. 245.
Wandleuchter von 1764 in der Marienkirche in Ahlen i. Westf.
(Nach Lodorff, Bau- und Kunstdenkmäler.)

Abb. 246.
Hutständer mit beiderstädtischem Wappen und Monogramm H. R. und T. W. Curslack.

Die eigenartigste und bedeutsamste Gruppe bilden die Hutständer, die auf den Rücklehnen oder Wangen der Bänke und auf der Brüstung der Emporen befestigt sind. Die einfachsten Hutständer zeigen eine glatte Stange mit einem Knopf und eine Stange mit ein Paar Armen: weit schmucker sieht es schon aus, wenn das Ganze aus gewundenen Eisenstangen hergestellt ist (Abb. 238a). Wie die Arme angebracht sind, ist nicht gleichgültig, verschiedene Länge, die Art und Weise der Stellung, die Biegung der Arme, ihre wechselständige Anordnung (im Sinne der botanischen Verwendung des Wortes) können die Anmut schon sehr erhöhen. Noch mehr freilich geschah das durch sparsame Verwendung von Schmuck. Die Art dieses hinzugetanen Schmuckes bildet unter den Hutständern, deren Höhe bei einzelnen 90 bis 107 cm erreicht, verschiedene Untergruppen. Zunächst ist da eine kleine Gruppe, deren Schmuck lediglich in Linienwerk besteht, einige Spiralen sind dem Schaft angefügt, oder er ist samt seinen Armen ganz aus verschlungenen Linien gebildet (Abb. 238c, f) — diese Gruppe findet sich auffallenderweise ebenso wie die eben geschilderten einfachsten Formen des Hutständers und die Hängehalter fast ausschließlich in der Kirchwärder Kirche, die sich durch diese beiden Eigenheiten völlig von ihren Schwestern unterscheidet. Wir sehen sodann schüchterne Versuche der Blumendarstellung, die aber noch nicht darauf ausgehen, bestimmte Pflanzen wiederzugeben, sondern vielmehr an spätgotische Blumenformen erinnern (Abb. 238b, c, d, e). Es folgen die naturalistischen Ständer, in denen Gartenblumen dargestellt sind, erst nur einfach, mit blattlosem Stengel, dann reicher und reicher, mit Blättern, Blattkelchen, Spiralen, Ranken sowie ornamentalem Beiwerk, Tafeln, Kronen und dergl. geschmückt. Entweder ist das Ganze als eine Pflanze gedacht, die in eine oder mehrere Blumen ausläuft — der feinstförmige darunter wohl

Digitized by Google

Abb. 241e von 1742 in Curslack — oder man hat an einen Strauß aus verschiedenen Blumen gedacht, der durch eine Kartusche, Namentafel, Krone und dergl. zusammengehalten wird (Abb. 241g). Als Ausläufer dieser Blumengruppe kann man ein paar mit der Jahreszahl 1800 bezeichnete, in Alten- und Neuengamme befindliche Hutständer betrachten, bei denen ein Busch das Motiv abgegeben hat, und zwar ist es wohl ein Rosenbusch (die Rosen haben die Form der altväterischen gefüllten Rosen, in denen die zugrunde liegende Form der wilden Rose noch erkennbar ist). Von einem

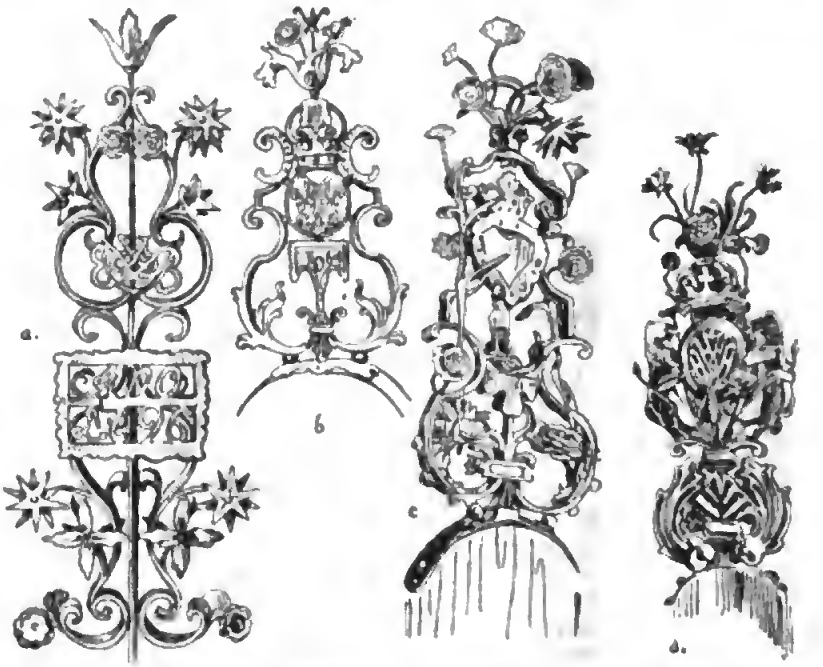



Abb. 247. Hutständer in Altengamme mit Anklängen an spätere historische Stilarten. *a* Ständer mit Renaissancelinien von 1796. *b* Barock-Rokokoständer 1761. *c* Hutständer im Überschwangstil 1791. *d* Hutständer im Überschwangstil 1783.

Schaft gehen rechts und links Zweige ab, die, mit Blättern und vierblättrigen Blumen besetzt, am Ende zwei Rosen tragen. An den untersten Zweigen hängen Weintrauben. Am Unterende ist der Schaft mit Spiralen geschmückt (Abb. 243). Ein Lieblingsmotiv der gesamten Vierländer Ornamentik in Intarsien, wie in Stickereien, bildet der sog. „Krutputt", eine Vase in Renaissance, Rokoko oder Zopfstilform, reich mit Blumen besteckt. Natürlich ist dieses Motiv auch in den Hutständern vertreten, es ergab sich hier ja aus dem schon erwähnten Strauß ganz von selbst. Als Hauptmotiv (Abb. 241i) finden wir den „Krutputt" aber merkwürdigerweise nur in der Curslacker Kirche, als Nebenmotiv kommt er in allen Kirchen vor; statt der mit Blumen besteckten Vase finden wir auch einen gewöhnlichen roten Blumentopf mit blühender Pflanze, meist Rose oder Nelke, mehrere Male verwendet (Abb. 248).

Die Vase ist meistens aus zwei Blechen flach dargestellt, bisweilen aber ist sie nur in Umrissen aus Eisenstreifen gebildet, die nur eine Umrahmung für ein oder zwei Monogramme bildet. Die Blumen in der Vase wie im Blumentopf sind ganz naturalistisch, die Stengel hängen, schwingen sich lebhaft, die Blätter wenden sich hier so, dort so, hier sitzen Blüten, da Knospen, da Früchte, auf der Spitze auch noch ein Vöglein.

Ein ganz anderes Bild, als diese ganze, als naturalistisch zusammenfaßbare Gruppe bietet eine merkwürdige, abgesonderte Gruppe von Ständern. Ein mit allerlei Linienornament, Spiralen, Palmetten u. a. besetzter Schaft trägt einen bei dem ältesten Beispiel von 1700 (Abb. 244a) noch schmalen, bei den späteren ziemlich breiten, am Rande zierlich ausgeprägten Reifen, der Namen, Jahreszahl und bisweilen einen bestimmten Tag ausgesägt enthält. Über den Reifen ragt der Schaft ein wenig hinaus als Knopf, bisweilen durch Bügel mit dem Reifen verbunden oder auch als einfache Blumenranke. Am Reifen hängen Hufeisen, Häkchen, einmal ist er noch mit kleinen Rosetten besetzt. Bei einem ist am Schaft noch eine herzförmige Tafel angebracht mit einem breiten Streifen darüber, in den Zacken eingesägt sind, vermutlich die einfache Darstellung einer Krone; Herz wie Krone enthalten Buchstaben. Auffällig ist ferner bei dem Halter Abb. 244b das Vorkommen zweier heraldischen Tiere, eines Löwen und eines vierfüßigen Lindwurms. Ein anderer Ständer von 1756 zeigt einen lübischen Adler mit einer Krone darüber, aus der zwei mit einem Kreuz gekrönte Köpfe (?) hervorgehen. Ein mit der Jahreszahl 1783 bezeichneter Ständer unterscheidet sich von den anderen durch Verwendung von Blumen, die aber recht große Verschiedenheit von den sonstigen Blumen aufweisen, sie sind zierlicher gebildet (Abb. 244c).

Abb. 248. Hutständer. Altengamme 1789.

Abb. 249. Hutständer mit Pflügergruppe. Curslack 1771.

Die ganze Gruppe hat im Vergleich zu allen anderen, den naturalistischen, wie den noch zu erwähnenden Rokokoformen, ausgesprochen mittelalterliches Aussehen. Der Zufall fügte es, daß mir in Ludorffs Bau- und Kunstdenkmälern von Westfalen ein paar Wandleuchter in der Kirche in

Ahlen ins Auge fielen, die eine auffallende Ähnlichkeit mit dieser Gruppe unserer Hutständer zeigen (Abb. 245). Da ist derselbe Reif, Schrifttafel mit ausgesägter Schrift, Linienornament aus schmalen Eisenblechen, alles stimmt überein. Der einzige Unterschied ist die verschiedene Einrichtung des Reifens, hier zur Aufnahme einer Kerze, da zum Aufhängen eines Hutes. Die beiden Leuchter zeigen deutlich, daß wir es in ihren Reifen mit einem Abkömmling der im Mittelalter gern bei Leuchtern als Sinnbild benutzten Krone zu tun haben, und auch der Reifen der Vierländer Huthalter ist gewiß nichts anderes, als eine solche, obschon er meist nicht golden, sondern rot, auch blau, bemalt ist. Das Vorkommen einer Krone als Spitze des Ständers bei einigen Beispielen der Rokokogruppe (Abb. 244e) erhebt es zur Gewißheit, umsomehr als eine dieser Kronen deutlich ihre Abstammung von jenem Reifen zeigt (Abb. 244d). Zwischen den beiden letztgenannten Gruppen und den noch zu erwähnenden stehen ein paar Ständer, die an Renissance erinnerndes großgeschwungenes Linienwerk mit aufgesetzten Blumen (Abb. 247a) verbinden; von Naturalismus in Stengeln oder Blattwerk ist keine Rede.

Zeigten schon das Rosenbuschmotiv und der „Krutputt" die Umwandlung des praktischen Geräts in einen Schmuckgegenstand, so ist das noch hier der Fall, noch mehr bei der nunmehr anzureihenden Rokokogruppe. Zwei Richtungen können wir in dieser unterscheiden: die eine nimmt das aus der Barockschmiedekunst auch ins Rokoko hinübergenommene strengere Linienwerk mit seiner Vorliebe für gebrochene und geknickte Linien, verbunden mit Akanthusblattwerk, mit Lambrequins und dergl. (Abb. 247b), alles symmetrisch geordnet, zum Ausgangspunkt, die andere dagegen das unsymmetrische eigentliche Rokokoornament mit seinem Muschelwerk. Monogramme sind eingefügt, nicht immer schön, ebenso Kronen, Schrifttafeln, auch vereinzelte Blumen; die Spitze bildet ein „Krutputt", ein Blumentopf oder eine Krone. Das Rokokomuschelwerk ist recht derb gehalten, nicht anmutend, besser ist das geschwungene Blattwerk. Alles ist stark bemalt und verziert.

Aus der Rokokogruppe ist eine andere Gruppe hervorgegangen, die man am deutlichsten als Überschwanggruppe bezeichnen kann. Das dem Wirrwarr zugrunde liegende Motiv ist ein Rokokogerust, das so von Blumen, besonders Rosen und Nelken, überrankt und durchschlungen ist, daß es bisweilen kaum noch erkennbar ist (Abb. 247c u. d). Dazu kommen wieder Namentafeln, verschlungene Buchstaben, Kronen, bisweilen von Löwen, auch wohl von einer Frauenfigur gehalten, sodann Sprüche, Vögel usw. Besonders merkwürdig ist der Unterteil eines dieser Ständer mit eigentümlichem, vom Oberteil stark abweichendem Linienornament, das stark an neueste, ja übermodernste Formen gemahnt. Ziemlich allein steht endlich ein Ständer in Kirchwärder (Abb. 250), eine Art Rahmen mit gekrausten Blättern nach Art der distelblättrigen Gotik der fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts, oben geschlossen durch einen Bogen mit gezahntem Rande; im Rahmen die Wappen Lübecks und Hamburgs. Ebenfalls ein einziges Mal kommt die Form eines Hutständers vor, der, aus zwei Blumenstengeln mit Schrifttafel bestehend, auf einer in der Wand befestigten Latte steht (Neuengamme). Als zwei besondere Gruppen könnte man noch die Ständer mit figürlichen Motiven und die mit dem sog. „heilerstädtischen" Wappen absondern.

Der Hutständer mit figürlichem Schmuck sind nicht viele. Als Tafelnhalter dient einmal eine bekleidete weibliche Figur, die wohl ein Engel sein soll, einmal ein nackter Mann mit Krone und Schurz. Die letztere Figur treffen wir noch zweimal, einmal nur am Ornament sich festhaltend, in einem

Digitized by Google

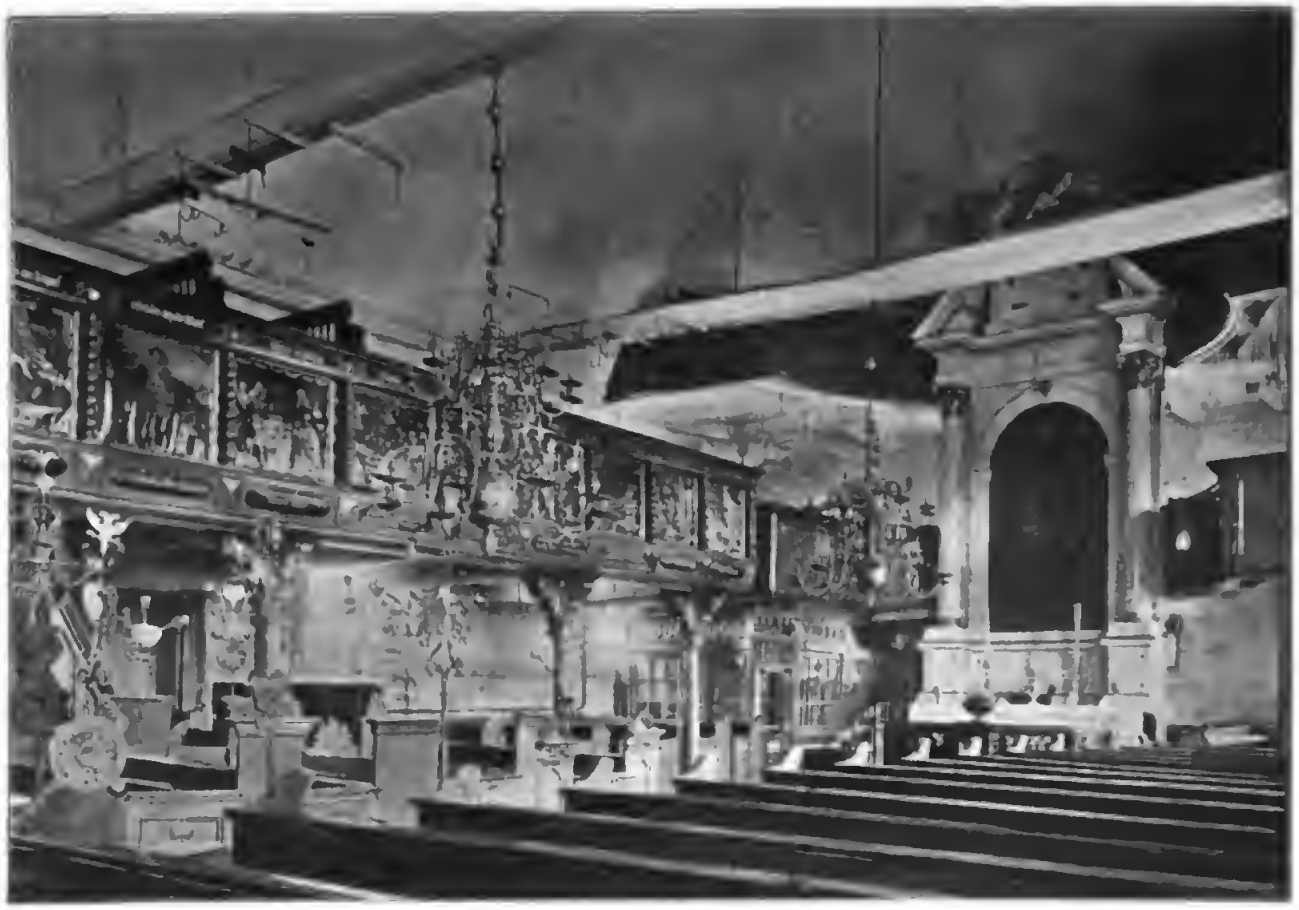


Abb. 250. Inneres der Kirche in Kirchwärder mit Hutständern und hängenden Huthaltern (nach dem Werke: Die Vierlande bei Hamburg, herausgegeben von Karl Griese).

freien Raum für sich stehend (Abb. 248), einmal (sehr einfach aus Blech hergestellt) ohne Krone, aber mit Zepter und Reichsapfel. Wen die Figur darstellen soll, ist zweifelhaft, die Einwohner sollen ihn als König David bezeichnen. Ein paarmal begegnen wir auch einer Fortuna als Spitze des Hutständers. Am eigenartigsten sind die aus dem Leben genommenen figürlichen Darstellungen zweier Ständer in Curslack. Da sehen wir einmal neben ziemlich einfachem Spiralwerk die Darstellung eines pflügenden Bauern: auf dem Pferde sitzt noch ein Knecht (Abb. 249). Der Bauer, Knecht und das Pferd sind aus Blech geschnitten, nur die Arme sind, für sich geschnitten und frei herausgebogen, dem Körper angefügt, und der Hut, ein Dreispitz ist den Figuren plastisch aufgesetzt. Der Pflug ist aus lauter einzeln für sich geschnittenen Teilen zusammengenietet. Die andere Figurendarstellung befindet sich in der Mitte eines sehr hohen Huthalters in strengem Barock-Rokokostil, sie enthält zwei Bauern in einem landesüblichen Ewer, dem Marktschiff der Vierländer, mit Segel und Steuer versehen. Das Schiff ist aus Blech zusammengesetzt, die Figuren sind vollkörperlich. Das sogenannte „beiderstädtische" Wappen, das manche Hutständer ziert, ist die Vereinigung der Wappen der Städte Hamburg und Lübeck. Das Wappen des Landesherrn ist ja ein gern benutztes Motiv der volkstümlichen Kunst, und die Vierlande gehörten bis zum Jahre 1868 jenen beiden Städten gemeinsam. Sie wurden im Frieden von Perleberg 1420 vom Herzog von Lauenburg nach Verlust seiner festen Plätze Bergedorf, Riepenburg und Nettelnburg den siegreichen verbündeten Hansestädten abgetreten. 1868 löste Hamburg Lübecks Ansprüche durch eine Geldentschädigung ab. Den Lübecker Adler und die Hamburger Burg finden wir in allen vorhin genannten Gruppen hier und da mit den übrigen Motiven verbunden, meist freistehend, nicht im Wappenschild, nebeneinander (Abb. 246), übereinander oder voreinander gestellt. Die von den Bergedorfer Briefmarken her bekannte Form des „beiderstädtischen" Wappens, bestehend aus einer Nebeneinanderstellung des halben lübischen Adlers und der halben hamburgischen Burg in einem Schilde kommt selten vor, der Geschmack der Vierländer fand die andere Art der Darstellung ihres Untertanenverhältnisses schöner. Merkwürdig scheint, daß der lübische Adler auch allein vorkommt, das Wappenbild Hamburgs, die Burg, nie — das ist auch meist in der Vierländer Ornamentik so. Es erklärt sich dadurch, daß das Motiv des lübischen Adlers mit dem in allen deutschen Bauernstilen höchst beliebten deutschen Reichsadler, der mit ihm bis auf den Herzschild mit den lübischen Farben in völlig formengleich ist, zusammengeworfen wurde.

Versuchen wir zum Schlusse uns über die Entwicklungsgeschichte des Vierländer Huthalters Klarheit zu verschaffen. Er ist hier, wie anderswo entstanden, als die Mode gewordene Hutform der Spätrenaissance und der Barock wegen ihrer Größe oder Steifheit es empfahl, ihm während des Gottesdienstes einen festen Platz zu geben, statt ihn in der Hand zu behalten oder neben sich auf die Bank zu legen, vermutlich seit Anfang oder Mitte des 17. Jahrhunderts. Die älteste Form ist gewiß überall ein einfacher Nagel-Haken oder Pflock in der Wand oder an der Bank gewesen, zu dem hier und da sich einmal eine stehende Stange gesellte; auch in den Vierlanden wird es so gewesen sein. Im Vierländer Hause ist es dabei geblieben, in der Wand oder in den sichtbaren Balken der Decke, die auch durch untergenagelte Brettchen zu Aufbewahrungsorten allerlei anderer Sachen gemacht worden sind, finden wir einfache Huken, eiserne oder aus Messing; letztere mit hübscher Platte obschon wohl nur für Kleidungsstücke bestimmt, auch am blauen Hamburger

Digitized by Google

Rokokoofen, wie er in den Vierlanden beliebt war. (Eine schöne Huthalterform findet sich in Sylter Häusern, eine messingene flache Lilienform, auf einen geraden, kurzen, in die Vertäfelung eingefügten Metallstab aufgesetzt.) Etwas Schmuck gesellte sich in der Kirche hinzu, erst einfaches Linien-, Spiralwerk, Blattwerk, sowie an der Spitze ein Knopf oder später eine kleinere oder größere ornamentale Blume, an Renaissanceblumen anklingend. Einfache, allmählich auch bereicherte Arme mögen früh, je nach Bedarf, hinzugekommen sein. Dann aber scheint ein Eindringling sich eingefunden zu haben: der Ständer mit reifförmiger Krone, nennen wir ihn kurz Kronenständer.

Der mit der Jahreszahl 1700 bezeichnete Kronenständer (in Neuengamme) ist der älteste bezeichnete Ständer überhaupt. Damit ist zwar nicht gesagt, daß er der älteste ist oder war. Die einfachen Ständer, auch die mit einfachen Blumen, tragen keine Jahreszahl, es sei denn, daß ihnen später eine angehängt oder aufgemalt wurde. Vermutlich hat dieser Ständer (oder ein ihm ähnlicher, aber verschwundener) die Sitte erst aufgebracht, seinen Ständer mit Namen und Jahreszahl zu versehen, wie er überhaupt den Anstoß zu der ganzen späteren reichen Entwicklung gegeben zu haben scheint, die erst nur langsam, dann, als es offenbar Ehrensache geworden war, einen recht schönen Hutständer in der Kirche sein nennen zu können, schnell vor sich ging. Wie ist aber dieser alte Kronenständer entstanden? Jeder unbefangene Beschauer wird ihn für einen Kirchenleuchter halten und ein solcher hat ihm auch vermutlich zugrunde gelegen. Wie aber mag das gekommen sein? Man könnte sich denken, daß irgendwo in einer Kirche, die etwa mittelalterliche Leuchter in der Art der erwähnten in Alden besaß, die Bauern solche als Huthalter benutzten — oder es hat vielleicht ein hernach in den Vierlanden ansässiger Schmied irgendwo auf der Wanderschaft eine solche Benutzung gesehen und die Schmuckart eines solchen „unfreiwilligen" Huthalters auf die Vierländer Hutständer übertragen.

1707. 1708 folgen die nächstältesten Kronenständer, schon sehr bereichert. In ziemlich weitem Abstande folgt der erste mit Jahreszahl versehene Blumenständer von 1742, im Aussehen nahestehend, mit deutlicher Schwertlilie, und von da an mischen sich Kronen- und Blumenständer. Seit den 60er Jahren des 18. Jahrhunderts kommen die Rokokoformen, die Überschwangformen, sowie um die Jahrhundertwende die Wappenständer hinzu, im 19. Jahrhundert der „Krutputt" in der Verwendung als Hauptmotiv. Mit den 40er, 50er Jahren scheint die Herstellung künstlerisch beachtenswerter Formen aufgehört zu haben, die mit späteren Jahreszahlen versehenen sind wohl älter als die angehängte oder aufgemalte Jahreszahl, wie das auch bei Vierländer Möbeln durch Einsetzen neuer Intarsia geschieht.

Leider ist die Schmiedekunst in den Vierlanden nicht so lebensfähig geblieben wie die Einlegekunst, die heute noch geübt wird. Ihre Verwendung war ja nicht so reich, Metallbeschlag, Eisengerät fielen leichter der Stadt zu als die Möbel, die auch in ihrer Eigenart, in ihren Motiven weit inniger mit dem Leben, insbesondere mit der Sitte und dem Gemütsleben zusammenhingen.

Sehr anregend dürfte es sein, die Personenfrage der Hersteller aufgeklärt zu sehen, was wohl einmal gelingen wird. Es müßte reizvoll sein zu beobachten, wie eine neue Persönlichkeit neue Motive, neue Formgedanken in die Entwicklung brachte. Die älteren Kronenständer stammen ersichtlich von zwei oder drei Meistern, ebenso lassen sich unter den Rokoko- und Überschwangformen mehrere bestimmte Meister unterscheiden. Offenbar ist nicht immer der Schmied des betreffenden Ortes der Hersteller der Huthalter seiner Kirche, sondern entweder hat ein Bauer auch wohl einmal in einem

andern Dorfe einen Meister, dessen Art ihm besser gefiel, beauftragt, oder er hat den Halter von dort geschenkt erhalten. Was der bestimmte Tag bedeutet, der bei einigen Kronenständern ältester Form vorkommt, ist bisher nicht zu ermitteln gewesen, ob es der Geburts-, Hochzeitstag oder der Tag der Übernahme des Hofes ist.

Hamburg 1903. O. Schwindrazheim.

## Das Rathaus in Emden.

In schwerer, von Pest und Krieg bedrohter Zeit beschloß im Jahre 1571 der Rat der Stadt Emden, für die Bedürfnisse der städtischen Verwaltung ein neues, großartiges Rathaus zu erbauen. Ein niederländischer Künstler, Meister Arends aus Delft, entwarf den Plan „nach dem Muster des Rathauses in Antwerpen", das, in den Jahren 1561 bis 1565 von Cornelius de Vriendt errichtet, bald nach seiner Vollendung von den Spaniern zerstört wurde. Mit dem im Jahre 1581 wieder aufgebauten und jetzt noch vorhandenen Rathause in Antwerpen hat das Emdener Rathaus, abgesehen von der Dachgalerie, wenig gemein. Als man den Grundstein legte, gehörte die Stadt zur Grafschaft des Reiches in Ostfriesland. An der Spitze ihrer Verwaltung stand Petrus Medmum, der Freund Melanchthons, ein Magister der freien Künste, der, 1548 von der Gräfin Anna nach Ostfriesland gerufen, im Jahre 1553 zum Bürgermeister ernannt worden war. Ihn haben wir als die Seele und Triebfeder des neuen Bauunternehmens anzusehen. Das Rathaus ist in den Formen der niederländischen Renaissance errichtet. Seine einem größeren Platze und dem Ratsdelft, einem tiefen Wasserlaufe, zugekehrte Westseite ist ganz mit Bentheimer Sandsteinen verblendet. Diese Front, die sich in ganzer Ausdehnung dem Auge des Beschauers darbietet, hat der Architekt reich geschmückt, die übrigen, einem Gewirre von engen Straßen zugewandten Seiten dagegen sind viel einfacher gehalten. An ihnen überwiegt der Backstein, das einheimische Baumaterial. Das in Holz ausgeführte Hauptgesims ruht auf zierlichen Steinpfeilern, es überdeckt einen Gang, der die vier Seiten des Gebäudes umzieht. Eine nicht in die Mitte des Rathauses gelegte überwölbte Durchfahrt, durch welche eine alte städtische Straße führt, durchschneidet die unteren Geschosse. Wie verschieden ist dieser Bau von den Rathäusern der gotischen Zeit! Das Trutzige, Wehrhafte ist verschwunden und hat anmutigeren Formen Platz gemacht. Wo ehemals Gewappnete sich zusammenscharten, um den Wachtdienst zu versehen, legen hier Kaufleute und Gewerbetreibende ihre Waren aus. Wo sonst hinter Zinnen Wehrgänge sich hinzogen, da wandeln jetzt in überdachtem, zierlichem Gange die Bürger, um nach langer Beratung Luft zu schöpfen. Im tiefen Keller aber, wohin nur selten der Strahl der Sonne dringt, ruhen, in Bänder und Dauben gebannt, die wahren Freudenspender und Sorgenbrecher, die, wenn die eigene Kraft versagen will, aufrichten und anfeuern, dem Beschränkten Einsicht und dem Ratlosen die rechte Erleuchtung bringen.

Das Baukapital wurde von vermögenden Besitzern in Ostfriesland, Bremen, Kassel und Westfalen zu 5 bis 8 v. H. Zinsen angeliehen, das Baumaterial zum großen Teile aus dem Lande des Bischofs von Münster bezogen, dessen Wohlwollen die Emdener durch eine große Sendung von Heringen zu erwerben wußten. Im trifolium aureum des Bürgermeisters Timen

Abb. 251. Das Rathaus in Emden. Ansicht von der Ratsdelft.

Rudolphi besitzen wir noch eine Zeichnung des Rathauses aus dem Jahre 1573 (Abb. 252). In dieser erkennen wir deutlich einige Abweichungen vom heutigen Zustande. Verschwunden sind die auf jener Abbildung erkennbaren ebenerdigen Lauben zu beiden Seiten der Durchfahrt, vergangen ist der

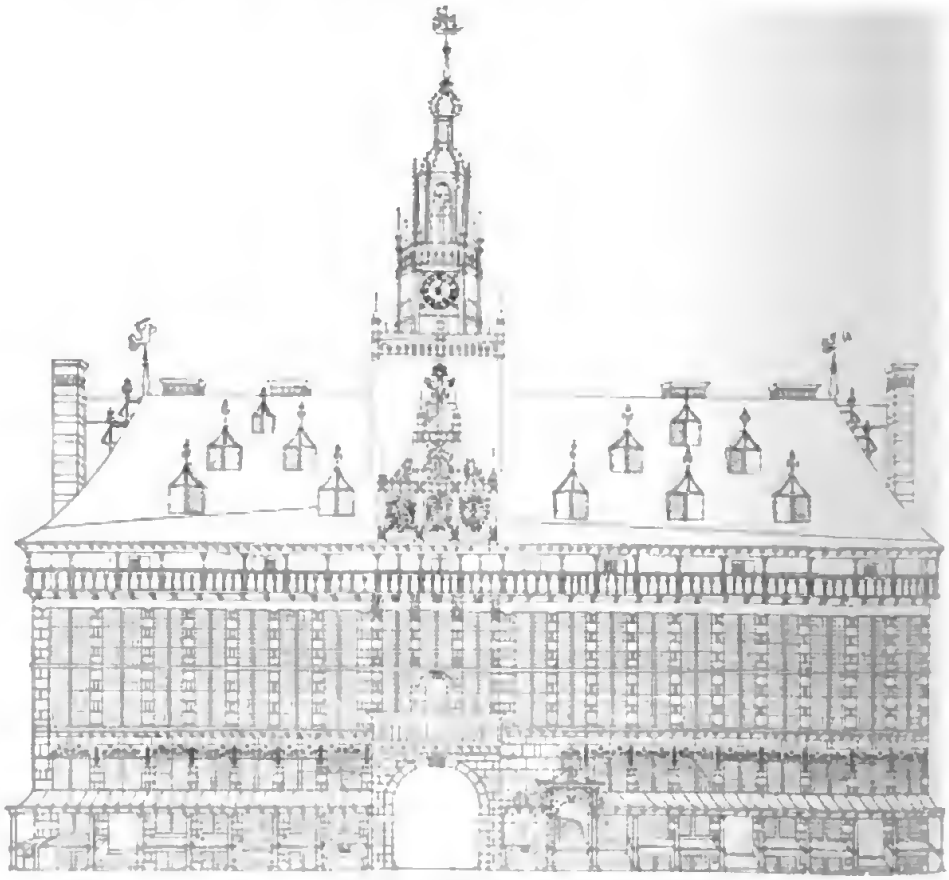


Abb. 252. Das Emdener Rathaus 1573.
Aus dem trifolium aureum des Bürgermeisters Timon Rudolphi.

reiche Goldschmuck an den Ornamenten, an den Spitzen und Kantenblumen des Daches und des Turmes.

In den ausgedehnten Kellern des Rathauses schenkte man ehemals Bier und Wein. Die beiden Geschosse über der Erde waren vermietet. Hier wohnten, ein Jahrzehnt nach der Vollendung des Hauses, ein Apotheker und Zuckerbäcker, ein Manufakturwarenhändler, daneben ein Kräutner — Gewerbetreibende und Händler, die ihre Waren unter den gedeckten Lauben den Vorübergehenden zur Schau stellten. Dem öffentlichen Gebrauche diente nur das hohe Hauptgeschoß sowie ein großer niedriger Saal im Dachraume. Den Aufgang vermittelte von der Durchfahrt her eine Nebentreppe

Digitized by Google

und von der Westseite her die mit einem schönen Portal geschmückte Haupttreppe. Diese letztere liegt in einem mit zierlichen Netzgewölben überdeckten Treppenhause. Sie mündet, oben abgeschlossen durch einen eichenen Windfang, in den Rummel, einen Raum, der ehemals bis zu der mit einem großen Kamin versehenen Südwand des Rathauses reichte. Seine sichtbaren eichenen Deckenbalken ruhen auf reichen Sandsteinkonsolen. Außer dieser großen Halle hatte das Geschoß nur noch wenige Räume, die sämtlich den Bedürfnissen der Stadtverwaltung dienten. Von ihnen werden genannt die Ruedt- oder Rechtkamer, die Secretkamer, die Dienerkamer, die Schryfkammer (Abb. 253). Die Raedtkamer lag nördlich von der Vorhalle und war von dieser aus unmittelbar zugänglich, die Secretkamer wahr-

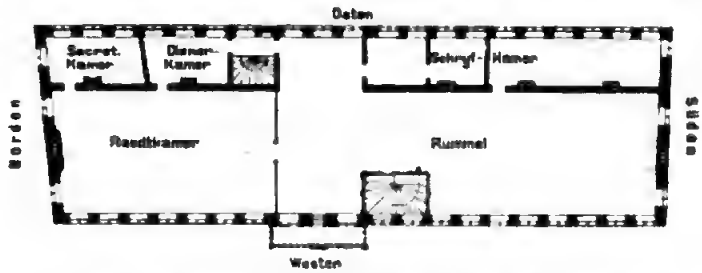



Abb. 253. Mutmaßlicher früherer Grundriß des Hauptgeschosses.

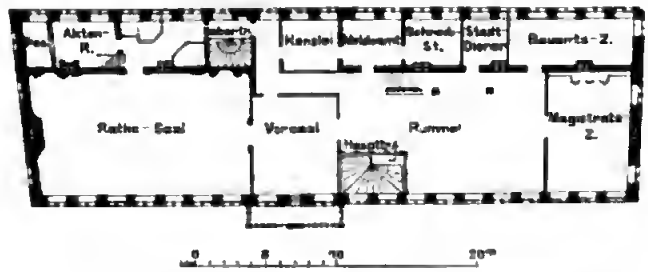



Abb. 254. Jetziger Grundriß des Hauptgeschosses.

scheinlich in der nordöstlichen Ecke des Baues, daneben, an der Wendeltreppe, die Dienerkamer, und östlich von der Vorhalle die Schryfkamer.

Besser als über die Raumverteilung unterrichten uns die erhaltenen Nachrichten über die Ausstattung der Säle und Zimmer. Wir erfahren, daß die Wände des Rummels (Abb. 253) mit Seekarten bedeckt waren, daß in der Raedtkamer feines rotes Tuch die Wände überzog, die unteren Teile derselben eichenes Getäfel bekleidete und vor den Glasmalereien seidene Gardinen hingen. An der Nordwand lag der große Kamin. In diesem Saale hielten die städtischen Gerichtsherren Gericht über Leben und Tod. Darauf deutete an der Wand ein Schrank mit Schwertern und darüber der Spruch:

Dat gerichte Ampt is tiades
Und he is mit uw im Gerichte.

Die Secretkamer barg große Schränke und hatte ebenfalls einen Kamin. Ihre Wände waren, wie die der Raedtkamer, mit kostbaren Stoffen

und Täfelungen bekleidet. Eine ähnliche Ausstattung zeigte die Schryfkamer. Balken und Bretter der Decken trugen, wenigstens in den Haupträumen, farbige Bemalung. Von der Bürgerkamer im Dachraume, dem öffentlichen Versammlungslokal der Bürger, war der sich unter dem Dachgesims hinziehende Wandelgang unmittelbar zugänglich. Seit dem Jahre 1580 wurden in dieser Kammer die Waffen der streitbaren Bürgerschaft aufbewahrt, Vollrüstungen, Panzer, Helme, Schilde, Schwerter, Morgensterne, Piken, Hellebarden, Spieße, unzählige Feuerwaffen — eine reichhaltige Sammlung, die sich im Laufe der Zeit stark vermehrt hat. Bald darauf, als die Bedürfnisse der städtischen Verwaltung sich vermehrten, schränkte man den Rummel ein und schuf durch Einziehen leichter Wände abgesonderte kleinere Räume. Die Schryfkamer wurde durch eine Balkenlage geteilt, und über ihr gewann man eine Reihe von Zimmern, die jetzt von einer in den Rummel hineingebauten Galerie aus erreicht werden, zu der eine Treppe führt. Im südlichen Teil des Rummels wurde ein Zimmer für den Magistrat abgeteilt und neben dem Windfange ein Vorraum für den Ratssaal. Der östliche Teil wurde eingeschränkt bis auf einen schmalen Gang, in dem sich eine schöne alte Tür befindet. Bei diesem Umbau gingen leider einige von den schönen Konsolen der Deckenbalken verloren, und wurde im Magistratszimmer eine neue Bretterlage unter die Balken genagelt. Auch die kleineren Zimmer erlitten Veränderungen. In der Zopfzeit endlich wurde auch der Ratssaal gründlich umgebaut unter Beseitigung seiner gesamten ehemaligen Ausstattung. Vielleicht zu derselben Zeit überzog man, was im Rummel sich noch an alter Malerei erhalten hatte, mit weißer Tünche. Später richtete die Stadt in einem Teile des Kellergeschosses und in den beiden unteren Geschossen Dienstwohnungen für Beamte und Zimmer für verschiedene Verwaltungszweige ein und vermietete eine Anzahl von Räumen an die Reichsbank. Mag nun auch bei allen diesen Umbauten vieles verloren gegangen sein, so erfreut sich doch die Stadt Emden noch heute einer großen Zahl von Kunstwerken, die wie zu alter Zeit im Rathause, für das sie geschaffen wurden, sorgsam bewahrt werden. Viele alte Bilder schmücken die Wände der größeren Räume und des Rummels. In diesem hängt das Modell eines ehemaligen Emdener Kriegsschiffes, im Magistratssaale ein alter Kronleuchter aus Messing. Hier werden auch die Richtschwerter bewahrt und der wertvolle Silberschatz, der noch in neuester Zeit bereichert worden ist. Den kostbarsten Schmuck des Hauses aber bilden die jetzt in der Waffenhalle im Dachbodenraume untergebrachten alten farbigen Fenster. Früher waren die sämtlichen Fenster der Westfront farbig verglast, in jedem Flügel befand sich eine Darstellung aus dem ersten Buche Moses. Die in der Waffenhalle angebrachten acht Halbfenster, ursprünglich vielleicht in der Secretkamer, gehören zu dem Wertvollsten, was wir auf dem Gebiete der profanen Glasmalerei besitzen. Sie verdienen an sicherer Stelle als kostbare Kleinode der edlen Kunst der Glasmalerei gehütet zu werden.

Der stolze Bau des Emdener Rathauses zeigt schwere Verletzungen. In den unteren Stockwerken sind in einigen Fenstern die feinen Umrahmungen durch Anarbeiten von Schrägen und Einsetzen von groben Vergitterungen zerstört. Das erst im Jahre 1734 hinzugefügte Risalit der Westfront ist von oben bis unten mit dunkelgrauer Ölfarbe gestrichen. Viele Steine der Verblendung, besonders die Oberglieder der weit vorspringenden Gesimse, sind zerfressen, ausgewaschen, durch den Frost gesprengt, oder haben sich in eine lockere Substanz verwandelt. Die auf eine bedeutende Länge freistehenden.

Digitized by Google

vielleicht mit den Deckenbalken nicht verankerten oberen Teile der Westmauer sind an einigen Stellen nach außen, anderswo nach innen gewichen. Hierbei ist die Dachgalerie verzerrt und verschoben, die bleierne Dachrinne zerrissen worden, ein Vorgang, der wieder die Zerstörung des hölzernen Hauptgesimses verursacht hat. Der Turm ruht auf starken Hängewerken, deren Spannbalken zerrissen sind. Er hat sich nach dem Verfaulen seiner Grundschwellen stark geneigt und ist in seinem Gefüge so stark gelockert, daß das Regenwasser durch Spalten und Risse frei in das Innere dringen kann. Auch die Eindeckung der Dach-Erker und des großen Daches ist schadhaft. Diese Schäden beabsichtigt die Vertretung der Stadt Emden,

Abb. 255. Der Rummel im Rathause in Emden.

unter Führung des Oberbürgermeisters Fürbringer, zu beseitigen und damit dem Fortschreiten des Verfalles ein Ende zu bereiten. Von Veränderungen der Fronten soll hierbei abgesehen werden. Nur die zerstörten Steine sollen beseitigt und durch neue ersetzt, die weit vorspringenden Gesimse wiederhergestellt und mit Blei abgedeckt werden. Das Gold und die Bemalung der Wappen ist nach den vorhandenen Spuren aufzufrischen. Der größte Teil des Hauptgesimses muß erneuert, das Dach umgedeckt, der Turm ganz abgebrochen und nach besseren Methoden mit Schiefer und Blei beschlagen werden.

Im Innern werden sich die Wiederherstellungsarbeiten auf das Treppenhaus und einige Räume des Hauptgeschosses beschränken. Es wird beabsichtigt, die Waffensammlung, die wegen der Arbeiten im Dachraum doch ausgeräumt werden muß und auch in dem schlecht beleuchteten niedrigen Saale nicht recht zur Geltung kommt, anderweitig unterzubringen.

die kostbaren Fenster aber, die bei einem größeren Dachbrande die schwersten Schäden davontragen, wahrscheinlich ganz zerstört werden würden, in geeignete Öffnungen des Hauptgeschosses einzusetzen. Unmöglich und untunlich ist es, aus Gründen, die einer Darlegung in diesem Blatte nicht bedürfen, im Hauptgeschosse auch nur in den größeren Räumen eine Wiederherstellung des ehemaligen Zustandes in allen Teilen durchzuführen. Nur einige Einbauten im Rummel, und zwar die Kanzlei, der über dieser befindliche Raum und die Wände des Vorsaales sollen beseitigt werden. Da die Stallvertretung den letzteren nicht ganz entbehren kann, so wird beabsichtigt, durch Aufstellung von freistehenden Holzschranken, die den Anblick der Decke nicht hindern, den erforderlichen Raum abzutrennen. Notwendig erscheint es auch, die Galerie nebst Treppe im Rummel zu beseitigen und in ansprechenderen Formen neu zu errichten, außerdem auf Brettern und Deckenbalken die alte Malerei nach den vorhandenen Spuren aufzufrischen. Im Magistratssaal, wo die Steinkonsolen der Balken noch sichtbar sind, wird es sich verlohnen, die Decke in ihrer ursprünglichen Gestalt wiederherzustellen und, zur Hebung der Behaglichkeit, die unteren Teile der Wände mit Holzgetäfel zu bekleiden. Der jetzt nüchtern und kalt wirkende Ratssaal bedarf einer Bemalung umsomehr, als im Rummel, im Magistratszimmer und im Treppenhause der ehemaligen farbigen Ausschmückung wieder zu ihrem Rechte verholfen werden soll.

Kommen die geplanten Arbeiten zur Ausführung, so wird der Bestand des schönen Rathauses in Emden hoffentlich auf viele Jahre gesichert, der wichtigste Teil des Innern aber von allen jenen Zutaten befreit sein, die jetzt, ärmlich, plump und entbehrlich, die alten schönen Formen verdecken.

Bremen, im Juli 1900. E. Ehrhardt.

## Streifzüge durch Alt-Holland.

### I. Das Museum in Edam, ein altholländisches Bürgerhaus.

Das Städtchen Edam in Nordholland, einst eine der Handelsstädte, welche das holländische Binnenmeer, den Zuidersee, umgeben, führt im Wappen unter drei Sternen mit Fug und Recht den Stier. Stammte doch sein Wohlstand hauptsächlich von der Ausfuhr des in den reichen Marschen der Umgebung hergestellten Käses, der noch heut Edamer genannt wird. Jetzt etwa eine Stunde vom Meere entfernt gelegen, teilt Edam das Los so mancher altholländischen Handelsstadt, zu einem abseits der großen Verkehrswege liegenden Landstädtchen herabgesunken zu sein, das sich recht gut als Sommerfrische für Maler eignet und auch als solche besucht wird. Beherbergt die freundliche saubere Stadt doch noch manches eigenartige Giebelhaus in seinen Straßen. Die Grachten und Baumanlagen der früheren Festungswerke bieten so malerische Ansichten, und die benachbarten Fischerdörfer Volendam am Seedeich und Marken auf dem gleichnamigen Eiland laden zum Besuche ein und geben so vielfache Anregung zu Studien für Landschaften und Trachtenbilder.

Dem Architekten bietet Edam in seinem Museum ein bisher wenig bekanntes Kleinod alter bürgerlicher Baukunst, ein vollständig erhaltenes altholländisches Bürgerhaus. Am Damplein dicht an der alten Schleuse im Mittelpunkte der Stadt gelegen, hatte der am Schlusse des Mittelalters er-

Digitized by Google

richtete Bau durch sein Äußeres schon die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Als derselbe 1893 unter den Hammer kam und in andere Hände übergehen sollte, entschloß sich die Gemeinde zum Ankauf und zur Wiederherstellung zunächst der beiden Giebel. Nachdem dann weiter die Verschläge im Innern, welche der letzte Besitzer für seinen Gewerbebetrieb eingerichtet hatte, abgebrochen wurden, fand sich, daß hinter dem Latten- und Plankenwerk die Fußböden, Decken und Wände des alten Baues nahezu unversehrt erhalten waren. Demnach bedurfte es nur der Bloßlegung und geringer Wiederherstellungsarbeiten an diesen Bauteilen, um im Erdgeschoß ein getreues Bild einer alten Hauseinrichtung herzustellen. So wurde zunächst dieses Geschoß als Museum eröffnet, während der geräumige Saal des ersten Stockwerkes als Zeichenschule diente. Als die unter Leitung des Vorstehers Tuyn aufblühende Anstalt durch weitere Zuwendungen größeren Umfang annahm, wurde auch das obere Geschoß für die Aufnahme von Bildern, Zeichnungen, Kupferstichen usw. herangezogen, während das Erdgeschoß nunmehr um so einheitlicher als das Abbild eines alten Wohnhauses eingerichtet bleiben konnte.

Abb. 256. Straßengiebel des Museums in Elbing.

Das Häuschen kehrt entsprechend der Mehrzahl der nordischen mittelalterlichen Stadthäuser seine Schmalseite und den Giebel der Straße zu und weist bei rund 5 m Breite etwa 15,5 m Tiefe auf (Abb. 256, 262 u. 263). Das Konstruktionsgerüst besteht aus acht ungleich breiten Fachen. Die die Fache trennenden Hauptbalken sind in beiden Geschossen verdoppelt aus starkem Eichenholz hergestellt und lagern vermittels Sattelhölzern und Kopfbändern auf Stielen, die vor den Brandmauern aufgestellt sind. Die Bohlen der Dielung werden von sehr schmalen aber eng aneinandergerückten Hölzern getragen, die quer zur Richtung der Hauptbalken gelegt sind. Es ist dies eine für die geringe Spannweite überflüssig starke Deckenausbildung, welche übrigens auch bei Sälen von erheblicheren Abmessungen, so in Rathäusern, Gildehäusern und Stadtwagen im Mittelalter

in Holland die Regel bildete. Der Dachstuhl ist entsprechend der damaligen Gewohnheit als liegender Dachstuhl ausgebildet. Die aus krummem Holze gefertigten Binderstreben sind zweimal mit der Drempelmauer durch Holzzangen verbunden. Die oberen Zangen reichen durch das Mauerwerk hindurch und tragen außen die hölzerne Dachrinne (Abb. 260).

Bei der Entfernung der alten Tünche in der Diele (dem Voorhuis) kam die Zeichnung eines Schiffes zum Vorschein. Dies gab zu der Annahme Veranlassung, daß ein Schiffer, vielleicht ein Walfischfänger einst Bewohner oder gar Erbauer des Hauses gewesen sei. Tatsache ist, daß Edam im 17. und 18. Jahrhundert bei der Grönlandfahrt der Holländer stark beteiligt war. Wenngleich keine der Öffnungen im oberen Stockwerke bis zum Fußboden des Geschosses herunterreicht und somit keine Einrichtung zum Einbringen der Waren von der Straße unmittelbar nach oben vorhanden war, scheint das erste Stockwerk doch von alters her nur aus einem Raume bestanden zu haben, der kaum eigentlichen Wohnzwecken gedient haben mag. Vielmehr sind alle zum täglichen Leben notwendigen Räume im Erdgeschosse (Abb. 262) vereinigt.

Abb. 257. Voorhuis des Museums in Edam.
Blick nach der Kelderkamer und den Upkamers.

Das Voorhuis, die Diele, wird zugleich als Eingangshalle, als Empfangsraum und als Geschäftsraum gedient haben. Von ihm führt eine steile Wendeltiege nach dem Saal im oberen Geschoß und weiter nach dem Dachboden. Sie liegt so nahe dem Eingange, daß der Verkehr nach oben mit dem im inneren Hause sich nicht kreuzt. An der Rückwand der Diele öffnet sich rechts ein schmaler Gang, der an der Hoftür endet und vermittels Treppchen und Türen den Zugang zu der Kelderkamer, der Achterkamer und den beiden Upkamers vermittelt. Die vordere Upkamer ist noch vermittels eines schmalen Treppchens von der Diele unmittelbar zugänglich

Digitized by Google

(Abb. 260 u. 264). Die zwischen dem Voorhuis und der Achterkamer liegenden Räume erhalten nur mittelbar von der Straße und dem Hofe Licht und Luft. Um noch möglichst viel Licht einzulassen, sind die Zwischenwände ganz in Glasfenster aufgelöst. Der Schnitt Abb. 264 gibt eine Vorstellung, wie die Fensterhöhe der etwa 80 cm in den Erdboden eingesenkten Kelderkamer dadurch vergrößert ist, daß die Decke an den Fensterseiten schräg nach oben geführt wurde. In den Upkamers ist diese Schräge durch Fensterbänke verdeckt, welche zugleich als Truhen dienen. Die Kelderkamer, welche als Küche und Speisezimmer diente, steht wieder durch eine kleine Stiege mit einem Kellerraum in Verbindung, welcher unter dem Voorhuis liegt, aber nicht die ganze Tiefe des letzteren einnimmt. Grund hierfür mag der Umstand gewesen sein, daß es sich nicht empfahl, die Breite des Deiches, auf dem das Haus steht, unnötigerweise weiter zu verschwächen. Der Keller reicht jedenfalls bis ins Grundwasser hinein, muß aber in seinen Wandungen und in der Sohle gut gedichtet sein, da er vollständig trocken ist. Dagegen erscheint die Annahme, daß der Keller schwimmend eingerichtet ist und sich mit dem Stande des Grundwassers hebt und senkt, nicht begründet, da nach den vorgenommenen Messungen die Decke mit dem Fußboden des Voorhuis fest verbunden ist.

Abb. 258. Achterkamer. Blick nach innen.

Während die Anlage von Upkamers im nordwestlichen Deutschland, z. B. Osnabrück und in Bremen vielfach vorkommt (vergl Osnabrücker Bürgerhäuser von Friedr. Schultze, Zeitschrift für Bauwesen Jahrg. 1894 und Alt-Bremen von Mänz in „Bremen und seine Bauten"), scheint die Einrichtung der Kelderkamer als Küche und Speisestube eine besondere Eigentümlichkeit Hollands zu sein. Die Einsenkung in den Boden wird notwendig, wenn man den Raum unter den Upkamers ausnutzen will und die Höhe des

Erdgeschosses 4.30 m nicht erreicht. Sie findet sich noch in der benachbarten Stadt Hoorn, in einem 1612 erbauten Hause „in de frachtwagen", wo diese Kelderkamer noch heute als Eßzimmer der Familie des das Haus bewohnenden Handwerkers benutzt wird. Auch in der holländischen Stadt Schleswig-Holsteins, in Friedrichstadt, war noch 1902 in einem jetzt abgebrochenen Hause eine Kelderkamer vorhanden, welche als Küche eingerichtet war.

Die einzelnen Wohnräume sind bereits durch die aus ihrer Zweckbestimmung sich ergebenden baulichen Anlagen auf das eigenartigste ausgestaltet. So erhält das Voorhuis seinen Charakter durch das viele von der Fensterwand einströmende Licht, den Aufgang nach dem Oberstock, die reich durchbrochene Innenwand, den offenen Bogen des Seitenganges und das Treppchen zur Upkamer. Das braune Eichenholz der Decke, der Ständer, der inneren Fensterrahmen und des Türrahmens des Ganges heben sich kräftig von den jetzt weiß getünchten Putzwänden ab. Der schmale Wandfries zwischen den Fenstern der Kelderkamer und der Upkamer ist durch eine Reihe glasierter verzierter Kacheln belebt. Während die Satteilhölzer der Decke noch mit mittelalterlichen Kerbschnitten und Rosetten verziert sind, wird der Rundbogen über der Flurröffnung durch zwei geschnitzte Köpfe und ein Renaissanceranken-werk geschmückt. Man sieht auf der Abb. 257 zugleich, wie das Paneel des Ganges weiterhin mit farbigen gemusterten Fliesen belegt ist, wie der Raum jetzt mit allerhand kunstvollem Hausrat gefüllt wurde, z. B. mit einem geschnitzten und bunt bemalten Kinderschlitten, mit einer Schifferkiste, mit einem von der Decke herabhängenden Schiffsmodell und dergl. mehr.

Abb. 259. Achterkamer. Blick nach außen.

Die Achterkamer an der Hofseite erhält ebenfalls ihr Gepräge durch die mit Fenstern (Abb. 261) stark durchbrochene Außenwand und die gegenüberliegende in zwei Fensterreihen aufgelöste Innenwand. Zu beachten

ist dabei, in wie zweckdienlicher Weise die Außenfenster um dem Fenstertische bis zur Tischplatte heruntergezogen sind, während neben der Bettstatt nur Oberfenster angelegt sind (Abb. 259). Diese Bettstatt ist schrankartig

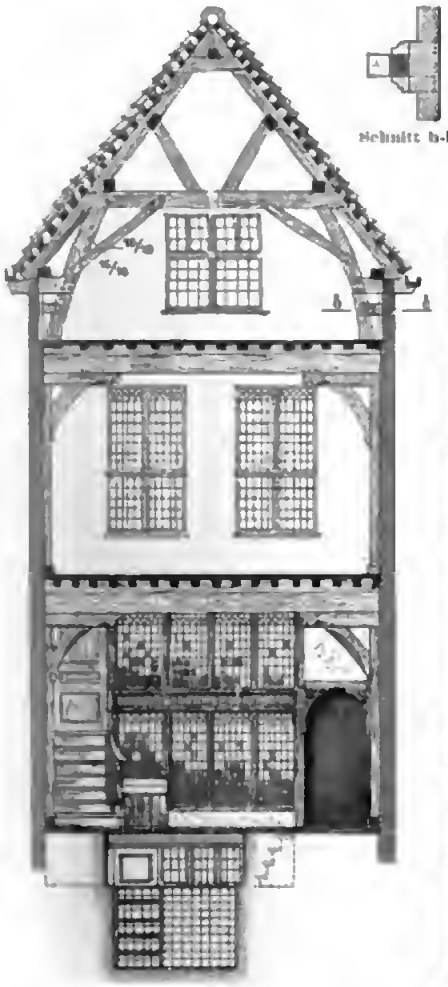


Abb. 260. Querschnitt durch das Voorhuis. Museum in Edam.

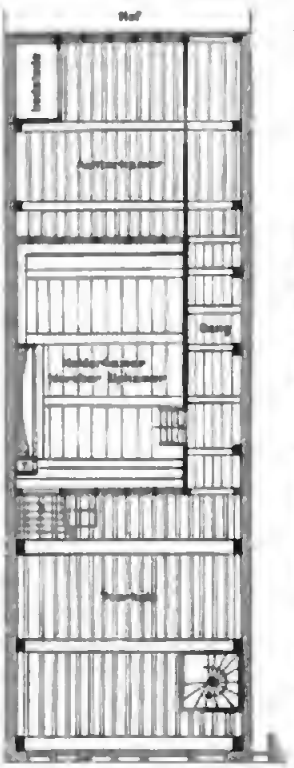


Abb. 262. Erdgeschoß in Höhe der Kelderkamer.

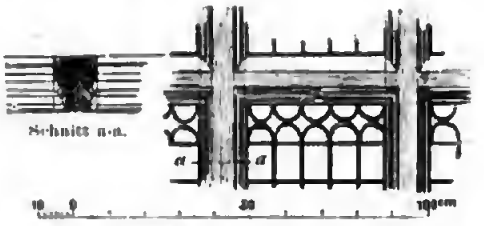


Abb. 261. Teil der Hoffenster in der Achterkamer.

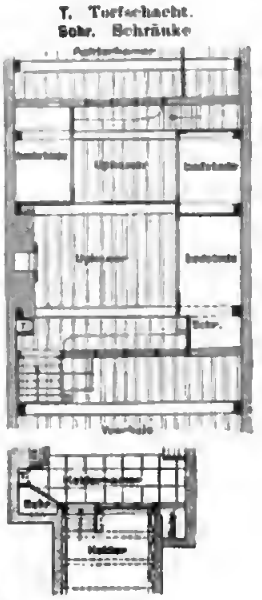



Abb. 263. Erdgeschoß in Höhe der Upkamer und Kellergeschoß.

fest eingebaut. Die Schranktüren sind mit gotischem Rollwerk reich geschnitzt. Jedenfalls war diese Bettkoje bestimmt, als Fremdenbett eines angesehenen Gastes zu dienen. An dem einen Deckenbalken ist an Stelle der Sattelholzstrebe eine geschnitzte Mannsfigur angebracht, mit Wams und kurzer Hose

bekleidet (Abb. 258.) Dieses Schnitzwerk stammt aus einem mittelalterlichen Hause, das von Jonker van Alkemade, Heer in Friesland, gestiftet und bis 1738 als „Gasthaus zum heiligen Geiste" zur Unterbringung bedürftiger alter Leute gedient hatte.

Die Kelderkamer ist zur Verbesserung der immerhin mangelhaften Beleuchtung an den Wänden mit weißen Kacheln bekleidet, soweit hier nicht das Holzwerk der Schränke und des vom Dache bis zur Kelderkamer herunterreichenden Torfschachtes angebracht ist. Am Kamin wird der im übrigen weiße Fliesenbelag durch eine Nachbildung von Säulchen, die mit Guirlanden umwunden sind, Blumenvasen und aufsteigendes Rankenwerk bereichert. So ist auch hier der reichere Zierat auf die bevorzugte Stelle der Wand beschränkt. Der den Kamin abschließende Mantel ist aus Eichenholz gefertigt und im Friese mit drei geschnitzten Köpfen verziert. Die Wandseite nach dem Keller zu ist, soweit dies ausführbar, zur Anlage von Wandschränken ausgenutzt. Die Kellerwände sind ebenfalls mit glasierten Kacheln bekleidet. Die vom Maler Nieuwenkamp gezeichnete Skizze (Abb. 265) gibt die Kaminselte der Kelderkamer mit dem daselbst jetzt aufgestellten Hausrate wieder.

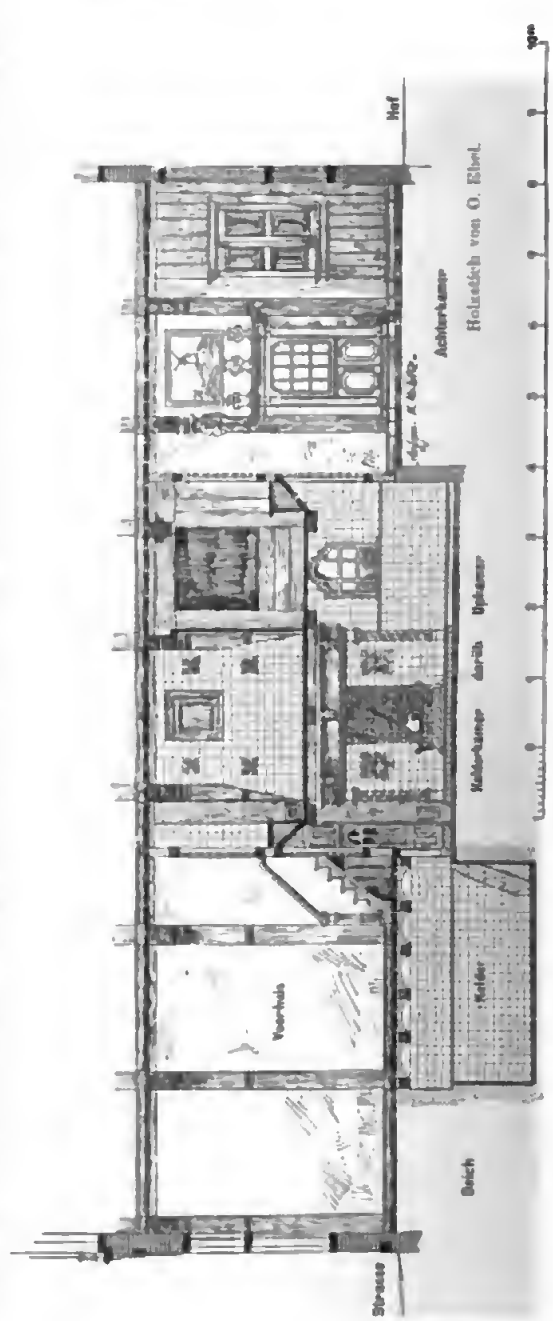



Abb. 264. Museum in Edam. Längsschnitt durch Erdgeschoß und Keller.

Digitized by Google

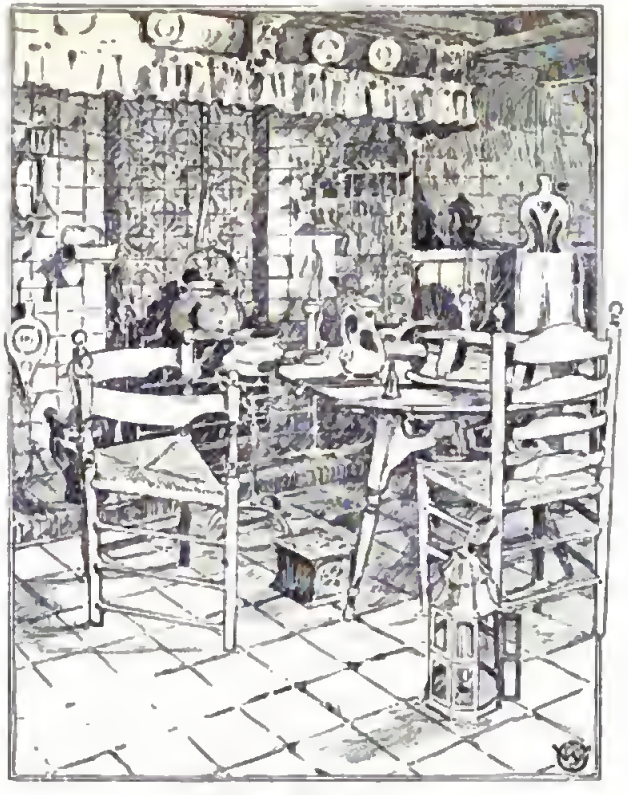


Abb. 265. Kelderkamer.

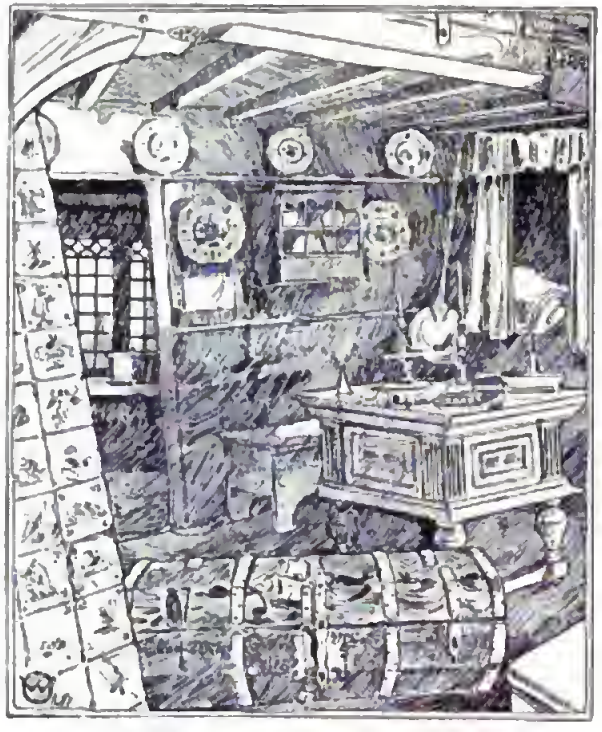


Abb. 266. Opkamertje of „Comptoirke".

Museum in Edam.

Beide Upkamers sind mit festen Bettkojen ausgestattet. Letztere reichen über den von der Diele nach hinten führenden Gang hinüber. Die vordere größere Kammer, welche durch ein Treppchen mit der Diele verbunden ist, scheint für das Ehepaar bestimmt gewesen zu sein. Der hier von unten durchgehende Rauchfang des Kamins ist mit Kacheln bekleidet, die Ecke zwischen Bettkoje und Vorderwand zur Anbringung eines Wandschranks, eines Klapptisches und von Wandborten ausgenutzt. Wandborte und ein Hängeschränkchen bilden die Ausstattung der Rückwand (vergl. die von Nieuwenkamp gezeichnete Skizze Abb. 266). Die kleinere jedenfalls für die Kinder bestimmte Kammer hat zwei Bettkojen und ist mit dem Flurgang durch ein Treppchen verbunden.

Die Durchbildung des Giebels an der Straße (Abb. 256) zeigt mancherlei Bemerkenswertes. Der steile Giebel mit den Staffeln und dem rechteckigen Spieß der Bekrönung, die schmalen Gesimschen unter den Fensterbrüstungen, auch die Einzelformen der die Eckpyramiden tragenden Halbsäulchen sind noch streng mittelalterlich. Dennoch ist bereits Hausstein für die Architekturteile verwandt, während der Ziegel auf die glatte Mauerfläche beschränkt ist. Tatsächlich kommt diese Mischung beider Baustoffe in den Niederlanden bereits im Mittelalter häufig vor und erfuhr in den Bauten der späteren Zeit nur eine weitere Ausbildung. Alle Fenster sind durch wagerechte Mittelstürze so geteilt, daß die unteren Fensteröffnungen ihren besonderen Verschluß (wie in Osnabrück) mittels Läden erhalten können. Im Erdgeschoß sind diese Mittelstürze stärker ausgefallen, weil hier jedenfalls die Schutzdächer angeschlossen waren, welche einst den bei allen holländischen Kaufhäusern üblichen Beischlag überdeckten. Die Ankereisen über diesen Fenstern dienten zugleich zur Aufhängung dieses Schutzdaches. Der Hofgiebel ist in einfacheren Bauformen ausgeführt. Hier sind die Gesimse durch vorgekragte Ziegel und deutsche Bänder gebildet.

Der Inhalt des Museums enthält neben altem Hausrat mancherlei Urkunden, Stadtpläne, Zeichnungen von Bauten der Stadt, des Hafens, der Türme, Brücken usw. Auch das mit der Kleinbahn leicht erreichbare Städtchen Monickendam ist in der Sammlung berücksichtigt. Da außerdem die in den Fischerdörfern Volendam und Marken erhaltene Volkskunst wohl Beachtung verdient, kann ein Aufenthalt in Edam dem reisenden Architekten nur empfohlen werden.

Die Stadt Edam sowie die bei dem Ankaufe und der Wiederherstellung des Hauses Beteiligten haben sich jedenfalls ein großes Verdienst um die Erforschung mittelalterlicher bürgerlicher Baukunst erworben. Der Vorstand des Museums W. J. Tuyn hat in der Zeitschrift „Eigen Haard“ einen klar geschriebenen Aufsatz über die Einrichtung des Museums veröffentlicht, dessen Verständnis durch flotte Federzeichnungen des Malers W. O. J. Nieuwenkamp erleichtert wird. Der Aufsatz kann als Sonderdruck vom Museumsvorstand bezogen werden.

## II. Altholländische Kaufmannshäuser.

Im frühen Mittelalter bildete in den holländischen Städten für das Haus des Bürgers gleich wie in den norddeutschen Landen der Holz- und Fachwerkbau die Regel, und nur vereinzelt wurden Steinbauten errichtet. War doch in einer so bedeutenden Stadt wie Dordrecht um 1300 das Rathaus noch größtenteils aus Holz ausgeführt. Als aber der Steinbau den Holzbau zu verdrängen begann, ist dieser Umschwung ein allgemeinerer

gewesen als z. B. im deutschen Niedersachsen. Vornehmlich mag der Mangel an einheimischen Hölzern sowie der reiche Vorrat an Rohstoffen für die Herstellung von Ziegeln hierzu beigetragen haben. Wir sehen die gleiche Erscheinung einige Jahrhunderte später in den nordfriesischen Marschen und auf den Halligen Schleswig-Holsteins sich wiederholen, wo der Ziegelbau den Fachwerkbau im 17. Jahrhundert auch bei den ländlichen Bauten nahezu vollständig verdrängte. So sind jetzt in den eigentlichen Städten Hollands nur wenige Holz- und Fachwerkbauten erhalten, und diese zeigen keine besonders hohe Stufe der Ausbildung, weder nach der künstlerischen, noch nach der technischen Seite. Das letzte hölzerne Giebelhaus in Middelburg wurde vor Jahren in der Lange Delft-Straße abgebrochen und nach dem

Abb. 267. Altes Rathaus in Amsterdam.
(Nach einem Kupferstich.)

Garten des Museums der „Seeländischen wissenschaftlichen Gesellschaft" überführt. In Amersfort und in Alkmaar finden sich noch ein paar einfachere Fachwerkbauten, und im Beguinenhof in Amsterdam weist eins der schmalen Giebelhäuschen wenigstens über dem massiven Erdgeschosse noch einen aus Holz hergestellten und mit lotrechten Brettern bekleideten Oberbau auf.

Nach Verdrängung des eigentlichen Holzbaues bildete sich in Holland eine eigenartige Verbindung von Steinbau und Holzbau aus, welche auf den ersten Blick seltsam anmutet. Man sieht sonst bei Verbindung beider Bauweisen es als das übliche und folgerichtige an, den tragenden Unterbau aus Stein und den luftigeren Oberbau aus Holz herzustellen. Hier wurde gerade umgekehrt verfahren und die Erdgeschoßmauer an der Straße aus einer Reihe von Eichenholzpfosten gebildet, während der erste Stock und der Dachgiebel ganz aus Ziegeln oder aus Ziegeln in Verbindung mit Haustein gemauert wurde. Nach alten Abbildungen zu urteilen, muß diese Bauweise gerade in den Hauptstraßen der holländischen Städte im 17. Jahrhundert die Regel gewesen sein. So zeigt ein Bild des Malers Berchheyde im Königlichen Museum in Brüssel

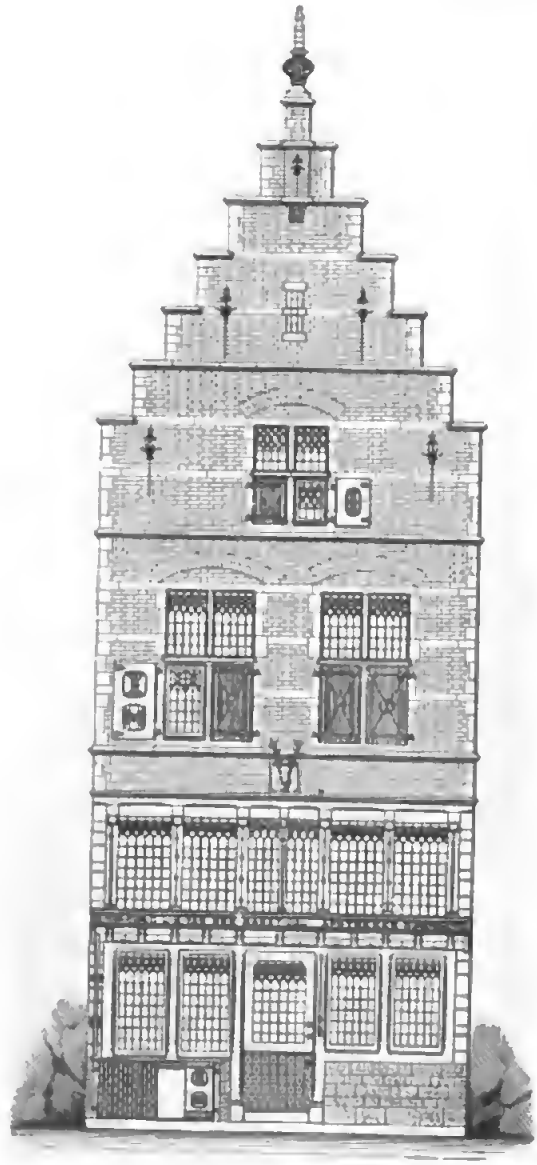


Abb. 269.

a Betten. b Torfschacht. c Wandschränke

Abb. 268. Haus am Luttik-Oudorp in Alkmaar.

Holzstich v. O. Ebel.

Abb. 270. Schnitt durch die Frontmauer.

Abb. 269 und 270. Apotheke am Topfmarkt in Middelburg. Erneuert durch Architekt S. v. d. Meijden.

Digitized by Google

die südliche Seite des Marktplatzes in Haarlem ausnahmslos mit derartigen Häusern besetzt. Auch auf dem in Abb. 267 wiedergegebenen, das alte Rathaus in Amsterdam darstellenden Kupferstich sind neben dem Stadthause links zwei Giebelhäuser dargestellt, deren Holzsäulen des Erdgeschosses auch durchgebildete Renaissancegiebel tragen. In beiden Städten sind diese Bauten jetzt abgebrochen und durch Neubauten ersetzt. An anderen Orten sind unter Beibehaltung der alten Mauern der oberen Geschosse gerade die merkwürdigen Erdgeschosse umgebaut worden. Wo letztere aber noch erhalten sind, wie in Middelburg, Veere, Alkmaar, Utrecht usw., handelt es sich gleichfalls um Häuser in den wichtigeren, dem Markte benachbarten und für den Betrieb von Handel oder Gewerbe bevorzugten Straßen. Auch die ganze Einrichtung dieser Bauweise läßt keinen Zweifel daran, daß die Häuser für Handelsherren oder Gewerbetreibende zugeschnitten waren.

Abb. 271. Apotheke am Topfmarkt in Middelburg. Erneuert durch Architekt S. v. d. Meijden.

Wie aus den Abbildungen zu ersehen, ist die Ausbildung des ganz in Stützen aufgelösten Erdgeschosses immer die gleiche. Über einem niedrigen Steinsockel, der durch die Eingangspforte und den Kellerhals unterbrochen wird, stehen auf einer Schwelle in Entfernung von 80 bis 90 cm starke Eichenpfosten, die in etwa 2,40 m Höhe ein Rähm tragen. Über letzterem setzen neue 1,60 m hohe Stützen auf, welchen wieder ein Rähm und, vor dem letzteren ausgekragt und durch hohe Holzkonsolen gestützt, eine Schwelle auflagert. Auf dieser baut sich dann die massive Mauer des ersten Stockes und des Dachgiebels auf. Liegen das mittlere Rähm lehnt sich, behufs besserer Lichtgebung vielfach mit rückwärts gerichtetem Gefälle, das den Beischlag schützende Vordach. Wo die alte Einrichtung noch ganz unversehrt erhalten ist, sind die Fenster unter dem Vordach mit Klappläden versehen, die sich um eine lotrechte oder wagerechte Achse drehen. In den oberen Geschossen ist meistens die mittlere Fensteröffnung als Ladeluke ausgebildet. Die Fenster der oberen massiven Fronten haben entsprechend der im frühen Mittelalter üblichen Einrichtung (vergl. das romanische Haus auf dem Burghofe in Soest, Denkmalpflege 1903, S. 67) Fensterkreuze aus Haustein und in den unteren Flügeln doppelten Verschluß durch Läden und Fenster. Um den Gegensatz zwischen dem stark durchbrochenen Erdgeschosse und den breiteren Mauerflächen der oberen Stockwerke tunlichst zu verdecken, pflegte man

unter den Fenstern des ersten Stockwerkes einen aus Backsteinen gemauerten Fries anzuordnen, der eingefaßt oder unterbrochen wird durch die aus Hausstein gemeißelten Giebelsteine.

Abb. 272. Häuser am Balauplatze in Middelburg.
Nach der Wiederherstellung Frederiks.

Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß die Erdgeschoßanlage das Überbleibsel des alten Holzbaues bildet. Man hat den als vornehmer geltenden und feuersicheren Steinbau für die Umfassungswände des Hauses anwenden wollen, mochte aber den Vorteil der reichlicheren und bequemeren Lichtzuführung im Erdgeschosse nicht aufgeben. Auch traute man den starken Eichenholzpfosten genügende Tragfähigkeit zu, um den schweren Steingiebel zu tragen. Im Erdgeschosse war die Entstehung und schnelle Ausbreitung eines Feuers wohl weniger zu fürchten, daneben das Löschen eines Brandes hier auch leichter als in den oberen Geschossen. Eine möglichst große Lichtzufuhr war gerade im Erdgeschosse, das bei großer Tiefe des Baues mit Upkammern und Kellerkammern ausgestattet war, durchaus notwendig. Auch das Überkragen des oberen massiven Mauerwerks über die Front des Erdgeschosses hinaus wurde zweifelsohne vom Holzbau übernommen. Daß nun im benachbarten Flandern, wo der Hausteinbau größere Pflege und Entwicklung gefunden hatte und wohl auch reichere Mittel zur Verfügung standen, dieselben Zwecke auch im reinen Hausteinbau zu erreichen wußte, das beweisen die daselbst noch erhaltenen Gildehäuser, z. B. das der Schiffer in Gent und der Schützen in Antwerpen. Hier sind nicht nur die Mauern des Erdgeschosses, sondern auch der oberen Stockwerke mit großen Fensterflächen durchbrochen und in ganz schmale Hausteinstützen aufgelöst (vergl. Abb. 275).

Digitized by Google

Über die weiteren Einzelheiten der beschriebenen Bauweise geben die Abb. 269 bis 274 Auskunft. Das Haus des Apothekers van der Harst am Topfmarkte in Middelburg ist in den Jahren 1899 und 1900 nach den Plänen des Architekten v. d. Mijden wiederhergestellt worden. Auch die Fensterläden und das Holzdach über dem Beischlage haben hier ihren alten farbigen Schmuck wiedererhalten. In Middelburg steht noch ein ähnliches Häuschen

Abb. 273. Häuser am Luttik-Oudorp in Alkmaar.
(Vergl. den Grundriß Abb. 268.)

Abb. 274. Giebelhaus mit Holzunterbau in Veere.

am Marktplatze, und bei der Wiederherstellung der Häuser am Balanplatze neben der Abtei hat Architekt Frederiks eine Hausanlage mit reizvoller Ecklösung in der alten Bauweise geschaffen (Abb. 272). Das in Abb. 274 dargestellte schmale Giebelhaus ist in Veere, der Middelburg benachbarten Stadt auf der Insel Walcheren, gegenüber dem Stadthause erhalten. Die beiden Häuser in Alkmaar an der Kaistraße Luttik-Oudorp (Abb. 268 u. 273) sind noch heute für Geschäftszwecke in Benutzung. Besonders eigenartig ist der Oberbau des größeren Hauses mit seinem reichen Ziegelfriese unter den

Fenstern des ersten Stockes, den mit Hausteinkartuschen verzierten Bogenfeldern der Fenster und den Lukenöffnungen der Speicherböden. Der im Jahre 1609 errichtete Bau wurde 1882 wiederhergestellt. Die in Abb. 269 dargestellte jetzige Grundrißausbildung scheint, nach den Kunstformen des Himmelbettes in der Stube hinter der Diele zu schließen, dem 18. Jahrhundert zu entstammen. Vielleicht war das Haus vorher mit ähnlichen Upkammern wie das Edamer Museum (vergl. Abschn. 1, Seite 203) eingerichtet.

Abb. 275. Haus der Schiffergilde in Gent (1531).

Es kann nun nicht auffällig erscheinen, wenn in der durch Holländer erbauten schleswig-holsteinischen Stadt Friedrichstadt sich Anklänge an die beschriebene Bauweise vorfinden. So ist an der sogenannten alten Münze daselbst (vergl. Abb. 136 u. 137 auf S. 113 u. 114) zwar nicht eine vollständige Stützenreihe im Erdgeschosse angeordnet, aber die Ziegelpfeiler zwischen dem breiten Tor und den seitlichen Fenstern sind auf das äußerste Maß eingeschränkt, so daß die Holzgewände dieser Öffnungen mit als tragende Konstruktion wirken müssen. Auch der breite Ziegelfries unter der Brüstung des Oberstockes ist in besonders schöner Weise vorhanden, desgl. die Luken und Fensterläden. Nun stehen aber auch in den übrigen Städten der schleswig-holsteinischen Westküste, in Husum, Meldorf, Wilster und Krempe.

noch eine Reihe von Giebelhäusern, welche nach niederländischer Bauweise im Erdgeschosse Fachwerk und darüber einen massiven friesischen Giebel aufweisen. Auffälligerweise ist hier das Fachwerk nicht so stark wie in Holland durchbrochen, sondern entspricht genau der sonstigen Anlage eines niedersächsischen Kleinstadthauses. Besonders eigenartig ist die Konstruktion eines Hauses in der Großen Straße zu Husum (abgebildet in der Architek-

Abb. 276. Haus in Krempe.

Abb. 277. Früheres Pfarrhaus in Meldorf (1601).

tonischen Rundschau 1903, Seite 29). Über dem Erdgeschosse kragen sechs starke Holzkonsolen aus, zwischen denen Flachbogen gespannt sind, auf deren vorderer Kante der mit Blenden und wagerechten Gesimsen gegliederte Giebel aufsetzt. In den Städten Meldorf, Wilster und Krempe ist der Unterbau des oberen massiven Giebels wie in Holland durch ein starkes, auf Konsolen vorgekragtes Rähm gebildet, das vielfach eingeschnitzte Inschriften trägt. Selbst wo das untere Fachwerk nachträglich durch massive Mauern ersetzt ist, blieben jene Schwelle und die Konsolen erhalten, so z. B. am Spritzenhaus in Wöhrden, dessen altertümlicher Backsteingiebel 1519 erbaut ist (abgebildet in den Baudenkmälern Schleswig-Holsteins Band I, Seite 152). Das Haus Norderstraße in Meldorf (Abb. 278) ist nachweislich der auf dem Türsturz

Digitized by Google

eingegrabenen Inschrift: DE · SEGEN · DES · HEREN · MACKT · RICK · ANE · ALLE · MOHE · ANNO · 1579 · LANGE · PERS · CLAS. 1579 errichtet. Die Architektur des Giebels erinnert an die Husumer, Lüneburger und Lübecker Backsteinbauten. Ein jetzt abgebrochenes benachbartes Haus in derselben Straße hatte über einem aus Fachwerk hergestellten Oberstocke ebenfalls ein massives Giebeldreieck mit Blenden, welche durch aufsteigende Rundbogen abgeschlossen waren.[30]) Vor allem fällt aber der breite und hohe Giebel des ehemaligen, 1601 erbauten Pfarrhauses in Meldorf auf. Die Giebelblenden sind durch doppelte Rundbogen überdeckt und durch kräftige Gesimse unterbrochen. Die Schwelle des Giebels wird durch Konsolen und sechs kräftige Eichenholzstiele getragen (Abb. 277). Die ähnlichen Bauten in Wilster und Krempe in der Elbmarsch stammen ebenfalls aus dem Anfange

Abb. 278. Haus in der Norderstraße in Meldorf (1579).

des 17. Jahrhunderts. Hier kragen auch noch die Backsteingiebel in mehrfachen Abstufungen über. Die Auskragungen sind durch zierliche Backsteinkonsolen getragen (vergl. Abb. 276). Große Teile der Krempcr und Wilster-Marsch sind mit holländischen Kolonisten besiedelt. In den Städten der Seemarschen Meldorf und Husum bestand ein lebhafter Handelsverkehr nach Holland. Handwerker und Künstler gingen hinüber und herüber. Einzelne Kunsthandwerker in Husum sind nachweislich dauernd von Holland nach Schleswig-Holstein übersiedelt, z. B. der Snitger van Groningen in Husum. Es liegt daher nahe, eine Übertragung der eigentümlichen Bauweise von Holland nach der deutschen Wasserkante anzunehmen. Vielleicht gibt das Auffinden ähnlicher Bauten in noch anderen Teilen unserer Küstenländer weiteren Aufschluß über derartige Beziehungen zwischen Holland und Norddeutschland.

[30]) Vergl. die Abbildung in Haupts Baudenkmäler Band I, Seite 138.

Digitized by Google

### III. Der Rittersaal im Binnenhof im Haag und seine Wiederherstellung.

Die Burg der Grafen von Holland, „het kasteel die Haghe", ist der Ausgangspunkt der Entwicklung der Residenzstadt s'Gravenhuag und hat diese auch weiterhin beeinflußt. Noch heute geben die Reste der Burg dem Kern der Stadt sein Gepräge. Die 2 Hektar große Wasserfläche der alten Burggracht, des Vijver, ist noch fast in der ursprünglichen Gestalt erhalten, die übrigen schmaleren Burggrachten sind wenigstens in den Straßenzügen erkennbar. Der Vorhof und die Innenburg haben ihre alten Namen „Buitenhof" und „Binnenhof" erhalten, und inmitten des letzteren erhebt sich noch heute der Hauptbau der Burg, der Hof- oder Rittersaal.

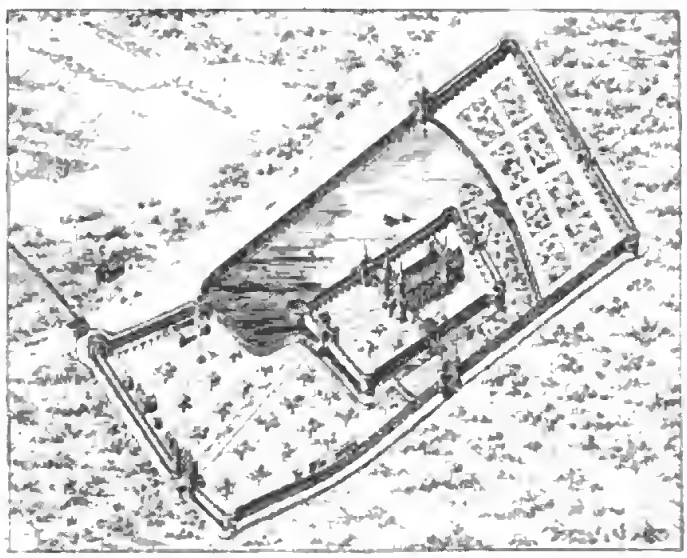


Abb. 279. Das Grafenkastell im Haag um 1300.
Nach Reichsbaumeister Peters.

Als Wilhelm II. von Holland als Gegenkönig gegen Konrad den Hohenstaufer gewählt worden und in dreijährigem Kampfe gegen die dem letzteren treu gebliebenen Reichsstände seine Macht im Nordwesten des Deutschen Reiches ausgedehnt und befestigt hatte, faßte er 1250 den Entschluß, ein ansehnliches Hofgebäude zu stiften, welches geeignet wäre, das zahlreiche Gefolge eines deutschen Kaisers aufzunehmen, in dem es auch angängig wäre, einen Hof- und Reichstag abzuhalten. Jedenfalls wurde dieser Entschluß durch den Einblick in die Burgen und Pfalzen Karls des Großen und der hohenstaufischen Kaiser in Deutschland hervorgerufen. Die seinen Erblanden am nächsten gelegene Pfalz in Nymwegen, welche von Karl dem Großen erbaut und von Barbarossa 1155 vergrößert worden, hatte er aus dringender Geldnot mit allen Gerechtsamen und Besitzungen an den Grafen von Geldern verpfändet. Die alten Pfalzen in Aachen und Ingelheim lagen

Digitized by Google

ihm wohl zu fern von seinen Erblanden. Zwar bestanden in der Grafschaft Holland Burghäuser in Zieriksee, s'Gravenzande, in Leiden und in Haarlem. Von letzterem ist der stattliche Burgsaal noch heute als Vorsaal des städtischen Rathauses erhalten. Aber diese Anwesen konnten den Anforderungen der Hofhaltung eines deutschen Königs nicht genügen. Als Bauplatz des neuen Schlosses wählte Graf Wilhelm eine Stelle in dem Walde, der sich von Leiden, seiner Geburtsstadt, bis nach Delft längs der Innenseite der Seedünen erstreckte, nicht weit von dem daselbst schon vorhandenen, wohl aus Holz erbauten kleinen Jagdhause. Der Bau wurde bei den geringen Geldmitteln, welche auf ihn verwendet werden konnten, nur lässig

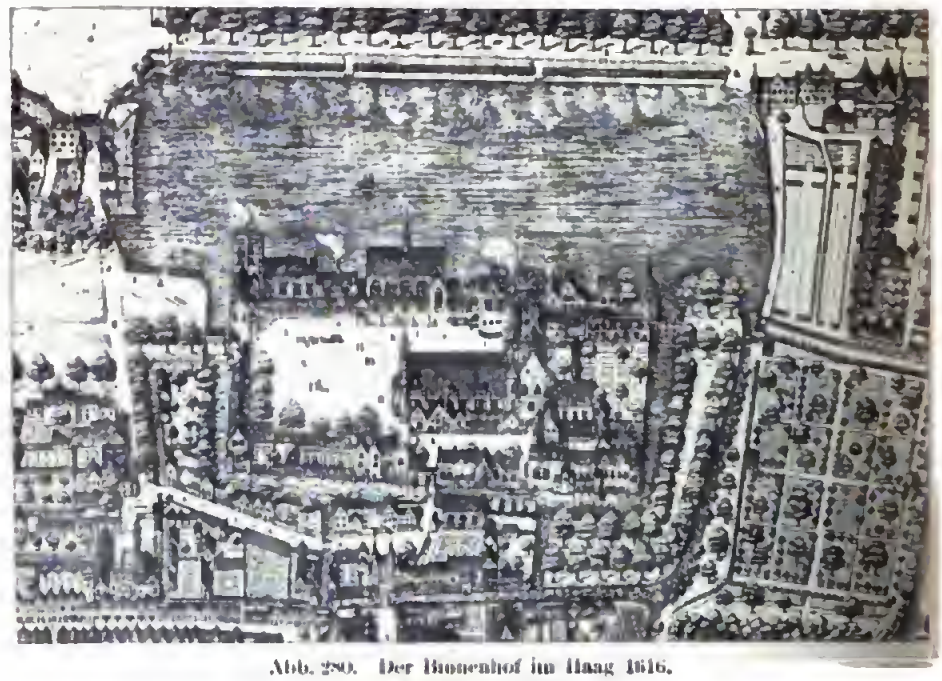


Abb. 280. Der Binnenhof im Haag 1616.
(Nach einem Kupferstich.)

betrieben und geriet mit dem frühen, unerwarteten Tode Wilhelms II. 1254 zunächst gänzlich ins Stocken. Wahrscheinlich sind nur die Außen- und Innengrachten und ein Teil der für die Wohnung des Grafen bestimmten Gebäude errichtet worden.

Als Floris V., der Sohn des Königs Wilhelm, großjährig geworden, nahm er das Werk seines Vaters auf und brachte es von 1274 bis 1284 zum Abschlusse. Gerard van Leiden, des Grafen Floris Schreiber, „Clericus noster", wird als Baumeister genannt. Neue Wohngelasse wurden östlich der vorhandenen angelegt, über letzteren der große Empfangs- und Festsaal, die Halle, erbaut. Die Hofkapelle wurde der heiligen Magd Maria sowie dem Apostel Andreas geweiht und mit dem Rittersaal durch einen Laubengang verbunden, der „Vijver" wurde gegraben, die „Gevangenpoort" am Vorhof angelegt und 1284 im August die neue Anlage eingeweiht und

Digitized by Google

in Benutzung genommen. Wie das „Kasteel“ nach seiner Fertigstellung, etwa 1300, aus der Vogelschau ausgeschaut, gibt die Abb. 279 wieder, welche Reichsbaumeister Peters im Haag auf Grund der erhaltenen Reste der Burg und der schriftlichen Überlieferungen entworfen hat. Sie war einer Schrift beigefügt, in welcher Peters für eine würdige Wiederherstellung des Baues eine Lanze brach. Die Burg bildet ein längliches Rechteck von 210 : 720 m und bedeckt somit eine Fläche von rund 15 ha. Der Vor- oder Niederhof hatte zwei Zugänge, von denen der nördliche noch jetzt als

Abb. 281. Der Rittersaal vor der Wiederherstellung (1896).

„Gevangenpoort“ erhalten ist. Er enthielt die Stallungen, Vorratshäuser, das Falken- und Hundehaus sowie die Wohnungen der Kriegs- und Dienstmannen. Mitten in der Hauptburg, dem Binnenhofe, erhebt sich als alles beherrschender Bau der große Saal mit seinem hohen, von zwei Treppentürmen eingerahmten Giebel. An der Rückseite des Saales schlossen sich die gräflichen Kemenaten an. Dicht am Schloßteich war inmitten der Wohnungen der Gäste die Hofkapelle errichtet. So bildeten Rittersaal und Hofkapelle, gleich wie bei allen deutschen Kaiserburgen, den Mittelpunkt der Anlage. Der östliche Teil des Burggeländes enthielt den gräflichen Park und Garten. Mauern und Grachten umgaben das ganze Gewese und trennten die drei einzelnen Abteilungen, so daß der gräfliche Hof gegen Hand-

Digitized by Google

streiche wohl gesichert war. Für schwere Kriegszeiten wurden die Befestigungen nicht eingerichtet, da alsdann die Hofhaltung in die nahe, stark befestigte Stadt Delft verlegt werden konnte.

Sehr bald bildete sich unter dem Schutze der Burgmauern eine Ansiedlung, die bereits in den folgenden Jahrhunderten einen städtischen Anstrich bekam. Wie aus Abb. 280, der Wiedergabe eines Kupferstiches aus dem Jahre 1616, ersichtlich ist, war im 17. Jahrhundert der Außenhof der Burg bereits teilweise verbaut, der Mauerring der Innenburg ist dicht mit kleinen Gebäuden besiedelt, und auch der Burggarten ist nur noch zur Hälfte erhalten. Aber die Hofkapelle und der Rittersaal sind noch deutlich als die beherrschenden Teile der Umgebung zu erkennen. Auch die Schicksale der Burggebäude sind recht wechselreiche gewesen, hingen aber eng mit den Wandlungen der Geschicke des ganzen Landes zusammen.

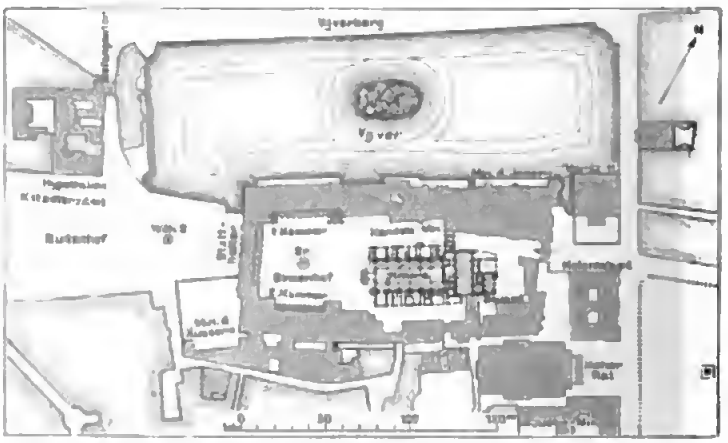


Abb. 282. Binnenhof. Lageplan und Grundriß im Jahre 1891.

1462 wurde durch Karl den Kühnen der Gerichtshof „Hof van Holland“ in der Burg eingerichtet. 1581 am 26. Juli schwuren die Abgesandten der nördlichen Provinzen im Hofsaal, sich vom Königreich Spanien loszusagen. 1582 wurde der neue Gerichtshof „Hooge Raad“ im Binnenhof eingerichtet. Später diente der Binnenhof bis 1806 als Residenz der Statthalter der Republik, der Oranier, um nach mannigfaltigen weiteren Schicksalen 1813 für die Regierung des neuen Königreiches der Niederlande eingerichtet zu werden. Hand in Hand mit den Veränderungen der Benutzung gehen die baulichen Maßnahmen, welche allmählich die alten Gebäude bis auf den Hofsaal durch neue ersetzen lassen. Der Lageplan (Abb. 282) läßt ersehen, wie der alte Binnenhof im Jahre 1891 von allen Seiten mit öffentlichen Gebäuden eingeschlossen und als städtischer Platz in das Weichbild der Stadt einbezogen wurde. Nur der alte Rittersaal ist, wenn auch rings mit Anbauten versehen, noch als Mittelpunkt der Anlage erkennbar. Von der Baugeschichte dieses Saales sind uns gleichfalls einige wichtigere Abschnitte überliefert. 1376 wurde das Portal des Westgiebels, dessen Formen ja auch auf eine spätere Bauzeit schließen lassen, erneut und 1383 die südliche Saalmauer neu gebaut. 1446 beginnt bereits der Anbau von Seitengebäuden,

Digitized by Google

1468 wird das Dach neu gedeckt. 1534 erhalten die beiden Giebeltürme Renaissancehauben, die aber gelegentlich einer Wiederherstellung des Westgiebels 1871 bis 1880 durch gotische Spitzen ersetzt werden. Bis zum Jahre 1861 behielt der Hofsaal jedoch das Eigenartigste seines großen Innenraumes, die freitragende Decke, welche bei einer Breite von 17,80 m, einer Länge von 38 m und einer Höhe von 26 m ohne Stütze zwischen den Widerlagern der Seitenwände gespannt war; fünf eichene Binder aus scharfkantigem Eichenholze wölbten sich frei von den durch Strebepfeiler verstärkten Widerlagern ohne wagerechte Verankerung bis zu den 17 m über dem Saalfußboden liegenden Spannbalken. Es ist dies eine so kühne, folgerichtige und dem Baustoffe angepaßte Sprengewerkskonstruktion, wie sie uns aus dem 13. Jahrhundert sonst nicht erhalten ist.[71]) Abb. 286 gibt die Innenansicht dieses alten Dachstuhles, wie er 1860 noch bestand, nach einer

Abb. 283. Der wiederhergestellte Wehrgang 1903.

Skizze des Reichsbaumeisters Peters wieder. Man erkennt, wie sich von Binder zu Binder die wieder durch kleinere Sprengwerke verstärkten Pfetten spannen, und darüber das von unten offene und sichtbare Sparrenwerk gestreckt ist. Nach den Berichten holländischer Schriftsteller soll irisches Eichenholz, das dem Wurmfraß besonders gut Widerstand zu leisten vermag, Verwendung gefunden haben. Da der Bauherr Graf Floris V. mancherlei Verbindung mit England hatte — so ließ er seinen Sohn in England erziehen —, erscheint es bei den sonstigen engen Handelsbeziehungen zwischen Holland und England auch nicht ausgeschlossen, daß vielleicht englische Rat-

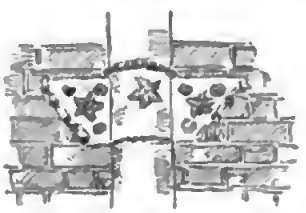


Abb. 284. Abfallrohr mit Schelle.

[71]) Zum Vergleich seien die Maße einiger mittelalterlicher Räume angeführt. Die Decke des Saales der Kaiserpfalz in Goslar ist 15,1 m weit gespannt, wird aber durch eine Säulenreihe getragen, der Gürzenichsaal hatte 22 m Spannweite, aber ebenfalls eine Mittelunterstützung. Der Saal des Heiliggeisthospitales in Lübeck hat eine freitragende Decke von 13,9 m Spannweite.

geber und englische Vorbilder bei der Ausgestaltung dieser Hallendecke mitgewirkt haben.

Es ist nun nicht verständlich, wie es möglich war, daß im Jahre 1861, also zu einer Zeit, da anderwärts das Verständnis für den Wert mittelalterlicher Kunst doch schon zu tagen begann, an einem Gebäude, das allein als geschichtliches Baudenkmal die sorgfältigste Unterhaltung verdiente, durch Baumeister Rode dieser Dachstuhl, der einzige seiner Art aus dem

Abb. 285. Der Rittersaal während der Wiederherstellung 1903.

13. Jahrhundert, abgebrochen und durch eine dreischiffige Anlage mit gußeisernen Bindern ersetzt werden konnte. Um so dankenswerter ist das Vorgehen der holländischen Regierung, welche seit 1896 einen Ausschuß von fünf Künstlern, P. J. H. Cuijpers, C. Meijsken, J. Nieuwenhuis, C. H. Peters und B. E. C. Knuttel, für die planmäßige Wiederherstellung des Rittersaalgebäudes einsetzte und den letztgenannten Architekten mit der Bauausführung betraute. Sie ist jetzt (1904) so weit gediehen, daß begründete Hoffnung vorliegt, Ende dieses Jahres den wiederhergestellten Bau durch die Eröffnung der Generalstaaten in ihm neu zu weihen.

Digitized by Google

Reichsbaumeister C. H. Peters hatte die Güte, den Verfasser bei der Besichtigung des Baues mit allen Einzelheiten der Arbeiten bekannt zu machen und auch Zeichnungen für die hier beigegebenen Abbildungen zur Verfügung zu stellen. Die Wiederherstellungsarbeiten erstrecken sich im Äußeren auf die Beseitigung der späteren Anbauten an den beiden Längsseiten und die Erneuerung der alten Strebepfeiler mit den zwischengespannten, den Wehrgang tragenden Bogen sowie des Wehrganges selbst mit den Türmchen und Zinnen. Nur dicht neben der Giebelseite sind zwei kleinere Anbauten, für welche alte Grundmauern vorgefunden wurden, belassen, haben aber ihre alte Form mit steilen Dächern und Treppengiebeln wieder erhalten. Ebenso sind die alten Bauten der gräflichen Wohnflügel an der Ostseite neu mit mittelalterlichen Dächern versehen worden. Während Abb. 281 den Bau vor 1861 mit den späteren Anbauten wiedergibt, stellt die Abb. 285 den Zustand im Herbste v. J. kurz vor Abschluß der äußeren Wiederherstellungsarbeiten dar. Die Einzelheiten des Wehrganges der Seitenmauern mit den runden Türmchen und den Zinnen sind aus Abb. 283 zu erkennen. Abgesehen von der anscheinend aus späterer Zeit stammenden Abdeckung des großen Giebels und den Wasserspeiern des Wehrganges handelt es sich um einen reinen Backsteinbau. Der alte Verband zeigt Strecker und Läufer, welche in derselben Schicht miteinander wechseln. Bemerkenswert sind auch die aus Walzblei hergestellten Abfallrohre und Schellen. Abb. 284 läßt ersehen, wie durch Umbörtelungen der Ränder der breiten Bleibänder und durch getriebene Darstellungen von Seesternen auf den Flächen ein eigenartiger Schmuck erzielt ist. Die gleiche Schmucktechnik ist auch an dem alten Gebäude der ostindischen Kompagnie in Middelburg auf der Insel Walcheren erhalten.

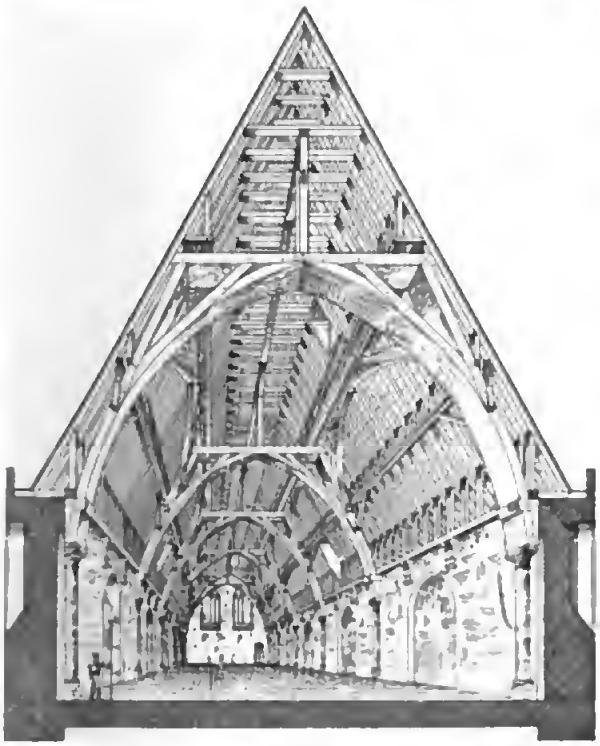


Abb. 286. Der Rittersaal vor dem Umbau im Jahre 1860.

Das Innere ist in den Grundrissen (Abb. 280 u. 291) wiedergegeben. Der große Saal ist etwa zu zwei Drittel der gesamten Fläche unterkellert,

Der hintere zweischiffige Kellerraum, dessen Westwand gegen die Außenwand zurücktritt, stammt jedenfalls von dem ältesten Bau Wilhelms II. aus dem Jahre 1250. Die Träger der Decke, die drei gedrungenen Säulen sind aus Ziegeln gemauert, die Gewölbegrate sind vierkantig. Es sind auch noch die alten, nach vorn führenden Fensteröffnungen erkennbar. In dem vorderen größeren Kellerraume sind die sechs Säulen aus Haustein gefertigt und die Gratrippen in abgeschrägtem Profil hergestellt. Dieser Bau, ebenso die Kellerräume unter dem östlichen Wohnflügel stammen aus der Zeit Floris' V., also um 1275. Aus den Grundrissen ist zu erkennen, wie der Saal von de Lairesse später durch Vorkragen vor der älteren zurückliegenden Mauer hergerichtet ist. Der große Saal und die eigentlichen Wohnbauten sind durch einen schmalen Innenhof voneinander geschieden. Die Wirkung des Innenraumes des Saales wird durch die Eigenart der Deckenausbildung bedingt. Abb. 287 stellt den Querschnitt des Saales im Jahre 1859 vor dem Einbau der Rodeschen dreischiffigen Halle dar. (Auch Abb. 286, S. 223 gibt den Zustand vor dem Umbau vom Jahre 1860 wieder.) Abb. 292 zeigt die Ansicht des Innenraumes im Herbste 1903 während der Wiederherstellungsarbeiten. Abb. 288 u. 289 sind geometrische Darstellungen des wiederhergestellten Dachwerks. Die aus vollkantigem Eichenholze hergestellten Sprengewerke der Binder setzen auf Halbsäulen auf, die den Seitenwänden vorgelagert sind. Da Eichenholz von so großen Abmessungen im Lande nicht mehr zu beschaffen war, mußte es von außerhalb, aus Bayern, bezogen werden. Die Pfetten sind bei ihrer großen, 6 m überschreitenden Spannweite durch starke Kopfbänder verstärkt. Bei den Hauptpfetten besteht diese Verstärkung aus

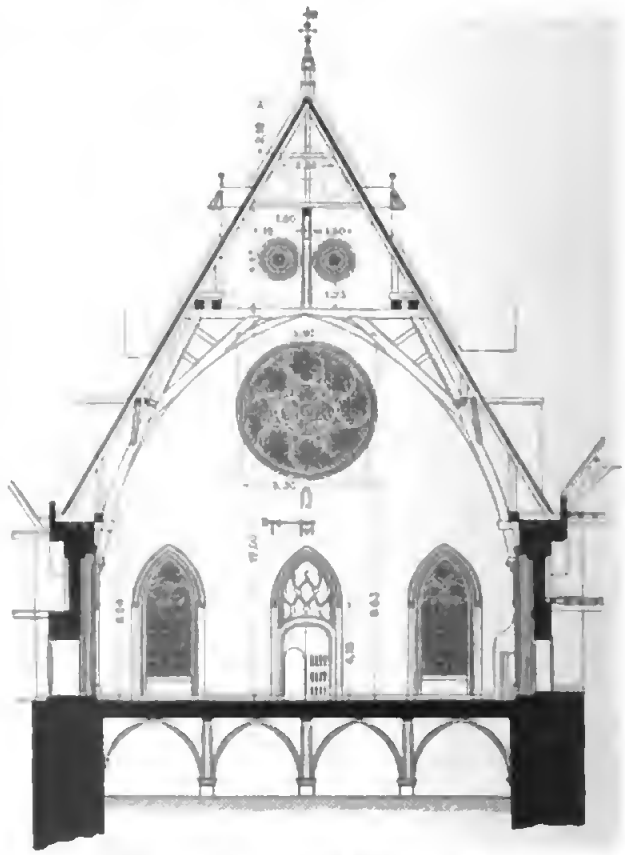


Abb. 287. Schnitt durch den Rittersaal.
(1859 vor dem Umbau.)

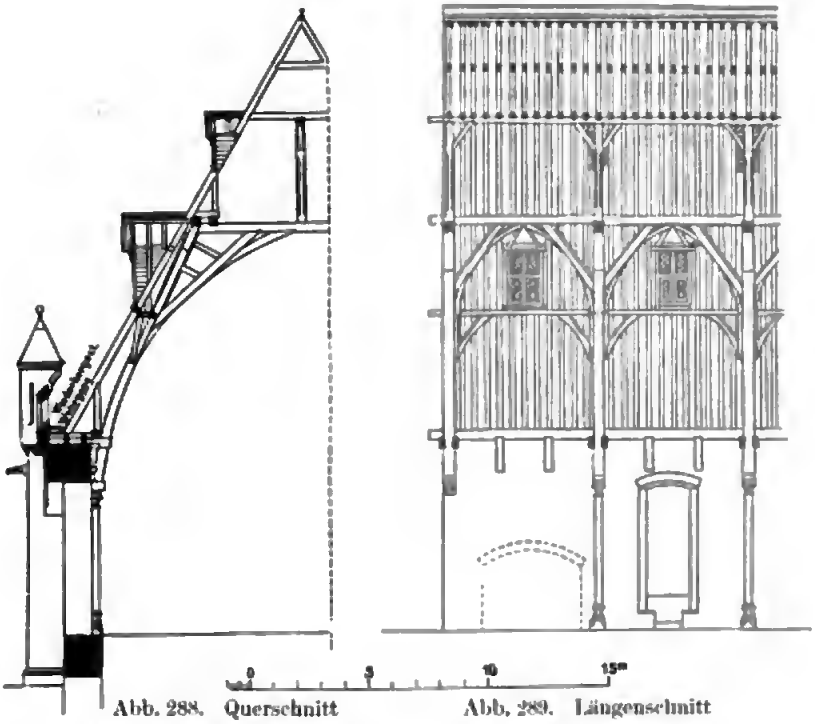


Abb. 288. Querschnitt nach der Wiederherstellung.

Abb. 289. Längenschnitt nach der Wiederherstellung.

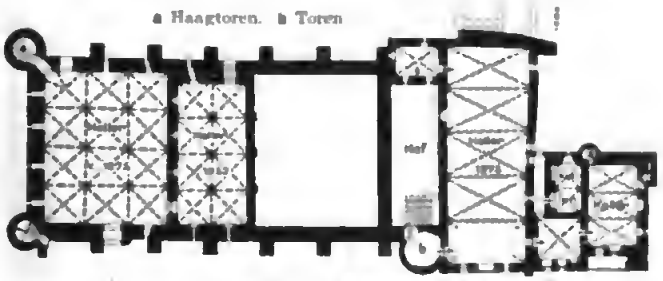



Abb. 290. Kellergeschoß.

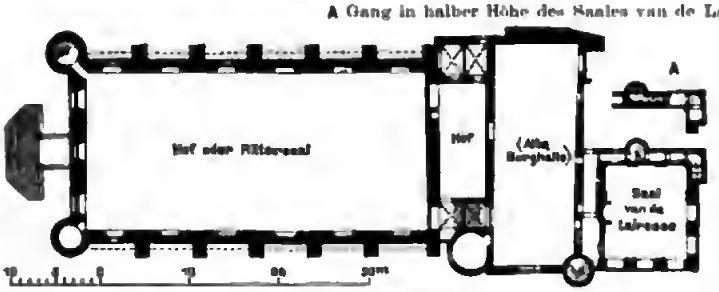



Abb. 291. Erdgeschoß.

Der Rittersaal im Binnenhof im Haag.



Digitized by Google

einem vollen Sprengewerke. Neben den Pfetten sind noch Längsbalken angeordnet, welche die Binder verspannen und einen Teil der Last der Sparren vermittels lotrecht gestellter Drempelstiele aufnehmen. Auch unter den Hahnenbalken des Oberteiles des Dachstuhles sind noch Längsverspannungen angeordnet. Die großen Dachflächen werden durch zwei Reihen Dachfenster unterbrochen, die wieder ihre mittelalterliche Überdeckung mittels Dachgauben erhalten haben. Jede Verzierung an dem Holzwerke ist vermieden, abgesehen von einer Reihe gemeißelter Kragstücke, welche den Anschluß der Längsstreben an den Bindern bilden. Einzelne der alten Kragstücke sind bei dem Abbruche des Jahres 1861 erhalten geblieben und konnten daher wieder verwendet werden. Sie stellen, wie aus den Abb. 293 u. 294 ersichtlich ist, Menschenköpfe, Schnecken und andere phantastische Tiergestalten mit

Abb. 292. Inneres des Rittersaales während der Wiederherstellung 1903.

Abb. 293.

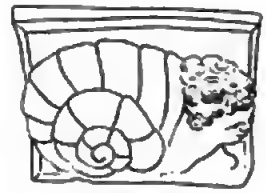


Abb. 294.

Menschenköpfen dar. Bei der großen Höhe, in welcher diese Zieraten angebracht sind, kommen sie weniger zur Geltung. Der Hauptwert der Raumbildung beruht eben darin, daß unter Verzichtleistung auf bildnerischen Schmuck alle Bauglieder, welche die Decke bilden und tragen, unverhüllt gezeigt sind und dabei durch die Folgerichtigkeit der aufstrebenden und tragenden Bauteile sowie die richtigen Verhältnisse von Wand und Decke eine monumentale, eigenartige Raumwirkung geschaffen ist. Es ist wohl anzunehmen und wird durch alte Stiche erwiesen, daß bei festlichen Anlässen die malerische Wirkung des Innenraumes durch Aufhängung von Fahnen, Teppichen und sonstigem farbigen Wandschmucke erhöht wurde. Auch bei den Wiederherstellungsarbeiten soll auf einen weiteren inneren Ausbau verzichtet werden. Am Ostgiebel wird der alte große Doppelkamin wiederhergestellt. Die Wände sollen im Putze stehen bleiben und nur in der unteren Hälfte durch eichene Wandbekleidung und eine niedrige Bekleidung mit alten Tapeten einen Schmuck erhalten. Die Fenster werden weiß mit einzelnen Wappenverzierungen verglast. Gleich hinter dem Eingange wird eine schmale hölzerne Tribüne eingebaut. Die Arbeiten währen jetzt rund sieben Jahre. Die Gesamtkosten werden etwa eine halbe Million Gulden betragen.

Digitized by Google

Das Baudenkmal hat für uns nach drei Richtungen große Wichtigkeit. Demselben liegt als Baugedanke die Errichtung einer deutschen Kaiserpfalz zugrunde, wenngleich der fertige Bau nie als solche gedient hat. Es ist unter den älteren profanen Backsteinbauten Hollands wohl das umfangreichste und darum für die Frage von Bedeutung, ob unser norddeutscher Backsteinbau als eine Weiterentwicklung des holländischen Ziegelbaues anzusehen ist, oder ob der holländische Backsteinbau nur einen Ausläufer der Bewegung bildet, welche in Nordital ien ihren Ausgangspunkt hatte. Schließlich ist uns kein gleich großartiger Dachstuhl mit so mächtiger Spannweite aus dem frühen Mittelalter erhalten. Es wäre daher sehr erwünscht, wenn seitens der Architekten der Wiederherstellungsarbeiten alle Befunde des alten Baubestandes auf das sorgfältigste gesammelt und die Ergebnisse dieser Forschungen weiteren Kreisen zugänglich gemacht würden. Zunächst sei aber dem Reichsbaumeister Peters der lebhafteste Dank ausgesprochen, daß seine Unterstützung es dem Verfasser ermöglichte, durch diese flüchtige Skizze die Aufmerksamkeit der Leser auf die Bedeutung des Rittersaales im Binnenhof im Haag zu lenken.

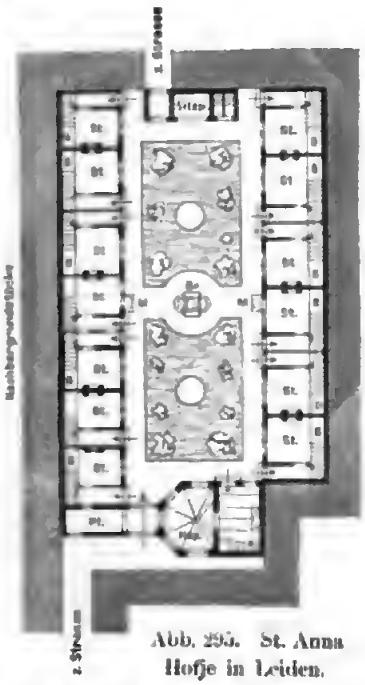


Abb. 253. St. Anna Hofje in Leiden.

B Bett. Br. Brunnen. M Müllgrube. St. Wohnstube. Vz. Versammlungszimmer. Kap. Kapelle. Pf. Pförtner.

## IV. Holländische Hofjes.

Neben den Bauten, welche für die Verwaltung der Stadtgemeinde und die Obliegenheiten der Gilden, Gewerkschaften und Kaufmannschaften bestimmt waren, sind uns in Holland alte Einrichtungen erhalten geblieben, die den Zwecken der öffentlichen Wohlfahrtspflege dienten. Von diesen sind die sogenanten „Hofjes“ dem Lande besonders eigentümlich und verdienen eine allgemeine Beachtung aus den verschiedensten Gründen. Sie waren dazu bestimmt, alte Leute aufzunehmen, deren Verhältnisse es nicht zuließen, ihren Lebensabend im Kreise der Familie und in Wohnhäusern, die Familienbesitz bilden, zu beschließen. Die Mittel für die Erbauung und Unterhaltung flossen in der Hauptsache aus milden Stiftungen von Gönnern und reichen Stadtbürgern. Schon bei Lebzeiten vermachten viele Leute Teile ihres Vermögens ähnlichen Stiftungen und dienten ihnen gleichzeitig als Verwalter und Mitglied der Vorsteherschaften. So gehörte es eine Zeitlang zum guten Ton in der Gesellschaft, sich in der Eigenschaft als „Regent“ eines Hofjes, Hospitales oder Gasthauses inmitten des Vorstandes abbilden zu lassen. Eine Reihe köstlichster Bilder dieser Art sind uns im Museum in Haarlem und anderwärts erhalten.

Der Name „Hofje“, d. i. Hof, stammt jedenfalls von der ursprünglichen Einrichtung, nach welcher die Gebäude einen Hof und Garten um-

schlossen. Dabei mögen die verschiedensten Gründe mitgewirkt haben. Vielleicht liegt das Vorbild eines Klosterhofes nahe, in dem die Zellen der Mönche und Nonnen einen Hof mit Kreuzgang umgeben. Die Übersicht in der Anstalt und ihre Überwachung wurde jedenfalls durch eine derartige Anlage erleichtert. Für die außerhalb des Lebens und Treibens der Straße stehenden Insassen genügte wohl auch der inmitten der Häuserviertel gelegene und infolgedessen billigere Bauplatz. Dabei war die beschauliche Ruhe des abgeschiedenen Hofes eher als ein Vorteil für die Bewohner anzusehen, die hier Gelegenheit fanden, sich aus dem harten Getriebe des Lebens eine, wenn auch nur bescheidene Altersruhe zu retten. So mag die allseitig von Nachbargrundstücken umgebene Baustelle, wie sie im St. Anna Hofje in Leiden erhalten ist, wohl als die älteste Art der Einrichtung angesehen werden (vgl. Abb. 295 u. 296). Das Hofje ist von zwei benachbarten Straßen durch schmale Gänge zugänglich. An dem Haupteingang liegt gegenüber dem Raum des Pförtners die Kapelle mit der Wohnung der geistlichen Vorsteherin, die aus einem unteren Wohnraum und einem oberen Schlafraum besteht. Dreizehn selbständige kleine Häuschen, die als Reihenhäuser gebaut sind, umgürten den Hof und Gartenplatz, der die sonstigen gemeinschaftlichen Einrichtungen, als Müllgruben, Aborte, Brunnen, bedeckte Sitzplätze usw. aufnimmt.

Abb. 296. St. Anna Hofje in Leiden.

Die Stadt Haarlem ist noch heute reich an Hofjeanlagen, darunter auch an solchen aus späterer Zeit und von aufwendigerer Durchführung. Das hier nach einer skizzenhaften Aufnahme wiedergegebene „Backenes Hofje“ ist eine ältere, bereits 1395 gegründete Anlage. Die eine Schmalseite

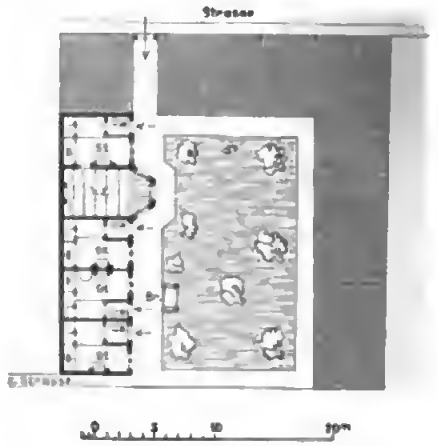



Abb. 297. Backenes Hofje in Haarlem.

Digitized by Google

des länglichen Vierecks liegt an einer nicht sehr breiten Gasse, aber die Eingänge und Fenster der Wohnungen sind sämtlich nach dem Hofe gerichtet (Abb. 297, 299, 300 u. 301). Den Haupteingang an jener Gasse bildet eine Pforte, die 1628 mit einer Renaissancearchitektur umrahmt wurde. In der Kartusche des Giebelfeldes ist hier auch die Stiftungsurkunde angebracht (Abb. 300). Eine der alten Wohnungen ist anscheinend nachträglich zu einem gemeinschaftlichen Unterkunftszimmer der Insassen ausgebaut und bei der Gelegenheit durch einen Erkervorbau erweitert worden. Derartige reichere Portale, die zwischen den Wohnhäusern an der Straße vor einem Trautgange angelegt sind und den Zugang zu Anlagen inmitten der Häuserblöcke bilden, sind in Holland überhaupt recht beliebt gewesen. Ein besonders schönes Beispiel, das Portal des Waisenhauses in Groningen (Abb. 298), ist ganz aus Haustein ausgeführt und mit den Bildwerken von Waisenkindern in der Landestracht geschmückt.

Abb. 298. Portal am Waisenhaus in Groningen.

Vor den Toren der Stadt Haarlem, dicht an dem daselbst gelegenen Parke ist das 1651 erbaute „Heythuysen Hofje“ erhalten. Es wäre nicht angebracht gewesen, den Bewohnern die Aussicht in die Baumanlagen des öffentlichen Parkes vorzuenthalten. So sind wenigstens die Fenster einzelner Hofjewohnungen an der Frontseite angeordnet, während die Eingänge zu den Stuben vom Hof- und Gartenplatz aus angelegt sind (Abb. 304). In Alkmaar liegt an einer der Hauptstraßen, dicht an sie angrenzend, das stattliche Altmänner- und Frauenhaus. Hier hat man den Hof und Garten an die Straße herangelegt, so daß er von ihr durch ein Gitter und einen Portalbau geschieden wird (Abb. 302 u. 305). Aber die beiden Gebäudeflügel, die bis an die Straße heranreichen, enthalten nur die gemeinschaftlichen Räume, als den Andachtssaal, die Wirtschafts- und Verwaltungsräume, während die eigentlichen Wohnräume ebenfalls nur von dem Hofe Licht und Luft erhalten. Im übrigen ist diese Anlage durch einen hochgeführten Treppenturm ausgezeichnet, der neben den Türmen des Rathauses, der Stadtwage und der Kirchen seinen Anteil an der malerischen Erscheinung des Stadtbildes behauptet.

Digitized by Google

Als allmählich in der Umgebung des Grafenschlosses im Hang eine ansehnliche städtische Gemeinde entstand, wurden dort auch eine ganze Reihe von Hofjes angesiedelt, die entsprechend den reicheren, zur Verfügung stehenden Mitteln und den inzwischen anderweitig gewonnenen Erfahrungen eine stattlichere und aufwendigere Durchbildung erfahren haben. Eine

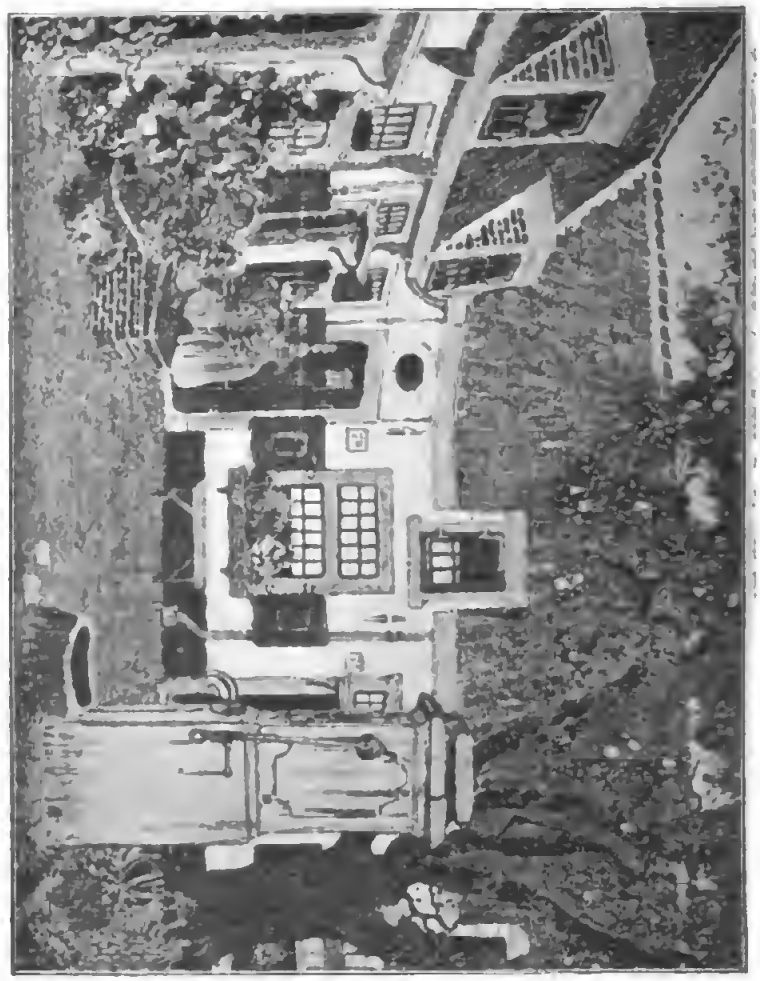


Abb. 296. Backeners Hofje in Haarlem. Ansicht des Hofes und Gartens.
Nach einer Zeichnung des Malers W. O. J. Nieuwenkamp.

große Anzahl derselben sind uns in ihrer ursprünglichen Gestalt durch Kupferstiche wiedergegeben worden, von denen ein Beispiel, das Hofje von Nieukoop, in Abb. 307 abgedruckt ist. Längs der Grachtstraße ist zunächst ein Bau mit Flügeln und einem reich ausgestalteten Portale angelegt, der die Verwaltungs- und Festräume aufnimmt. Dahinter liegt das eigentliche Hofje mit seinen langen Zeilen von Einzelwohnungen.

Digitized by Google

Der große Mittelplatz, mit dem gemeinschaftlichen Brunnen in der Mitte, ist in Gärtchen abgeteilt, welche den Wohnungen zugehören. Der Kapellenbau bildet den hinteren Abschluß.

In der Nähe der Stadt Leeuwarden, dicht bei dem Flecken Marsum, hat Dr. Popta, der einstige Besitzer des großen Landgutes „Popta Slot", ein Hofje gegründet, das wegen seiner Lage in Verbindung mit diesem Landgut besonders bemerkenswert ist (Abb. 303). Der Landsitz, Popta Slot, ist nach friesischer Art von einem breiten Wasser, einer Gracht, umgeben. Zwischen dem Schloß und dem Flecken liegt ein weiter Anger, der für die Aufnahme der Stiftung bestimmt wurde. Obgleich hier genügend Raum für eine freie ungebundene Stellung der einzelnen Gebäude des Hofje vorhanden war, wurde 1710 bis 1712 zunächst das sogenannte „oude Gasthuis" genau nach städtischer Art, entsprechend der altgewohnten Überlieferung, mit einem rings umbauten Hofe errichtet. Erst die späteren Anlagen der neuen Wohnungen zwischen dem Anger und der Harlinger Straße haben eine freiere Gruppierung in der Landschaft erhalten. Das Schloß dient noch heute den Familien der Regenten wenigstens als Sommeraufenthalt. Das alte Gasthaus ist im Inneren in alter Weise auf das bescheidenste eingerichtet. Im Gegensatz hierzu fällt die reiche Ausstattung des Portales mit bildnerischem Schmuck in die Augen (Abb. 306).

Abb. 300. Backenes Hofje in Haarlem. Portal an der Straße (1628).

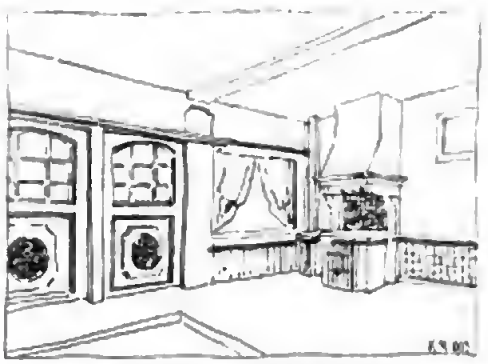


Abb. 301. Backenes Hofje in Haarlem. Alte Wohnstube.

Trotz der geschilderten, mannigfach verschiedenen Ausgestaltung der Gesamtanlagen der Hofjes sind die inneren Einrichtungen innerhalb der eigentlichen Wohnungen im Laufe der Jahrhunderte ziemlich die gleichen geblieben. Man kann wohl mit Recht annehmen, daß sie im allgemeinen ein Bild einer Wohnung wiedergeben, wie sich solche

in früheren Zeiten aus der Eigenart der weniger bemittelten Bevölkerung herausgebildet hatte und deren Gewohnheiten entsprach. Berücksichtigt man dabei, daß es sich nicht um die Unterbringung einer ganzen Familie, sondern nur um die einzelner Personen handelt, und zieht man noch in Betracht, daß in den alten Städten der Baugrund wohl auch recht begehrt war, so kann man die Größe der Wohnungen mit ihren Nebenräumen eher als reichlich ansehen. Gemeiniglich tritt man vom Hofe zunächst in einen Flur oder Windfang, der zuweilen die Stiege nach der Bodenkammer aufnimmt und gelegentlich auch als Waschraum benutzt wird. Die Wohnstube enthält den geräumigen Fensterplatz, die als Wandschrank eingebaute Bettstatt und den Kamin nebst

Abb. 302. Alt-Männer- und -Frauenhaus in Alkmaar.

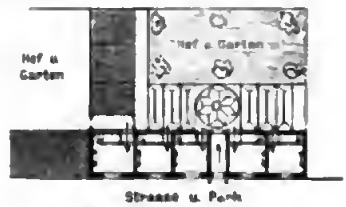
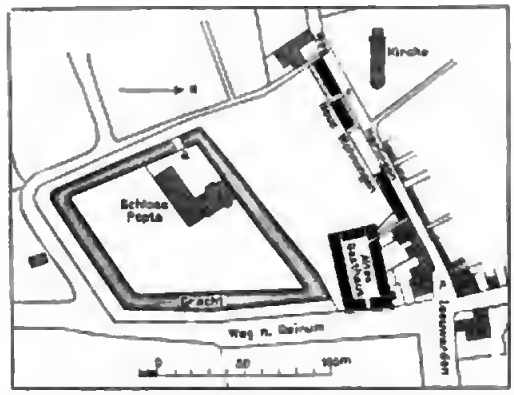



Abb. 304. Heythuysen Hofje in Haarlem.




Die schwarz angedeuteten Häuser gehören der Stiftung.
a Torgebäude

Abb. 303. Lageplan. Schloß Popta.

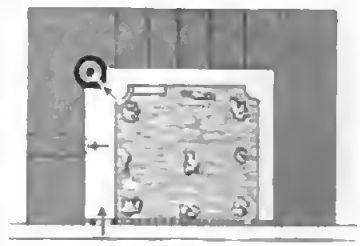



Abb. 305. Alt-Männer- und -Frauenhaus in Alkmaar.

Digitized by Google

Zubehör, daneben noch sonstige Wandschränke. Eine besonders altertümliche und zugleich eigenartige Anlage aus dem Backeneshofje gibt Abb. 301 wieder. Neben dem Kamin ist ein vom Dachboden herabführender Torfschacht angelegt, der unten in einem Schränkchen endet. Zwischen dem Kamin und dem Vorsprunge des Torfschachtes sind kleine Borden für Bücher angelegt. Neben der Bettkoje ist ein Schrank und eine Vorratskammer eingebaut. Der untere Teil der Wände, soweit diese nicht aus Holz bestehen, ist ebenso wie die Rückwand des Kamins mit glasierten Fliesen bekleidet. Die Fenster haben in ihrem unteren Teile feste Holzläden. An der Außenseite der Fenster sind breite Borde für die Aufstellung von Blumentöpfen angebracht, die im Verein mit dem Gebüsch und den Blumenbeeten des Hofes der ganzen Anlage ein recht freundliches Aussehen verleihen (vergl. Abb. 299).

Abb. 306. Schloß Popta bei Leeuwarden. Altenteilhaus (altes Gasthaus).

Diese Herrichtung von Einzelwohnungen, welche als Reihenhäuser dicht aneinander gedrängt sind, bildet die Regel. Hiernach führt jeder Insasse seine eigene bescheidene Wirtschaft. Das genannte Altlentehaus in Alkmaar ist dagegen eine Anstalt, in der eine gemeinschaftliche Verpflegung durchgeführt ist. Demgemäß sind hier auch mehrere Pfleglinge in größeren Räumen untergebracht, wobei allerdings wenigstens kleinere Abschläge für die einzelnen Personen geschaffen sind.

Die Hofjes sind nicht die einzigen Anstalten, welche der Gemeinsinn des holländischen Volkes für die wirtschaftlich Unselbständigen geschaffen hat. Neben denselben sind noch die Waisenhäuser, die sogenannten Gasthäuser, die Hospitäler und die Beginenhäuser zu nennen. Auch in den

Abb. 307. Nieukoop Hofje im Haag.

deutschen Landen sind uns mancherlei ähnliche Anlagen aus alter Zeit überkommen, deren Bauten Rückschlüsse auf das Leben des Volkes im Mittelalter und der anschließenden Zeit außerhalb des Kreises der Familien gestatten. Besonders bekannt ist das Stift zum heiligen Geiste in Lübeck, über dessen Kapelle in der Denkmalpflege, Jahrg. 1900, Nr. 1 berichtet wurde. In Schleswig-Holstein ist noch heute das alte Gasthaus der Stadt Husum unter Aufrechterhaltung seiner alten Bestimmung und Einrichtung im Betriebe. Die Stadt Schleswig hat neben anderen klösterlichen Anlagen die Kielmannseckesche Stiftung des Präsidentenklosters aufzuweisen. Das Ahlefeldsche Stift in Eckernförde, das leider schon abgebrochen ist, war in ähnlicher Weise eingerichtet. Gewiß sind auch in anderen Teilen des deutschen Landes mancherlei Bauten gleicher Bestimmung erhalten, welche der Beachtung und Pflege wert sind.

Digitized by Google

## V. Altholländische Innenräume.

Die altholländischen Innenräume, welche uns noch erhalten sind, stammen aus einer Zeit, da es nach mittelalterlicher Sitte üblich war, das Gefüge der den Raum abschließenden Wände und Decken als Grundlage der architektonischen Durchbildung festzuhalten. So war für die Deckenbildung

Abb. 308. Vorsaal im Stadthaus in Haarlem; früher Rittersaal des Grafenschlosses (13. Jahrhundert).

die Herstellung starker Unterzüge mit quer zu denselben, und zwar ziemlich eng aneinander gestreckten schmalen Holzbalken die Regel. Letztere tragen den zugleich Decke und Fußboden bildenden Bohlenbelag. Ein Beispiel dieser Bauweise ist bereits im ersten Abschnitte dieser Aufsätze wiedergegeben, der das altholländische Bürgerhaus zu Edam behandelt. Selbst bei weitergespannten, saalartigen Räumen wandte man diese Deckenbildung an, wie das Beispiel des jetzigen Vorsaales im Stadthause zu Haarlem zeigt (vergl.

Digitized by Google

Abb. 308). Der Raum soll aus dem einstigen gräflichen Schlosse stammen und im 13. Jahrhundert als der Rittersaal des Grafenschlosses erbaut sein. Die straffe Gliederung der Decke mit den tief herunterreichenden Streben der Sattelhölzer gibt trotz der einfachen Durchbildung der Einzelheiten und dem Mangel einer Bemalung, die jetzt nicht mehr vorhanden und auch nicht

Abb. 308. Kamin im Museum in Dordrecht; früher in Klovenierseloen (Haus der Synode).

nachweisbar ist, dem Raume eine ernste und würdige Wirkung. Daß man derartige schwere Unterzüge mit Sattelhölzern und Streben auch bei den gewöhnlichen mäßigen Spannweiten verwandte, beweist die Decke des oberen Raumes im Museum in Dordrecht (Abb. 309). In späterer Zeit, als die neuen Bauformen der Renaissance aus dem Süden in das Land drangen, begann man, die schweren Streben am Auflager der Unterzüge zu unterdrücken und

Digitized by Google

nur die Sattelhölzer beizubehalten, denen wohl noch auskragende Konsolen als Stützen dienten. Hier war zugleich der Ort, an dem das Holzwerk in den Formen der neuen Kunst geschmückt wurde. Als Beispiele seien außer der Decke der Ratswage in Hoorn noch genannt die Decke eines Saales im Museum in Hoorn, einem einstmaligen Gerichtsgebäude. Es wird zugleich

Abb. 310. Kamin aus Nord-Holland im Kunstgewerbemuseum in Haarlem.

auf die Ausführungen des Schaumannschen Aufsatzes und die zugehörige Abb. 170, Seite 136 dieser Schrift Bezug genommen.

Sofern in den oberen Stockwerken Kamine angelegt wurden, war die Herstellung der Decke in deren nächster Umgebung in unverbrennlichem Baustoffe notwendig. Man erreichte dies ausnahmslos durch die Auskragung der Mauer im unteren Geschosse. So wurde im Stadthause in Alkmaar einem

Kaminmantel im unteren Geschosse ein Spitzbogenfries aufgesetzt, der auf Steinkonsolen, die mit Masken geschmückt sind, auskragt. Häufiger ist die in dem Ratswagegebäude in Hoorn gewählte Anordnung, nach welcher ein halbes aus Backsteinen gemauertes Kreuzgewölbe von der Wand auf einer Konsole emporsteigt und sich gegen einen starken Wechsel lehnt, der zwischen die benachbarten Unterzüge gespannt ist. Abb. 313 gibt diese Lösung wieder und zeigt zugleich, in wie reizvoller Weise mit einigen Schnitzereien dieser Übergang von der Wand zur Decke betont ist.

Wenn auch der Massivbau in den holländischen Städten sich im Verhältnis zu dem übrigen Norddeutschland frühzeitig entwickelt hat, so hielt man doch gern an der hölzernen Wandbekleidung der Innenräume auch bei den Backsteinbauten fest. Die Holzpaneele nehmen etwa $^2/_3$ der Wandhöhe ein, so daß nur noch ein schmalerer Fries bis zur Decke verbleibt, der bei reicherer Ausstattung, z. B. in einem Sitzungszimmer des alten Gerichtsgebäudes in Hoorn mit Ledertapeten bekleidet wurde. Für das Holzpaneel hat sich die Ausführung mit gestemmten Füllungen herausgebildet, und zwar sind verhältnismäßig kleine Füllungen beliebt, die sich in gleicher Größe

Abb. 311.
Kaminziegel aus Veere.

Abb. 312.

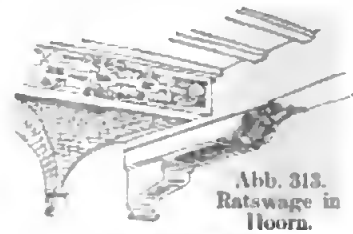


Abb. 313.
Ratswage in Hoorn.
Deckenauskragung.

mehrmals übereinander (bis 5 mal) wiederholen. Dabei kommt vielfach der Einbau fester Wandschränke vor, die wohl eine reichere Behandlung erfahren, gleich wie die mitunter in reizvollster Weise geschnitzten Friese. Das Gesims des Paneels kragt weit aus, so daß es zur Aufstellung von Schmucktellern und Geschirr dienen kann.

Der hervorragendste und mit besonderer Vorliebe schmuckvoll behandelte Teil der Wand ist der Kamin, der zur Erwärmung der Räume und in Wohnhäusern zugleich als Kochstätte dient. Diese vornehmlich bei den romanischen Völkern übliche Einrichtung unterscheidet sich also streng von der niederdeutschen Art, nach welcher der Herd der Diele und der Bilegger der Stube in zwei getrennten Räumen aufgestellt sind. Der nur wenig von der Wand vorspringende Fuß des Kamins ist mit Steinfliesen belegt, und zwar in gleicher Höhe mit dem Fußboden oder nur wenig über diesen hervortretend. Die Hinterwand trägt mit zwei Pfeilern oder Auslegern die Kappe, einen eichenen Rahmen, über dem der nach oben sich allmählich zusammenziehende Schornstein beginnt. Die Rückwand der Feuerstelle ist ausnahmslos in zwei verschiedenen Bauweisen ausgebildet. Der dem Feuer nicht unmittelbar ausgesetzte Teil wird vornehmlich mit den bekannten glasierten holländischen Fliesen bekleidet, durch deren Musterung wohl noch besondere friesartige Abteile hergestellt werden. Der Wandteil unmittelbar hinter der Feuerstelle mußte besonders gegen den Angriff der Hitze geschützt werden. Hierzu bediente man sich gegossener eiserner Platten oder einer Bekleidung mit be-

Digitized by Google

sonders scharf gebrannten Ziegeln. Erstere wurden ähnlich wie die Platten der niederdeutschen Bilegger die Träger reicherer Bildwerke, wie die Beispiele in Abb. 310 u. 314 aus Nordholland und Hoorn erkennen lassen. Bei den Bekleidungen mit gebrannten Ziegeln verwandte man solche kleinen Formates bis zu 15 cm Länge, deren teppichartig sich wiederholende Muster anscheinend beim Formen des Ziegels mit einem Stempel eingepreßt worden sind. Es handelt sich also um eine Art alter Terrakotten. An den Steinen des Kamins im Museum in Dordrecht ist der holländische Wappenlöwe als Zierform benutzt. Im Rathause in Veere auf der Insel Walcheren sind alte Kaminziegel erhalten, die in ihren Friesfüllungen augenscheinlich die Köpfe der Landesfürsten, nämlich Philipps II. und Kaiser Maximilians und deren

Abb. 314. Kamin im Museum in Hoorn.

Gattinnen, aufweisen. Sie stammen nach den beigepreßten Jahreszahlen aus den Jahren 1594 und 1546 (vergl. Abb. 311 u. 312). An der den Rauchfang tragenden Kappe hat sich die Schnitzkunst auf das schönste betätigt. Namentlich ist es beliebt, am Friese des Eichenholzrahmens Konsolen mit Masken anzubringen. Das Schnitzwerk dehnt sich wohl auch auf die Friestafeln zwischen den Konsolen aus, wie z. B. an dem auf Abb. 314 wiedergegebenen Kamine im Museum in Hoorn, der Darstellungen von Schiffen und Seestücken trägt.

Einer der wohl am reichsten durchgeführten Kaminaufsätze stammt aus dem früheren Haus der Synode in Dordrecht und ist jetzt im Museum daselbst aufgestellt (vergl. Abb. 309 u. 316). Hier wird die ganze Länge des Rahmens durch eine Holzschnitzerei eingenommen, in der mit 18 nackten Männergestalten ein Kampf wiedergegeben ist. Die Leiber der Kämpfer sind meistens in nahezu voller Körperlichkeit geschnitzt, und die einzelnen Kampfesstellungen sind von solcher Mannigfaltigkeit und einer so vorzüglichen Durch-

Digitized by Google

bildung, daß die Vermutung, es läge dieser Arbeit der Entwurf eines hervorragenden Künstlers zugrunde, wohl berechtigt erscheint. In Dordrecht nimmt man Jan Terneen als den Bildschnitzer des Werkes an. Es mag diese Annahme zutreffend sein oder nicht, so kann ein Vergleich mit dem Kupferstich des süddeutschen Künstlers Barthel Behnm, bezeichnet mit: „Der Männerkampf", keinen Zweifel darüber lassen, daß diese Zeichnung der Ausführung des Bildwerkes zugrunde gelegt ist. Zur Erleichterung des Vergleiches ist hier der Behamsche Stich nach einer Veröffentlichung in der Zeitschrift für Bücherfreunde VI 2, S. 268, wo er als Abbildung zu einem Aufsatze von Singer abgedruckt ist, wiedergegeben (Abb. 315)[72]. Es sind dieselben 18 Ge-

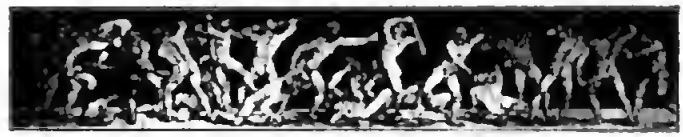


Abb. 315. Der Männerkampf.
Nach einem Kupferstich von Barthel Behnm.

Abb. 316. Bildschnitzerei des Kamins im Museum in Dordrecht.

stalten in fast genau den gleichen Kampfesstellungen. Nur hat der Bildschnitzer einzelne Landschaftsteile hinzugefügt, und in der rechten Hälfte seiner Darstellung sind die Gestalten, um zu füllen, weniger gedrängt aufgestellt. Trotz der bewundernswerten Durchführung der Schnitzarbeit ist es nicht überall gelungen, in der spröderen Werkarbeit die Akte mit derselben Sicherheit und in der gleichen Schönheit wiederzugeben, wie dies in dem Behamschen Vorbilde durchgeführt ist. Jedenfalls ist das Werk ein Zeichen, daß bei der Übertragung der neuen Formen von Italien nach den

[72]) Daß es sich bei dem Bildwerke um eine Anlehnung an eine Behamsche Arbeit handelte, hatte der Verfasser bereits aus der Kenntnis des bekannteren Kupferstiches „Titus Gracchus" angenommen. Die fast vollständige Übereinstimmung mit dem Stiche des sogenannten Männerkampfes ist auf diesseitige Anregung von dem Bibliothekar im Kgl. Kunstgewerbemuseum Dr. Gustav Kühl festgestellt worden.

Digitized by Google

Niederlanden die Mitwirkung süddeutscher Künstler nicht ganz auszuschließen ist, wie dies ja für das übrige Norddeutschland in reichem Maße nachweisbar ist.[73]) Es sei nur daran erinnert, wie oft Dürersche Kupferstiche und Holzschnitte von schleswig-holsteinischen Bildschnitzern als Vorbilder benutzt

Abb. 317. Kammer aus Hindeloopen, jetzt im Museum in Leeuwarden.

worden sind. Erwähnt sei noch, daß an der Dordrechter Kaminkappe gegossene, bronzene, mit dem holländischen Wappenlöwen geschmückte Griffe erhalten sind, deren man sich beim Wärmen der Füße zum Festhalten des Körpers bediente.

[73]) Vergl. hierzu auch den Küsthardtschen Aufsatz „Die neun guten Helden", in der Zeitschr. Denkmalpflege, Jahrg. 1901 Seite 58.

Die einzelnen, jetzt das Königreich der Niederlande bildenden Landschaften wurden erst im Laufe der Zeit zu einem einheitlichen Staate vereinigt und sind daher früher sowohl in wirtschaftlicher Beziehung als auch in der Durchbildung ihrer Bauten eigene Wege gegangen. Vor allem trifft dies auf die von Friesen bewohnten Landesteile, also den nördlichen Teil der jetzigen Provinz Nordholland, Friesland und Groningen zu. In Friesland ist es namentlich die frühere Handelsstadt Hindelopen, in der infolge des Rückganges der wirtschaftlichen Verhältnisse alte Bauten verhältnismäßig lange gegenüber den Strömungen der Neuzeit sich erhalten haben. Eine alte Friesenstube wurde 1900 auf der Weltausstellung in Paris als ein Beispiel alter holländischer Kunst vorgeführt. Eine Zimmereinrichtung aus Hindelopen ist im Germanischen Museum in Nürnberg aufgestellt worden, und im friesischen Museum in Leuwarden sind gleichfalls zwei alte Innenräume aus Hindelopen mit ihrer vollständigen Ausstattung bewahrt. Abb. 317 gibt die Einrichtung des größeren und behäbigeren Wohnraumes des Leuwardener Museums nach einer photographischen Aufnahme wieder, Abb. 319 stellt den Grundriß dar, wobei die Außenmauern des alten Hauses als wiederhergestellt angenommen sind. Trotzdem in dem Wohnraume drei Wandbetten „Betsteden" eingerichtet sind, handelt es sich augenscheinlich nicht um eine Bauernstube. Hindelopen war vor allem eine kleine Handelsstadt. Wie die im Leuwardener Museum aufbewahrten Zeichnungen alter Häuser der Stadt beweisen (vergl. die Wiedergabe einer Aufnahme von Feith aus dem Jahre 1847 Abb. 318), bestanden die schmalen Giebelhäuser von etwa 6 m Breite aus einem unteren Wohngeschosse und einem oder mehreren Speicherböden. Letztere dienten augenscheinlich nur zur Aufstapelung der Waren, waren durch eine bis zum Fußboden reichende Tür zugänglich und durch kleine Fenster beleuchtet. Der Ausbau des Wohngeschosses hatte mit dem in Abschnitt I beschriebenen altholländischen Wohnhause zu Edam insofern Ähnlichkeit, als die Haupträume durch die ganze Breite des Hauses hindurchreichen und aus einer Voorkamer oder einem Binnenhals und einer Achterkamer oder Buitenkamer bestehen. Die eigentümliche Anlage einer Kelderkamer und Opkamer, wie sie sich in Edam vorfindet, scheint hier nicht üblich gewesen zu sein, sind doch die Kaminfeuerung, die ja zugleich als Wärmequelle und Kochvorrichtung dient, und die Betsteden in die Achterkamer verlegt. Eine solche Achterkamer ist es also, die sowohl im Germanischen Museum in Nürnberg als auch in Leuwarden zur Aufstellung gelangte. Beider Einrichtung ist im wesentlichen fast genau übereinstimmend. Wenn in Leuwarden die Kachelverkleidung der beiden Außenwände an den oberen Wandteilen nicht überall durchgeführt ist und die Balken der Decke nicht parallel der Giebelwand, sondern senkrecht zu letzterer gestreckt sind, so kann dies wohl von einer mangelhaften Durchführung des Einbaues in den Museumsraum herrühren. Man tritt von der Voorkamer zwischen einer Doppelwand, in der zwei Wandbetten, ein Schrank sowie die Treppen zum Keller und Speicherboden eingebaut sind, in den Raum, dessen auffälligste Einrichtung darin besteht, daß die sieben unteren Schichten der Kachelbekleidung der Außenwände an den beiden anderen Zimmerwänden, also auch unter den Holzverschlägen der Betsteden herumgeführt sind. Man steigt daher in diese Wandbetten vermittels Trittleitern. Ebenso ist der große bewegliche Schrank in der Wandnische auf einem stelzenartigen Untersatz aufgestellt, und ein Teil der sonstigen Möbel, als z. B. die Wiege, ja selbst die Puppenwiege sind von dem mit Fliesen belegten Fußboden durch hölzerne Untergestelle emporgehoben. Es mag dahingestellt bleiben, ob diese Einrichtungen den Zweck hatten, eine Reinigung des Zimmers

Digitized by Google

mit reichlichem Wasserverbrauch ohne Schädigung des Holzwerkes vornehmen zu können, oder ob dabei sogar auf die Möglichkeit einer Überschwemmung des ganzen Gewebes bei einem Bruche des Seedeiches gerechnet wurde. Vielleicht trifft beides zu.

Neben dem seitlichen Wandbette ist ein Windfang von dem Raume abgeschlagen, der nach dem Hofausgange führt und mittels eines Durchguckes von der Stube aus übersehen werden kann. Der Kamin ist an der Außenmauer zwischen den beiden Fenstern angelegt; so daß der Schornstein in der Höhe der Giebelmauer, letztere bekrönend, ausmünden kann. Dies ist eine Anordnung, die auch im deutschen Ostfriesland und im Jeverlande bei den

Abb. 318. Ansicht eines Hauses aus Hindelopen.

Nach einer Aufnahme von Feith im Museum in Leuwarden.

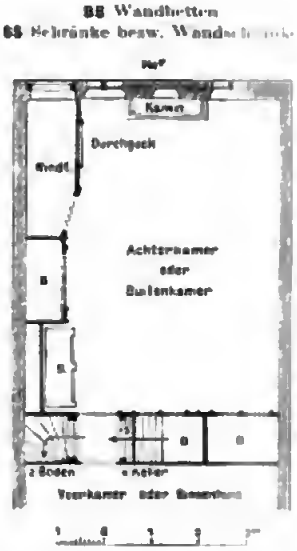



Abb. 319. Kammer aus Hindelopen, jetzt im Museum in Leuwarden.

Grundriß zu Abb. 317.

Wohnflügeln der großen Platzgehäude vorkommt und dort als eine eigenartige holländische Einrichtung angesehen wird. Die Fenster sind entsprechend der verhältnismäßig großen Stockwerkshöhe ziemlich schlank und deshalb in der Mitte durch einen wagerechten Balken geteilt. Das Oberteil besteht aus zwei gekuppelten, mit Rundbogen abgeschlossenen Öffnungen. Bei der Aufnahme der Fassade des in Abb. 318 dargestellten Hauses im Jahre 1817 war noch die Färbung des Holzwerkes der Fenster, Türen und Fensterläden mit lebhaften Farben, als Rot, Weiß, Grün und der Nachahmung blauen Marmors erhalten. Die inneren Holzbekleidungen der Wandbetten, Schränke, Türen und Durchgucke einschließlich des großen beweglichen Schrankes sind in braunem, ungefärbtem Eichenholz gearbeitet. Dabei wurden die Pilaster, die Schlageisten und einzelne Füllungen in wirkungsvoller Weise durch Schnitzereien belebt. Für die oberen Füllungen der Türen der Bettstellen sind diese

Füllungen durchbrochen gearbeitet, wobei besonders die Verwendung gedrechselter Docken beliebt ist. Jedenfalls sollen diese Durchbrechungen zum Lüften der Bettstellen über Tage dienen. Das tiefe Braun dieser Holzarbeiten hebt sich wirkungsvoll von den leuchtenden Farben der glasierten Wandkacheln und der porzellanenen Schauteller ab, die in reicher Zahl auf den Borden am Oberteil der Wände Aufstellung gefunden haben. Die farbenreiche, eigenartige Wirkung der ganzen Einrichtung wird noch gehoben durch die Möbelausstattung, die auf teilweise rotem Grunde mit Lackfarben auf das reichste bemalt ist. Pflanzen, Blumen, Vögel und anderes Getier sind in reizvoller Zusammenstellung dargestellt. Auf der Abb. 317 ist neben einzelnen Teilen dieser Möbel (es sei besonders auf den Tritt vor der Bettlade, eine Kinderwiege, einen Kinderschlitten und eine durchbrochene hölzerne Feuerkiste aufmerksam gemacht) auch die alte, eigenartige Volkstracht der Hindeloopener wiedergegeben.[34])

Diese Hindeloopener Zimmer in Leuwarden und Nürnberg bilden nur einen Teil der vielfach erhaltenen Reste alter friesischer Volkskunst, die sich als Niederschlag eines kräftig entwickelten Volksstammes herausgebildet hatte. Wir finden solche Reste noch zerstreut und verschleppt in ganz Holland, so z. B. in Gestalt von Fenstersäulen und Wandschränken wiederverwendet in einem Neubau, den Architekt Jan Schouten in Anlehnung an alte Kunstformen in Delft errichtet hat. Der Einfluß friesischer Kunst läßt sich auch an der Westküste Schleswig-Holsteins verfolgen. So sprechen die verschiedensten Anzeichen dafür, daß wenigstens einzelne Teile der Ausstattung des Swinschen Peesels aus Lunden (jetzt im Museum dithmarsischer Altertümer in Meldorf) unter dem Einflusse holländisch-friesischer Kunst entstanden sind (vergl. die Ausführungen auf Seite 70 u. 71).

### VI. Reste altholländischer Volkskunst auf dem Lande.

Trotzdem die holländischen Landschaften sich in der Nähe großer Verkehrswege erstrecken, und volkreiche Städte innerhalb derselben liegen, haben sich auf dem Lande doch mannigfache Reste alter Volkskunst erhalten. Es mag dies seinen Grund darin haben, daß der Bauernstand von alters her eine große wirtschaftliche Selbständigkeit besaß, und so alle Grundbedingungen für die Entwicklung eines kräftigen Volkstums gegeben waren. Dieses kennzeichnet sich noch heute in der verbreiteten Erhaltung der alten Volkstrachten, in dem Festhalten an der Farbenfreudigkeit im Hausbau und um Gerät und schließlich in

Abb. 320. Dorfschmiede in Ost-Souburg. Insel Walcheren.

[34]) Vergl. den Aufsatz von O. Lauffer in den „Mitteilungen aus dem Germanischen Museum“ 1904, Heft 1, in dem neben der sonstigen Einrichtung der in Nürnberg aufgestellten Hindeloopener Stube auch die dortigen Möbel auf das eingehendste beschrieben sind.

Digitized by Google

der Wiederverwendung altgewohnter Bauweisen bei der Ausgestaltung des Hauses selbst.

Die alten Volkstrachten sind recht mannigfaltig, wie dies bei einem Volke, das aus dem Zusammenschmelzen der verschiedensten niederdeutschen Stämme entstanden ist, nicht anders erwartet werden kann. Die große Sammlung von Volkstrachten im Reichsmuseum in Amsterdam gibt hiervon Zeugnis. In vielen Landschaften sind die alten Trachten aber bei dem Volke noch täglich im Gebrauch, so namentlich in der von den Mündungsgewässern der Schelde und Maas umflossenen Provinz Seeland, in den Fischeransiedlungen am Zuidersee und in den friesischen Landen. Die große Farbenfreudigkeit macht sich sowohl im Hausbau als auch in der Ausbildung

Abb. 321. Hafenort auf der Insel Marken.

des Gerätes bemerkbar. Gemeiniglich werden Fensterrahmen und Fensterläden in hellen Farben, weiß oder grün gestrichen. Wenn die Holzverkleidungen der Außenwände mit Teer dunkel gefärbt werden, erhalten die Flächen in Seeland regelmäßig hell gestrichene Einfassungslinien. Knallblau ist als Anstrich einzelner Mauerteile auch nicht unbeliebt, namentlich als Färbung des Sockels. In einzelnen Landschaften Nordhollands erstreckt sich der Anstrich sogar auf die den Häusern vorgelegten Trauftpflaster und selbst auf die Stämme der vor den Häusern stehenden Bäume. Farbig prangen die Hecktore der die Felder einfassenden Gräben, Zäune und Umwallungen. Grün, rot und weiß sind die Farben der Gefährte, nicht zu vergessen des Metallgelbes der Messinggefäße, namentlich der stets hellglänzend geputzten Milchkannen. Auch die für die Wohnungsausstattung gebräuchlichen Möbel zeigen noch vielfach die den alten Vorbildern gleichende reiche Bemalung.

Der Übergang vom Holzbau zum Massivbau hat zwar namentlich für die eigentlichen Wohnhäuser auch auf dem Lande begonnen. Immerhin

wird für die Wirtschaftsbauten noch mit Vorliebe Holzfachwerk verwendet, das außen mit Brettern verkleidet ist. Besonders malerisch wirken die Anlagen der Dorfschmieden, wie sie sich in Seeland erhalten haben. Der Werkraum ist entweder frei auf dem Dorfanger errichtet oder in die Häuserzeile eingebaut. Vor ihm ist ein aus starken Stämmen zusammengebautes und überdachtes Gerüst errichtet, in dem zwei bis drei Pferdestände nebeneinander angelegt sind. Das Holzwerk der Gerüste wird geteert, während die Verbretterungen weiß und grün gestrichen sind. Ein Beispiel aus Ost-Souburg auf der Insel Walcheren ist in der Abb. 320 wiedergegeben.

Je nach der Stammeszugehörigkeit der einstigen Siedler — Brabanter und Franken in den südlichen Landschaften, Bataver in Seeland und Südholland, West- und Ostfriesen in Nordholland, Friesland und Groningen, Sachsen in den an Westfalen angrenzenden Landen — weist die Bauanlage

Abb. 322. Häusergruppe aus Marken.

der Häuser die mannigfaltigsten Lösungen auf. Ihr nachzuspüren würde auch der Kenntnis der Entwicklung unseres deutschen Bauernhauses sehr zustatten kommen. Es wäre daher recht erwünscht, wenn das vom Verbande deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine herausgegebene Werk: „Das Bauernhaus im Deutschen Reiche" durch die Bearbeitung des holländischen Bauernhauses eine ähnliche Ergänzung und Erweiterung erhielte, wie dies durch die Herausgabe des gleichen Werkes für die Schweiz und Deutsch-Österreich geschehen ist. Namentlich würde jetzt noch Gelegenheit sein, für die Gestaltung unserer friesischen Platzgebäude in Oldenburg und Ostfriesland sowie der Eiderstedter Hauberge die verwandten Bauformen in den Landschaften Nordhollands zwischen Hoorn und Enkhuizen sowie in Groningen und Friesland festzulegen. Auch Moorkaten mit bis zur Erde herabreichenden Dächern sind noch in der Provinz Geldern erhalten.

Neben den eigentlichen Bauten des Landmanns sind in Nordholland Siedlungen von Fischern und gewerblichen Arbeitern bemerkenswert, in denen

an altertümlichen Einrichtungen bis in die jüngste Zeit mit großer Treue festgehalten wurde. Dies sind die Fischerdörfer Marken und Urk auf den gleichnamigen Inseln, das Fischerdorf Volendam bei Edam und die Flecken und Dörfer längs des Flußlaufes der Zaan und ihrer Nebenkanäle. Auf der flachen, unbedeichten Marschinsel Marken im Zuidersee stehen die Häuschen auf künstlichen aus Kleierde aufgeworfenen und womöglich von Bohlwerk umgebenen Warten, zu kleineren und größeren Gruppen zusammengedrängt, wie dies die Abb. 321 u. 322 wiedergeben. In Volendam hat man sich im Schutze des Seedeiches angesiedelt, teils auf der Rückseite des Deiches selbst, teils in dem dahinter liegenden Polder in einer Gasse parallel zum Deiche. Die Häuser in Zaandam, Zaandijk, Zaanstreek, Wormermeer usw.,

Abb. 323. Kanal bei Zaandam.

welche von den Arbeitern der benachbarten gewerblichen Anlagen bewohnt werden, ziehen sich in langen Reihen, einem nordischen Venedig ähnlich, an den Wasserläufen hin, die das Land nach allen möglichen Richtungen durchfurchen (vgl. Abb. 323). Die gewerblichen Anlagen dieser Gegend beziehen ihre Rohstoffe, hauptsächlich Holz aus Skandinavien und Rußland, von alters her auf dem Wasserwege. Als Triebkraft für die Maschinen wird noch heute, wie vor hunderten von Jahren, der Wind benutzt, der durch eine Menge größerer und kleinerer Windmühlen aufgefangen wird. Diese überragen die Schuppen und Werkstattgebäude. Entweder sind sie als Bockmühlen angelegt, die oberhalb großer Plattformen sich drehen (ein Beispiel sieh Abb. 324 rechts). Oder es ist, wie dies bei den Brettschneidemühlen das üblichere ist, die ganze Werkstatt mit der Mühle zusammen drehbar auf einem Untergestell eingerichtet (vergl. Abb. 325 und die Mühle links auf der Abb. 324). Nach guter alter Sitte hat jede Windmühle, ähnlich wie dies bei den städtischen Häusern im Mittelalter die Regel war, ihren eigenen Namen.

Digitized by Google

So zeigt die auf Abb. 325 dargestellte Mühle die weithin sichtbare Inschrift: „ADE WILDE BOER", zum wilden Bauern. Wir haben hier die Werkstätten vor uns, die in früheren Jahrhunderten als mustergültig in ganz Europa an-

Abb. 324. Windmühlen bei Zaandam.

gesehen wurden, in denen auch Peter der Große sich längere Zeit aufhielt, um seine Kenntnisse im Schiffbau und der gewerblichen Tätigkeit des Westens zu bereichern.

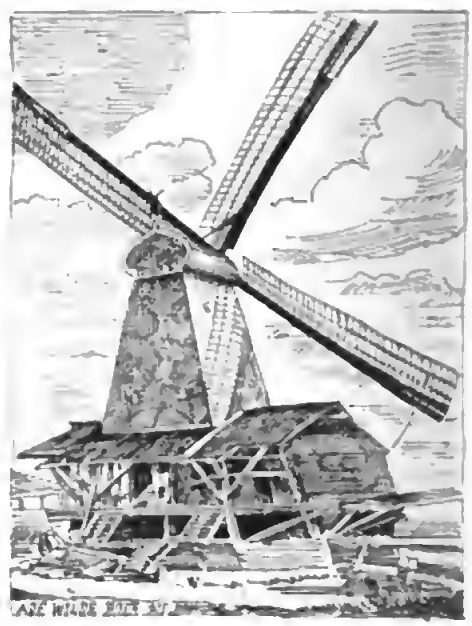


Abb. 325. Schneidemühle in Zaandam.

Das Eigenartige sowohl bei den gewerblichen Bauten als auch bei den Wohnhäusern der Arbeiter und Fischer ist es, daß hier in der Nähe der so hoch entwickelten Baukunst, wie sie die benachbarten Städte aufweisen, von dem Massivbau anscheinend grundsätzlich kein Gebrauch gemacht, und bis auf die Wände der Feuerungen nur Holz als Baustoff verwendet wird. Dabei werden die Wände als Fachwerk mit Bretterbekleidung, also wenig sicher gegen Feuer und klimatische Einflüsse hergestellt. Die Kunstformen beschränken sich auf die Anbringung eines Giebelspießes und ausgeschnittener Giebelbretter. Das Beispiel Abb. 334 zeigt eine in Marken viel beliebte Giebellösung. In Zaandam ist die Nachahmung einer Vase oder eines Korkenziehers üblicher, wie dies die Abb. 327 u. 333 erkennen lassen. Trotz dieser Beschränkung der eigentlichen Kunstformen machen die Häuschen

Digitized by Google

einen recht freundlichen Eindruck, wozu die geschickte Bemalung der Fensterumrahmungen, Läden, Giebelbretter usw. nicht unwesentlich beiträgt. Diese Bauteile sind in hellen Farben gehalten und heben sich scharf von dem Hintergrunde der Brettverkleidung und der Dachflächen ab. Letztere sind teils nach alter Sitte mit Reth oder mit roten Ziegeln gedeckt. Bei älteren Bauten sind die Fensterläden auf die Höhe der unteren Fensterflügel beschränkt, wie die Aufnahmen Abb. 326 u. 327 zeigen.[75]) Die Fenster wurden, wie dies auch jetzt noch in den städtischen Bauten Hollands die Regel ist, als Schiebefenster angelegt. Die Haustüren bestehen, gleich wie bei den altdeutschen Bauernhaustüren, aus zwei übereinanderliegenden Flügeln. Der im allgemeinen

Abb. 326. Wohnhaus in Koog a. d. Zaan (1648).

Abb. 327. Wohnhaus in Zaandam.

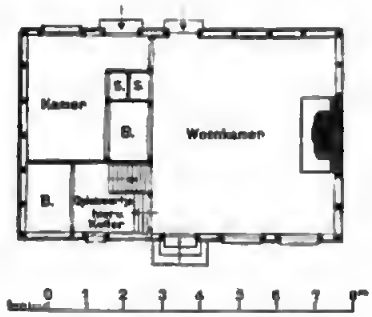



Abb. 328. Wohnhaus in Zaandam, erbaut 1728.

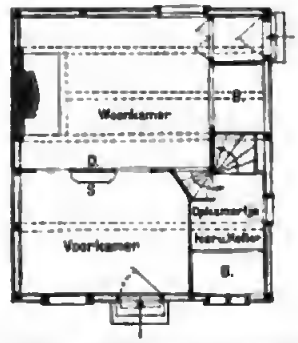



Abb. 329. Wohnhaus in Zaandam. Grundriß zu Abb. 327.

[75]) Die Aufnahmen der Abb. 326 bis 331 verdanken wir der gütigen Vermittlung des Reichsbaumeisters Peters im Haag, der sie für die Zwecke dieser Veröffentlichung anfertigen ließ.

rechteckige Grundriß der kleinen Häuschen hat in den Siedlungen an der Zaan stellenweise insofern eine Bereicherung erfahren, als dort gelegentlich die vordere Gebäudeecke gebrochen ist, und hier ein schräg gestelltes Fenster angeordnet wird, das den Ausblick auf die vorbeiführende Gasse oder den Kanal erleichtern soll. An dem in Abb. 335 dargestellten Beispiel setzt sich das schräge Fenster an der Giebelwand weiter fort.

In der Durchbildung der Innenräume wird bei den Fischerhäusern in Marken und Volendam auf die knappste Aufteilung des Raumes Bedacht ge-

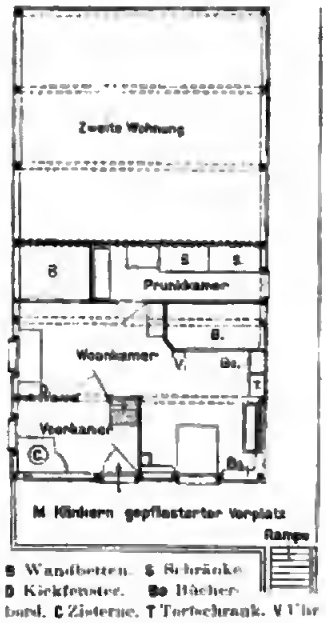



Abb. 332. Zwillingshaus in Marken.

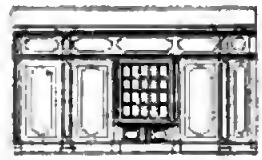


Abb. 330.

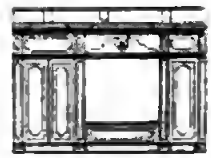


Abb. 331.

Woonkamer des Hauses in Zaandam (zu Abb. 327 u. 329).

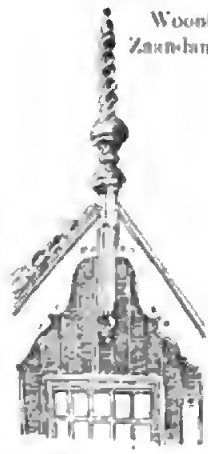


Abb. 333. Giebelspieß aus Zaandam.

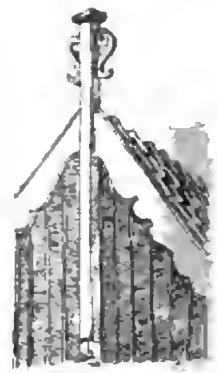


Abb. 334. Giebelspieß aus Marken.

nommen, die an die kleinen Wohnungen der Hofjes erinnert. Vielfach ist das Haus als Zwillingshaus oder Drillingshaus für mehrere Familien eingerichtet. Von dem mit Klinkern gepflasterten erhöhten Vorplatze der Wurt (vergl. Abb. 332) tritt man zunächst in eine „Voorkamer", welche die Zisterne, die Abwasservorrichtung und das zum Dachboden führende Treppchen aufnimmt. Mit dem Hauptraum, der „Woonkamer", ist der Vorraum außer durch die Tür noch mittels eines Guckfensters verbunden. Im Wohnraum dient der Kamin zugleich als Kochherd und als Wärmequelle. Die Bettstellen sind als Wandbetten eingebaut. Als dritter Raum tritt hier und da noch die sogenannte „Prunkkamer" hinzu, in der einige Schränke und Truhen aufgestellt sind. Die Freude am Besitz eines behäbigen Hausrats kommt aber schon in der Ausstattung der Wohnstube zur Geltung. Gewebte Vorhänge schließen die Öffnungen der Bettkojen. Bettbezüge und Bettleinen sind in zierlichster

Digitized by Google

Abb. 335. Haus in Zaandijk.

Weise mit Stickereien geschmückt, wobei alte Muster, deren Bedeutung wohl längst vergessen ist, wie z. B. das Motiv der Baumverehrung, wiederholt werden. Rings an den Wänden auf Borden, auf Tischen und Kommoden ist eine so große Zahl von Schmuckstellern und sonstigem farbigen Geschirr angebracht und aufgestellt, daß man eher den Eindruck eines Museumsraumes als der Stube einer Fischerwohnung hat. Unter den aus Holz gefertigten Stücken des Hausrats, als Wanduhren, Mangelbretter, Hängeschränkchen usw. befinden sich viele mit Kerbschnitt verzierte Gegenstände, die wohl dem Hausfleiß der Vorfahren ihre Entstehung verdanken. Abb. 336 gibt eine Anschauung der Zimmerecke der in Abb. 332 im Grundrisse dargestellten Wohnung.

Die Häuser der Gewerbetreibenden an der Zaan bieten eine größere Mannigfaltigkeit in der Grundrißlösung, wie die Aufnahmen Abb. 328 u. 329 erkennen lassen. Außer dem Hauptwohnraum ist meist eine

Abb. 336. Wohnkammer aus Marken. Grundriß in Abb. 332.

Kammer und über einem Kellerraum ein erhöhter kleiner Schlafraum, die „Opkamertje", angelegt. Bei größerem Wohlstande ist neben der äußeren Brettverschalung noch eine innere Täfelung angebracht. Diese hat, wie z. B.

in dem auf Abb. 327 u. 328 bis 331 dargestellten Hause eine architektonische Durchbildung mit Pilastern und Füllungen erfahren, in welcher die Öffnungen der Bettkojen, das nach der Voorkamer führende Guckfenster, Schränke und Türen eingebaut sind.

Noch bis vor kurzem hat man in Marken und Volendam an dem alten Herkommen festgehalten, und wenn auch einzelne Mauern aus Backsteinen hergestellt wurden, ist doch das Gesamtgepräge der früheren Bauten gewahrt worden. In erfreulicher Weise machte auch die Arztwohnung, welche nach einem Entwurfe des Architekten Frowein in s' Gravenhage ausgeführt wurde, keine Ausnahme, wie die in der Zeitschrift „de bouwwereld" 1905, Nr. 4, und in der „Denkmalpflege" 1906 S. 26 wiedergegebene Abbildung erkennen läßt. Leider ist im Jahre 1905 die Häusergruppe am Hafen des Eilandes Marken durch einen Brand zerstört worden, welcher bei der Feuergefährlichkeit der alten Bauart größeren Umfang angenommen hatte. Vom Architekten Wentik jr. wurden Vorschläge gemacht, wie selbst unter Verwendung massiver Umfassungsmauern der Gesamtcharakter der alten Ansiedlung zu erhalten sei, ob mit Erfolg ist uns nicht bekannt.

In der Nähe der sich anscheinend eines großen Wohlstandes erfreuenden Stadt Zaandam erstrecken sich schon ganze Häuserzeilen, in welchen, ohne Rücksicht auf das geschichtlich gewordene und ohne Anschluß an die alten Bauten, neue Bauformen sich breit machen, die vor allem das Eingehen auf die besonderen Bedürfnisse der einzelnen Glieder der Bevölkerung vermissen lassen. Zu wünschen wäre, daß, wenn nun einmal der Massivbau seiner größeren Feuersicherheit wegen berufen ist, in den geschlossenen Teilen der Ortschaften den alten Holzbau zu verdrängen, bei diesen Neuschöpfungen in ähnlicher Weise vorgegangen wird, wie seinerzeit vor Jahrhunderten in den holländischen Städten. Es möge unter Berücksichtigung der Eigenart des Baustoffes, unter Anschluß an die Sonderheiten der Landschaft, der Bevölkerung und des einzelnen Hausstandes und unter Vermeidung unnützer, nicht zum Wesen eines schlichten Hauses gehöriger Zierate gebaut werden.

Schleswig u. Berlin 1903—1905. K. Mühlke.

Buchdruckerei Gebrüder Knoll, Berlin S. W.

# Die Wappen der alten Bauernfamilien in den holsteinischen Elbmarschen

gesammelt und mit begleitendem Text und Genealogien versehen von Max Kahlke und Walter Kahlke

*

Verlag von Riegel & Jensen (J. Harder, Buchhandlung) in Altona
* 1920 *

Digitized by Google

Von diesem Werk wurden
25 Exemplare vom Künstler numeriert und mit seiner Unterschrift versehen.
Die ersten zehn Exemplare wurden in Halbleder mit der Hand gebunden.

•

Das Titelblatt und die Abbildungen zeichnete
**Max Kahlke.**

•

Die Zeichnungen sind in Originalgröße wiedergegeben.

•

Den Druck des Buches besorgte
die Firma H. W. Köbner & Co. G. m. b. H. in Altona
Rolandsburg.

•

Alle Rechte, namentlich das Übersetzungsrecht vorbehalten.

Digitized by Google

# Vorwort.

Die vorliegenden Wappen sind das Ergebnis einer Sammelarbeit, die uns Unterzeichneten eine Reihe von Jahren beschäftigt und uns viel Freude gemacht hat. Hat sie uns doch unsere heimatliche Marsch und ihre Geschichte ein großes Stück näher gebracht. Um dem Leser ein lebensvolleres Bild zu bieten, haben wir uns entschlossen, jedem Wappen eine kurze Genealogie der betreffenden Familie beizufügen, die das erste Auftreten jeden Namens und Daten aus der älteren Geschichte jeder Familie enthält. Auf unbedingte Vollständigkeit machen diese Daten keinen Anspruch. Dazu fehlte es uns an dem hinreichenden Material sowohl als an der nötigen Quellenkenntnis. Wir gedachten auch die Familien durch das Gebotene nun ihrerseits zu weiteren Nachforschungen anzuregen.

Auch die Wappensammlung selbst kann auf Vollständigkeit keinen Anspruch erheben. Verschiedene alte Familien sind nicht vertreten. Und doch sind wir sicher, daß im Besitze der Familien sich auf den Höfen noch manches Wissenswerte finden ließe, das uns bislang nicht zugänglich war. Für jede Art von Anregung aus dem Kreise der beteiligten Familien wären wir daher dankbar und würden sie bei einer Neuauflage gern berücksichtigen.

Für einen großen Teil der genealogischen Daten aus der Wilster Marsch, sowie für manche fördernde Anregung sind wir Herrn Pastor Jensen zu St. Margarethen zu besonderem Dank verpflichtet, ebenfalls Herrn Johannes Gravert in Krempe für Nachrichten über die Kremper Marschfamilien. Dem Heimatverein der Wilster Marsch, dem Krempermarsch-Verein und der Zentralstelle für niedersächsische Familiengeschichte in Hamburg sei für freundliche Unterstützung bei Herausgabe des Werkes auch hier unser Dank ausgesprochen.

Glückstadt, in den Pfingsten 1920.

Max Kahlke · Walter Kahlke.

Digitized by Google

„Ick wär en Buer as'n König,
En Buer wär'k, keen Eddelmann."
Liliencron: Ein Bauerngrab.

Der Ursprung und die Grundlage eines jeden Staates ist die Familie. Der Staat ist dem schützenden Dach vergleichbar, das die Bewohner eines Hauses birgt. Die tragenden Pfeiler und Stützen dieses Daches, die sich immer wieder neu ergänzen, sind die Familien. Je fester die Pfeiler gebaut sind, je stärker das Fundament ist, auf dem sie stehen, desto sicherer ruht das Dach, das alle überspannt. Die Geschichte beweist es. Der bestgefügte Staat, den bisher die Geschichte kennt, ist der römische. Er ist geworden aus dem starken, rechtlichen und kulturellen Gefüge seiner familia. War doch der Kern des römischen privaten und öffentlichen Rechts, von dem die Rechtssysteme sämtlicher moderner Staaten beeinflußt sind, das Familienrecht. Aus der Familie entsprang die Kraft der Staatsgesinnung, die im römischen Volke und in seinen großen Männern lebendig war, und die sich bewährte, solange die Familie der Zersetzung trotzte.

Andere Staaten, in denen die Familie eine geringere rechtliche und kulturelle Rolle spielte, sind leichter zerfallen. Die Wurzel staatlichen Zusammenhalts fehlte, der Quell, aus dem der Strom des Staatsgedankens im Volk wie im Einzelnen sich erneuert, versiegte. Individualität ohne die Bindung der Tradition zerbrach die Schranken des Gemeinwesens; der Staat zerfiel. Das klassische Beispiel ist Griechenland.

Die moderne Zeit ist der Familie wenig günstig. Schon die größere örtliche Bewegungsfreiheit, die leichtere Überwindung des Raumes reißt die einzelnen Glieder leichter auseinander. Sie lockert den Zusammenhang der Familie und läßt die Erinnerung des gemeinsamen genealogischen Zusammenhangs eher in Vergessenheit geraten. Zwar hat die Zeit durch die größere und leichtere Verbreitung des Gedankens in Wort und Schrift neue Bindeglieder zwischen den einzelnen Volksgenossen geschaffen, die die alte Zeit nicht oder doch nicht in diesem Maße kannte; die engere Gemeinschaft in dem geistigen Besitz der Nation hat neue verbindende Stützen geschaffen, die das Dach des Staates mit tragen helfen. Es darf aber nicht vergessen werden, daß der Ursprung des Einzelnen immer die Familie ist und sein wird. Aus der Familie erhält er die körperlichen und geistigen Vorbedingungen seines Lebens. Er bleibt Blut vom Blute seiner Vorfahren, und wenn auch im letzten Ende die Freiheit des Wollens und Handelns Sache des Individuums sein mag, immer sind die untrennbaren Voraussetzungen dieses Handelns ihm aus dem Schoße seiner Familie auf den Lebensweg mitgegeben. Diese Gedanken sind im Zeitalter der Vererbungslehre Allgemeingut geworden. Es gilt das Wort: Kein Mann gedeihet ohne Vaterland; mit demselben Recht kann man sagen: Kein Mensch gedeiht ohne seine Familie. Wie kann ein Mensch die Grundelemente seines Denkens und Handelns erkennen, wenn ihm Leben und Wesen seiner Vorfahren fremd sind. Er ist ein Lebensbaum, der nicht weiß, wo die Wurzeln seiner Kraft stecken.

Es mag besonders in den Großstädten für den Einzelnen heute oft schwer sein, den Geist der Familie zu bewahren und das Andenken an ihren Ursprung den Nachkommen lebendig zu erhalten. Hier hilft das Wappen. Wie früher der Schild im Kampf den Mann deckte, wie hinter das Zeichen eines Schildes die Familie ihre Ehre barg, wie in Dithmarschen selbst nichtblutsverwandte Familien sich unter einem Schild als ein „Geschlecht" zusammenfanden, Schutz zu gewähren dem Einzelnen und zugleich die Kraft der Anderen zu vermehren, so kann auch heute noch der Wappenschild seine Bedeutung haben. Zwar im wirklichen Kampf ist er nicht mehr zu gebrauchen. Aber er kann auch jetzt noch das Symbol sein, hinter dem die Träger gleichen Namens in festem Zusammenhalt stehen. Und noch einen Dienst tut er. Wie früher jeder, der seinen Ursprung von einem Stamm herleiten konnte, auch wenn er allein und außer



Digitized by Google

Landes stritt, das Zeichen seines Geschlechts auf seinem Schilde führte, so hat auch noch heute der Sproß der vom Stamm des Geschlechts losgelöst und nach anderswo verpflanzt ist, das Recht, den Wappenschild seines Geschlechts zu führen. Mögen die anderen Glieder gleichen Stammes dann erkennen, daß hier ein Streiter steht, der gleichen Blutes mit ihnen ist.

Die holsteinischen Elbmarschen sind jener Teil der Westküste Schleswig-Holsteins, welcher sich an den Ufern der Elbe entlang etwa von dem nordwestlich von Hamburg belegenen Städtchen Wedel abwärts bis zum Kaiser-Wilhelm-Kanal erstreckt, auf dessen jenseitigem Ufer das Land Dithmarschen beginnt. Innerhalb der holsteinischen Elbmarschen, die ihre natürliche Begrenzung im Osten durch den Abfall des schleswig-holsteinischen Mittelrückens, im Westen durch den Elbstrom finden, unterscheidet man wieder drei Gebietsteile, nämlich: Die Wilster-, Kremper- und Haseldorfer Marsch. Der nördliche Teil, der seinen Namen von der Stadt Wilster erhalten hat, reicht im Süden bis zur Stör, dem Nebenfluß der Elbe. Südlich der Stör beginnt die Kremper Marsch, so benannt nach der Stadt Krempe, während die Haseldorfer Marsch, die ihren Namen nach dem Kirchdorf gleichen Namens trägt, den südlichsten Teil bildet. Eine natürliche Grenze zwischen der Kremper- und Haseldorfer Marsch gibt es nicht mehr. Die Haseldorfer Marsch erstreckt sich noch mit den Kirchspielen Kollmar und Neuendorf über das Nordufer der Krückau hinaus.

Wenn auch diese drei Landschaften im einzelnen wieder verschiedene politische Schicksale gehabt haben, so war doch im ganzen ihre Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte die gleiche. Auf diese kann natürlich im folgenden nicht weiter eingegangen werden. Wer sich genauer darüber unterrichten will, dem sei das genugsam bekannte grundlegende Werk von D. Detlefsen: „Die Geschichte der holsteinischen Elbmarschen“ empfohlen. Die nachstehenden Zeilen sollen nur einen kurzen Beitrag zur familien- und vor allem wappengeschichtlichen Entwicklung der Marsch geben.

Die Marschen, die sich jetzt wohlbeschirmt vor den Fluten der Elbe durch ihre großen festen Deiche wie ein fruchtbarer Garten ausbreiten, lagen einst im Strombett der damals noch nicht so gebändigten Elbe. Durch den fortwährenden Niederschlag der von Ebbe und Flut mitgeführten im Wasser enthaltenen Senkstoffe hob sich an seinen Rändern das Strombett über den Flutwasserspiegel. Von diesem Neuland ergriffen die Vorfahren der jetzigen Marschbewohner Besitz und führten um ihn durch die Jahrhunderte einen harten Kampf gegen den blanken Hans, bald verteidigend, bald geschlagen, bald erobernd, bis sie schließlich dank ihrer Zähigkeit Sieger geblieben sind.

Die ersten dieser Kämpen kamen von der hohen Geest herab. Sie waren ihres Stammes nach Sachsen. Diese zogen so gut sie es verstanden und ihre Kraft reichte die ersten Deiche und gründeten auf der neuen Erde die ersten Höfe. Einen neuen Bevölkerungszuschuß brachte um das Jahr 1100 die holländische Einwanderung. Auch Friesen, wohl aus dem Holland nahe gelegenen Ostfriesland, sind einige Zeit später, aber nur in geringer Zahl eingewandert.

Welche von den Familien des Landes nun sächsischen oder holländisch-friesischen Ursprungs sind, ist nicht mehr festzustellen. Auch aus den Namen ist dieses nicht mehr zu ergründen. Alle Vermutungen in dieser Richtung, die man noch häufig in der Marsch antrifft, sind irrig. Denn Eigennamen, die allein einen Aufschluß geben könnten, gab es in dieser Zeit noch nicht. Es sind also auch die Familiennamen dieser holländischen Einwanderer erst auf dem Boden unserer Marsch entstanden.

Bis um das Jahr 1300 kennen die Urkunden nur Vornamen der Bewohner gleicher Siedlungen. Eine Urkunde um das Jahr 1200 bringt z. B. folgende Namen: Thiderich, Hereke, Herebrant, Sifret, Aowold im (untergegangenen) Kirchspiel Ichhorst; oder eine andere Urkunde vom Jahre 1223, welche von dem Zehnten in Seestermühe handelt, diese: Ancherus, et (und) Tammo, frater eius (d. h. sein Bruder), et Waldericus, Villerus, Her-



Digitized by Google

wardus, Sibernus, als lai de Jesterowe und parochiani de Jestermuhde (Laien von Seester und Kirchspielseingesessene von Seestermühe) bezeichnet. Aus diesen Vornamen aber Schlüsse zu ziehen, ist der Wissenschaft bis jetzt noch nicht gelungen.

Wenn neuerdings einige Familien ihren Ursprung aus Holland, Ostfriesland oder Westfalen tatsächlich nachgewiesen haben wollen, so ist das sehr wohl möglich, da auch noch später in namensgeschichtlicher Zeit vereinzelter Zuzug in die Marschen stattgefunden hat.

Im allgemeinen ist aber nach dem Ergebnis neuerer Forschungen die holländische Einwanderung ihrer Zahl nach bisher überschätzt worden, auch von Detlessen. Am zahlreichsten ist die Einwanderung in die Wilster Marsch gewesen, geringer in die Kremper, am geringsten in die Haseldorfer Marsch. Gerade aber für die Wilster Marsch hat neuerdings Pastor Jensen in St. Margarethen Nachforschungen in dieser Richtung angestellt. Er geht dabei auf den sächsischen Bau des Hofes, das Husmannshus, und auf den holländischen Bau, das Barghus, zurück. Indem er von der auch unseres Erachtens richtigen Ansicht ausgeht, daß, wo einmal ein Husmannshus oder Barghus gestanden hat, auch immer wieder ein solches gebaut ist, kommt er doch zu recht einschränkenden Ergebnissen, was um so bemerkenswerter ist, als es sich um die Wilster Marsch handelt.

Ein weiterer Irrtum ist in der Überlieferung vieler Familien dadurch entstanden, daß ein großer Teil der Marschbewohner, um den Schrecken des dreißigjährigen Krieges, der sich in den Jahren 1626 bis 1628 in diese Gegend zog, zu entgehen, außer Landes und zum Teil auch nach Holland ging. Die Kriegsereignisse zerstörten mit den Höfen viele Zeugnisse alter Überlieferung. Die Zeit und neue Kriegsereignisse verwischten die Schrecken und die Flucht vor dem großen Kriege, und da die Rückkehrenden auf den Trümmern von neuem wieder hatten anfangen müssen, verwandelte sich die Rückkehr in der mündlichen Überlieferung jüngerer Generationen in eine Neueinwanderung.

Andererseits ist aber mit Detlessen anzunehmen, daß die älteste Besiedelung der Marschen auf den höher gelegenen Stellen, insbesondere an den hohen Uferrändern der Nebenflüsse der Elbe ihren Anfang genommen hat, dort also die Ansiedelungen der Sachsen von altersher zu suchen sind. Familien, die ihre Stammsitze in diesen Gegenden nachzuweisen imstande sind, werden also das Recht sächsischen Ursprungs für sich in Anspruch nehmen können. Außerdem liegt es nahe, daß die alten sächsischen Grundbesitzer und vor allem die Führenden unter ihnen den Neueinwandernden gegenüber auf ihre vorherrschende Stellung nicht werden verzichtet, sondern sie auch weiter geltend gemacht haben, so daß diejenigen unter den noch lebenden Familien, die schon im 14. Jahrhundert an führender Stelle und in den Urkunden als Wortführer der anderen Landgenossen genannt werden, als altsächsische angesprochen werden können. Zu ihnen gehören vor allem die sogenannten Ritter der Marschen, von denen noch die Rede sein wird. Im übrigen wird auf den beigebrachten genealogischen Stoff hingewiesen.

Im ganzen aber steht fest, daß die Marschen rein germanischen Blutes sind. Von Urbewohnern des Landes anderer Rasse findet sich keine Spur. Auch slavische, d. h. wendische Ansiedelungen sind nicht bis in die Marsch gedrungen. Der große Wendenzug um das Jahr 1030 ist nur ein vorübergehender Raubzug gewesen, der bald zurückgewiesen wurde; sind doch nicht einmal die Grenzfesten der Marschen, die Bökelnburg, das jetzige Burg in Dithmarschen, und Itzehoe von ihnen genommen worden.

Nach der holländischen Einwanderung beginnt eine großzügige Bedeichung und Entwässerung des Landes. Hand in Hand damit geht die Entwicklung der Organisationen der Deich- und Entwässerungsgenossenschaften. Man hat von der frühzeitigen Blüte und Kraft dieser Organisationen auf eine frühere Grundlage einer Sippschafts- oder Geschlechterverfassung schließen wollen, wie sie in Dithmarschen bestand. Es finden sich aber dafür keine Anhaltspunkte; jedenfalls hat es sie in der Weise, wie sie in Dithmarschen bestand, niemals hier gegeben. In der geschichtlichen Zeit tritt stets nur die Einzelfamilie als Handelnde in Er-



Digitized by Google

scheinung. Da sich hierin die Familiengeschichte der Elbmarschen von der Dithmarschens unterscheidet, ist, um irrige Vergleiche von vornherein auszuschließen, von uns der Ausdruck Bauern-„Familien" gewählt worden. Ein Verzicht auf das bessere Wort „Geschlecht" zu Gunsten des moderneren und mehr den sozialen Begriff umfassenden Ausdrucks „Familie" mußte aus diesem Grunde in Kauf genommen werden.

Die weitere Entwicklung hat nun ungefähr diesen Verlauf genommen: Die Grundbesitzer der Marsch waren Gemeinfreie des germanischen Rechts. Einen ritterlichen Adel gab es bis zum 13. Jahrhundert nicht, weder in dem übrigen Holstein noch in den Marschen. Hier hat es, wie wir sehen werden, einen Adelstand im eigentlichen Sinne überhaupt nicht gegeben. Die lehnsrechtliche Entwicklung, die im übrigen Deutschland längst beendet war, nahm damals erst (zweihundert Jahre später als in Deutschland) im Norden ihren Anfang. Bis zum 13. Jahrhundert herrschten hier noch die sozialen Zustände der älteren germanischen Zeit. Die grundbesitzenden Bauern lebten als freie und erbgesessene Männer auf ihren Höfen. Der Kirche zahlten sie nach der holländischen Einwanderung als Dank für die Hilfe bei der Bedeichung des Landes den Zehnten. Als dann die Schauenburger Grafen ihre Herrschaft in Holstein befestigt hatten, steuerten sie freiwillig auf eine Bede der Fürsten zur Vermählung einer Fürstentochter und nach einer verlorenen Hauptschlacht bei. Ihr Grund und Boden aber blieb frei von Abgaben.

Im übrigen kümmerten sie sich wenig um die Grafen draußen im Lande. Sie besorgten ihre Angelegenheiten, insbesondere die Rechtsprechung durch ihre selbstgewählten Organe. Das waren die Overboden und die majores et judices terrae, „Richter und Ratgeber des Landes". Diese gingen ursprünglich durch Wahl aus den angesehensten Familien hervor. In diesen Familien mögen aber die Ämter so gut wie erblich gewesen sein, so daß eine Aristokratie gewisser Familien bestand, wie ja noch heute in der Marsch in jeder Gemeinde immer einige wenige Familien eine führende Rolle spielen. Eine Pflicht aber gegenüber dem Landesherrn erkannten die Bauern an und diese erfüllten sie mit großer Vorliebe: die Heeresfolge.

Die holsteinischen Grafen erließen durch ihre Boten, die Overboden, das Aufgebot. Unter Führung der Richter und Ratgeber des Landes zogen dann die Bauern mit ihren Knechten den Grafen zu und zwar, wie Chronisten berichten, in nach den damaligen Begriffen des übrigen Deutschlands völlig rittermäßiger Rüstung. Nach dem sogenannten Presbyter Bremensis hatten sie kräftige Pferde und ihre Bewaffnung bestand in Eisenhut, Schild, Wams, eisernen Armschienen, Handschuh und endlich dem breiten Schwertgurt. Der „ritterliche" Aufzug ließ also nichts zu wünschen übrig, ebensowenig die Kriegslust und die kriegerische Tüchtigkeit selbst. Der Presbyter weiß nicht genug von dieser Waffenfreudigkeit zu berichten; vor allem aber rühmt er die der Wilstermarschleute. Er läßt sie, als der Graf 200 Gewaffnete anfordert, noch im Jahre 1372 antworten: Das sei nicht genug, sie wollten mit mehr, wohl an die Tausend kommen. Sie halfen ihm damals auch die Feste Harburg stürmen. Auch Helmold berichtet aus früherer Zeit, daß die Holsaten, deren Hauptteil die Marschleute damals ausmachten, auch ohne den Grafen das feste Lager Plön erstürmten.

In diese Kriegsfahrten ist die Entstehung der Wappen zu setzen. Sie sind echte und rechte Gebrauchswappen. Sie entstanden aus der Schildbemalung, die der Reiter im Kampf auf seinem Schilde trug, um sich für Freund und Feind kenntlich zu machen. Diese Waffenzeichen, unter denen der Träger im Kampfe rühmlich stritt, verbanden sich bald so eng mit seiner Persönlichkeit, daß er und sein Geschlecht sich ihrer auch bei friedlichen Gelegenheiten zur Hervorhebung und Bekräftigung der Persönlichkeit bedienten. Auf den fortwährenden Kriegszügen, die sie mit der großen Welt in Berührung brachten, wurden sie dann schließlich zu rittermäßigen Wappen.

Ritterliches Leben kam nämlich allmählich auch in Holstein auf. Durch die Schauenburger Grafen kam das Land in enge Berührung mit dem übrigen Deutschland, wo ritterliches Leben längst in Blüte stand. Ritterliche Herren zogen



Digitized by Google

in großer Zahl aus Deutschland herzu, um im Kampf gegen die Wenden Land und Ehre zu gewinnen, und brachten ritterliche Sitten mit sich. Unter diesem Einfluß entwickelte sich aus den vornehmsten Waffengenossen der Grafen ein ritterlicher Stand. Und unsere Marschleute, von denen, wie der Presbyter berichtet, die Tüchtigsten aus den Dörfern neben der Person des Fürsten fochten*) und die er besonders ehrte, erlebten diese Entwickelung an sich selbst mit. So erklärt sich auch die heraldische Hochwertigkeit unserer Wappen, die sich mit den besten des Uradels messen können. Beide, Marschbauerwappen und Wappen des Uradels, sind eben Kinder derselben Zeit.

Wie aber die Ausbildung und Festigung des ritterlichen Standes die Grundlagen des so genannten Uradels waren, so endigten sie gleichzeitig das ritterliche Kriegsleben der Marschleute. Zunächst zwar wurde dieses ritterliche Leben durch die herrschenden Familien auch auf die heimatlichen Marschen übertragen. So erklärt es sich, daß im dreizehnten bis vierzehnten Jahrhundert sich etwa 20 ritterliche Familien auf diesem kleinen Gebiet finden, und zwar bezeichnenderweise mehr als die Hälfte von ihnen in der Wilster Marsch. Es ist aber verkehrt, diese als besonderen Stand eines neuen Adels anzusehen. Es waren die alten führenden Bauernfamilien, die die Geburtsstunde des holsteinischen Adels miterlebt hatten und nun die neuen Zeitverhältnisse, die sie selbst auf ihren Kriegsfahrten mitgeschaffen hatten, mit in ihre Dörfer brachten. Wenn sie miles und Knappe genannt werden, wenn die Namen ihres Heimatortes ihrem Vornamen zugefügt werden, so ist das nur die weitere Folge.

Es waren aber nicht nur die uns als Ritter überlieferten Namen Träger dieses ritterlichen Lebens. Diese waren nur die beweglicheren Elemente, die an den dauernden Kriegsfahrten besonderes Gefallen fanden und an allen Zeitereignissen beteiligt waren. Es nahmen alle reichen Geschlechter, gestützt auf ihren freien Grundbesitz und ihre kriegerischen Leistungen, Rang und Ehre des neuen Standes mit Erfolg für sich in Anspruch. Der beste Beweis hierfür ist, daß auch Namen, die nicht zu den uns als ritterlich bekannt gewordenen gehören, mit der Anrede „Her" für den Mann und „Vor" und „Domina", d. h. Frau und Herrin, für die Frau des vornehmen Bauern erscheinen, ein Titel, der sonst nur den Rittern gebührte.

Doch mußte dieses Rittertum in der Marsch bald wieder verschwinden. Wenn unsere Ritter auch von ihren Grafen mit manchem Zehnten belohnt wurden, der beschränkte Landbesitz vermochte die Lasten dauernden, nun zum Beruf gewordenen Kriegerlebens nicht zu tragen. Für größeren Landerwerb aber war in der Marsch kein Raum. Auch vertrug das Dasein der Marsch, das auf das Nebeneinanderstehen der Landgenossen in ihren Lebensfragen gegründet war, die dauernde Überhebung Einzelner als Stand über die Gesamtheit, die sich doch nicht schlechter dünkte als jene, nicht. Der Ritterstand mußte so sein Ende finden, bald nachdem er entstanden war. Während in Dithmarschen, wo die Entwickelung die gleiche war, die Geschlechter die ritterlich gewordenen Glieder der Vogdemannen, die späteren Reventlou, mit Gewalt vertrieben haben sollen, halfen sich hier die Verhältnisse selbst. Nur einige, die sich dem Adel im übrigen Holstein anschlossen und dort ihre Stütze fanden, vermochten sich auf ihrem bäuerlichen Besitz als Ritter in den Marschen zu halten. Eine die Bauern beherrschende Stellung haben sie aber nie erlangt. Ein anderer Teil ging, wie die Reventlou in Dithmarschen, ganz außer Landes und gewann im Osten das Land, das zu dem adligen Leben gehörte, so die Brockdorf. Der größte Teil aber wurde wieder das, was er eigentlich immer gewesen war, nämlich freie Bauern. So haben die Wilstermann und Breide, einst als ritterlich genannte Namen, noch lange als Bauern in der Wilster Marsch gelebt. Auch bäuerliche Brockdorf hat es dort in führender Stellung gegeben. Dagegen sind die meisten ritterlichen Namen zugleich mit ihrem Stand spurlos

*) Presbyter Brem. berichtet in der Erzählung von einer Schlacht bei Rendsburg zwischen Graf Gerhard III. und König Christoph von Dänemark im Jahre 1331, daß der Graf vom Pferde gefallen sei und es heißt dann, nach einer von Detlessen Elbm. Band 1, Seite 140 zitierten plattdeutschen Übersetzung des Presb., weiter: „Und dar was ein Bur uth dem Dorpe Buttele, uth dem Kaspel Brocktorf uth der Wistermarsch, de halp den genomeden Greven wedder up und sede tho eme: gebruke nu wedder diner vorigen Krefte".



Digitized by Google

verschwunden, so die Hummelsflet, Seester, Haseldorf, Süderow, Urendorf, Kellingdorp, Beyenfleth u. a. Daß dieses Verschwinden sich fast plötzlich vollzieht, ist auch erklärlich. Denn gerade um dieselbe Zeit, wo sich diese Rückentwicklung vollzog, nämlich Anfang des 14. Jahrhunderts, entstanden in der Marsch die bäuerlichen Eigennamen. Während wir vorher nur Vornamen, unterschieden durch den Ortsnamen ihrer Herkunft, kennen, erscheinen diese Vornamen jetzt mit neuen festen Bei- und Zunamen. Nun hatten freilich bei den ritterlichen Familien die Ortsbezeichnungen gerade begonnen, bleibende Beinamen der Geschlechter zu werden. Dieser Name verlor aber ja für sie jetzt, da sie wieder Bauern unter Bauern gleichen Kirchspiels wurden, seine unterscheidende Bedeutung; und es werden in dieser Zeit wo die Namensbildung noch im vollen Fluß war, andere Beinamen sich als stärker und kräftiger erwiesen haben. Unter dem neuen bäuerlichen Namen mögen manche dieser Geschlechter weiter geblüht haben und noch heute blühen. Das Wappen gibt einen Anhalt. Die ritterliche Familie Beyenfleth führte im Wappen einen roten Löwen im weißen Felde. Bald nach dem Verschwinden der Beyenflethe taucht in der Wilster Marsch die Familie Louwe auch Lowe oder Lowke, jetzt Lau genannt auf. Sie führt als Wappen einen roten Löwen im weißen Felde.

Das Wappen also, das Roß und Schwert des Bauern gewonnen hatte, blieb fest mit dem Namen verbundener Besitz der Familie. Es war ja auch ein wohlerworbenes Recht des freien Bauern. Mochte sich draußen im Lande ein neuer Stand entwickeln, der sich im Herrendienst adliger dünkte als seine Vorfahren; der Marschbauer hielt fest an der Überlieferung der alten Zeit. Er blieb, was seine Vorfahren gewesen waren, Bauer, aber er blieb auch wie seine Väter ein freier und unabhängiger Mann. Die Bauern der Wilster Marsch fochten selbst ihre Grenzfehden mit den Dithmarschen aus, die Bauern der Haseldorfer Marsch schlossen auf eigene Faust Schutz- und Trutzbündnisse mit den überelbischen Bauern im Lande Kehdingen und noch lange zogen alle zu Roß mit ihren Knechten ins Feld. Deswegen gehörte auch weiter das Wappen zu ihrem Leben, wie der Grund, auf dem sie geboren waren. Wo der Bauer war, war auch sein Wappen. Dem adligen Wappenschild setzte er seinen bäuerlichen gegenüber mit dem Recht, das ihm sowohl die Vergangenheit, als auch seine Stellung als freier Marschbauer gab.

Als dann später der Kampfschild seine Bedeutung verlor und die ideelle und papierene Bedeutung des Wappens in den Vordergrund trat, ist es der Ehrenschild der Familie, mit dem ihre Glieder urkundlich ihr Wort bekräftigen, mit dem sie geboren werden, leben und sterben. Eine Bestimmung im Wilster Stadtbuch um das Jahr 1460 regelt mit dem Erbgang des Hofes auch den Erbgang des Wappens.

So blieb es durch die Zeiten. Während fast überall in Deutschland, auch in Holstein, der Bauer seine Freiheit an den Adel verlor, entwickelte sich in der Marsch der Bauernstand zu einer Blüte und Kraft, daß er nicht nur die Übergriffe des Adels mit Recht und Gewalt zurückwies (die Geschichte der Ahlefeld in der Haseldorfer Marsch kann davon erzählen), sondern zuweilen sogar den Grafen von Holstein und dem dänischen Könige Trotz zu bieten wagte.

Als dann im 16. und 17. Jahrhundert sich die Macht des Staates befestigte, fügte sich auch der Marschbauer, nun er nicht mehr selbst so eifersüchtig über seine Rechte zu wachen brauchte, sondern der Staat den Schutz derselben übernahm, in den größeren Organismus des Staatswesens ein. Immer aber blieb er stolz darauf, ein Marschbauer zu sein. Mit großer Genugtuung berichten unsere Chronisten, mit welcher Hochachtung der König, wenn er ins Land kam, die Bauern behandelte, wie tief er vor ihnen den Hut zog und wie sehr er noch ihre Rechte respektierte. So wird berichtet, daß der eigenwillige König Christian IV., als er einst auf dem Deich entlang nach Glückstadt fuhr und der Deichgraf mit seinen Geschworenen gerade auf dem Deich dahergeritten kam, um den Deich zu schauen, seinem Kutscher befohlen habe, von dem Deich herunterzufahren, mit den Worten: Heute gehört der Deich ihnen allein, morgen wieder mir.



Digitized by Google

Der Verwaltung ihres Landes und dem Kampf mit den Fluten widmeten die Bauern von nun an ihre ganze Kraft. Deswegen erscheint auch jetzt das Wappen gemeinsam mit dem Titel und dem Amt des Trägers. Die Deichgrafen und Kirchenjuraten ließen ihre Wappen auf die Kirchenfenster malen, auf Epitaphien, gestiftetem Altargerät, als Siegel auf den Urkunden, insonderheit aber auf den großen Grabsteinen finden wir sie, und zwar in guter heraldischer Darstellung, jeweilig dem Stile und dem Geschmack der Zeit angemessen.

Daß die Lebenshaltung der Bauern ihrem Stand entsprach, zeigt der Bericht des Herzhorner Pastors Saucke aus dem 18. Jahrhundert: „Sie reiten und fahren auf ihren schönen Pferden und Wagen ebenso kuriös, als die Schwedischen vom Adel im Stift Bremen; ja mancher tauschet mit einem solchen vom Adel nicht." Bezeichnend für die Stärke des Standesbewußtseins ist auch, daß bis ins 19. Jahrhundert hinein die jüngeren Bauernsöhne, welche nicht in der Lage waren, selbst einen Hof zu erwerben, lieber ledig und auf dem Hof des besitzenden Bruders blieben, als daß sie sich durch Gründung einer Familie in eine wirtschaftliche Lage versetzten, die eine Minderung ihres Standes und damit der Familie herbeiführen mußte.

Wie sehr auch das Wappen mit dem ganzen Leben der Marschbauern verbunden war, zeigt eine Sitte, die besonders im 18. Jahrhundert in der Marsch im Schwange war und zu deren Entstehung das Wappen mit die Veranlassung gab, die sogenannten Fensterbiern. Bei dem Neu- oder Umbau eines Hauses wurden ehemals bei Gelegenheit des Einbauens der Fenster große Feste gefeiert, zu denen die geladenen Gäste Geschenke mitbrachten. Zu Ehren dessen, der ein neues Fenster gestiftet hatte, wurde sein Wappen in das Fenster eingebrannt. Dieser Brauch war so beliebt, daß sich die Glaser eigens Wappenbücher von den Familien anlegten.

Vom Ende des 18. und Beginn des 19. Jahrhunderts an beginnt der Niedergang des Wappenwesens in der Marsch. Falsch verstandener Nationalismus der neuen Zeit, der sogenannten Aufklärung und der französischen Revolution, der in alle Lebensgewohnheiten drang, zerstörte mit Willkür die alten Überlieferungen. Von den Vätern überkommene Sitten und Bräuche, Werte, die mit der Geschichte und der Kultur des Landes verknüpft waren, galten als veraltet und überwunden. Es sollte ja, befreit von allen Hemmungen der Vergangenheit, eine ganz neue bessere Zeit anbrechen. So treffen wir von nun an an Stelle des alten schönen Wappens auf Siegeln und Petschaften das neue nüchterne Namenzeichen, das Monogramm, das Geschenk, wie man meinte, einer neuen Zeit, in Wirklichkeit ein Erbe des Absolutismus.

Möge die lebende Generation in besserem geschichtlichen Verständnis das Wappen, das Erbe der Väter, wieder beleben und mit neuem lebendigen Geiste erfüllen.

Zum Schlusse lassen sich noch einige Bemerkungen anfügen, zu denen die Betrachtung der Wappen und die Namen der Träger anregen.

Bei den meisten Wappen wird der Laie in der Heraldik vergeblich nach einer „Erklärung" aus seinem Namen suchen. Unsere Wappen sind, das wird nun wohl klar geworden sein, eben meistens älter als der Name und deshalb von diesem unabhängig. Sie lassen sich nur aus dem kriegerischen Gebrauch als Schildzeichen erklären. Daß umgekehrt ein Name von dem Schildzeichen entnommen sein kann, darauf haben wir bei den Lowe (Lau) hingewiesen. Auch für die Krey dürfte dieses zutreffen. Natürlich ist im Laufe der Zeit mit dem Aussterben alter Familien auch neues Blut hinzugetreten; einige Familien sind später aus einem anderen Beruf in den Bauernstand hineingewachsen und haben als Standesgenossen seine Rechte für sich in Anspruch genommen, so die Schröder und Schmidt. Diese haben dann vielfach umgekehrt das Wappen ihrem Namen entnommen. Ein späteres Wappen ist z. B. auch wohl das den Mohrenkopf enthaltende Mohrsche Wappen, das aus einer mißverstandenen oder willkürlichen Deutung des Namens entstanden sein mag.

Bei der Deutung der Namen sei überhaupt Vorsicht empfohlen. Die Eigennamen sind, wie schon ausgeführt wurde, in der Marsch mit dem Beginn des 14. Jahrhunderts an-



Digitized by Google

fangend entstanden. Die Namen sind, wie auch sonst im übrigen Deutschland, abzuleiten aus Ortsbezeichnungen, wie Brockdorf und Wilstermann, aus konstant gewordenen Vornamen, die nun mit einem neuen Vornamen gebraucht werden, wie Meinert, Siemen, Ehlers, oder aus Bei- und Übernamen, die, einem aus dem Geschlechte als Kennzeichen beigelegt, sich in der Folgezeit erhalten haben, wie Gravert, Kahlke, Voss, Scheel. Die Deutung der Namen, welche zweifellos aus Übernamen entstanden sind, ist besonders schwierig. Letztere enthalten oft Worte, vielfach auch noch verstümmelt, die längst aus unserem Sprachschatz verschwunden sind. Selbst Detlefsen hat sich, wie uns scheinen will, nicht immer mit Glück auf diesem Gebiet versucht. Dies Gebiet sei nach seinem eigenen Rat lieber der zünftigen Sprachwissenschaft überlassen.

Nicht zu verwechseln mit den Wappen sind die Haus- und Hofmarken. Sie gehen durchaus neben den Wappen her und haften mehr am Hof als am Namen. Nur vereinzelt finden wir sie im Schild mit Helm und Helmzier zum Wappenzeichen erhoben, so wenn ein neuer Hof von der Familie übernommen wurde, z. B. in der Familie Schacht.

Bemerkenswert ist die Wappengleichheit oder -ähnlichkeit mit den Wappen hamburgischer Patrizierfamilien gleichen Namens. Hier liegt zweifellos Blutsverwandtschaft vor, so ganz deutlich bei den Ehlers, Bartels und Wichmann. Wie diese Wechselbeziehungen zwischen Marsch- und Hansestadt im einzelnen entstanden sind, entzieht sich unserer Kenntnis. Es steht fest, daß die Hamburger von altersher einen lebhaften Kornhandel mit der Marsch betrieben, insbesondere das Kornmonopol auf der Stör erstrebt haben, was Gegenstand vieler Streitigkeiten mit der Marsch und dem dänischen König war. Möglich ist, daß hamburgische Patriziersöhne auf diese Weise als Außenposten ihres Hauses in die Marsch gekommen sind und hier unter dem Patriziat der Marschstädte oder gar auf den Höfen zur besseren Geltendmachung ihres Einflusses seßhaft geworden sind. Bedeutend näher liegt es allerdings, daß die Entwicklung sich umgekehrt vollzogen hat, daß also das hamburgische Patriziat mit aus dem Überschuß der alten Familien der Marsch hervorgegangen ist.

Zwischen den Familien der Marschstädte und ihrer Marschen ist kein Unterschied. Dieselben Bauernnamen kehren im Patriziat dieser kleinen Städte wieder. Stadt und Land haben stets in guter und reger Wechselbeziehung miteinander gestanden. Die angesehenen Bürger der Städte Krempe, Wilster und Itzehoe, insbesondere die Bürgermeister und Ratsherren, besaßen häufig Höfe in den Marschen durch Erbgang oder Kauf. Das können wir aus der eigenen Familiengeschichte belegen. Eine Ausnahme ist nur mit der Stadt Glückstadt zu machen. Glückstadt ist eine junge Stadt. Sie war als Festung und Residenz vorzüglich Garnison- und Beamtenstadt. Hinzu kam, daß die Bevölkerung der königlichen Freistatt jedenfalls im Anfang ihres Bestehens eine ziemlich bunt zusammengewürfelte war. In früherer Zeit finden wir Namen aus der Marsch hier nur in einigen Ämtern der Stadt, so aus der Familie Klüver einen Bürgermeister und den ersten Hauptpastor. Auch in neuerer Zeit und noch heute ist der Zuzug aus der Marsch ein geringer.

Den der Heraldik nicht kundigen Lesern sei mit Folgendem gedient: Ein Wappen besteht aus zwei Waffenstücken, wie sie im Mittelalter im Kampf getragen wurden, dem Schild und dem Helm. Auf den Schild, der in früherer Zeit aus Holz bestand und mit Leder überzogen war, wurde das Wappenbild aufgemalt. Der Helm wurde nicht wie heute auf dem Kopfe getragen, sondern über den Kopf gestülpt und ruhte auf den Schultern. Ein Paar Schlitze dienten zum Durchsehen und Atmen. Auf dem Helm war die Helmzier befestigt, vielfach eine plastische Wiederholung des Schildbildes, häufig auch anderer Schmuck, Federn, Hörner und dergleichen. Vom Helm herab über den Nacken des Trägers hing die Helmdecke, ursprünglich ein einfaches Tuch, das wohl als Nackenschutz gegen Sonnenbrand entstanden ist, später auf mancherlei Weise zerschnitten und ausgefranst, fast immer in den



Digitized by Google

Farben des Wappens gefärbt. Schild und Helm haben, was ihre Form angeht, in den verschiedenen Zeiten mancherlei Veränderungen erfahren, je nach dem Geschmack und dem Stil der Zeit. Besonders seit sie nicht mehr als Teile der Rüstung im Kampf getragen, sondern zum Zweck der Repräsentation abgebildet wurden, wurde ihre Form komplizierter. Das Wesentliche an einem Wappen ist aber nicht seine Form, sondern sein Inhalt. So ist bei der Beschreibung eines Wappens unwesentlich, wie im einzelnen der Schild geformt ist, welche Art Helm sich darauf befindet und in welcher Art die Helmdecken gebildet sind. Das sind Dinge, die dem Zeitgeschmack und dem Willen des Zeichners unterworfen sind. Die Fragen, auf die es ankommt, sind: was ist auf dem Schilde dargestellt und was befindet sich auf dem Helm; dazu: wie sind die Farben. Diese letzte Frage ist wichtig, denn ohne Farben ist kein Wappen denkbar. Auf den folgenden Seiten ist zu jedem Wappen auch eine Beschreibung gegeben, die alles Wesentliche enthält. Im übrigen würde es zu weit führen, an dieser Stelle über alle Fragen des Wappenwesens Auskunft zu geben. Wer sich über diese Fragen in der Kürze unterrichten will, dem sei das kleine Heft von Prof. Ad. M. Hildebrandt: Die Wappenfibel, herausgegeben im Auftrage des Vereins Herold, sehr empfohlen. Es enthält auf wenig Seiten alles Wissenswerte in einfacher Darstellung.



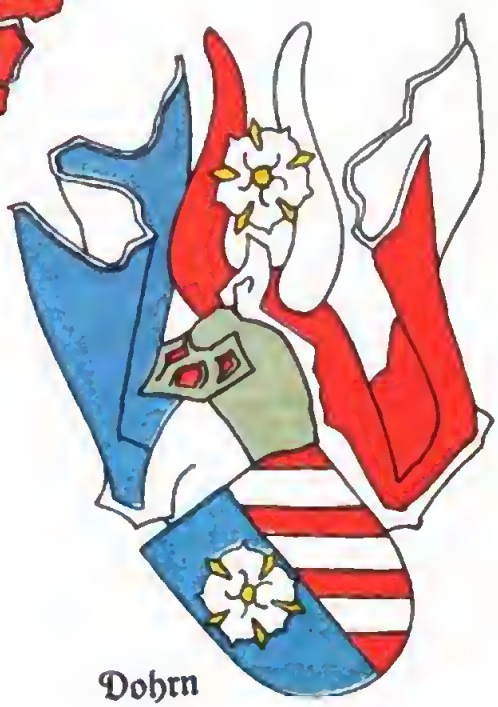
Digitized by Google

Friske, riske, ſtarke Degen,
De ehr Hövet in de Wulken dregen.

Alter Reim.

Digitized by Google

Wilstermann



Dohrn

Maaß

Hahn



Digitized by Google

Beienfleth

Lau

Breide

Bruhn



Digitized by Google

Heeft

Kahlke

Holler

Holler



Digitized by Google

Harder

Pogwiſch

Wulf

Lübbe



Digitized by Google

Digitized by Google

Wonsfleth

Voß

Brockdorf

Damme



Digitized by Google

Ho

Stint

Weſtphal

Kelting



Digitized by Google

Schacht

Falk

Krey

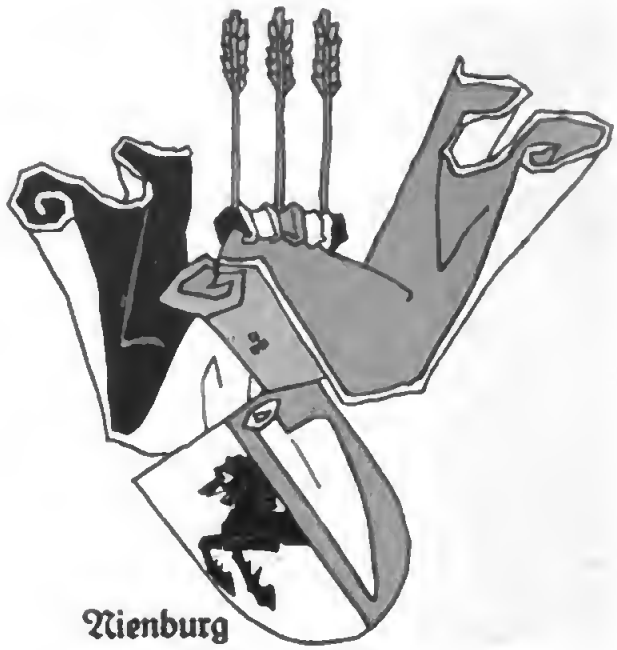
Krey



Digitized by Google

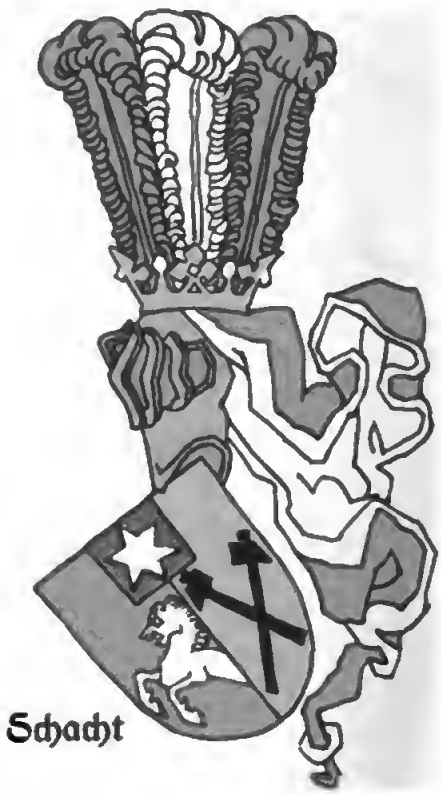
Digitized by Google

Roß



Nienburg

Schacht



Schacht



Digitized by Google

Möller

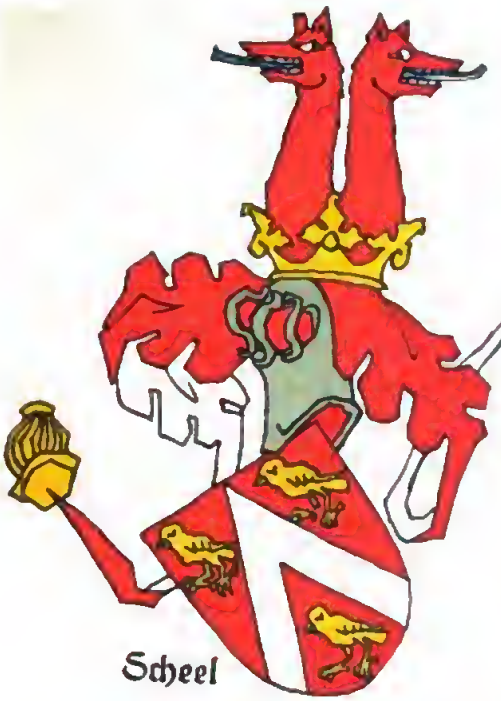
Schröder

Hobe

Siemen



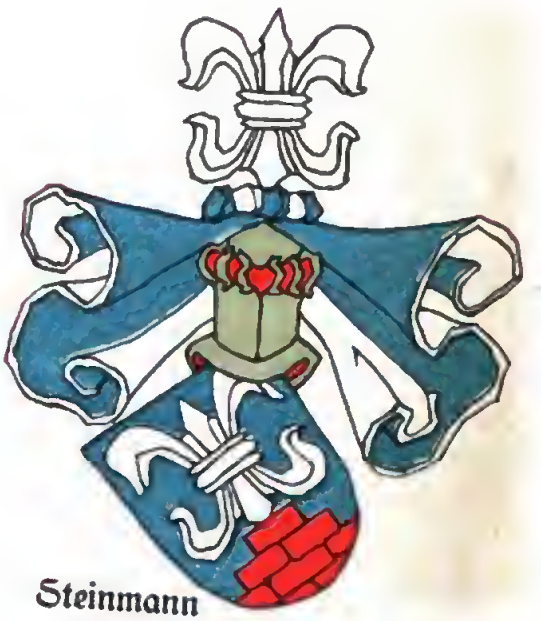
Digitized by Google



Scheel

Ehlers

Hein



Steinmann



Digitized by Google

Brandt

Oldenburg

v. Leesen

Wichmann



Digitized by Google

Digitized by Google

Scharpenberg

Kruſe

Bolten

Bolten

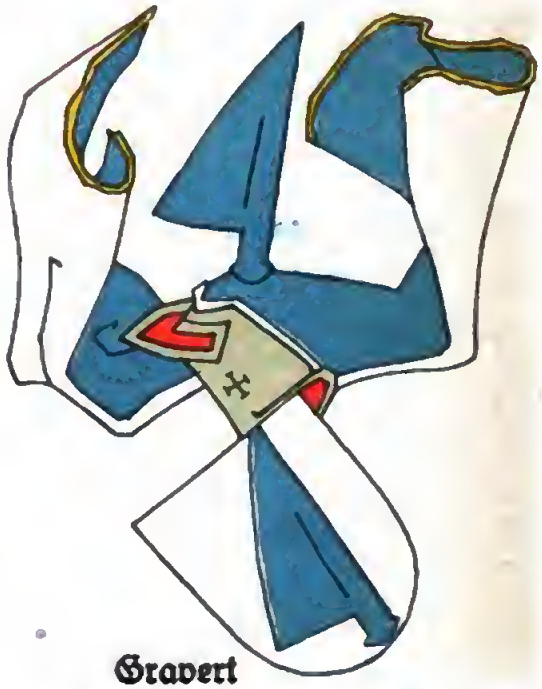


Digitized by Google

Scharmer

Göttsche

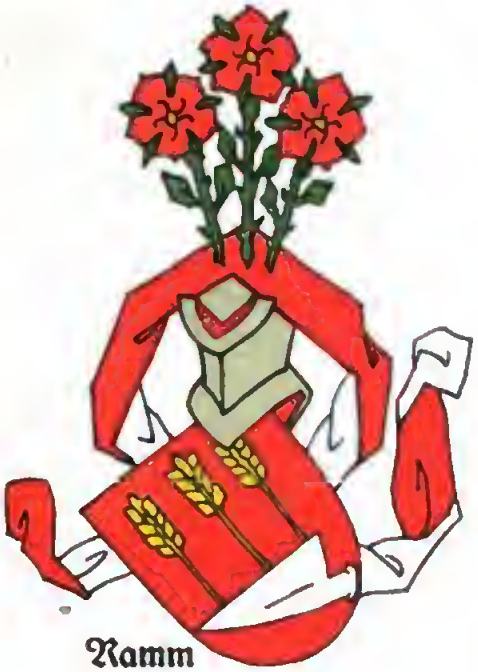
Früchtenicht



Gravert



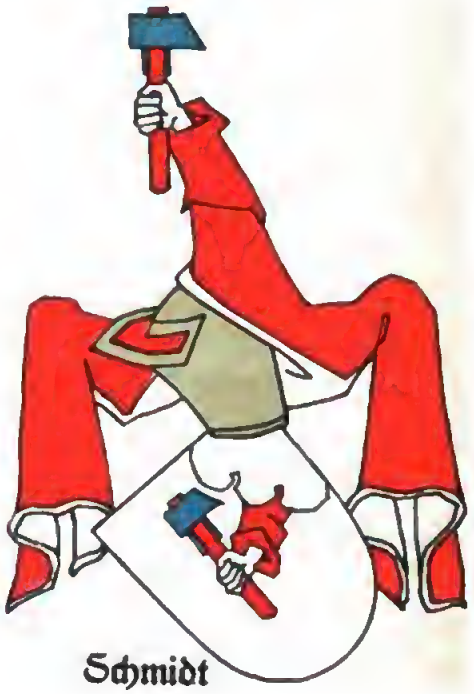
Digitized by Google



Ramm

Albers

Schmidt



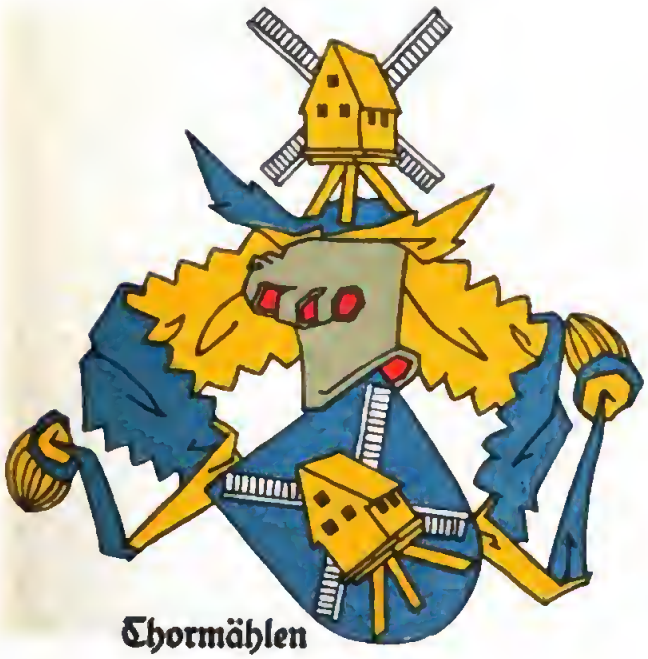
Schmidt



Digitized by Google

Kuskop

Wiekhorst

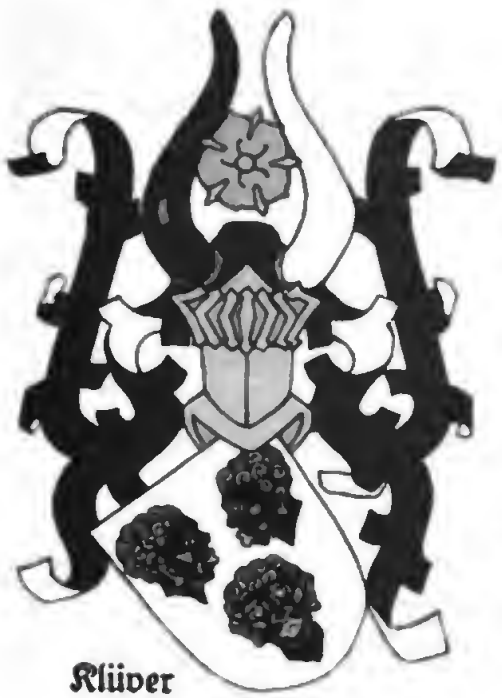


Thormählen

Pohlmann



Digitized by Google



Klüver

Klüver

Mohr

Mohr



Digitized by Google

Digitized by Google

Meinert

Witte

Poppe

Hellmann



Digitized by Google

Feldmann

Glashoff

Bartels

Behrens



Digitized by Google

# GENEALOGIEN

**Wilstermann.** Die Familie stammt, wie der Name sagt, aus dem Kirchspiel Wilster bezw. der Wilster Marsch. Im Jahre 1327 ist ein Hinrikus Wilstermann consul (Ratsherr) in Heiligenhafen. Verschiedene aus der Familie werden im 14. Jahrh. unter dem Adel genannt, so 1359 Heyne Wilstermann und 1360 Johannes Wilstermann, beide als Knappen bezeichnet. Der Hauptsitz der Familie war immer Wilster und die nähere Umgebung. Im Jahre 1413 wohnte Clawes Wilstermann in Wilster, im Jahre 1442 Jakob wilstermann ebendort. 1499 hat Jakob wilstermann Besitz zu Hakebu. 1586 wurde Johann Wilstermann zu Wilster von einem Bürger im Streit erschlagen. 1626 war Bartholdus Wilstermann Stadtkämmerer von Wilster, im Jahre 1665 Peter Wilstermann Hauptmann der alten Seite in Wilster. Die Familie ist noch heute in der Wilster Marsch ansässig.

Wappen: gespalten, die vordere Hälfte 8mal geteilt in Silber und Rot, die hintere Hälfte blau. Helmzier: rot-weiße Büffelhörner, Helmdecken: rot-weiß.

**Dohrn.** Ehemals eine der größten und reichsten Familien der Wilster Marsch. Schon im Jahre 1320 war Reimer Dorn in Heiligenstädten ansässig. Der Vorname Reimer ist in der Familie häufig und bis in die neuere Zeit im Gebrauch. Im Spadelandbrief, den Graf Adolf VIII. von Holstein für das Kirchspiel Wilster im Jahre 1438 ausstellte, wird Harder Dorne als Deichgeschworener zu Wilster genannt; er wohnte „uppe der nygenborch". Im Jahre 1477 wohnte Hans Dorne in Itzehoe. 1499 besaß Bartold Dorne einen Hof in der Neßducht, zur selben Zeit Clawes Dorne to hoddingflethe und Jakob Dorne tom Blethe (St. Margarethen). Um das Jahr 1500 herum war die Familie in Heiligenstädten sehr begütert. Hier wohnten damals Harder, Clawes, Hinrich, Reymer, Marquart, Merten und Johann Dorne (auch Dhorne). Zur selben Zeit wohnten Detlef und Laurens Dorn zu Neuenkirchen in der Kremper Marsch. Anno 1516 verkaufte das Kloster Neumünster einen Hof in Wewelsfleth „belegen bei der Kirche" an Marquart Dorne daselbst. 1532 war Jakob Dorne, anscheinend Marquarts Sohn, in Wewelsfleth ansässig. Von 1594—1655 lebte in Wilster Reimarus Dorn, Dr. juris und Königlicher Schleswig-Holsteinischer Kanzleirat. Um dieselbe Zeit war Wolffgang Dorn Bürgermeister von Wilster. 1564 wohnt Eggert Dorn in Heiligenstädten und 1613 Bartelt Dorn in Eklak. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts wandte sich ein Zweig der Familie (Johann Dohrn) nach Nethwisch, ein anderer nach Steinburg. Von 1774—1864 saß ein Zweig auf dem Gerhof im Kirchspiel Süderau (Kremper Marsch). Die Familie blüht noch heute, besonders in der Wilster Marsch.

Wappen: Gespalten in Blau und Rot, vorn eine silberne Rose, hinten drei rechte silberne Schrägbalken. Helmzier: Zwischen rot-weißen Büffelhörnern eine silberne Rose. Helmdecken: Blau-weiß, rot-weiß.

**Maaß.** Die Familie kommt schon früh in allen drei Marschen vor. Im Jahre 1494 lebte Peter maeß, dessen Wohnsitz sich nicht genauer bestimmen läßt, „in der Marsch zu Steinburg". 1499 saßen Clawes und Olde Maes „im kerspel tom Blethe", 1514 Jakob Maeß in Wetheringendorp. Um das Jahr 1541 war Carsten Maß Bürgermeister zu Krempe. Im Jahre 1608 wohnte michell maeß in Wilster und 1613 besaß Harmen maeß einen Hof in der Heideducht im Kirchspiel St. Margarethen. Auch in der Haseldorfer Marsch, im Kirchspiel Neuendorf, war die Familie zu Beginn des 17. Jahrhunderts angesessen. Im Jahre 1654 war Nikolaus maaß Stadtlieutenant zu Krempe. 1708—1720 bewohnte Peter Maas einen Hof in Krempdorf. Die Familie blüht heute vor allem in der Wilster Marsch.

Wappen: In Rot ein goldener Querbalken begleitet von drei (2. 1.) goldenen Rosen. Helmzier: roter, mit goldenem Balken überlegter und an seiner Spitze mit einer goldenen Rose besteckter Spitzhut. Helmdecken: Rot-gelb.

**Hahn.** Eine der ältesten Familien der Kremper Marsch. Besonders in der Gegend von Krempe und im Kirchspiel Neuenbrock ist die Familie seit Alters begütert, doch ist ein Zweig der Familie schon ziemlich früh in die Wilster Marsch hinübergezogen. Das Dorf Grevenkop ist wohl als der Stammsitz der Familie anzusehen. Im Jahre 1314 verkauft Albertus hane zu Grevenkop einen Teil seiner dortigen Ländereien an das Domkapitel zu Hamburg. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts werden genannt „in der Marsch zu Steinburg" Wulf hane und Symon hane. Im Jahre 1514 wohnen Junge Johann hane „tom Blethe" (Kirchspiel St. Margarethen), Johann hane in Büttel (ebenfalls Kirchsp. St. Margarethen) und Laurens hane zu Brocktorpp, alles in der Wilster Marsch. Carsten Hane (1616) zu Itzehoe führt statt der drei Ballen drei Räder in seinem Wappen. 1656 besitzt Michel hahn einen Hof in Neuenbrok. Die Familie blüht heute noch in der Kremper Marsch. Seit dem Jahre 1810 sind drei Höfe in Grevenkop im Besitz der Familie.

Wappen: In Silber drei (2. 1.) rote Ballen. Helmzier: Zwischen rot-weißen Büffelhörnern drei (1. 2.) rote Rosen. Helmdecken: Rot-weiß.

**Beienfleth.** Stammsitz der Familie ist das Kirchdorf Beidenfleth an der Stör (Wilster Marsch).



Digitized by Google

Als Erster wird genannt in den Jahren 1222 bis 1271 Marquard von Beienfleth. Im Jahre 1310 erscheinen Johann und Otto von Beyenvlite. Alle drei werden als Ritter bezeichnet. Im Jahre 1309 hatte die Familie Besitz im Grevenkoper Riep bei Krempe, um das Jahr 1326 hatten Hinrich Beienfleth und sein Sohn Timmo Besitz in der Nähe von Wilster. 1332 wird ein Helrik beinvlet genannt. Im Jahre 1336 war Lange Beyenvlete (der Name Lange kommt in der Familie öfter vor) Vogt auf der Steinburg. Nach dem Jahre 1376 werden die Beienflethe unter den ritterlichen Familien Holsteins und überhaupt in der Wilster Marsch nicht mehr genannt. Im Jahre 1514 hatte noch ein Marquart beigenfleth to Kamerlandt (Kremper Marsch) bäuerlichen Grundbesitz. Die Familie ist erloschen. Auch in Meklenburg, wohin sich schon im 14. Jahrhundert ein Zweig gewandt hatte, ist die Familie mit dem Anfang des 16. Jahrhunderts ausgestorben.

Wappen: In Silber ein aufgerichteter roter Löwe. Helmzier: Der rote Löwe wachsend. Helmdecken: Rot-weiß.

**Lau.** Die Familie ist wappenverwandt mit den Beienflethe. Sie entstammt gleichfalls der Wilster Marsch und hat hier auch fast ausschließlich immer ihren Wohnsitz gehabt. Im Jahre 1423 erneuert und vermehrt Johannes Louwe mit Zustimmung seiner Frau Grete eine Stiftung zur Kirche St. Laurentii zu Itzehoe. Derselbe Johannes louwe wird in den Jahren 1439 und 1448 als Bürger zu Itzehoe erwähnt. Im Jahre 1499 war die Familie im Kirchspiel tom Blethe (St. Margarethen) stark vertreten. Es besaßen dort damals Höfe: Peter, Johann, Reymer und Marquard louwe (auch loweke genannt). Im Jahre 1500 hatte Marquart lauen Grundbesitz in Heiligenstedten. Anno 1546 war Hanen louw Kirchspielvogt zu Wewelsfleth, Anno 1599 Pawell Louw Hauptmann der Kirche in Wilster. Im Kirchspiel Brockdorf war die Familie schon 1499 und während des ganzen 16. Jahrhunderts ansässig. Im Jahre 1613 wohnte Claus Louwe in Eklak, sowie Peter und Jochim Louw in der Beyenfleter Ducht. Im Jahre 1685 wohnte Bullert Lauen in Brunsbüttel. Die Familie ist noch heute in der Wilster Marsch ansässig.

Wappen: In Silber ein aufgerichteter roter Löwe. Helmzier: Der rote Löwe wachsend. Helmdecken: Rot-weiß.

**Breide.** Die Familie ist wappen- und anscheinend auch stammverwandt mit den Beienfleth-Lau. Schon 1237 erscheint in den Urkunden Marquardus Bryde, im Jahre 1309 Henrikus Breide. Um das Jahr 1345 wurde Borchert Breyde in einer Fehde von dem Ritter Heyneke Scharpenberg überfallen und zu Haseldorf eine zeitlang gefangen gehalten. Peter Breide, Borcherts Sohn, wird 1391 und 1392 genannt. Ein Henneke Breide wird im Jahre 1388 als Knappe bezeichnet. Im Jahre 1408 wohnte Marquart Breide, anscheinend bäuerlichen Standes, in Wilster. Um das Jahr 1499 besaßen Hans breide, Grethe breide und michel breide Höfe im Kirchspiel Brockdorf. Alle drei gehörten dem Bauernstande an. Im Jahre 1500 fiel der Ritter Marquard Breide in der Schlacht gegen die Dithmarschen bei Dusenddüwelswarf. Anno 1519 verkaufte Nikolaus breide seinen Hof zu Wilster. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts besaß Claus breide (1613) einen Hof in Hochfeld, ein anderer Clauß Breidt (1602) einen Hof in Dodenkop. Die adeligen Breide sind im 17. Jahrhundert ausgestorben, bezw. in die Familie Rantzau aufgegangen. Die bäuerlichen Breide sitzen noch heute in der Wilster Marsch.

Wappen: Das Wappen Beienfleth-Lau in gewechselten Farben: In Rot ein aufgerichteter silberner Löwe. Helmzier: Der silberne Löwe wachsend. Helmdecken: Weiß-rot.

**Bruhn.** In der Kremper Marsch, der Wilster Marsch und in Dithmarschen ist die Familie schon seit Alters ansässig. Ekkehard bruno war einer der ersten Ratsherren der Stadt Itzehoe. Er wird im Jahre 1316 zuerst erwähnt. Etwa hundert Jahre später (1425 und 1427) wird noch ein Brune als Ratsherr von Itzehoe genannt. Nach dem Wilsterschen Ratsbuch vom Jahre 1376 wohnte gegen das Jahr 1400 Peter brun im Kirchspiel Wilster. Im Jahr 1463 besaß Hinrich brun einen Hof zu Nordoe. Im Jahre 1499 werden im Landbederegister des Amtes Steinburg als Besitzer aufgeführt „Hans brun to borsflethe“ und „Tewes brun tom Blethe.“ Etwa um dieselbe Zeit wohnte Peter brun zu Heiligenstedten. Anno 1514 hatten Thewes und Johann brun Landbesitz in Neuenkirchen. Um das Jahr 1599 war Herr Johann Brun Pastor zu Krempe. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts (1613) wohnte Johann Brun in der Heideducht im Kirchspiel St. Margarethen. Heute ist die Familie in der Wilster Marsch fast ausgestorben. Sie blüht noch in Dithmarschen.

Wappen: In Silber ein aufgerichteter roter Löwe. Helmzier: Auf rot-weißem Wulst ein schreitender roter Löwe. Helmdecken: Rot-weiß.

**Heest.** Der Stammsitz dieser Familie ist das Dorf Heest, jetzt Heist am Nordrande der Haseldorfer Marsch etwa ½ Meile südlich von Uetersen. Die Familie hatte Besitz in Haselau. Der erste aus der Familie ist Eggehardus de Heest, der im Jahre 1276 genannt wird. Um das Jahr 1350 war Hartwich Heest Vogt zu Haseldorf. Er war stark beteiligt an den Räubereien, die damals in der Haseldorfer Marsch in Übung waren und wurde dafür samt seinen Anhängern vom Kaiser Karl IV. im Jahre 1352 mit der Reichsacht bedroht. Sein Sohn Hartwich war 1361 und 1375 ebenfalls Vogt zu Haseldorf. Er lag in Fehde mit dem Ritter Borchart Krummendiek, mit dem gemeinsam er die Vogtei inne hatte. Die am häufigsten gebrauchten Vor-



Digitized by Google

namen in der Familie sind Volrad und Hartwich. Mit Beginn des 15. Jahrhunderts wandte sich die Familie aus der Marsch fort und erwarb Grundbesitz im Osten Holsteins. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts ist die Familie erloschen.

Wappen: In Blau ein halber goldener Hirsch. Helmzier: Goldener Hirschrumpf. Helmdecken: Blau-gelb.

**Kahlke.** Die Familie entstammt ebenfalls dem nördlichen Teil der Haseldorfer Marsch. Als Stammsitz ist das untergegangene Kirchdorf Langenbroke, an dessen Stelle später Neuendorf trat, anzusehen. Um das Jahr 1345 lag Volbart (Volrad) Caleke in Fehde mit Claus Split, einem holsteinischen Ritter. Er war auch der Urheber einiger Überfälle auf Hamburgische Domherren, die dem Vogt Hartwig Heest vom Kaiser Karl IV. zur Last gelegt wurden. Um das Jahr 1470 besaß Hartich kaleke einen Hof im lübschen Recht vor Itzehoe, den nach seinem Tode seine Witwe Frau Elsebe kalcken an den Bürgermeister von Itzehoe verkaufte. Hartich kaleke war Mitglied der Liebfrauengilde in Itzehoe. Im 16. Jahrhundert war die Familie in Neuendorf stark vertreten. Hier wohnten etwa 1550 Marquart, Harmen, mehrere Johann, Claus und Hinrich kaleke oder kalcke. Im 17. Jahrhundert war ein sehr großer Teil des Kirchspiels Neuendorf im Besitz der Familie und blieb es bis zu Ende des 18. Jahrhunderts. Bei den fast alljährlichen großen Sturmfluten, die gegen Ende des 17. und zu Beginn des 18. Jahrhunderts die Marsch heimsuchten, erwies sich der Deichgraf Steffen Kalcke 1627—1719, wie aus dem „Neuendorffischen Kirchen-Protokoll" hervorgeht, als ein Mann, der das Land geschützt hat. Im Jahre 1805 wandte sich der Hauptast der Familie von Neuendorf nach Norderdithmarschen und erwarb dort ausgedehnten Besitz. Die Familie blüht dort noch heute, außerdem besonders zwischen Utersen und Heist in der Haseldorfer Marsch und verstreut auch in der Wilster- und Kremper Marsch.

Wappen: In Blau ein aufgerichteter silberner Hirsch. Helmzier: Der silberne Hirsch wachsend. Helmdecken: Blau-weiß.

**Holler.** Eine alte Wilster Marschfamilie. Die Hauptsitze der Familie sind St. Margarethen, Wewelsfleth und (links der Stör) Neuenkirchen. Ob der 1293 und 1307 genannte Arnold hollender, Vogt von Krempe, zur Familie gehört, ist wohl fraglich. Im Jahre 1499 hat nach dem Bederegister Symon holler Besitz „to dodenkope" und Johann holler „tom olethe". Um dieselbe Zeit sitzen zu Wewelsfleth Johann, Peter, Clawes und Merten holler. Im Jahre 1514 hatten Lutke, Hinric, Wilken und Marquart holler Besitz im Kirchspiel Neuenkirchen. Um das Jahr 1532 wohnten in Wewelsfleth Martenß holler und Henneke holler. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts (1551) wird genannt Clawes holler to roskop. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts finden wir (1601) Tewes Holler in Wewelsfleth, 1613 Johann Holler in Eklak und Ties holler in der Heideducht, Kirchspiel St. Margarethen. Die Familie blüht noch heute, hauptsächlich in der Wilster Marsch.

Wappen: Wilstersche Linie: In Gold ein schwarzer, silbern bewehrter Hirsch, der über eine grüne Hürde setzt. Helmzier: Der Hirsch wachsend. Helmdecken: Schwarz-gelb.

Wappen: Brunsbütteler Linie: In Silber ein aus dem blauen Schildfuß wachsender roter Hirsch. Helmzier: Wachsender roter Hirsch. Helmdecken: Rot-weiß.

**Harder.** Ebenfalls eine Wilster Marschfamilie, die aber auch schon frühzeitig mit demselben Wappen in Dithmarschen auftritt, sodaß es zweifelhaft ist, wohin der eigentliche Ursprung der Familie verlegt werden muß. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts (1513) wohnt Clawes harder als Bürger in Itzehoe. In den Jahren 1581 und 1594 werden genannt Johann und Peter Harder sowie Steffen Harder, alle drei im Wilster Kirchspiel ansässig. Im Jahre 1608 wohnt Claus Harder ebenfalls in Wilster. Bei Beginn des 17. Jahrhunderts besitzen Peter und Hans Harder Höfe in Potzfeld, Steffen und Claus Harder in Diekdorp, ein anderer Claus Harder in der Heideducht im Kirchspiel St. Margarethen. Im 18. Jahrhundert hatte die Familie auch Besitz in der Gegend um Krempe. Die Familie blüht noch heute.

Wappen: In Silber über grünen Boden springend ein roter Hirsch. Helmzier: Der Hirsch wachsend. Helmdecken: Rot-weiß.

**Pogwisch.** Als Stammsitz dieser Familie, die mit den gleichfalls adligen Familien v. d. Wisch und Wulf wappen- und stammesgleich ist, kommen verschiedene Orte namens Wisch, in der Marsch und im übrigen Holstein, in Betracht. Es liegt nahe, den Ursprung der Familie in die Kremper Marsch zu verlegen, zumal hier noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts bäuerliche Pogwisch angesessen waren. Die Familie wird im Jahre 1310 mit Otto und Thetleuus erstlich genannt und hatte Grundbesitz hauptsächlich im Osten Holsteins. Im Jahre 1514 wohnte Pawel pogwisch „to greoenkope" im Kirchspiel Krempe. Die Familie ist im 19. Jahrhundert erloschen.

Wappen: In Blau ein aufgerichteter silberner Wolf. Helmzier: Der silberne Wolf aus einer grünen Hürde wachsend. Helmdecken: Blau-weiß.

Auf anderen Darstellungen findet man auch den Wolf über grünen Boden schreitend.

**Wulf.** Eine alte und große Familie, die seit Alters in der Kremper sowohl wie in der Wilster Marsch Besitz hatte. Im Jahre 1456 wohnte hans wulf zu Wilster und im Jahre 1462 Tideke Wulf zu Kamerlande in der Kremper Marsch. Im Jahre 1464 saßen Daniell Wülff und Peter Wulff zu Wewelsfleth. Daselbst wohnte zur selben Zeit der



Digitized by Google

sagenhafte Henneke Wulf, Hauptmann der Wilster Marsch. Dieser Henneke Wulf war ein Parteigänger des Grafen Gerhard von Holstein gegen dessen Bruder, den König Christian I. von Dänemark. Er war auch der Führer der Wilster Marsch in dem unglücklichen Aufstand vom Jahre 1470 gegen den König. Die Sage berichtet von ihm, daß er ein Meister im Armbrustschießen gewesen sei und daß er einst auf Wunsch des Grafen Gerhard seinem kleinen Sohn einen Apfel vom Kopf geschossen habe. Die Sage weist viele Ähnlichkeit mit der Tellsage auf, doch besteht ein Unterschied darin, daß die Freundschaft des Grafen Gerhard und des Henneke Wulf durch den Apfelschuß nicht gestört wurde. In der Kirche von Wewelsfleth hängt noch jetzt eine alte Malerei, die die Apfelschußszene darstellt. Henneke Wulf mußte nach dem mißlungenen Aufstand der Marsch vor dem Könige fliehen und wurde im Jahre 1472 in Dithmarschen von seinen Feinden erschlagen. Im Jahre 1477 war Hans Wulf zu Itzehae Mitglied der Liebfrauengilde. Anna 1499 wohnte Clawes Wulf „up der olden siden" zu Wilster, im selben Jahre mewes wulf „to broktorppe". Um das Jahr 1500 hatte die Familie größeren Besitz im Kirchspiel Heiligenstedten. 1512 besaß Henneke Wulff einen Hof in Beidenfleth, und 1548 war hermen Wulff „Hauemeister" zu Herzhorn (Kremper Marsch). Vom Jahre 1633 bis 1714 saß die Familie auf dem Gerhof im Kirchspiel Süderau (Kremper Marsch), später in Elskop, Sommerland, Grönland, Grevenkop. Noch jetzt wohnen zwei große Zweige der Familie in Horst. Auch in der Wilster Marsch blühte die Familie durch das ganze 17., 18. und 19. Jahrhundert bis heute. Die Vornamen Daniel und Henneke sind in der älteren Zeit in der Familie gebräuchlich.

Wappen: In Grün ein aufgerichteter silberner Wolf. Helmzier: Grün-weiß geteilter Flug. Helmdecken: Grün-weiß.

**Lübbe (Lübbecke).** Der Schwiegersohn des Anno 1472 erschlagenen Henneke Wulf war Daniel Lübbeke zu Wewelsfleth. Ob noch ältere Beziehungen der beiden Familien zueinander bestanden haben, ist nicht erwiesen, doch liegt es nahe, eine solche ältere Verwandtschaft nach den beiderseitig gebräuchlichen Vornamen anzunehmen. Bekannt ist jedenfalls, daß die Familie Lübbe ihr Wappen von der Familie Wulf übernommen hat. Die Familie Lübbe ist eine Wilster Marschfamilie. Im Jahre 1499 saß Jakob Lubbe to brocktorppe, im Jahre 1512 ein anderer Jakap Lübbecke zu Wewelsfleth. Im selben Kirchspiel wohnten im Jahre 1594 mychel lubbeke und 1601 Henneke lübbeke. Der Kirchspieloogt Daniel lybbeke zu Urendorf (1530—1608) war ein Ururenkel des sagenhaften Henneke Wulf. Er ist bekannt als der Verfasser einer Chronik seiner Zeit. Sein Vater Henneke Lübbeke, ein aufrechter Mann und kluger Diplomat, hat zu mehreren Malen dem Könige Christian III. gegenüber, der auf ihn große Stücke hielt, die Interessen der Marsch mit Erfolg zu vertreten gewußt. Er erfreute sich eines hohen Ansehens. Die Familie blüht noch heute in der Wilster Marsch, wo sie besonders in der Gegend von Wilster Besitz hat.

Wappen: (Das Wappen Wulf). In Grün ein aufgerichteter silberner Wolf. Helmzier: Grün-weiß geteilter Flug. Helmdecken: Grün-weiß.

**Wunsfleth.** Die Familie nannte sich nach ihrem Stammsitz, dem untergegangenen Dorfe Wunsfleth oder Wonsfleth im Kirchspiel Neuenkirchen in der Kremper Marsch. Als erste genannt werden aus der Familie in den Jahren 1324 und 1340 Emeke van Wonsflethe und sein Sohn Hermann, 1386 Woldemer Wonsflete. Alle drei gehörten dem Ritterstande an. Zu Beginn des 14. Jahrhunderts waren Nikolaus und Volrad van Wonsfleth im Dorfe Bruke, jetzt Brokreihe im Neuenkirchener Kirchspiel ansässig. Im Jahre 1362 besaßen Emekin Wunsvlete, genannt Jalgheman und sein Sohn Johann je einen Bauernhof ebenfalls in Bruke. Emekin war der Sohn des Volrad und Neffe des Nikolaus. Im Jahre 1592 soll nur noch einer aus dem Geschlecht am Leben gewesen sein. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts ist die Familie erloschen.

Wappen: In Blau ein aufgerichteter silberner Bär mit goldenem Halsband. Helmzier: Der silberne Bär wachsend. Helmdecken: Blau-weiß.

**Baß.** Eine kleine Familie, die in älterer Zeit in der Wilster Marsch, in neuerer Zeit auch in der Kremper Marsch Besitz hatte. Um das Jahr 1350 lebte Johann aos to wewelsflethe. Im Jahre 1477 waren Frau Becke vosses und Elzebe vos Mitglieder der Liebfrauengilde zu Itzehoe. Im Jahre 1492 war daselbst Nikolaus vos Kirchherr der Kirche St. Laurentii. 1494 nennt das Bederegister einen Marquart vos „in der Marsch zu Steinburg". Es ist wohl anzunehmen, daß er in Wewelsfleth wohnte. Im Jahre 1613 besaß Claus Voß einen Hof in der Dammflether Ducht. Vom Jahre 1717 bis zum Jahre 1872 hatte die Familie Landbesitz in Krempdorf, zur selben Zeit auch vereinzelt und vorübergehend in Sommerland und Neuenkirchen (Kremper Marsch). Die Familie blüht noch heute.

Wappen: In Silber ein aufgerichteter roter Fuchs.. Helmzier: Der Fuchs wachsend. Helmdecken: Rot-weiß.

**Brockdorf.** Die Familie Brockdorf ist die älteste noch blühende Familie der Marsch und Holsteins. Ihren Namen hat sie von ihrem Stammsitz, dem Kirchdorf Brockdorf in der Wilster Marsch. In den Jahren 1220 und 1221 wird erstlich genannt Hildeleuus de Bruckthorp. Im Jahre 1302 erscheint wieder ein Hildeleuus de Bruchtorpe und 1336 ein Marquardus Brucdorpe. Angehörige der Familie, die den Ritterstand besitzen, kommen zahlreich in den Urkunden des 14. Jahrhunderts



Digitized by Google

vor als Gefolgsleute des Grafen Johann von Holstein, so Ekkehard und Johann Brocktorpe als advocati. Im Jahre 1401 hatte henneke brocktorpe to brocktorpe bäuerlichen Grundbesitz. Das Landbederegister vom Jahre 1499 nennt als ebenfalls bäuerliche Besitzer: michel, Dirk und Johann Brocktorpe to brocktorpe. Ein Johann Brocktorp hatte auch 1514 Besitz „tom Blethe" (Kirchspiel St. Margarethen). Um das Jahr 1546 war Clawes Brocktorp, Kirchspielvogt zu Brockdorf, beteiligt an dem Aufstande der Wilster Marsch gegen den König. Dieser Claus war der letzte bäuerliche Brocktorp. Im adeligen Stande blüht die Familie noch heute in verschiedenen Ästen.

Wappen: In Blau ein schrägrechts gestellter silberner fliegender Fisch. Helmzier: Aufgerichteter silberner fliegender Fisch. Helmdecken: Blau-weiß.

**Damme.** Die Familie ist wappen- und stammeseins mit den Brockdorf. Der namengebende Stammsitz war wahrscheinlich Dammducht im Kirchspiel Wewelsfleth. Hier hatte die Familie seit alters Besitz. Im Jahre 1299 erscheint zuerst ein Hinrikus, miles de dame, im Jahre 1300 Lambertus van dame. Um das Jahr 1350 lebte zu Wewelsfleth Herr Walther de damme auf bäuerlichem Besitz. 1461 wird genannt Detlef oamme damme und 1494 Jakob damen, ein Bauer, vermutlich zu Wewelsfleth. Von 1533—64 war die Familie im Besitze des am linken Ufer der unteren Stör liegenden Marschgutes Bahrenfleth. Im Jahre 1514 besaß Peter Dam „to Nigenbroke" in der Kremper Marsch einen Bauernhof. Die Familie ist ausgestorben.

Wappen: (Das Wappen Brockdorf). In Blau ein schrägrechts gestellter silberner fliegender Fisch. Helmzier: Aufgerichteter silberner Fisch. (Nach anderer Darstellung ein Pfauenbusch). Helmdecken: Blau-weiß.

**Ho.** Eine alte Familie, genannt nach ihrem Stammsitz, dem Dorfe Ho an der Stör. Bereits im Jahre 1149 erscheint ein Thiedbern von Ho unter den „Richtern des Landes". Im Jahre 1307 erscheint wieder ein Thitbern von Ho als Ritter. Im Jahre 1309 wird genannt Clerus de Ho und 1317 Detleo von Ho, dieser als Knappe bezeichnet. Um das Jahr 1340 besaßen die drei Brüder Otto, Detleo und Marquard genannt Schacht oder von Ho die Güter Klein Harrie (in der Gegend von Neumünster) und Ho. Die Familie ist schon früh erloschen. Der letzte aus der Familie war ein vom Houwe bäuerlichen Standes um 1400 im Kirchspiel Wilster.

Wappen: In Blau ein balkenweis gelegter silberner Fisch. Helmzier: Blau-weiß geteilte Büffelhörner. Helmdecken: Blau-weiß.

**Stint.** Die Familie war ehemals zahlreich und wohlhabend in der Wilster- und Kremper Marsch, besonders im Kirchspiel Beidenfleth. Im Jahre 1514 hatte Merten stynnt Besitz zu Beidenfleth. Nachkommen von ihm, Peter Stint und Jakob Stint hatten 1613 dort ebenfalls Grundbesitz. Im Jahre 1585 lebte ein Peter Stindt als Bürger in Itzehoe. 1648 wohnte Carsten Stint in Krempe, 1683—94 saß Peter Stindt zu Osterneuenbrok in der Kremper Marsch. Im Jahre 1704 besaß der Assessor Peter Stindt vorübergehend einen Hof in Krempdorf. Etwa seit dem Jahre 1800 ist die Familie erloschen.

Wappen: In Blau drei silberne Fische (Stinte) querübereinander. Helmzier: Aufgerichteter silberner Stint. Helmdecken: Blau-weiß.

**Westphal.** Die Familie ist in neuerer Zeit zugewandert und hat seit dem 17. Jahrhundert Besitz in der Wilster Marsch, hauptsächlich im Kirchspiel Brockdorf.

Wappen: In Blau ein aufgerichtetes silbernes Pferd. Helmzier: Das Schildbild. Helmdecken: Blau-weiß.

**Kelting.** Eine ursprünglich aus der Haseldorfer Marsch stammende Familie. Von der altfriesischen Gründung am Nordrande der Haseldorfer Marsch, dem Dorfe Raa aus, wo die Familie zu Beginn des 17. Jahrhunderts Besitz hatte, verzweigte sie sich in mehreren Linien über die Kremper- und Haseldorfer Marsch. Im Jahre 1690 erwarb Göttsche Kelting einen Hof in Grevenkop, den seine Nachkommen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts inne hatten. Im Jahre 1696 kaufte Hinrich Kelting einen Hof ebenfalls in Grevenkop, der bis zum Jahre 1801 im Besitz der Familie blieb. Andere Zweige der Familie waren im 18. und 19. Jahrhundert in Sommerland, West-Neuenbrock, Groß Wisch und Bahrenfleth ansässig, die sich aber sämtlich auf den Hauptstamm in Raa zurückführen lassen.

Wappen: In Schwarz ein schreitendes silbernes Pferd. Helmzier: Ein Bündel goldener Weizenähren. Helmdecken: Schwarz-weiß.

**Roß.** Die Familie Roß ist in den 3 Holsteinischen Marschen nur schwach vertreten, blüht aber in Dithmarschen. Im 18. Jahrhundert hatte die Familie Besitz in Brockdorf. Von 1702—1772 besaß Reimer, Sohn des Wichmann Roß einen Hof in Mittelfeld. Sein Sohn Franz erwarb 1738 einen Hof in Elskop, der bis zum Jahre 1834 in der Familie blieb.

Wappen: In Silber ein schreitendes schwarzes Roß. Helmzier: Drei goldene Weizenähren. Helmdecken: Schwarz-weiß.

**Nienburg.** Eine alte Familie besonders der Kremper Marsch. Die Kirchspiele Süderau und Krempe waren von Alters ihre Hauptwohnsitze. Im Jahre 1430 war Johann Nienborgh Notar in Itzehoe. Im Jahre 1441 amtierte ein Priester Hinrikus Nygenborg an der Kirche St. Laurentii zu Itzehoe. 1488 war Hinrik Nigenbork Bürger zu Itzehoe. Luder Nigenborch besaß um das Jahr 1499 einen Hof „to Kremptorpe". Im Jahre 1572 hatte Marten Neyenborgk Besitz zu Seestermühe in der Haseldorfer Marsch. Im Süderauer Riep war die



Digitized by Google

Familie bis zum Jahre 1763 ansässig. Heute hat die Familie Besitz in Diekdorp in der Wilster Marsch. Auch in der Kremper Marsch blüht die Familie noch heute.

Wappen: Gespalten in Silber und Rot. Vorn ein schwarzes aus der hinteren Schildhälfte wachsendes Pferd, hinten ein abwärts gekehrtes silbernes Pflugeisen. Helmzier: Drei goldene Weizenähren. Helmdecken: Schwarz-weiß, rot-weiß.

**Schacht.** Die drei Brüder Marquart, Detlev und Otto genannt Schacht oder von Ho, 1340 auf Klein Harrie und Ho, wurden bereits unter der Familie Ho erwähnt. Sie werden auch von der Familie Schacht in Anspruch genommen. Eine Wappenverwandtschaft zwischen den Familien Schacht und Ho besteht nicht. Die genannten drei Brüder führen den Fisch im Wappen. Im Jahre 1462 und 1479 wird erwähnt Marten schacht im Kamerlande (Kremper Marsch). Zu Beginn des 16. Jahrhunderts hatte Claus Schacht Besitz in Herzhorn und Twielenfleth bei Stade (südlich der Elbe). Johann Schacht zu Herzhorn (1547—1667) ist bekannt wegen seines hohen Alters. Dieser führte seine Hofmarke im Wappen. Dessen Sohn war von 1655—1680 Kirchenspielvogt daselbst. Die Familie hat im Laufe des 17., 18. und 19. Jahrhunderts der Marsch um Herzhorn eine ganze Reihe von Verwaltungsbeamten gegeben. Der letzte in dieser Reihe war der Kgl. Landesschulze Jacob Schacht zu Sommerland, der im Jahre 1858 vermutlich vom König Friedrich VII. von Dänemark eine Vermehrung seines Wappens erhielt. Die Familie hatte im Laufe der Jahrhunderte hauptsächlich Besitz in den Kirchspielen Herzhorn, Neuenkirchen und Krempe. Die Familie blüht noch heute.

Wappen I: In Rot unter silbernem Stern ein aufgerichtetes silbernes Pferd. Helmzier: Zwischen rot-weiß geteilten Büffelhörnern zwei silberne Sterne übereinander. Helmdecken: Rot-weiß.

Wappen II: (Diplom v. 1858). Gespalten in Rot und Gold. Vorn ein silbernes aus der hinteren Schildhälfte wachsendes Pferd, hinten zwei ins Andreaskreuz gelegte schwarze Bergmannshämmer. Im blauen oberen Schildort ein silberner Stern. Helmzier: Auf dem gekrönten Helm drei rot-weiß-rote Straußenfedern. Helmdecken: Rot-weiß, schwarz-gelb.

Wappen III: (Johann Schacht 1547—1667). In Silber eine schwarze Hofmarke. Helmzier: Zwei an grünen beblätterten Stengeln wachsende rote Blumen (Rosen?). Helmdecken: Schwarz-weiß.

**Falk.** Die Familie ist seit dem 18. Jahrhundert heimisch in der Blomeschen Wildnis bei Glückstadt und im Kirchspiel Herzhorn. Sie hatte auch vorübergehend Besitz in Elskop. Um das Jahr 1800 wandten sich zwei Linien der Familie nach der Wilster Marsch (Kirchsp. St. Margarethen un Wilster). Die Familie blüht noch heute.

Wappen: Gespalten in Silber und Blau Vorn eine schwarze Hofmarke, hinten drei golden Weizenähren nebeneinander. Helmzier: Ein golde ner Falke. Helmdecken: Schwarz-weiß, blau-gelb

**Krey.** Eine große begüterte Familie der Wilste Marsch. Besonders im Kirchspiel St. Margarethe ist sie von jeher angesessen. Im Jahre 1448 wohnt Nikolaus kreye auf Roskopp, ein anderer Niko laus krey im Jahre 1464 zu Wewelsfleth. 1477 i ein Harmen kreyge Mitglied der Liebfrauengild zu Itzehoe. Das Bederegister von 1499 nennt al Besitzer: Hinrich kreye to bischope, Jakob kreye t Hoddingflethe, Lütke kreye tom Blethe. Um 150 hatte Jakob kreye Grundbesitz zu Heiligenstedten Hermann Kreye ist im Jahre 1537 zweiter Bürgermeister von Itzehoe. Im Jahre 1564 hat Miche kreye, wohl ein Sohn oder Enkel des obengenannte Jakob, einen Hof in Höddingfleth. Anno 1613 i Hinrich Kreye in der Heidtducht (Kirchspie St. Margarethen) Besitzer eines großen Hofes, zu selben Zeit Klaus Kreye auf Osterbünge, ebenfall im Kirchspiel St. Margarethen. Der Hof zu Osterbünge ist auch noch heute im Besitz der Familie In der Kremper Marsch war die Familie von 168 bis 1738 in Grevenkop angesessen, seit Beginn des 17. Jahrhunderts auch am alten Deich in der Näh von Glückstadt. Die Familie blüht noch heut kräftig, vor allem in der Wilster Marsch.

Wappen I: In Silber auf grünem Ast ein rot bewehrte schwarze Krähe sitzend. Helmzier: Rot bewehrte schwarze Krähe. Helmdecken: Schwarz-weiß.

Wappen II: In Silber ein grüner Ast mi zwei Zweigen übereinander, auf deren jedem ein rot bewehrte schwarze Krähe gegen den Stamm gekehrt sitzt. Helmzier: Die schwarze Krähe. Helmdecken: Schwarz-weiß.

**Möller.** Eine alte Familie der Wilster Marsch Das Wilster Ratsbuch vom Jahre 1376 nennt gegen Ende des 14. Jahrhunderts Clawes moller und Peter moller, beide im Kirchspiel Wilster wohnhaft Im Jahre 1499 wohnte ein Clawes moller „t dodenkope" und um 1500 Johann moller „tom ho" Im Rat zu Wilster saß 1532 Johann Moller. Der Kirchspieloogt Jakob Moller zu Wewelsfleth hatte teil am Aufstand der Marsch vom Jahre 1546 Im Jahre 1564 hatte Peter Moller Besitz zu Heiligenstedten. Auch zu Arentsee war die Familie zu Anfang des 17. Jahrhunderts ansässig. Im 18. Jahrhundert zog ein Zweig der Familie nach der Kremper Marsch, nämlich nach Grevenkop. Auch in Bahrensfleth (Kirchspiel Neuenkirchen) hatte die Familie zeitweise Besitz. Die Familie war durch alle Jahrhunderte in der Wilster Marsch zahlreich vertreten und ist es noch heute.

Wappen: In Blau ein silberner Schwan. Helmzier: Der Schwan. Helmdecken: Blau-weiß.



Digitized by Google

**Schröder.** Die Familie Schröder ist wohl die am meisten verbreitete in den drei Marschen, besonders in der Kremper und Wilster Marsch. Im Jahre 1456 wohnte Hinrik scroder zu wilster in der Closterstrate. Clawes scroder gehörte im Jahre 1477 der Liebfrauengilde in Itzehoe als Mitglied an. Hinrik scroder hatte im Jahre 1494 Besitz im Wilster Kirchspiel, ebenfalls nach dem Bederegister von 1499 Magnus, Peter, Marten und Laurens scroder, und im Jahre 1516 Gert scroder. Anno 1532 saß Claus schroder „up dem rundhave" (Rundhof) im Stadtgebiet von Krempe. Hinrich Schröder zu Eklak, bei der Aue wohnhaft, war im Jahre 1571 Hauptmann der Wilster Marsch. Carsten Schroder, wohl sein Nachkomme, wohnte daselbst um 1613. In Süderau in der Kremper Marsch war 1597 Hans Schröder angesessen. 1623 hatte die Familie Besitz im Kirchspiel Wewelsfleth. In neuerer Zeit ist die Familie in der Kremper Marsch zahlreicher als in der Wilster Marsch vertreten, und zwar finden wir hier Angehörige der Familie fast in sämtlichen Kirchspielen der Marsch: in Süderau, Süderauer Riep, Elskop; Borsfleth, Borsflether Wisch, Ivenfleth, Eltersdorf; Neuenkirchen, Groß- und Klein-Wisch, Brockreihe, Bahrenfleth, Herzhorn und Krempe; auch bei Utersen in der Haseldorfer Marsch. Der Vorname Hobe ist in der Familie häufig. Die Familie blüht noch heute.

Wappen: In Blau auf grünen Wellen schwimmend eine silberne Gans. Helmzier: Auffliegende silberne Gans. Helmdecken: Blau-weiß.

**Hobe.** Eine Wilster Marsch-Familie, die hauptsächlich in den Außenkirchspielen angesessen war. Das Landbederegister vom Jahre 1499 führt als Besitzer auf: Clawes hobe i. d. Neßducht, Johann hobe tom Blethe, Johann hobe to brocktorppe. Zu Wewelsfleth wohnte im Jahre 1594 karsten hobe und 1613 Johann Hobe. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts lebte hier auch der durch seine Aufzeichnungen bekannte Peter Hobe. Er war im Jahre 1645 Hauptmann des Kirchspiels Wewelsfleth, zu einer Zeit, da, wie er selber schreibt, die Marschen schwere Pressuren aushalten mußten infolge des großen Krieges. Er hat es aber verstanden, wie aus seinen Aufzeichnungen hervorgeht, durch persönliches Eintreten den König Christian IV. zu gewinnen und so das Schlimmste von der Marsch abzuwenden. Er war „ein Vorbild des patriotischen, königstreuen und dabei über die ererbten Freiheiten der Marsch eifersüchtig wachenden Bauern". (Detlessen, Elbmarschen.) Die Familie ist erloschen.

Wappen: In Rot ein golden bewehrter silberner Adler mit erhobenen Flügeln, der seine Fänge einem silbernen Widder in den Rücken schlägt. Helmzier: Goldenbewehrter silberner Adler. Helmdecken: Rot-weiß.

**Siemen.** Die Siemen sind eine große, alte und in der Kremper sowohl wie in der Wilster Marsch reich begüterte Familie. Das Wilster Ratsbuch vom Jahre 1376 nennt einen henneke simen, wohnhaft im Kirchspiel Wilster. Das Landbederegister von 1499 nennt als Besitzer Jakob symon to brunsholte (Kremper Marsch), Cord symen und Dirk symen i. d. Hauedücht im Kirchspiel Wilster. Durch das ganze 16. Jahrhundert saß ein Hauptast der Familie zu Wilster. Ein anderer Hauptast stammt anscheinend von dem Vogtspfluge in Krempdorf, einem jetzt parzellierten Hof an der Grenze der Kirchspiele Krempe und Borsfleth. Ein dritter Hauptast hatte Besitz im Kirchspiel Süderau. Zu diesem Ast gehören Claus Siemen (1589) zu Süderau, wohl auch Clawes Siemens (1597) zu Moorhusen und Carsten Symen (1672) Geschworener zu Süderau. Um das Jahr 1780 hatte die Familie Besitz im Wewelsflether Außendeich. 1792 wanderte der Süderauer Ast nach St. Margarethen (Wilster-Marsch) aus. Im 17., 18. und 19. Jahrhundert saß die Familie im ganzen auf 25 Höfen in den 4 Kirchspielen der Kremper Marsch. Die Familie blüht noch heute in der Wilster und Kremper Marsch.

Wappen: Gespalten in Rot und Silber. Vorn eine halbe silberne Lilie, hinten ein halber rot bewehrter schwarzer Adler. Helmzier: Rot bewehrter schwarzer Adler. Helmdecken: Rot-weiß, schwarz-weiß.

**Scheel.** In älterer Zeit finden sich Mitglieder dieser Familie in der Kremper und in der Wilster Marsch, in neuerer Zeit hauptsächlich in der Wilster Marsch. Im Jahre 1395 war Hinrikus schele der erste Vikar an der St. Bartholomäuskirche zu Wilster. Anno 1456 wohnten Peter und Johann schele in der Kedingstrate in Wilster. Im 15. Jahrhundert hatte die Familie Besitz im Kirchspiel Neuenbrok in der Kremper Marsch. Hier saßen um das Jahr 1490 Clawes, wilken und Hans schele. Im Jahre 1499 saß auch ein Clawes schele zu Rumfleth und Jürgen schele „to hakebu" im Kirchspiel Wilster. Im Jahre 1564 hat „Johann schele, sel. Martens Sohn zu Neuendorf, im lübschen Recht zu Wilster Marquartt Simen entleibt." Um 1600 war Petrus Schele Notarius und Stadtsekretär zu Wilster, im Jahre 1604 Johannes Schele Landschreiber der Wilster Marsch. 1602 wohnte Peter Schele zu Dodenkop und 1613 Johann Schele in der Dammflether Ducht (Kirchspiel St. Margarethen). Die Familie blüht noch in der Wilster Marsch.

Wappen: In Rot ein silberner Sparren, in den drei Ecken begleitet von je einem goldenen Vogel. Helmzier: Auf dem gekrönten Helm zwei abgekehrte rote Fuchsrümpfe. Helmdecken: Rot-weiß.

**Ehlers.** Eine große Familie, die im Laufe der Jahrhunderte der Stadt Itzehoe eine Reihe von



Digitized by Google

Ratsherren und Bürgermeistern gegeben hat. Im Jahre 1477 waren jürgen elerß und Eggert elers Mitglieder der Liebfrauengilde zu Itzehoe. Um das Jahr 1500 nennt ein Einwohnerverzeichnis des Kirchspiels Heiligenstedten Frau Catarina elers de oldendorp. In den Jahren 1509—1558 war Jürgen elerß, wohl ein Nachkomme des obengenannten Jürgen, Bürgermeister von Itzehoe. Um das Jahr 1570 war Jochim elers erster Bürgermeister zu Itzehoe, im Jahre 1578 war Hans elers Vorsteher der St. Nikolai Kapelle dortselbst. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts hatte die Familie Besitz im Wilster Kirchspiel. Hier wohnten damals Eggert Elers, Sohn des Ratkens Elers, und Hans Elerß, Hauptmann des Kirchspiels Wilster. Um das Jahr 1613 hatte die Familie auch Besitz in Diekdorp, in der Aoerflether Ducht und in Nordbünge (Kirchspiel St. Margarethen). 1607 war Johann Ehlers Ratsverwandter zu Itzehoe. Im Jahre 1766 ernannte die Stadt Itzehoe Albert Elers zu ihrem Ehrenbürgermeister. Albert Elers Vater war Pastor zu Borsfleth. Um das Jahr 1800 hatte die Familie Besitz in Wetterndorf. Die Familie blüht noch heute.

Wappen: Geteilt in Rot und Silber. Oben ein wachsendes silbernes Einhorn, unten ein rotbewehrter schwarzer Klauenflügel. Helmzier: Wachsendes silbernes Einhorn. Helmdecken: Rot-weiß. Das Wappen der Hamburger Patrizierfamilie Ehlers zeigt im gespaltenen Schilde vorn in Rot ein silbernes Einhorn, hinten in Silber einen schwarzen Klauenflügel, als Helmzier das wachsende Einhorn.

**Hein.** Als Stammsitz dieser Familie ist wohl das Kirchdorf Wewelsfleth anzusehen. Hier hatte die Familie durch die Jahrhunderte dauernd Besitz. Hier wohnte auch der aus der Familie um das Jahr 1350 etwa erstlich genannte Lange Heinen und seine Frau „Vor Wiggert". Im Jahre 1398 lebte harmen heynen im Kirchspiel Wilster. Die Familie hat sich dann über die Wilster und Kremper Marsch ausgebreitet. In den Jahren 1499 und 1514 hatten Alberdt heyne und Pawel heyne Besitz zu Brockdorf. Im Jahre 1514 handelte Peter Heynen als Schiedsrichter in einer Streitsache für die 4 Kirchspiele der Kremper Marsch. Im Jahre 1541 wohnte Clawes Heine in Krempe, und um das Jahr 1590 hatte Albert Hein Besitz im Kirchspiel Süderau. Um dieselbe Zeit wohnte Jakob, pawel Heynens Sohn im Kirchspiel Brockdorf sowie Karsten heyn zu Wewelsfleth. Hobe Hein hatte um das Jahr 1613 großen Grundbesitz ebenfalls im Kirchspiel Wewelsfleth, zu Grothwisch. Gleichzeitig war die Familie im St. Margarethener Kirchspiel ansässig. In der Wilster Marsch finden wir die Familie noch im Kirchspiel Heiligenstedten und Beidenfleth, in der Kremper Marsch vom 17. Jahrhundert ab in Neuenkirchen an der Stör, in Neuenbrok und Grevenkop, dazu vereinzelt am Nordrand der Haseldorfer Marsch in Raa. Der Name Albert ist in der Familie häufig. Die Familie blüht noch heute, besonders nördlich der Stör.

Wappen: Gespalten in Rot und Silber. Vorn ein aus der hinteren Schildhälfte wachsendes silbernes Einhorn, hinten drei auf grünem Boden an grünen Stengeln wachsende rote Rosen. Helmzier: Zwischen rot-weiß geteilten Büffelhörnern wachsendes silbernes Einhorn. Helmdecken: Rotweiß.

**Steinmann.** Eine kleine Familie, die im 17. und 18. Jahrhundert in der Marsch Grundbesitz und Ämter hatte. Im Jahre 1642 war Johann Steinmann Stadtfähnrich von Krempe. 1631—1658 war Jakobus Steinmann Amtsverwalter des Amtes Steinburg, zu dem die Wilster und Kremper Marsch gehörte. Er war auch Besitzer von Neuenkirchen an der Stör. Sein Bruder, der Capitän Hinrich Steinmann, ist Anno 1677 bei Grave gefallen. Dessen Rüstung und Degen hängen noch in der Kirche zu Neuenkirchen. In den Jahren 1659 bis 62 war Johann Steinmann, des Jakobus Sohn, als Amtsnachfolger seines Vaters Steinburger Amtsschreiber. Im Jahre 1713 besaß der Dr. Hennike Steinmann einen Hof zu Audeich, im Jahre 1728 wohnte Jakob Steinmann für kurze Zeit in Elskop (Kirchspiel Süderau). Die Familie ist ausgestorben.

Wappen: In Blau auf rotem Mauergiebel eine silberne Lilie. Helmzier: Silberne Lilie. Helmdecken: Blau-weiß.

**Brandt.** Die Familie war in alter Zeit in der Kremper gleich wie in der Wilster Marsch angesessen. Auch nach der Stadt Itzehoe hat sie verschiedene Zweige getrieben und dieser Stadt Ratsverwandte und Bürgermeister gestellt. In Dithmarschen findet man die Familie mit demselben Wappen. Um das Jahr 1400 hatte die Familie Besitz zu Ho. 1430 werden genannt Detlev und Hermann Brand, Söhne des alten Brand „imme Hoo". 1427 sind Marquard Brande sowie Bruno und Clawes Brande Ratsleute zu Itzehoe, Marquard wird im Jahre 1440 dort als Bürgermeister erwähnt. 1463 verkauft Johann Brand an Henneke Brand drei Stücke Pfluglandes in der Nähe von Itzehoe. Im Jahre 1499 nennt das Landbederegister: Peter brandt tho borsflethe (Kremper Marsch), Marquard brandt tho hakebu, Marten und Jakob brandt tho Diektorpe (Wilster Marsch), letzterer auf großem Besitz. 1514 hat Johann brandt Besitz „to kremptorpe", zur gleichen Zeit Michel brandt „thor Wilster". Um das Jahr 1536 war Jochim Brandt Amtsverwalter des Amtes Steinburg. Anno 1519 war Jakob Brandt Beisitzer im Dinggericht der Wilster Marsch. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts (1613) hatte die Familie Besitz zu Poßfeld, St. Margarethen und Uhrendorf an der Stör. Die Familie blüht noch heute.

Wappen: In Blau drei (2. 1.) goldene Sterne. Helmzier: Ein Pfauenschweif. Helmdecken: Blau-gelb.

**Oldenburg.** Eine ehemals große Wilster Marsch Familie. Im Jahre 1499 hatte Hinrik oldenborch Besitz zu Beidenfleth. 1514 saß Hinrik oldenborch „tom büttel" (Kirchspiel St. Margarethen) und ein anderer Hinrik „to wewelsflethe". In den Kirchspielen Wewelsfleth und Beidenfleth lag während des 16. Jahrhunderts und immer der Hauptbesitz der Familie. Doch war sie zu Anfang des 17. Jahrhunderts auch noch im Kirchspiel St. Margarethen vertreten. Hier wohnte damals Claus Oldenborch am Büttler Deich, wohl ein Nachkomme des obengenannten Hinrik. 1677 besaß ein Hinrich Oldenborch einen Hof im Kirchspiel Brockdorf. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts findet sich auch ein vereinzelter Oldenburg in der Kremper Marsch. Bis zum Jahre 1727 nämlich besaß Hans Oldenburg einen Hof zu Borsflether Wisch. Zurzeit sind keine Oldenburg mehr in den Marschen vorhanden.

Wappen: Gespalten in Rot und Blau. Vorn eine schreitende silberne Gans, hinten drei (2. 1.) goldene Sterne. Helmzier: Zwischen blaugelben Büffelhörnern ein goldener Stern. Helmdecken: Rot-weiß, blau-gelb.

**v. Leesen.** Einer Familienüberlieferung nach stammt die Familie von zwei Brüdern v. Leesen, die im Jahre 1576 wegen Religionsstreitigkeiten aus Böhmen vertrieben und in die Marsch eingewandert sein sollen. Dem widerspricht die Tatsache, daß bereits zu Beginn des 16. Jahrhunderts die Familie in der Kremper Marsch stark vertreten war. Nach neueren Forschungen soll die Familie schon um das Jahr 1300 in der Haseldorfer Marsch ansässig gewesen sein. Im Jahre 1499 wohnte Hinrik von Leesen „up dat hoghe feld".

Um die Mitte und gegen das Ende des 16. Jahrhunderts hatte die Familie großen Besitz im Kirchspiel Süderau, in Lesigfeld, Grönland, Schönmoor. Von 1652—1780 wohnten drei Siemen von Leesen auf einem Hof in Elskop. Ein Hof in Sommerland war von 1620 bis 1885 im Besitz der Familie. Hier war um die Mitte des 18. Jahrhunderts ein Thies von Leesen Landesschulze für Sommerland-Grönland. Der Name Thies ist in der Familie sehr gebräuchlich. Ein weiterer Zweig der Familie saß seit 1692 ebenfalls zu Elskop bis zum Jahre 1793. Der Sohn des letzten Besitzers dieses Hofes, auch ein Thies v. Leesen, war Syndikus des Klosters Itzehoe. Dessen Sohn wieder erwarb Besitz auf der Insel Fehmarn und wurde später vom Herzog von Sachsen Coburg-Gotha in den Freiherrnstand erhoben. Die Familie blüht noch heute, besonders in der Haseldorfer und Kremper Marsch.

Wappen: Geteilt in Rot und Blau durch eine Reihe von 14 silbernen Kugeln. Oben drei (2. 1.) silberne Sterne, unten zwei schreitende silberne Löwen übereinander. Helmzier: Wachsender silberner Löwe (?). Helmdecken: Blau-weiß-rotweiß. Der „Siebmacher", Schleswig-Holst. Ritterschaft, gibt das Wappen ohne Helmzier.

**Wichmann.** Die Familie Wichmann hatte schon ziemlich früh in der Wilster und auch in der Kremper Marsch Grundbesitz. Im Jahre 1456 wohnte Laurens wichmann zu Wilster in der Kedingstrate. Um das Jahr 1499 hatte Peter Wichmann Besitz auf der alten Seite von Wilster; Hinrik, Dirk und Pawel wichmann sitzen „to nortorpe" im Kirchspiel Wilster. Im Jahre 1489 wohnten Peter und Clawes wichmann im Kirchspiel Krempe. Noch im Jahre 1598 ist die Familie in Wilster ansässig. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts hat die Familie Besitz in der Wilster Marsch zu Eklak, Beidenfleth, Flethsee, in der Kremper Marsch zu Krempe und Neuenkirchen. Ein Zweig der Familie saß von 1692 an in Elskop und in Süderau. Er ist im Jahre 1859 im Mannesstamm erloschen.

Ein anderer Zweig wohnte ungefähr das ganze 18. Jahrhundert hindurch zu Lesigfeld (Kirchspiel Herzhorn), ein dritter Zweig zur selben Zeit in Mittelfeld. Die Familie blüht noch heute in beiden Marschen.

Wappen: Geteilt in Rot und Blau. Oben ein schreitender goldener Löwe, der mit der rechten Vorderpranke ein Schwert hebt. Unten zwei silberne Sterne. Helmzier: Wachsender goldener Löwe, der mit der rechten Pranke ein Schwert hebt. Helmdecken: Rot-weiß. Die Hamburgische Patrizierfamilie Wichmann führte dasselbe Wappen. Sie ist anscheinend erloschen.

**Scharpenberg.** Ein von der Elbe verschlungener Ort der Haseldorfer Marsch hat dieser Familie den Namen gegeben. Sie wird schon früh unter den ritterlichen Familien Holsteins genannt. Als erster des Namens ist 1272 Ludolfus de Scarpenberge bekannt geworden. Im 14. Jahrhundert ist die Familie sehr zahlreich auch in Lübeck und in Mecklenburg. In den Urkunden des 14. Jahrhunderts werden besonders genannt Hinricus, Johannes, Ludolfus, Marquard und Volquinus. 1323 war Heyneke Scharpenberg Vogt auf der Steinburg. Um 1350 lag Heyneke Scharpenberg in Fehde mit Borchert Breide. Im Jahre 1653 war die Familie auch in Holstein ansässig. Jetzt kommt sie, soweit bekannt, im adligen Stande nur noch in Dänemark vor. 1869 lebte allerdings ein General von Scharfenberg in Hamburg, vielleicht aus obiger Familie. In der Haseldorfer Marsch kommt der Name noch heute vereinzelt vor.

Wappen: In Blau ein von Silber und Rot wechselnd öfters geteiltes schräggestelltes Pfeileisen. Helmzier: Rotweiße Büffelhörner. Helmdecken: Rot-weiß.

**Kruse.** Die Familie hat ihren Hauptsitz in der Wilster Marsch, doch kommt sie auch in der Kremper Marsch vor. Als erster des Namens wird im Jahre 1367 der Presbyter Johannes Kruse zu Itzehoe genannt. 1477 war dann Martin Kruse Prediger zu Wewelsfleth. 1494 wird Neymer Kruße genannt, doch ist es zweifelhaft, ob er in der Kremper



Digitized by Google

oder Wilster Marsch wohnte. 1499 wohnten Johann, Jakob und Hobe Kruße tom Blethe in der Wilster Marsch. Hobe Kruße hatte dort einen großen Hof. Um dieselbe Zeit war Peter Kruße in Brockdorf ansässig. 1532 lebte Peter zu Wewelsfleth, während Reymer 1553 Kirchgeschworener zu Neuenkirchen war. Auch in Wilster waren um diese Zeit Glieder der Familie ansässig. Im 17. Jahrhundert war die Familie in Urendorf ansässig. Dierich Kruße hatte im Jahre 1613 einen großen Hof in St. Margarethen. Die Familie blüht noch heute in der Wilster Marsch.

Wappen: Im blau-rot geteilten Schilde ein pfahlweis gestellter schwarzer Pfeil, belegt mit abgerissenem goldenen Kopf und Rumpf eines Löwen. Helmzier: Zwischen zwei schwarzen Pfeilen der Löwenrumpf.

**Bolten.** Ebenfalls eine Wilster Marsch-Familie. Doch sind Angehörige des Geschlechts auch in der Kremper und Haseldorfer Marsch ansässig gewesen. Im 17. Jahrhundert kommen Bolten auch in Dithmarschen vor. Als erster des Namens wird im Jahre 1410 und 1422 Henneke bolden oder bolten in Wilster genannt. Im Jahre 1438 ist Tewes bolten Deichgeschworener für das Kirchspiel Wilster. Er wird als solcher im Spadelandbrief des Grafen Adolf VIII. von Holstein genannt. 1499 wohnten Hans Bolthe to Borsflethe und Johann zu Hoddingslethe. 1528 war Johann Bolten Prediger in Neuendorf. Unter ihm vollzog sich friedlich der Übergang vom alten Glauben zur Reformation. In der Wilster Marsch wohnte 1581 Marten Bolte in Wilster und 1582 Mathias Bolten in Kathen. In demselben Jahr war Crys Bolten Vogt in Dodenkop. 1613 war Thies Bolten in der Damsleher Ducht und Peter in Wetterndorf ansässig. In der Kremper Marsch wohnte um dieselbe Zeit Marten in Borsfleth; von 1760 ab saß ein Zweig der Familie in Heiligenstedten und Bahrenfleth. Klaus Bolten saß 1829—74 auf dem Zierhof im Sommerlander Niep; seine Nachkommen hatten Höfe in Sommerland und in der Blomeschen Wildnis in der Kremper Marsch. In der Wilster Marsch blüht die Familie zur Hauptsache in den Kirchspielen an der Stör.

Wappen I: Wilster Marsch Linie: In Silber zwei ins Andreaskreuz gelegte blaue Pfeile mit einem roten Herzen belegt. Helmzier: Wachsender roter Hirsch. Helmdecken: Rot-weiß.

Wappen II: Geteilt in Silber und Blau. Oben drei schräggestellte blaue Pfeile, unten ein balkenweis gelegter silberner Fisch. Helmzier: Zwischen blau-weißen Flügeln ein blauer Pfeil.

**Scharmer.** Eine Kremper Marsch-Familie. Die Scharmer sind und waren zur Hauptsache in der Umgegend von Herzhorn ansässig, doch hatten sie auch Höfe in der übrigen Kremper Marsch. 1548 wohnte Clawes Scharmer in Herzhorn bei der Mühle. Er war 1561 Kirchgeschworener und als solcher zugegen, als auf Veranlassung des Grafen Otto V. von Schauenburg auf einer Pastorenversammlung zu Pinneberg für die Herrschaft Pinneberg, zu der auch Herzhorn gehörte, die Mecklenburgische Kirchenordnung eingeführt wurde. Unter seinen Nachkommen wird 1630 Tidemann Schermer gleichfalls in Herzhorn bei der Mühle, genannt. Ein Zweig der Familie war mit Joachim 1675 in Neuendorf ansässig. Seine Nachkommen hatten Höfe in Horstmoor und Horstmühle. Auch ein Zweig der Herzhorner Linie war in und um Horst ansässig, auf Dannwisch, auf dem Eichenhof, in Horstmühle und im Horstmoor. Ein anderer Zweig derselben Linie hatte Höfe in Landweg (Herzhorn), Steinburg, Altenmoor und Siel. Auch in Mittelfeld, Grönland und Moorhusen war die Familie besitzend.

Wappen: In Silber zwei ins Andreaskreuz gelegte goldbegriffte blaue Schwerter, begleitet von einem blauen Heerkolben. Helmzier: Blau und weiß geteilter Flug. Helmdecken: Blau-weiß.

**Göttsche.** Diese Familie kommt nur in der Wilster Marsch vor. 1494 wird dort Peter Gotsche genannt. 1499 wohnten Johan goske to Bischope, Detlef to Hoddingslethe und Klawe goske to Brocktorp. 1532 war Steffen Götzken in Wewelsfleth ansässig. Johann Götzke war 1560 Kirchenhauptmann zu Wilster. 1613 hatte Egger Ghotzke ein 40 Morgen (= ha) großen Hof zu Grotwisch und Johann ghotzke in Arentsee einen Hof von 4 Morgen. Auch in Wewelsfleth war ein Zweig im 17. Jahrhundert ansässig. 1649 war Egger Götzke dort Kirchspielvogt. Im 18. Jahrhundert war ein Sproß der Familie Pastor zu Brockdorf. Sein Bild hängt dort in der Kirche. Die Familie blüht noch heute in der Wilster Marsch.

Wappen: Gespalten in Silber und Gold. Vorn eine Hellebarde mit blauem Eisen und rotem Schaft, hinten zwei rote Querbalken. Helmzier: Drei Hellebarden. Helmdecken: Rot-weiß.

**Früchtenicht.** Die Familie hat ihre Höfe von altersher zur Hauptsache in der Haseldorfer Marsch gehabt. 1575 wohnte Marten Früchtenicht in Seestermühe, 1685 war Klaus Früchtenicht Deichgraf in Naa. Im übrigen ist die Familie zahlreich in der Kollmar, Neuendorfer und Seestermüher Marsch. In der Kremper Marsch saß 1771 Harm auf dem Kammerlander Herrenhof. Im 19. Jahrhundert sind noch verschiedene andere Zweige in der Kremper Marsch in Brunsholt, Langenbrook, Elskop und Westneuenbrook ansässig.

Wappen: In Silber drei schwarze Kesselhaken nebeneinander. Helmzier: Zwei schwarz-weiße Büffelhörner. Helmdecken: Schwarz-weiß.

**Gravert.** Der Stammhof der Familie liegt anscheinend in Krempdorf, doch wird schon 1499 Jakob Grauwer to Borsflethe genannt. 1509 saß Jako Grauwert to Kremptorpe. 1589 war Jakob, wahrscheinlich sein Sohn, „Vogt to Kremptorp". Ihr



Digitized by Google

folgten dann im Besitz 1649 Johann, 1680 Jakob, 1720 Johann, 1759 Johann, 1793 Hinrich, 1821 Johann, 1870 Johannes, und 1910 Hinrich, sämtlich zu Krempdorf. Die meisten Besitzer des Hofes vor 1870 waren Klosteroögte des Uterseuer Klosters. Von diesem Hofe stammen die Linien, die jetzt in Kamerland, Elskop, Eltersdorf, Kl. Krempdorf und Landweg ansässig sind. Ein anderer Hauptast war am Hohenweg besitzend. 1604—1661 wohnte dort der Vogt Jakob Grauwert, der 1650 Kirchengeschworener der Neuenkirchener Kirche war. Er stiftete 1654 bei der Übergabe des Hofes an seinen Sohn ein großes Epitaph in der Kirche. Seine Nachkommen hatten Höfe am Hohenweg, Diekdorf bei Wilster, Urendorf, Grevenkop, Audeich und Eltersdorf. Ein dritter Zweig ist seit dem 19. Jahrhundert am Hohenweg, Bahrenfleth und Elskop ansässig. Aus Neuenbroock ist die Familie nach kurzer Zeit wieder verschwunden.

W a p p e n : In Silber ein aufgerichtetes blaues Pflugeisen. Helmzier: Dasselbe. Helmdecken: Blau-weiß.

**Ramm.** Eine kleine Familie, welche im 18. Jahrhundert im Kirchspiel Brockdorf in der Wilster Marsch ansässig war. Die Familie scheint aber aus Hodorf an der Stör zu stammen. Dort und in Westneunenbroock hat die Familie jetzt noch Besitz.

W a p p e n : In Rot ein liegendes silbernes Pflugeisen, aus dem drei goldene Weizenähren wachsen. Helmzier: Drei rote Rosen an grünen Stielen wachsend. Helmdecken: Rot-weiß.

**Albers.** Ebenfalls eine nur kleine Familie, die aus der Wilster Marsch stammt. 1560 war Marquard Albers Bürger in Itzehoe. 1585 wohnt Reinhold Albern gleichfalls als Bürger zu Itzehoe. 1616 war Kornelius Albers in Osterbünge ansässig. Die Familie blüht noch heute in der Wilster Marsch, besonders im Kirchspiel St. Margarethen. Seit 1891 ist ein Zweig aus St. Margarethen nach Grevenkop in der Kremper Marsch verpflanzt.

W a p p e n : In Silber ein aus Wolken greifender rot bekleideter Arm, der eine Sense hält, deren Stiel mit einem beiderseitig besetzten Kleeblattstengel quer überlegt ist. Helmzier: Zwischen zwei rot-weißen Büffelhörnern ein grünes Lindenblatt. Helmdecken: Rot-weiß.

**Schmidt.** Eine Familie dieses Namens tritt zuerst in der Wilster Marsch auf, doch kommt der Name auch schon früh in der Kremper Marsch vor. Um 1400 wohnte Hermann smit in Wilster und Heinrich smyt „oppe der nigen borch" in Wilster. 1404 wird Didrik smyt in Wilster genannt. 1499 war Marquard smid to Bezenfleth ansässig. 1613 wohnte Siemen Schmitt in Arentsee. In der Wilster Marsch blüht die Familie heute besonders im Kirchspiel St. Margarethen. In der Haseldorfer Marsch wird 1587 Claus Schmidt in Moorhusen im Kirchspiel Neuendorf genannt. Markus wohnte 1685 in Raa. Ein anderer Ast stammt aus Dannwisch von dem jetzigen Scharmerschen Hof im Kirchspiel Horst. Er breitete sich im 18. Jahrhundert in Kammerlander Au und Abtei, Sommerland, Moorhusen, Elskop, Mittelfeld, Herzhorn und Süderau, Nethwisch, Hahnenkamp und Neuendorf aus, wo er noch jetzt auf zahlreichen Höfen blüht. Peter Schmidt (1846 bis 1883) war Landesschulze in Sommerland. Einen besonders großen Hof hat Richard Schmidt in Kammerlander Abtei. Ein Zweig des Dannwischer Astes ist auch in Dithmarschen ansässig geworden.

W a p p e n I: In Silber zwei ins Andreaskreuz gelegte blaue Schlüssel mit abgekehrten Bärten, überlegt mit einem aufrechten rot gestielten blauen Hammer. Helmzier: Ein blau bekleideter Arm, einen rot gestielten Hammer haltend. Helmdecken: Blau-weiß.

W a p p e n II: In Silber ein aus einer Wolke greifender rot bekleideter Arm einen rot gestielten blauen Hammer haltend. Helmzier: Der rotbekleidete Arm den Hammer haltend. Helmdecken: Rot-weiß.

**Kuskop.** Eine alte und früher zahlreiche und begüterte Familie. Sie trägt ihren Namen nach dem Kuskoper — alte Schreibweise: Kukeskoper — d. i. Kukukskoper Moor, in der Wilster Marsch. Schon in einer Urkunde vom Jahre 1319 ist von einem Hofe in Kuskop die Rede. Der Hauptsitz der Familie war aber Hakebo in der Nähe des Kuskoper Moores. Dort pachtete 1485 Johan Kuschop den Zehnten zu Hauckebu. 1499 wird Hinrich Kuskop genannt. Im Jahre 1532 war Jakob, 1543 Johann, Peters Sohn, 1548 Hinrich Kuskop Gildebruder in Wilster. 1588 werden unter den „Vollmechtigen der Olden Siden" Hinrich und Johann Kuschop erwähnt. Dieser Johann gehört auch zu den Hauptleuten und Geschworenen der Wilster Kirche aus der Hackeboer Ducht. 1596 ist Klaus Kuskop der Geschworene für die Hackeboer Ducht. 1608 und 1624 sind Markus bezw. Hinrich dort Geschworene. 1615 ist Klaus Deichgraf auf der alten Seite. Im 17. Jahrhundert lag der Hauptbesitz der Familie in der Neßducht bei Wilster. Am Ende des 17. Jahrhunderts verliert die Familie ihre Höfe und stirbt fast aus. Die jetzt noch lebenden Kuskop — es sind noch 5 männliche Träger des Namens vorhanden — stammen von Johann Kuskop ab, der sich im Jahre 1650 in Krempe niederließ.

W a p p e n : In Silber ein schwarzer Anker. Helmzier: Zwei sich ansehende, bezw. küssende Mohrenköpfe. Helmdecken: Schwarz-weiß.

**Wiekhorst.** Die Familie, welche aus Hohenfelde in der Kremper Marsch stammt, ist erst im 18. Jahrhundert zu größerem Grundbesitz gelangt. 1771 hatte Peter Wiekhorst einen Hof in Muchelndorf, wo die Familie einige Generationen hindurch seßhaft blieb. 1799 wurde Peter Wiekhorst in Ost-Neuenbroock ansässig. Seine Söhne erwarben Höfe in



Digitized by Google

Neuenbroock, Sommerland und Groß-Wisch. Johannes Wiekhorst war Vogt in Rethwisch. Heinrich war Ökonomierat und Mitglied des Kreis- und Provinzialausschusses. Er gründete den schleswig-holst. landwirtschaftlichen Haftpflichtverein. Sein Hof in Grevenkop wird jetzt von seinem Sohn bewohnt.

Wappen: In Blau ein silberner Anker. Helmzier: Ein blau bekleideter Arm, der eine rote Keule schwingt. Helmdecken: Blau-weiß.

**Thormählen.** Diese Familie ist von altersher in der Gegend von Kollmar, in neuerer Zeit besonders in Langenhals besitzend. Einige Zweige finden sich aber auch sonst in der Kremper Marsch. So wird 1499 Marten Tor Molen in Borsfleth genannt. 1561—64 war Jakobus Tormolen (gebürtig aus dem Holsteinischen) Diakonus zu St. Jacobi in Hamburg. Er starb mit seinem ganzen Hause an der Pest. 1575 und 1579 wohnten Karsten und Hinrich zu Möhlen in der Kremper Marsch, 1587 Pawell thor Muhlen in Krempe. 1567 war Drew Thormählen Beisitzer im Dinggericht in Heiligenstedten, 1570 Karsten Thormählen Deichgraf auf Langenhals. Um dieselbe Zeit war ein Zweig in Seestermühe ansässig. 1627 saß Thies zur Mühlen in Kollmar und Jürgen Tormolen in Mittelfeld. In Mittelfeld war dieser Zweig noch im 18. Jahrhundert ansässig. Der Haupthof in Langenhals, zu dem auch der Kirchenstuhl in Neuendorf gehört, wurde im Herbst des Jahres 1627 von den Truppen Tillys niedergebrannt. Die Bewohner waren schon um Michaelis des Jahres nach Holland geflohen. Albert Thormählen baute 1647 nach Rückkehr der Familie den Hof wieder auf. Der Hof ist noch im Besitz seiner Nachkommen. Die Familie ist jetzt noch zahlreich und angesehen in der Kollmar Marsch.

Wappen: In Blau eine goldene Bockmühle mit silbernen Flügeln. Helmzier: Dasselbe. Helmdecken: Blau-gelb.

**Pohlmann.** Eine kleine Familie, von der ältere Daten nicht bekannt sind. Im 18. Jahrhundert war sie auf Höfen in Büttel bei St. Margarethen und in der Umgegend von Wilster zu finden. Bei St. Margarethen ist sie noch heute ansässig. In der letzten Zeit sind eine Reihe Träger des Namens ausgewandert, insbesondere nach Hamburg.

Wappen: In Silber auf grünem Sechsberg ein rotes Kreuz. Helmzier: Wachsend ein bärtiger Mann in roter Kleidung mit grünen Aufschlägen und rotem, grüngestülptem Hut, der mit der Rechten ein rotes Kreuz hebt. Helmdecken: Rot-weiß.

**Klüver.** Eine ehemals mächtige und besitzende Familie. Mit Ausnahme eines Zweiges, der im 17. Jahrhundert in Seestermühe in der Haseldorfer Marsch wohnte, ist die Familie immer in der Kremper Marsch ansässig gewesen. 1477 wohnte Aemmeke Klüver in Itzehoe. Hans Kluner war dort 1479 Ratsherr und 1490 zweiter Bürgermeister. 1494 und 1499 wird Reymer Kluuer to Borsflethe genannt. Um dieselbe Zeit wohnte Hinrik kluuer tor Krempen und Peter Kluwer war dort Juratus der Parochialkirche. 1589 und 1597 wird Pasche als Besitzer zu Süderau genannt. Ein anderer Pasche war 1646 Hauptmann der Kremper Marsch. 1672 war ein Pasche Klühver Vogt und Altermann in Süderau. Ein Zweig saß Ende des 17. Jahrhunderts in Kamerland. Die Nachkommen hatten Höfe in Niederreihe, Schönmoor, Sommerland, Süderauer Riep, Grevenkopp und Steinburg. Ein Ast der Familie starb 1632 mit dem Pastor Klüver in Borsfleth, dessen Bild dort in der Kirche hängt, aus. Diesem gehörte auch der erste Hauptpastor der neuen Stadt Glückstadt an. Um 1650 amtierte Michael Cluverius als Magister in Süderhastedt in Dithmarschen. Er führte im Schild die Mohrenköpfe nebeneinander. Der Vorname Pasche ist in der ganzen Familie häufig. Die Familie blüht noch heute in der Kremper Marsch.

Wappen I: In Silber drei (2. 1.) Mohrenköpfe, die beiden oberen in Seitenansicht gegeneinander gewendet, der untere in Vorderansicht. Helmzier: Zwischen zwei schwarz-weißen Büffelhörnern eine rote Rose. Helmdecken: Schwarz-weiß.

Wappen II: In Silber drei (2. 1.) Mohrenköpfe in Seitenansicht mit roten Stirnbinden. Helmzier: Ein Mohrenkopf mit roter Stirnbinde. Helmdecken: Schwarz-weiß

**Mohr.** Träger dieses Namens kommen schon ziemlich früh gleichzeitig in der Kremper und Wilster Marsch vor. Es ist möglich, daß es sich um verschiedene Familien handelt. In der Wilster Marsch wird 1499 Johann Mor to Diektorpe und Klawes tom Blethe (jetzt St. Margarethen) genannt. 1523 war Henneke Mor im Büttel tom Blethe und 1538 Reymer moer auf Flethsee im Kirchspiel St. Margarethen ansässig. 1601 war Hennyng mohr Beisitzer im Dinggericht in der Wilster Marsch und 1613 hatten Karsten, Hartwig und Hinrich Höfe in Hochfeld, Diekdorp und Nordbüttel.

In Itzehoe war Jürgen moer 1578 Vorsteher der St. Nikolai-Kapelle und 1622 Hartwig Mohr erster Bürgermeister der Stadt. Der Hauptsitz der Kremper Marsch-Familie scheint das Kirchspiel Süderau zu sein. 1494 war Paschen moer in der Vogtei Steinburg wohnhaft. 1548 war Hinrich Mohr Deichgraf und Schulte in Sommerland. 1672 waren Jürgen und Markus Deichgeschworene zu Süderau. Ein Ast der Familie saß um diese Zeit in Kammerland. 1652 war Klaus dort Vogt; seine Nachkommen waren später dort Landesschulzen. Von Kammerland aus sind Glieder der Familie in Lägerdorf ansässig geworden. Die Mohr's in Borsfleth und Borsflether Büttel stammen aus dem Kirchspiel Süderau. Auch in Horst und Horstmühle war die Familie Mohr vertreten. Sie blüht noch heute in allen drei Marschen.



Digitized by Google

Wappen: I: In Gold ein herausschauender Mohrenkopf. Helmzier: Ein Mohrenkopf. Helmdecken: Schwarz-gelb.

Wappen II: In Rot ein goldener Pokal. Helmzier: Ein wachsender Mohr mit rotem Hut, der mit der Rechten eine rote Keule schultert. Helmdecken: Schwarz-gelb.

**Meinert.** Eine in allen drei Marschen verbreitete Familie. Der Stammsitz ist schwer festzustellen, da die einzelnen Zweige der Familie oft ihren Besitz innerhalb der drei Marschen gewechselt haben. In der Wilster Marsch wird 1499 und 1514 Johann Meynert to Hoddingflethe genannt. Um 1500 wohnten Marquard, Klawes und Johann Meynardt am jenseitigen Störufer in Heiligenstedten. 1613 war Arinn Meyners, mit dem Beinamen „Grote", in Hakebo ansässig. In der Wilster Marsch sitzt die Familie heute besonders in der Umgegend von Beidenfleth.

In der Kremper Marsch sitzt ein Ast der Familie seit Anfang des 17. Jahrhunderts in Brunsholt. Aber auch in Herzhorn und Umgegend war die Familie vertreten. 1567 waltete in Herzhorn der Schulte Hermann meynert seines Amtes. Sein Sohn Karsten war gleichfalls bis 1632 dort Schulte, während ein anderer Sohn Hermann bis 1650 dort Kirchspielvogt war. Ende des 17. Jahrhunderts sitzt ein Zweig in Herrenfeld.

In Moorhusen, Kollmar, Neuendorf und in der übrigen Haseldorfer Marsch war die Familie im 16., 17. und 18. Jahrhundert zahlreich. In Moorhusen wird 1548 Hermann Meinardt und sein Vater Gert genannt. Aus Moorhusen stammt auch Otto meinert, welcher 1577—1622 Prediger in Kollmar war. In Neuendorf war im 18. Jahrhundert Thies Meinert Deichgraf; er war Danebrogsmann. Noch heute ist die Familie in allen drei Marschen in den verschiedensten Kirchspielen begütert.

Wappen: Schräglinks geteilt in Silber und Rot. Oben der Rumpf eines bärtigen Mannes in roter Kleidung mit grünem Aufschlag und grüngestülptem roten Hut, unten ein silbernes Rad. Helmzier: Zwischen zwei rot-weißen Büffelhörnern ein Busch Pfauenfedern. Helmdecken: Rot-weiß.

**Witte.** Die Familie ist von altersher in der Wilster Marsch beheimatet. Nur vereinzelte Zweige sind nach der Kremper Marsch gekommen. Um 1360 wird Peter Witte in Wilster genannt, 1380 „Johannes, „Peter witten sone." 1393 wird nochmals ein Peter wytten dort erwähnt und 1428 Hinrik Witte ebenfalls dort. 1479 war Detlef Witte in Wewelsfleth angesessen und Lütke „in dem hoogen Velde tho Dodenkop" in der Wester Ducht des Kirchspiels Wilster. Auch Marten wohnte 1499 „to Dodenkope". 1516 war der Landgeschworene Klaus Witte als Schiedsrichter für die vier Kirchspiele der Kremper Marsch tätig. Um 1500 war die Familie auch in Heiligenstedten und Neuenkirchen vertreten. 1594 saß Klawes wytte to Wewelsflethe. 1613 hatte dort Peter einen Hof. In Beidenfleth wohnt um dieselbe Zeit Daniel und in Nordbüttel Tewes. Im 17. Jahrhundert findet man die Familie auch in Urendorf. In der Kremper Marsch war 1487 Klaus Witte consul in Krempe. 1479 war Bick Witte in Süderau ansässig. 1623 wird ein Bik Witte als Beisitzer im Dinggericht zu Kollmar erwähnt. Ende des 17. Jahrhunderts hatte die Familie Besitz in Neuenbrook, später auch in Borsflether Wisch. Heute blüht die Familie in der Wilster Marsch und zwar besonders in Beidenfleth.

Wappen: In Schwarz ein silberner Schrägrechtsbalken, belegt mit drei roten Römern. Im linken Obereck der Rumpf eines bärtigen Mannes in weißer Kleidung mit rotem Aufschlag und rot gestülptem weißen Hut. Helmzier: Rumpf eines bärtigen Mannes in weißer Kleidung mit roten Aufschlägen und weißem rotgestülpten Hut. Helmdecken: Schwarz-weiß.

**Poppe.** Die Familie war früher in der Wilster Marsch angesehen und zahlreich. Sie saß hauptsächlich in der Umgegend von Wilster. 1499 waren Klawes und Johann poppe to Hackebo ansässig. Um dieselbe Zeit wohnte Marquard to Hoddingflethe und Hinrik in Diekdorp. Um 1500 saß ein Zweig der Familie in Heiligenstedten, ein anderer in Neuenkirchen an der Stör. 1516 war der Deichgeschworene Peter Papen als Schiedsrichter für die vier Kirchspiele der Kremper Marsch tätig. Im Jahre 1580 verlor Johann Poppe in Wilster beim Vogelschießen eine Hand. Er trug seitdem eine eiserne. 1601 war Jakob poppe Beisitzer im Dinggericht in der Wilster Marsch. Hermann wohnte 1613 in Diekdorp. Ein Sproß der Familie war im 17. Jahrhundert Pastor in Wewelsfleth. Sein Bild hängt dort in der Kirche. Johann Poppe war 1667 erster Bürgermeister in Itzehoe. Im letzten Jahrhundert ist die Familie ausgewandert.

Wappen: In Silber ein aus dem unteren Schildrande wachsender bärtiger Mönch in roter Kutte, der die rechte Hand zum Segen erhebt. Helmzier: Der Mönch wachsend. Helmdecken: Rot-weiß.

**Hellmann.** Die Familie, die jetzt in der Kremper Marsch sehr begütert ist, hat hier erst in jüngerer Zeit Besitz erworben. Der Kirchspielvogt Peter Hellmann wohnte um das Jahr 1700 in Großwisch bei Wewelsfleth. Er kaufte 1705 einen Hof in Krempdorf. Seine Nachkommen wohnten in Elskop. Zu Ende des 17. Jahrhunderts besaß Johann Hellmann einen Hof im Wewelsflether Außendeich, der später auf seinen Sohn Hans Christian (1710 bis 1782) überging. Dessen Sohn wiederum erwarb 1789 einen Hof am alten Deich bei Borsfleth in der Kremper Marsch. Auch dessen Nachkommen blieben in der Kremper Marsch seßhaft. Ein Johann Hellmann war 1720 Diakon in Marne in Dithmarschen. Zur Zeit sitzen 13 Hellmann auf Höfen (darunter eine Anzahl Doppelhöfe) in der Nähe von Krempe.



Digitized by Google

Wappen: In Blau ein wilder Mann, der in der Rechten ein grünes Eichblatt hält und die Linke in die Seite stemmt. Helmzier: Der wilde Mann wachsend. Helmdecken: Blau-weiß.

**Feldmann.** Diese Familie gehört ausschließlich der Wilster Marsch an. Ihr Hauptsitz war früher tom Blethe, dem heutigen St. Margarethen, wo sie zahlreich vertreten war. Hier wohnten 1499 Peter, 1514 Reymer, Cyle und Pawell. 1613 wird Klaus Feltmann in der Heideducht als Besitzer genannt. Die Familie blüht noch in der Wilster Marsch.

Wappen: In Gold ein wilder Mann, der die rechte Hand in die Hüfte stemmt und mit der linken eine rote Keule hält. Helmzier: Wachsend der wilde Mann, der mit der Rechten eine rote Keule schultert. Helmdecken: Grün-gelb.

**Glashoff.** Die Familie ist wahrscheinlich eingewandert, woher ist unbekannt. Sie ist nämlich erst im 17. Jahrhundert in Moorege bei Utersen festzustellen. In neuerer Zeit ist die Familie hauptsächlich in Neuendorf, Kollmar und Herzhorn ansässig. Ein Zweig hatte im 18. und 19. Jahrhundert zwei Höfe in Moorhusen, und zwar wohnten auf dem einen 1728—1802 Hinrich und Marx und auf dem andern 1763—1881 Johann, Hinrich und Marx. Der Zweig, welcher seit drei Generationen in der Engelbrechtschen Wildnis auf verschiedenen Höfen sitzt, stammt von Jochim, Jochims Sohn aus dem Schleuer, ab.

Wappen: In Silber auf grünem Dreiberg wachsend eine grüne Linde. Helmzier: Drei goldene Weizenähren. Helmdecken: Grün-weiß.

**Bartels.** Die Familie tritt in den Urkunden der Marschen wenig hervor. 1499 wird Klawes Bartels in Wilster genannt. 1613 hatte Ties Bartelt in Poßfeld in der Wilster Marsch Besitz. Um dieselbe Zeit kommt die Familie vereinzelt auch in der Kremper Marsch vor. In Dithmarschen sind die Bartels mit dem Palmbaum schon in ziemlich früher Zeit ansässig gewesen, so daß es zweifelhaft sein kann, ob nicht der Stammsitz der Familie in Dithmarschen zu suchen und von dort ein Teil der Familie in die benachbarte Wilster Marsch eingewandert ist. Glieder der Familie sind nach Hamburg ausgewandert und unterscheiden sich dort durch ihr Wappen von sieben anderen Familien gleichen Namens. Jetzt ist die Familie in den Elbmarschen fast ganz ausgestorben.

Wappen: In Silber ein grüner Palmbaum über zwei gekreuzten Palmzweigen. Helmzier: Der grüne Palmbaum. Helmdecken: Grün-weiß.

**Behrens.** Eine kleine Familie, die zur Hauptsache in der Wilster Marsch vorkommt, doch wohnte um 1477 Klawes Berendes in Itzehoe. Johann Berendt, Klawes Berendt und Johann Berendes waren um 1500 in Heiligenstedten ansässig. Um 1600 sitzt Johann Berendt in der Bütteler Ducht (St. Margarethen). Im 18. Jahrhundert hat die Familie Höfe in Beidenfleth und Wewelsfleth. In Beidenfleth war ein Angehöriger der Familie Stifter der Altarleuchter in der Kirche. In der Kremper Marsch hatte in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein Zweig der Familie, welcher vorher in Langenhals wohnte, in Neuenbrock Besitz. Die Familie kommt heute nur noch vereinzelt in den Marschen vor.

Wappen: In Silber auf grünem Berge drei aus einem grünen Stengel wachsende blaue Glockenblumen. Helmzier: Dasselbe. Helmdecken: Blau-weiß.

---

Auf dem Titelblatt sind die Wappen der Wilster und Kremper Marsch dargestellt.

Das Wappen der Wilster Marsch zeigt im blauen Felde den Salvator, der die Rechte zum Segen erhebt und in der Linken den Erdball hält, auf dem das Kreuz errichtet ist.

Das Wappen der Kremper Marsch zeigt in Rot einen goldbewehrten silbernen Schwan.

Der zwischen beiden angebrachte Spruch ist der Wappenspruch des Kremper Marsch-Deichbandes.

Von der Haseldorfer Marsch, die schon früh keine einheitliche Entwicklung gehabt hat, ist kein Wappen überliefert.



Digitized by Google

## Benutzte Quellen und Literatur.

Unmittelbare Quellen waren: Die sämtlichen Kirchen der drei Marschen mit ihren Kirchhöfen; Familienpapiere, Siegel und Petschaften, Gerät und Urkunden auf den Höfen der Marschen. Auf Siegel und Namen hin sind durchgesehen worden: Die Stadtarchive von Krempe und Itzehoe, die Gutsarchive von Seester und Haseldorf, sowie die Testaments- und Erbteilungsakten der Gerichtsarchive zu Glückstadt Krempe, Itzehoe, Wilster und Uetersen.

An Literatur wurde benutzt:


D. Detlessen: Geschichte der holsteinischen Elbmarschen, 2 Bd., Glückstadt 1891, sowie die von demselben Verfasser in der Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holst.-Lauenburg. Geschichte Bd. 23, 25, 27, 28, 33 erschienenen Aufsätze.

Edzard Hermberg: Zur Geschichte des älteren holsteinischen Adels, Dissertation, Kiel 1914.

Louis Bobé: Die Ritterschaft in Schleswig und Holstein, Glückstadt 1918.

Reimer Hansen: Geschichte der Stadt Itzehoe, Itzehoe 1910.

W. Jensen: Chronik des Kirchspiels St. Margarethen, Glückstadt 1913.

C. J. Milde: Siegel des Mittelalters aus den Archiven der Stadt Lübeck: Siegel adeliger Geschlechter.

Ed. L. Lorenz-Meyer und Oskar L. Testorp: Hamburgische Wappen und Genealogien, Hamburg 1890.

Ed. L. Lorenz-Meyer: Hamburgische Wappenrolle, Hamburg 1912.

Dänisches Adelslexikon.




Digitized by Google

# Zur Geschichte der Stadtbaukunst Hamburgs im Mittelalter

von

**Dr.-Ing. F. Heynßen**

Mit 14 Abbildungen im Text und 9 Plänen.

Herausgegeben mit Unterstützung der
Bürgermeister-Kellinghusen-Stiftung.

Hamburg 1917

Verlag von Boysen & Maasch

Digitized by Google

Satz, Druck, Papier und Einband von der
Druckerei-Gesellschaft Hartung & Co. m. b. H.
Schrift aus der Schriftgießerei von
Genzsch & Heyse
Autotypien von
Max Feuerlein
Steindruck von
J. Köhler
sämtlich in Hamburg.

Digitized by Google

Franz Heynßen, geboren am 28. Februar 1886 in Hamburg als Sohn des Kaufmannes Gustav Heynßen, besuchte die Vorschule und das Realgymnasium des Johanneums seiner Vaterstadt und bestand dort 1905 die Reifeprüfung. Schon in den letzten Jahren seiner Schulzeit hatte er sich für den Beruf des Architekten entschieden. Er studierte zwei Semester an der Technischen Hochschule in München, vier in Karlsruhe, arbeitete in den Herbstferien praktisch und vollendete seine Studien 1909 in Danzig, wo er 1911 die Diplomprüfung ablegte. Nachdem er dann bei mehreren andern Hamburger Architekten zur Vervollständigung seiner praktischen Ausbildung nach verschiedenen Seiten hin beschäftigt und gleichzeitig an der Ausarbeitung der vorliegenden Promotionsschrift tätig gewesen war, wurde er, nachdem er sich schon vorher wiederholt freiwillig, aber ohne Erfolg gemeldet hatte, Ende Februar 1915 zum Heeresdienst beim 76. Infanterie-Regiment eingezogen. Er bestand während seiner Rekrutenzeit am Ende März 1915 bei der Technischen Hochschule in Hannover die mündliche Doktorprüfung und kam Anfang Juni 1915 ins Feld. Am 11. August wurde er mit einer größeren Anzahl Kameraden gefangengenommen und nach dem fernen Osten verschickt; er starb Ende Oktober 1915 auf dem Transport in Jarasck (Gouvernement Wjatka) infolge unzureichender Ernährung und übermäßiger Anstrengungen, ein Opfer der Rücksichtslosigkeit, der so viele seiner Schicksalsgenossen in diesem furchtbaren Kriege erlegen sind.

Franz Heynßen war ein liebenswürdiger, bescheidener Mann voll idealen Strebens, den alle, die ihn kannten und in sein zurückhaltendes Wesen tiefer eindrangen, lieb hatten. Die größte Einwirkung auf seine künstlerische Ausbildung übte in Danzig Professor Karl Weber; aber seine eigentümliche Richtung, die ihn auf die neuerdings so wichtig gewordenen Aufgaben der Städtebaukunst hinführte, hat sich doch ganz selbständig entwickelt. Seine ganze Liebe galt seiner Vaterstadt; ihre alten Gassen durchwanderte er wieder und wieder mit scharfen und hellen Augen; und alles, was für die Verschönerung ihrer neuen Platz- und Straßenanlagen getan wurde, beschäftigte seine Denkkraft unablässig. Schon 1910 hatte er eine Skizze zur Erhaltung des sogenannten ältesten Hauses auf dem Pferdemarkt entworfen, die nicht zur Ausführung kam, aber ihm den Beifall sachverständiger Fachgenossen eintrug. Manche ähnliche Entwürfe stammen aus den letzten Jahren Heynßens; einzelnes ist in der „Neuen Hamburger Zeitung" veröffentlicht; eine seiner besten architektonischen Zeichnungen ist die schwierige Aufnahme der Kirche zu Rellingen, die sein Freund Dr. A. Burgheim in seiner Schrift: „Der Kirchenbau des 18. Jahrhunderts im Nordelbischen" veröffentlicht hat. In seiner Vaterstadt wurde er im März 1915, als er schon im Heeresdienst stand, zur Teilnahme an der Inventarisierung der Baudenkmäler eingeladen, eine Aufgabe, für die er bei seiner Verbindung historischen Sinnes mit künstlerischem Verständnis vorzüglich geeignet war. Allen Hoffnungen, die er selbst hegen mochte, allen Erwartungen, die andere an seine fernere Entwicklung mit gutem Grunde knüpfen durften, hat das grausame Geschick, dem er erlegen ist, ein Ende gemacht.

H. Breßlau.

Digitized by Google

# Zur Einführung.

Wie mancher Beschauer der ältesten Hamburger Stadtansichten hat sich nicht schon Gedanken über die allmähliche Gestaltung des Straßennetzes, über die Anpassung der Wege, Plätze und Wasserstraßen der mittelalterlichen Stadterweiterungen an das im ursprünglichen Stadtkern Gegebene gemacht? Die Frage, ob hier von vornherein ein starker, ordnender Wille die notwendigen Linien einheitlich planend vorgezeichnet hat oder ob nur das augenblickliche Bedürfnis hinzugekommener Ansiedler maßgeblich war, ist stets von neuem aufgetaucht und gelegentlich im einzelnen erörtert worden.

Der Architekt Heynßen hat sich in der vorliegenden Arbeit die Aufgabe gestellt, den fesselnden Stoff zusammenhängend zu behandeln und nach eingehender Quellenforschung schriftstellerisch wie zeichnerisch eine eigenartige Hamburgensie zustande gebracht. Wenn auch der Zweck des Buches, die derzeitigen Einflüsse auf die Ausbildung der alten Straßenzüge bzw. der ursprünglichen Straßengrenzen wieder erkennbar zu machen, nicht immer erreicht wird bzw. erreicht werden kann, so trägt das Buch doch sehr zum Verständnis der Entstehung des Grundplanes der Stadt bei. Heynßens von 900 bis 1320 reichende Stadtpläne zeugen von großer Liebe und gründlicher Sachkenntnis; die Freihandzeichenweise deutet an, daß Genauigkeit bis ins einzelne nicht beabsichtigt war. Im Anfang schildert Heynßen die verwendeten Quellen und fügt Untersuchungen darüber an, wo der ursprüngliche Zustand noch vorhanden und wo Veränderungen in der Linienführung der Straßenfluchten anzunehmen sind. Am Ende seiner Untersuchungen ist er bemüht, aus seiner Arbeit Nutzanwendungen für die Gegenwart zu ziehen. Im Vorwort sagt er bescheiden, daß er bei seinen Untersuchungen mancherlei Irrtümern ausgesetzt war und eine große Zahl von Fragen hat offenlassen müssen. Heynßen hatte beabsichtigt, diese Untersuchungen später auf die im vorliegenden Buch noch nicht behandelten Stadtteile auszudehnen und dann manche Schlußfolgerung der vorliegenden Arbeit richtigzustellen. Die Erfüllung dieses Wunsches ist ihm nicht vergönnt gewesen.

Der Leser wird mit mir bedauern, daß Heynßen ein so frühes Ende fand. Das vorliegende Ergebnis seines Fleißes und die darin bekundete ernste Arbeitsweise berechtigte in Zukunft zu höheren Erwartungen auf diesem, bisher wenig bearbeiteten Felde der hamburgischen Geschichtsforschung.

Die Drucklegung des Buches ist dank der Unterstützung der Bürgermeister-Kellinghusen-Stiftung ermöglicht.

Meinerseits sind nur einige überflüssige Fremdworte und unklare Ausdrücke ausgewechselt, kleine Lücken in den Anmerkungen sowie im Literaturverzeichnis beseitigt und in den Plänen lediglich einige Straßennamen nachgetragen worden.

Möchte die eigenartige Heynßensche Arbeit recht viele Freunde finden und zur Weiterforschung anregen.

Melhop.

Digitized by Google

# Vorwort.

Der Zweck der vorliegenden Arbeit ist der doppelte, in einem kleinsten Ausschnitt die Entwicklung der Stadtbaukunst und die Entwicklung Hamburgs darzustellen.

Wie nach dem Vorgang Carl Schäfers der heutige Zustand einer großen Zahl von Hochbauten zeichnerisch aufgenommen, daraus die Baugeschichte abgeleitet und aus der Zusammenfassung solcher Einzelarbeiten die Entwicklung und Bedeutung der historischen Baukunst erkannt wurde mit der Wirkung, daß daran unsere heutige Baukunst gesundete, so müßte auf dem Gebiete der Stadtbaukunst entsprechende Arbeit entsprechende Erfolge erhoffen lassen. Während einige bis jetzt erschienene Arbeiten die mittelalterlichen Stadtpläne nur in ganz allgemeinen Übersichten auf ihre technische, praktische und ästhetische Wirkung hin untersuchen, will diese Arbeit in ein ganz kleines Gebiet mit der erreichbar größten Genauigkeit und Berücksichtigung aller Einzelheiten eindringen. Tritt auch hier an die Stelle der zeichnerischen Aufnahme des zu untersuchenden Bauwerks lediglich das Pausen und Zusammenstellen der vom Geometer gefertigten Stadtpläne, so geben doch schon eben diese bei genauer und umfassender Betrachtung, dazu auch skizzierende Versuche über andere Planungsmöglichkeiten, dem darin geübten Architekten die Möglichkeit, die Einflüsse und Zusammenhänge festzustellen.

Ganz ähnlich wie bei Hochbauten kann er dann daraus die Entstehung und Entwicklung des Stadtplans erkennen und damit der historischen Topographie dienen. Darin folgt er den Anregungen, in denen P. J. Meier, Braunschweig, die Stadtpläne als historische Denkmäler und Quellen empfahl[1]. Er wird sich dabei natürlich den von der historischen und topographischen Wissenschaft bereits gebotenen Forschungen anschließen, muß aber auch, um einigermaßen richtige und vollständige Bilder zu erhalten, notgedrungen schriftliche Quellen und Aufzeichnungen benutzen, wenn auch die ihm als Architekten mangelnde wissenschaftliche Schulung dabei möglichste Zurückhaltung auferlegt.

Die Absicht, die Entstehung einer Siedlung erklären zu wollen, begegnet der Schwierigkeit, daß daran zahlreiche, verschiedenartige und fernliegende Ursachen beteiligt gewesen sein können. Wie aber die Wissenschaft bei allen Erscheinungen nach den Ursachen forscht, so muß auch hier versucht werden, die Formen der Entstehung und Entwicklung und ihre Ursachen aufzuhellen, und wenn es auch sicher ist, daß wir manche von ihnen nicht oder nicht richtig erkennen können, so hält uns das nicht ab, dort, wo ein in Betracht kommender Faktor eine Form erklärt, diesen als wirkliche Ursache anzusehen, solange nicht entgegenstehende Formen oder besser erklärende Faktoren gefunden sind.

Wenn nun die vorliegende Arbeit darüber einige Untersuchungen anstellt, so ist sich der Verfasser wohl bewußt, daß er mancherlei Irrtümern ausgesetzt ist, wie er auch eine große Zahl von Fragen hat offenlassen müssen. Beides möge durch weitere Forschungen verbessert werden. Auch räumlich ist die Arbeit unvollständig, sie soll aber später auf die übrigen Stadtteile ausgedehnt werden, wobei wohl auch manche Schlußfolgerung dieser Arbeit richtiggestellt werden kann. Bestimmte Maße habe ich auch in den Fällen gegeben, in denen diese Arbeit noch keine Folgerungen daraus ziehen kann.

[1] In den beiden im Literaturverzeichnis angeführten Schriften.

Digitized by Google

Die nächste Absicht der Arbeit ist, einen Weg zu zeigen, der gangbar ist und, wenn auch nur langsam, zu Erfolgen führt, um damit andere zu ähnlichen Arbeiten anzuregen, seien es solche für andere Städte, seien es Verbesserungen der vorliegenden. Deshalb hielt ich es für nötig, möglichst zuverlässiges und im Rahmen der gestellten Aufgabe möglichst umfassendes Material darzubieten und die dazu verwendeten Mittel und Quellen sicher darzustellen. Diese habe ich deshalb in einem Anhang zusammen geschildert und daran Untersuchungen gefügt, inwieweit die uns überlieferten Bildungen den ursprünglichen Zustand darstellen, in welchen Fällen aber wir Veränderungen annehmen können oder müssen.

Bei der Aufsuchung und Benutzung der Quellen habe ich überall nicht nur bereitwilliges Entgegenkommen, sondern auch vielfach Rat und Hilfe gefunden. Ich bin deshalb den Leitern und Beamten des Hamburgischen Staatsarchivs, des Vermessungsbureaus, des Grundbuchamtes, des Vereins für Hamburgische Geschichte und der öffentlichen und halböffentlichen Büchereien Hamburgs zu reichem Danke verpflichtet. Auch Herr Direktor Professor Lauffer in Hamburg und Herr Professar Kanald in Hannover sowie mehrere Freunde und Sammler hamburgischer Geschichte haben mich in dankenswerter Weise mit Rat unterstützt.

Heynßen.

Digitized by Google

# Inhaltsverzeichnis.


Seite

Einleitung . . . . . 1

Die allgemeine Bauweise ländlicher Marschen.

Die allgemeine Bauweise der städtischen Marsch.

Die älteste Entwicklung der Stadt bis zum 13. Jahrhundert . . . . . 3

Die Abtrennung und Teilung der Stadtmarsch; der Kanal.

Die Cremoninsel . . . . . 5

Die Grimminsel . . . . . 12

Neueburg und Hopfenmarkt . . . . . 21

Deichstraße . . . . . 31

Rödingsmarkt . . . . . 36

Schluß. Die Planmäßigkeit im mittelalterlichen Stadtbau . . . . . 41

Anhang:

Die Quellen für die Formen der Bebauung . . . . . 43

Die Veränderungen der Stadt . . . . . 45

Literaturverzeichnis . . . . . 49


Digitized by Google

# Abbildungen.


Seite

Abb. 1. Catharinenstraße von Westen. Aquarellierte Federzeichnung von Joh. Niebuhr. Sammlung Th. Holtzmann . . . . . 7

Abb. 2. Steckelhörn von Süden. Bleizeichnung von Ebba Thesdorpf. Sammlung des Museums für Kunst und Gewerbe . . . . . 9

Abb. 3. Catharinensiel von Osten . . . . . 10

Abb. 4. Beim Zippelhaus von Osten. Bleizeichnung von Ebba Thesdorpf. Sammlung des Museums für Kunst und Gewerbe . . . . . 13

Abb. 5. Catharinenkirchhof von Norden. Lithographie von Wilh. Heuer. Sammlung Th. Holtzmann . . . . . 15

Abb. 6. Grimmufer von der Trostbrücke . . . . . 16

Abb. 7. Catharinenufer von der Holzbrücke . . . . . 17

Abb. 8. Catharinenkirche vom Brookufer . . . . . 19

Abb. 9. Mühlenbrücke und Burstah. Lithographie von P. Suhr. Sammlung Th. Holtzmann . . . . . 25

Abb. 10. Burstah von Westen. Stich von Bonner. Sammlung Th. Holtzmann . . . . . 27

Abb. 11. Hohebrücke und Deichstraßenufer. Kupferstich von Joh. Dieter. Fos. Sammlung Th. Holtzmann . . . . . 29

Abb. 12. Deichstraße Südende. Bleizeichnung von Ebba Thesdorpf. Sammlung des Museums für Kunst und Gewerbe . . . . . 34

Abb. 13. Rödingsmarkt Nordende. Federzeichnung nach einer unvollendeten Zeichnung von Martin Gensler in der Kunsthalle . . . . . 38

Abb. 14. Rödingsmarkt von Norden. Lithographie von P. Suhr. Sammlung Th. Holtzmann . . . . . 39


# Pläne.


1. Die älteste Anlage Hamburgs, etwa 900.
2. Die Cremoninsel.
3. Die Grimminsel.
4. Neueburg und Hopfenmarkt.
5. Deichstraße und Rödingsmarkt.
6. Ecke Hopfenmarkt und Deichstraße.
7. Die südwestliche Stadtmarsch, etwa 1150.
8. Die südwestliche Stadtmarsch, etwa 1220.
9. Die Altstadt Hamburg, etwa 1320.


Digitized by Google

# Einleitung.

Um die Entwicklung der Stadt Hamburg zu verstehen, müssen wir uns mit der vorherrschenden Eigenart ihrer Bauweise bekannt machen. Nur kurz streift die Arbeit den ältesten Stadtteil, weil dieser durch die vielfachen Zerstörungen gar zu verworren und schwierig zu erklären ist, und wendet sich dann zur Erklärung der Stadtmarsch, deren Verständnis nach dadurch sehr erleichtert ist, daß sie von denselben Naturgewalten abhängig und sichtbar durch ähnliche Mittel gesichert ist, wie die im ganzen Gebiet der Unterelbe liegenden ländlichen Marschen. Das Schema ihrer Bebauung ist von Hübbe[1], Allmers[2] und andern ausführlich dargestellt worden, so daß hier ein kurzer Hinweis genügt.

Wir stellen uns vor, daß das ganze Marschgebiet der Elbe und ihrer Nebenflüsse noch bis ins 12. Jahrhundert hinein eine sandige oder sumpfige Niederung war, bei Ebbe und Niedrigwasser von den wenig tieferen Flußläufen durchzogen, bei Flut aber, oder wenn die Flüsse anschwollen, mit Wasser bedeckt; daß bei den zwei entgegengesetzten Stromrichtungen das Hochwasser sich staut und Treibzeug anhäuft, darauf Schlick und Sand ablagert und schließlich Inseln bildet, die meist im 12. Jahrhundert durch Deiche dem Wasser entrissen worden sind. Sie wurden dazu in geringem Abstande vom Ufer ringsum von einem geschlossenen Deichzuge eingefaßt und durch parallele Scheidegräben in Höfe von einer üblichen Normalbreite und jeder Hof wieder in Streifen von etwa 10 bis 11 m geteilt. Jeder Haf geht als zusammenhängender Streifen von dem Deich aus, dessen vor ihm liegendes Stück der Besitzer herzustellen und zu unterhalten hat, an dem auch das Haus liegt und der als Verkehrsweg dient. Rückwärts reicht der Hof entweder an den am entgegengesetzten Ufer aufgeführten Hinterdeich oder, falls die Insel zu breit ist, zu einem sie halbierenden Scheidegraben, der Landscheide. Dieser nimmt die andern Scheidegräben, auch Siele genannt, auf und führt das sich ansammelnde Wasser an einer Stelle unter dem Deich in den Strom, während er bei Flut durch selbsttätige Schleusentüren abgeschlossen wird. Die parallele Richtung der Scheidegräben ist mit ziemlicher Genauigkeit oft kilometerweit durchgehalten, ohne auf die Krümmungen des Flusses Rücksicht zu nehmen; erst bei starker Änderung der ganzen Flußrichtung vermittelt ein keilförmiger Haf den Übergang zu einer andern Grenzrichtung. Doch ist das einfache Schema überall erweitert, besonders ist Gartenland zwischen dem Deich und einem nicht fernen parallelen Graben durch Grenzen eingeteilt, die von der Hauptrichtung etwas oder völlig abweichen.

Daraus entwickelt sich nun in den Hauptpunkten der allgemeine Charakter der Bebauung der Stadtmarsch, der zwar schon von Gaedechens[3], Melhop[4], Hübbe[5] und Ranck[6] eingehend beschrieben ist, des besseren Verständnisses und der größeren Anschaulichkeit halber aber hier noch einmal kurz dargestellt werden soll.

Die Straßen der Stadtmarsch sind im allgemeinen die Deiche, die den Krümmungen der Wasserläufe in geringem Abstande folgen. Die Wasserläufe werden ziemlich unterschiedslos Flete genannt, mit Ausnahme vielleicht des breiten Hauptlaufs der Alster. In größerem Abstand vom Deich nimmt ein Graben, genannt das Siel, die Abflüsse der Grundstücke auf, manchmal auch eine Art Pfütze mit geringerem Abfluß, genannt Hasenmaar. An der Straße liegt das Wohnhaus, dahinter ein Haf oder Garten, heute meist mit einem schmalen Flügelbau und einem Speicher bebaut. Der Uferstreifen zwischen Deich und Flet gehört anfänglich, wahrscheinlich überall, zu den landseitigen Grundstücken, so daß diese sich vom Flet über die Straße zum Siel erstreckten. Wurden die Uferstücke anfänglich als Lagerplatz, dann für einen Speicherbau benutzt, so begann man doch schon im 13. Jahrhundert sie als selbständige Bauplätze zu verkaufen

[1] Einige Erläuterungen usw.; Kulturverhältnisse im Landgebiet; in Z. d. V. f. H. G. V., 430.
[2] Marschenbuch, Oldenburg 1902.
[3] Topographie S. 49 ff.
[4] Althamburgische Bauweise.
[5] M. d. V. f. H. G. VII., 459.
[6] Erbe und Ranck: Das Hamburgee Bürgerhaus.
Heyntzen, Stadtbaukunst Hamburgs.

Digitized by Google

und behielt sich wohl nur einen schmalen Zugang zum Wasser, den sog. Fletgang, oder das Recht, beim Bierbrauen von dort aus Wasser zu schöpfen, vor. Die Deiche sind verbunden durch Twieten, die, in der Regel ein normales Grundstück zwischen andern, zur Hälfte dem öffentlichen Verkehr freigeben, zur Hälfte mit einem schmalen Hause an der Straße und mit Buden weiter hinten bebaut werden. Die Buden sind Zubehöre des Vorderhauses und werden von dessen Besitzer vermietet. Später werden dann die Buden verkauft und selbständige Grundstücke oder „Erben".

Die Häuser waren anfangs alle in Ständerwerk mit Flechtwerk und Lehm, später mit Ausmauerung gebaut. Noch später erst kommen gemauerte Giebelseiten oder ganz gemauerte Häuser vor. Sie hatten meist ein Erdgeschoß, ein Obergeschoß und ein mehrstöckiges Dachgeschoß, anfangs keinen Keller. Die Fundamente der Wasserfront wie überhaupt die Uferbefestigungen, die Vorsetzen, waren selten aus Felsen, meist aus hölzernen Pfählen, und oft durch eine vorgesetzte Reihe verlorener Vorsetzen vor Stößen geschützt. Die meisten Häuser hatten den hohen Giebel der Straße zugekehrt, in besonderen Fällen kommen auch Querhäuser vor, deren Traufe parallel der Straßenfront liegt. Die Buden hatten wohl nur ein Geschoß. Unten hatte das Haus seine vorspringende Haustreppe, an beiden Seiten bequeme Beischläge, die in verzierten Wangen endeten. Behauene oder unbehauene Abweiser standen entweder unmittelbar an den Beischlägen und mit ihnen in einer Linie, so daß zwischen ihnen und dem Haus nur eine „Retirade" war, oder frei davon entfernt, so daß eine Passage für Fußgänger blieb[1]. Daneben lagen dann noch Kellertreppen, mit hölzernen Schauern überdeckt, und leichte Läden und Verkaufsbuden, hölzerne Erker und Ausluchten sprangen vor die Fassade vor, ursprünglich in 6 Fuß Höhe vorgekragt[2], später grundfest gemacht und schließlich die ganze Fassade bedeckend. Der Vorsprung aller dieser Bauteile vor die Fassade heißt Sperrmaß. Die Straßen waren schon früh mit Steinen bepflastert, und zwar hatte jeder Hausbesitzer das vor seinem Hause liegende Stück zu „steinbrüggen".

> Auf dem linken Flügel des Lukasaltars in der Jakobikirche ist die Straße vor dem einen Hause, anscheinend des reichen Mannes, einfach gemustert: zwischen den weißgrauen Steinen liegt in gewissen Abständen ein gelbbrauner. Wenn die Straßen nicht einigermaßen sauber gehalten worden wären, hätte man eine solche Musterung wohl nicht ausgeführt, auch könnte man dem auf der Straße sitzenden Bettler keine Decke unter die Schüssel legen. In demselben Sinne äußern sich noch Reisebeschreibungen des 17. Jahrhunderts, während spätere über das Gegenteil klagen[3].

Zur Reinigung liefen Rinnsteine in den engen Straßen in der Mitte, in einigen breiteren wohl beiderseits an der Sperrmaßlinie entlang und hatten Abflüsse ins Siel oder Flet zwischen den Häusern. Öffentliche Laternen werden an besonderen Stellen erwähnt; Brunnen waren mehrere in der Stadt, davon einer auf dem Hopfenmarkt. Wollen wir unsere Vorstellung von der Wirkung des Straßenbildes vervollständigen, so nehmen wir noch die Gassenpfähle, auf denen die Lakenfärber ihre Tücher trockneten, die Haken, Ketten und Ringe, um die Straßen abzusperren, und all' die Herbergs- und Zunftschilder hinzu, nicht zu gedenken der auf der Straße lagernden Holzstöße, Güter und des Viehes.

Noch lebhafter war das Bild der Wasserläufe. Hier waren die Lauben, Erker und Ausbauten noch zahlreicher und phantastischer. In der Frontlinie wechselten Speicher und Lusthäuschen, Schweinekoven und Waschpramen, Winden und Bäume.

> In den Straßen zeigen die älteren Pläne nur zwei Bäume, einen auf dem Catharinen-Kirchhof, einen auf dem Berg. In denen des 17. Jahrhunderts kommen dann gewisse Alleepflanzungen vor. Dagegen erzählt Schlüter, daß einige den Namen Grünstraße statt Gröningerstraße auf die vielen Bäume in der Straße zurückführen, und die Straßenansichten seit Ende des 18. Jahrhunderts zeigen fast alle mehr oder weniger unregelmäßig gestellte Bäume. Die Feststellung des Alters und der Menge des Grüns in der Stadt bedarf also noch einer besonderen Arbeit.

[1] Anderson, Siehe Gassenordnung von 1788 (II., S. 302).
[2] 1. Erbebuch CVIII.
[3] Gude, Nachrichten von der Stadt Hamburg.
Sieveking, Über die Wohnungsverhältnisse Hamburgs in älterer und neuerer Zeit.

Digitized by Google

# Die älteste Entwicklung der Stadt.

(Blatt 1.)

Ehe wir uns dem eigentlichen Thema dieser Arbeit, der Besiedlung der Marschinseln, Cremon, Grimm und Neueburg mit Deich und Rödingsmarkt, zuwenden, ist es noch nötig, die Entwicklung der Stadt bis dahin darzustellen. Wenn auch der ältere Teil der Stadt gar zu vielfach zerstört ist, um ein ebenso eingehendes und klares Bild seiner Entstehung bieten zu können wie der spätere, so würde doch eine eingehende Untersuchung manche Zusammenhänge klären. Da diese aber noch nicht vorgenammen ist, muß ich die in den vorhandenen historisch-topographischen Arbeiten vertretenen Anschauungen und die durch Chr. Klaiber gebotenen allgemeinen Gesichtspunkte meiner Darstellung zugrunde legen.

Dort, wo der Geestrücken, nördlich am Elb-Meerbusen entlang laufend, von der sumpfigen Niederung der Alster unterbrochen, seine letzte Höhe hat, soll die Hammaburg von Kaiser Karl gegründet sein. Daß hier schon vorher eine dörfliche Ansiedlung bestanden hat, ist durch die Untersuchungen Hübbes[1] unwahrscheinlich gemacht. Auch die große Verkehrsstraße, die sonst meist auf dem Geestrücken entlang läuft, lief wahrscheinlich nicht über den Berg, sondern an dessen Fuß, ähnlich wie sie es wahrscheinlich schon stets bei dem Dorfe Hamm[2] tat. Nur zu einem Heiligtume auf der Höhe mag ein Weg hinauf- und weiter hinuntergeführt haben. Jedenfalls ist es unwahrscheinlich, daß man den großen Verkehr durch den Bezirk der Burg hindurchgehen ließ[3], und dieser scheint nicht nur den Domfriedhof und den Dom, sondern auch den Platz der späteren Petrikirche, die nördlich um diese herumliegenden Höfe der Domherren und den „Berg" genannten Markt umfaßt zu haben. Vielmehr ging der Handelsweg durch die Niedernstraße am Fuße der Burg vorbei, wo der älteste Markt, der Fischmarkt, entstand; sodann überschritt er die Alster, wohl an der Mühlenbrücke. Die weitere Ansiedelung, das suburbium[4], finden wir danach an beiden Seiten der in der Niederung belegenen Straße in der Nähe des Marktes, am Schopenstehl und an der Kleinen Bäckerstraße. War die ganze Ansiedlung im Nordwesten durch den Sumpf der Alster geschützt, so hat man doch im Süden, eben unterhalb der Burg vom Flusse ausgehend, einen Graben gezogen, der die Stadt schützte, entwässerte und den Fischern ermöglichte, mit ihren Kähnen an den Markt zu kommen. Im Osten dagegen trennte sie der Heidenwall mit Graben von dem übrigen Höhenrücken. Im Westen lag die Grenze bei der Weberstraße, und bei der Einmündung der Filter- oder Hutwalckerstraße lag wohl das Tor der Hauptstraße.

In einem späteren Stadium hat man nun den Verkehr in das Herz der Stadt hineingezogen. Um die obere Straße wurde, sobald sie die Enge zwischen Dom und Petrikirche bzw. den Domhöfen passiert hatte, ein viereckiger Platz ausgeschnitten, und von ihm ausgehend wurden mehrere Straßen hinabgeführt. Die niedere Straße dagegen versperrte man, indem man an die Stelle des Tors das zweite Rathaus und das Wein- oder Eimbecksche Haus baute. In dem Gebiete westlich davon wird die Hauptstraße, die Große Johannis- oder Lange-Brückenstraße beiderseitig bebaut, und zwar in ihrem Nordende mit der Burg des Grafen von Holstein, und außerdem wird noch am Stadtgraben entlang die Große Bäckerstraße angelegt. Am Weinhaus vorbei wird die Kleine Johannisstraße oder Weberstraße als Brotschrangen auf die

[1] Beiträge zur Geschichte der Stadt Hamburg und ihrer Umgebung.
[2] 4 km östlich von Hamburg.
[3] Klaiber, Die Grundrißbildung der deutschen Stadt im Mittelalter usw.
[4] Rimbert: Vita Anschari c. 16.

Digitized by Google

langgestreckte Insel südlich des Grabens, die Reichenstraßen-Insel, geführt und diese wohl gleichzeitig bebaut. Ostwärts freilich nur bis zu der Verlängerung des Grabens vom Heidenwall; den davorliegenden Zipfel, den Hopfensack, nahm die Wiedenburg des Erzbischofs ein. Nördlich von dieser, östlich der Stadt, lagen einige große Höfe, die vielleicht schon stark besiedelt waren, aber erst später, gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts, zur Stadt gezogen wurden. Ebenfalls später sind die beiden Klöster westlich der Stadt angelegt, das eine davon, das Johanniskloster, auf dem Platze der alten Burg. Schon lange vorher, etwa 1061, entstand auf dem andern Alsterufer eine neue Burg, die 1072 zerstört, aber 1111 wieder hergestellt wurde.

Die städtische Bebauung dieser neuen Burg nach ihrer zweiten Zerstörung 1139, sowie der Marschinseln südlich der Reichenstroße soll in den folgenden Kapiteln untersucht werden. Dies ganze Marschgebiet hatte aber vorher noch mit dem Hammerbrook zusammengehangen, bis man, etwa nach der Mitte des 13. Jahrhunderts, einen Kanal, den heutigen Oberhafen und seine Verlängerung am Klingberg, gegraben hatte, der, von der Mündung der Bille in die Elbe ausgehend, in nordwestlicher Richtung eine Zufahrt zur Stadt bildete, die beiden Gräben südlich und nördlich der Reichenstraße aufnahm und von dem durch den Stadtdeich beschützten Oster- oder Hammerbrook den uneingedeichten Brook und Grasbrook abtrennte. Von diesem sind im Mittelalter die drei städtisch bebauten Marschinseln durch einen Wasserlauf abgetrennt, der heute Zollkanal, früher oft fälschlich Dovenfleet genannt, in dieser Arbeit kurz „der Kanal" genannt werden soll. Allgemein wird angenommen, daß dieser Kanal zwar nicht von Natur vorhanden, aber doch spätestens bei der städtischen Bebauung des nördlich davon belegenen Gebiets gegraben ist. Wir wissen auch, daß mindestens seit der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts der Brook südlich davon nur für Gärten, Wandrahmen, Kalkbrennereien und ähnliche Betriebe benutzt wurde und erst seit dem 16. Jahrhundert zur Stadt gezogen und zum Bau von Wohnungen freigegeben wurde. Die Untersuchungen der folgenden Kapitel machen es aber wahrscheinlich, daß dieser Kanal nachträglich durch bereits bebautes Gebiet geführt wurde, daß also auch südlich davon der Brook schon im 12. und 13. Jahrhundert bebaut gewesen war. Darauf beziehen sich vielleicht auch einige der beim Bau des Freihafens gefundenen Baureste[1]. Hauptsächlich aber finden sich auf dem Brook Gräben, deren Lauf unerklärlich wäre, wenn sie selbständig bei der Bebauung im 14. bis 16. Jahrhundert angelegt sein sollten, die aber ohne den dazwischenliegenden „Kanal" wohl die Formen des Grimm und Cremon zu klaren Systemen vervollständigen. Der größere östliche Teil des Kanals geht in nordöstlicher Richtung bis zu dem oben erwähnten Oberhafenkanal, dann um den wahrscheinlich späteren Winsertor- oder Roggenkistenturm herum und in der alten Richtung weiter, an den Pumpen, zum Niederntor. Dies letzte Stück ist, wie Dr. Schrader[2] nachgewiesen hat, der Graben, für den die Stadt das Kapitel im Jahre 1310 entschädigte. Ob nun der Kanal auf die Mitte des 13. oder den Anfang des 14. Jahrhunderts zu datieren ist, wird erst durch die Klärung des Zusammenhangs der beiden am Winsertor sich kreuzenden Wasserläufe beantwortet werden, und diese wird erst erfolgen, wenn später der ganze Bezirk östlich des Heidenwalls untersucht werden soll.

Aber auch der westliche, genau von Westen nach Osten gehende Teil des Kanals und der Binnenhafen sind nicht ursprünglich[1]. Denn niemals mündet ein Fluß in den andern in solch scharfem rechten Winkel, wie hier die Alster unter der Hohenbrücke. Vielmehr ist sie in weichem Bogen westwärts in die Elbe geflossen, wie ihn das westliche Ende des Kehrwiederufers noch aufbewahrt hat. Noch der Anlage der Niedermühle am Ende des 12. Jahrhunderts hat dann der schwache Strom unterhalb der Mühlenbrücke beim Burstah dem Hochwasser der Elbe keinen Widerstand geboten, so daß dieses das Becken ausspülte, bis der Bau der Kajenmauer ihm Einhalt tat. Die Anlage des „Kanals" fällt keinesfalls früher als die Bildung des Beckens. Der Zweck der Anlage des Kanals und der Aufgabe des Brooks war wohl weniger der Wunsch, eine geschlossene Mauerlinie herzustellen, als das Bedürfnis, dem von oberhalb und unterhalb der Stadt andrängenden Wasser Ausgang und Gleichgewicht zu verschaffen. Auch hierüber müssen noch nähere Untersuchungen folgen.

[1] Wichmann, Ausgrabungen.
[2] M. d. V. f. H. G. IX., 147, 267.

Digitized by Google

# Die Cremoninsel.

(Blatt 2.)

Die Cremoninsel wird im Norden von dem einheitlichen Deichzuge Creman—Catharinenstraße—Steckelhörn eingefaßt. Am Nordende des Steckelhärnflets weicht die Uferlinie[1], von der Catharinen- bis zur Reimersbrücke, von der Deichlinie ab. Wäre das Steckelhörnflet ein zwischen dem Grimm und der Cremoninsel gegrabener Durchstich, so müßte es eine gleichmäßige Breite gehabt haben, und zwar beim Bau der Catharinenbrücke, vor 1269[2], mindestens gleich der Spannweite jener Brücke, da man einer Brücke nie eine größere Spannweite als nötig gibt. Das Nordostufer ist im 18. Jahrhundert mit der geraden Reihe der Predigerhäuser bebaut worden[3]; aber auch vorher kann es, bei der angegebenen Fletbreite, nicht parallel dem andern Ufer gekrümmt gewesen sein, da sonst die dort schon früh nachzuweisenden Häuser[4] gegen die Kirche keinen Platz freigelassen hätten. Wahrscheinlich ist es schon von Anfang an gerade gewesen. Die andere, südöstliche Uferlinie parallel dazu durch die Vorsetzen der Brücke kann auch nicht angenommen werden, weil sie sich nicht mit dem Steckelhärndeich vereinbaren läßt. Dagegen lassen sich in den Grenzen der Erben Catharinenstraße 41—52 mehrfach Knick- und Springpunkte erkennen, durch die eine Fortsetzung des Steckelhörnufers parallel zum Deich zu ziehen ist, wie sie Blatt 2 zeigt. Wir können annehmen, daß dies das ursprüngliche Ufer, das davorliegende Stück aber erst nach der Eindeichung, nach dem Bau der Brücke von den Fluten der Alster aufgeschlickt ist, die ursprünglich in zwei, wenn auch nicht gleichwertigen Armen die Insel umfloß. Die Cremaninsel hatte hierhin ein natürlich gekrümmtes Ufer; das gerade Ufer der Grimminsel bei der Kirche ist künstlich und später.

Dies Steckelhörnflet findet nun seine unverkennbare Fortsetzung in dem „kleinen Flet" des Brooks. Das teilt sich am Ende in zwei Läufe, von denen der südliche seine gerade Fortsetzung bildet, soweit er nach teilweisen Zuschüttungen aus den Plänen des 19. Jahrhunderts noch zu erkennen ist, während der nördliche sich mit einer Art Rondell anschließt. Dieser ist wohl eine kriegstechnische Verbesserung; jener ist früher, denn auf dem Plan von 1589[5] ist er durch eine Art Vorsetzen[6] versperrt, damit das Wasser nicht hineinfließt. Ein Graben auf dem Kehrwieder schließt sich dem späteren an.

Das innere Flet der Cremoninsel ist ziemlich unabhängig von der Durchführung in seinem Hauptstück fast geradlinig geführt, und die Enden schließen sich mit scharfem Knick an. Es ist bis 1519 ein nicht schiffbares Siel gewesen[7], doch dürfen wir nicht annehmen, daß damit eine Umwandlung oder Begradigung des vorher gekrümmten Laufes verbunden gewesen ist; denn die Grundstücksteilung steht in engem Zusammenhang mit den Knicken des Flets.

---

[1] Im Blatt 2 gestrichelt gezeichnet.
[2] Gaedechens Topographie S. 40.
[3] Faulwasser, Die St.-Catharinenkirche S. 128.
[4] M. d. V. f. H. G. V., 219.
[5] Siehe S. 43.
[6] Siehe S. 2.
[7] Gaedechens Topographie S. 41.

Digitized by Google

Zwei kleine Häuser, die auf den Plänen des Vermessungsbureaus die Durchfahrt der Brücke in der Mattentwiete von Süden her einengten, habe ich nur gestrichelt eingetragen, da sie wohl eine nachträgliche Überschreitung der 1519 festgestellten Uferlinie sind.

Im Osten ist vielleicht ein Flet nördlich der Holländischen Reihe die geradlinige Fortsetzung des Hauptteils des Cremonsiels, während die Ausmündung in den „Kanal" merkwürdig plötzlich anschließt. Anderseits stimmt, dieser genau gegenüber, am Ufer des Brooks eine Lücke in der Bebauung noch auf dem Plan von 1860[1] mit einem Hafen noch auf dem Riß von Heinrich 1810[2] überein. Wir können ihn wohl wie auf Blatt 2 zeichnen und als Fortsetzung des Cremonsiels auffassen. Auch der Schiffbauerbrook hält in seiner Häuserfront vielleicht eine ehemalige Grabenlinie fest, so daß wir drei Viertel eines geschlossenen Ringlaufs verfolgen können. Das letzte Viertel bleibt freilich rätselhaft.

Die Grenzlinien der Catharinenstraße einschließlich Cremon 1 und 2 und Steckelhörn 15—19 gehen, ein wenig konvergierend, an den geraden Teil des Siels, während die übrigen Grundstücke des Cremons und des Steckelhörns zwischen ihnen und der Grundstücksreihe bei den Mühren vermitteln. Die Grenzlinien bei den Mühren 51—76 bilden unverkennbar die Fortsetzung derjenigen der Catharinenstraße 22—5. Die übrigen Grenzlinien bei den Mühren schwenken etwas herum, die östlichen so, daß sie an die geänderte Straßenrichtung nicht allzu spitzwinkelig anschneiden, die westlichen nehmen offenbar Rücksicht auf die Grundstücke des südlichen Teils der Mattentwiete.

Der nördliche Teil der Mattentwiete ist als echte Twiete[3] durch Freigabe der einen Hälfte eines bestehenden Grundstücks geschaffen. Ihre Lage steht nicht im Zusammenhang mit der Form des Randdeichs oder überhaupt mit der Anlage der Cremoninsel, sondern mit dem Hopfenmarkt der Neustadt. Auch die Catharinenbrücke faßt keinen besonderen Punkt der Cremoninsel, sondern den von der Altstadt her führenden Grimmdeich; sie nimmt freilich auch auf die Uferbebauung noch keine Rücksicht.

Das Ganze ist, wohl infolge nur geringer einheitlicher Planung, besonders aber durch Veränderungen, reichlich verworren. Will man alle erkannten Erscheinungen in ursächlichen Zusammenhang bringen, so ergibt sich folgende, etwas gezwungene Geschichte. Die Insel ragte im 12. Jahrhundert im Norden, Osten und Süden frei über das Wasser empor und wurde dann für halbstädtische Benutzung, in erster Linie wohl für Fischer, eingedeicht. Deshalb wurde wohl nur der der Stadt am nächsten liegende Teil des Deiches für den Hausbau eingerichtet und dazu in eine Anzahl Grundstücke geteilt, die südlich an einen geradlinigen Sielgraben stießen. Die ersten Ansiedler beanspruchten wohl den Deich nur von Cremon 2 bis Catharinenstraße 7, das Siel aber ging östlich weiter und durchfloß den Deich und bildete in den davorliegenden Sandbänken einen geradlinig weiterlaufenden sogenannten Priel, das spätere Flet bei der Holländischen Reihe. Auch der östliche Teil des Siels innerhalb des Deiches wurde bald mit Grundstücken besetzt. Aber auch am westlichen Ende nahm man auf fernere Bebauungen des Deiches Rücksicht und führte deshalb die Grenzlinien rückwärts etwas zusammen, freilich in unvollkommenen Maße; denn als man nun diesen Teil vergab, mußte man die Grundstücke rückwärts sehr zusammendrängen, um ihnen allen Zutritt zum Siel zu geben. Ist der östliche Ausfluß des Siels überhaupt sehr fraglich, so hat man jedenfalls sehr bald das Siel im Bogen nach Süden und weiter wieder nach Westen geführt. Die Grundstücke der Hauptlinie gehen über den Graben hinüber, wohl auch über seinen südlichen Lauf bis an den südlichen Deich, aber vielleicht nur die mittleren geradlinig, die äußersten im Osten und Westen etwas umbiegend, so daß sie den vom Graben umflossenen Platz ziemlich ausfüllten. Die seitlich bleibenden Stücke

[1] Siehe S. 44.
[2] Verzeichnis der Stadtgrundrisse, siehe Neddermeyer S. 3.
[3] Siehe S. 2.

Digitized by Google

Abb. 1. Catharinenstraße von Westen.
Aquarellierte Federzeichnung von Joh. Niebuhr. Sammlung Th. Holzmann.

Digitized by Google

außerhalb des Sielgrabens waren wohl nur zum Gemüsebau eingeteilt. Das Ganze war also derartig angelegt, daß die Mitte nach Art der Wasserburgen[1] einen doppelt geschützten Rückzugplatz darbot. Der südliche Delch war als befestigter Wall ausgebildet, so daß sich auf diesem die Eintragung von 1290 a sil usque ad vallum[2] bezieht. Davor vertiefte man das ursprüngliche Ufer durch einen Graben gegen die davorliegenden weiter aufschlickenden Sandbänke, und daher haben wir nun dort kein Ufer gegen die offene Elbe, sondern gegen das kleine Flet. Eine die Insel parallel zu dem nördlichen Teile des Grabens von Westen nach Osten durchschneidende Straße ist wohl erst gleichzeitig mit der Hohenbrücke beim Anbau der Neustadt geschaffen worden; ihr jenseitiger Teil war, wie wir sehen werden[3], bei der Anlage des Rödingsmarktes schon vorhanden. Später wurde die Insel dann mit der Altstadt durch die neuangelegte Grimminsel und die Catharinenbrücke, mit der Neustadt durch die Holz- und Reimersbrücke verbunden, an welche dann erst die Matten- und Reimerstwiete angeschlossen wurden.

Ob nun die Fluten auf einmal oder Stück für Stück die Buchtung des westlichen Ufers aushöhlten und den Delch durchbrachen, ist nicht zu erkennen. Jedenfalls scheint jene Ostweststraße ihnen Widerstand geleistet zu haben und muß schon 1285 als vom Wasser aus angreifbar mit einer Mauer befestigt gewesen sein, wenn die Eintragung in diesem Jahre domus juxta murum sich nicht etwa auf eine andere Mauer bezieht. Wahrscheinlich aber war schon zu diesem Zeitpunkt der „Kanal" gegraben, und zwar durch den Schnittpunkt der die Grimm- und Cremoninsel umfließenden Gräben. Die südlich und südöstlich vom Kanal gelegenen Teile gab man vorläufig auf, und die Fluten, vielleicht auch die Fürsorge des Rates, erweiterten den Kanal, bis die Sandtorbrücke gebaut wurde und ihre Vorsetzen den Andrang hemmten. Westlich davon nagte das Wasser noch weiter eine leichte Buchtung in das Ufer, bis auch dies, das Kehrwiederufer, befestigt wurde. So jedenfalls erkläre ich mir den Knick in dem Ufer bei der Brücke.

Den nördlich des Kanals verbleibenden Teil befestigte man sicher gegen Wasser- und Feindesgewalt, und legte die Straße entsprechend verändert an der Mauer entlang. Die anschließenden Grundstücke wurden dem angepaßt, hauptsächlich die südlich des Sielgrabens, indem man die Twietengrundstücke so tief machte, daß sie den normalen Straßengrundstücken gleichwertig wurden. Die außerhalb des Siels zwischen der Straße Bei den Mühren und den Häusern der Catharinenstraße verbleibenden Zwickel wurden bestmöglichst aufgeteilt. Diejenigen am Steckelhörn erhielten wohl 1519 einen verbesserten Zugang zum Flet. Außerdem hat man vielleicht damals noch zwei über jedem Abfluß des Siels stehende Erben angekauft, um eine breitere Brücke zu bauen.

> Die Fletordnung[4] erzählt nämlich ausdrücklich, daß bei der Beratung über die Umwandlung des Siels in ein Flet die Vertreter der Interessentenschaft das Recht bekamen, Erben und Häuser anzukaufen und wegzubrechen. Es war mir aber nicht möglich, irgendwelche weitere Grundstücksformen als geändert, und zwar von der Schiffbarkeit des Siels abhängig zu erklären. Die Erwähnung jener Vollmacht mag auch keine weitere Bedeutung haben, als die dabei stehenden: ein Flet zu machen oder ein Siel zu lassen.

Die ganze Erklärung der Cremoninsel bietet, wie gesagt, besonders viel Schwierigkeiten und Unklarheiten.

Der Straßenzug Cremon—Catharinenstraße—Steckelhörn hat im allgemeinen eine Breite von 8 m, die sich bis über 10 m steigert (Catharinenstraße zwischen 25 und 31), vielleicht die ursprüngliche Breite des ganzen Straßenzuges. Der große Reiz des Cremon wird in seinem

---

[1] Piper, Burgenkunde.
[2] Gaedechens Topographie S. 41.
[3] Siehe S. 37.
[4] Von 1518 im Staatsarchiv Kl. VII, Lit. F. f. Nr. 3, Vol. 2.

Digitized by Google

mittleren Teil noch erhöht durch den Blick auf den Nikolaiturm. Die Krümmung, von der Grenze Nr. 1/2 bis Nr. 13/14, erstreckt sich ziemlich genau über 60° eines Kreisbogens von etwa 91 m Halbmesser[1]. Weiter ging die Frontlinie wahrscheinlich, ziemlich parallel der gegenüberliegenden Front, von dem Grenzpunkt Nr. 1/2 an mit einem ganz leichten Knick in die flachgekrümmte Linie der Catharinenstraße über. Dann hat der Eigentümer von Nr. 2 die westliche Ecke seiner Front soweit vorgeschoben[2], daß sie die Fortsetzung dieser Linie bildete, und der Nachbar Nr. 3 hat sich derselben angeschlossen; später, nach Anlage der Twiete, hat der Eigentümer von Nr. 1 noch seine östliche Ecke so weit vorschieben können, daß er ein nahezu rechtwinkliges Haus hatte.

Unwahrscheinlicher wäre es, die Frontrichtung von Nr. 1 als Fortsetzung des Cremonbogens aufzufassen.

Abb. 2. Steckelhörn von Süden
Bleizeichnung von Ebba Theodorpf. Sammlung des Museums für Kunst und Gewerbe

Im Gegensatz zu der gemütlich-malerischen Wirkung der Krümmung ist der nächste Teil der Straße stattlich, fast prächtig. Von Cremon 1 bis 2 bis Catharinenstraße 7/6 ist sie fast gerade, nur mit einer leichten Krümmung nach Süden, also im Wechsel zu der Hauptkrümmung des Hauptstraßenzuges. Die Länge ist etwa 210 m, d. i. das 20- bis 25fache der Breite. Hier (Abb. 1) sind auch die Fronten besonders breit. Den Hauptschmuck bildet der über der nördlichen Häuserreihe stehende Catharinenturm. Das nächste Stück, Catharinenstraße 6/7 bis Steckelhörn 19/18, ist nahezu geradlinig; dann bekommt die Straße, fast gegenüber der Catharinenbrücke, einen deutlichen Knick, den ich nicht zu erklären weiß. Das letzte Stück, der Steckelhörn (Abb. 2) gibt mit seiner starken Krümmung von etwa 65 m Halbmesser bei der kurzen Länge dem Ganzen einen beinahe überraschenden Schluß. Dieses letzte Ende weicht von der Krümmung des Steckelhörnflets und seiner

[1] Siehe S. V.
[2] Siehe S. 48.

Digitized by Google

Fortsetzung jenseits des Kanals merklich ab. Das ist unerklärlich, bleibt es aber auch, wenn man die gegebene Erklärung der Entwicklung für irrig und die Straße Bei den Mühren der Straße Steckelhörn für gleichzeitig hält; denn diese würde, dem Steckelhörnsiet parallel geführt, ebenso rechtwinklig an jene schließen, wie es der Cremon tut.

In der Hauptreihe (Cremon 2 bis Catharinenstraße 7) ist die Hälfte der Grundstücke je 12 m breit (wobei einmal Catharinenstraße 27 und die Mattentwiete, ein andermal 10 und 11 als ein Grundstück gerechnet sind). Die andere Hälfte der Grundstücke ist je 8 m breit (wobei angenommen ist, daß Nr. 11 zur Reimerstwiete gehört und das nördliche Ende der Grenze Nr. 22/23 ursprünglich nicht so nach Westen gebogen war). Von diesen liegen immer zwei und zwei zusammen, ohne daß sonst eine Regel in der Reihenfolge festzustellen wäre. Die Tiefe der Grundstücke geht von 80 m auf 70 m herab. Die folgenden Grundstücke (Catharinenstraße 6 bis Steckelhörn 15) sind alle 6 m breit; nur zwischen Nr. 2 und Nr. 3 hat eine Grenzverschiebung stattgefunden. Die Tiefe sinkt auf 50 m. Die drei letzten Grundstücke am Steckelhörn — Nr. 14 kommt seiner keilförmigen Gestalt wegen nicht zum Vergleich — haben etwas über 8 m Frontbreite. Am Cremon ist diese reichlich 8 bis reichlich 7 m, und zwar abnehmend nach dem Südende zu (hierbei ist angenommen, daß die vier Grundstücke Nr. 6 bis Nr. 9 ursprünglich drei waren, wie die gegenüberliegenden Ufergrundstücke wahrscheinlich machen). Die Tiefe ging auf 35 m. Es ist offenbar, daß nicht nur in den verschiedenen Stadien der Bebauung, sondern auch innerhalb der einzelnen, zumindest der angenommen ersten, auf verschiedene Bedürfnisse Rücksicht genommen worden ist. Doch vermag ich nicht zu sagen, auf welche.

Abb. 3. Catharinensiet von Osten

Die Grenzen der Uferstücke lassen in vielen Fällen noch den ehemaligen Zusammenhang mit den landseitigen Grundstücken erkennen[1], in andern hat vielleicht die Hergabe von Fletgängen eine Verschiebung verursacht. Die größere Tiefe in der Gegend der Holzbrücke ist auch eine spätere Anschwemmung an der gewölbten Seite der Flußkrümmung[2]. An der Catharinenbrücke sind die Uferplätze schief durchschnitten; man hat mindestens zwei in Anspruch genommen, wie

[1] Siehe S. 2.
[2] Hübbe, M. d. V. f. H. G., IV., S. 114, und hier unten S. 18.

gesagt, weil sie wahrscheinlich noch unbebaut waren. Von dem westlichen Uferstück ist dabei nur ein kleiner, spitzwinkliger Platz übriggeblieben, aber gerade den haben die Alten zu einem besonders reizvollen Bau auszunutzen verstanden[1]. Heute ist der durch Hinzunahme der Nachbargrundstücke viel günstiger geschnittene Platz um so schlimmer bebaut.

Die Reimers- und Holzbrücke dagegen laufen schief auf die regelrechten Twieten zu, auch ein Zeichen dafür, daß sie weder bei der Bebauung der Cremaninseln, noch bei derjenigen der gegenüberliegenden Neustadt angelegt sind; man hätte hier oder dort die passenden Stellen gerade gegenübergelegt, wenn man von vornherein die Brücken in Aussicht genommen hätte.

Das Vorderhaus Catharinenstraße 27 nahm übrigens zuletzt einen breiteren Platz ein als die Twiete, doch ist das wohl nur eine nachträgliche Überschreitung. In dem Straßenzuge Bei den Mühren habe ich die Mauer etwa in der Mitte der später dort stehenden Häuserreihe gezeichnet; sie mag aber auch etwas nördlicher gelegen haben.

Jedenfalls führte auf den Vermessungsrissen[2] am Ufer ein klarer Knick von der einen Richtung zur andern, an der Häuserfront dagegen ein Bogen. Im übrigen sind beide Strecken fast völlig gerade, nur an den Einmündungen der Twieten und der Flete sind leichte Sprünge. Die wenig tiefen Grundstücke außerhalb des Siels sind bis zu 10 m breit, wenn die Vereinigung von sechs Grundstücken zu vier, wie ich sie im Westen nach Dircksen[3] gezeichnet habe, richtig ist. In dem mittleren Abschnitt schwanken die Frontbreiten zwischen 5 m und 10 m; in dem östlichen sind sie fast alle auffallend schmal, bei Nr. 66 nur 3 m breit. Ersichtlich sind die Grundstücke Bei den Mühren weniger wertvoll als die des Hauptstraßenzuges; an den Ecken hat man die Grundstücke sogar lieber mit der Front nach der Twiete zu gelegt als der Mauer gegenüber. Das enge Flet (Abb. 3) hat durch seine Länge und Geradlinigkeit eine überaus charakteristische und reizvolle Perspektive.

Im wesentlichen ist die Cremoninsel heute noch vielfach unverändert erhalten. Den nördlichen Straßenzug stört freilich eine Stück für Stück vorgenommene Verbreiterung in seiner Einheitlichkeit. Wo die Mauer stand, kamen, wie gesagt, später Häuser zu stehen; heute aber ist dort das freie Ufer des Zollkanals. Die Reimerstwiete besteht noch in ihrer unverminderten Eigenart, ja hat durch das gerade davorgelegte Südportal der neuen Nikolaikirche einen besonderen Reiz bekommen. Nur die Mattentwiete ist seit 1873 vollständig begradigt, wobei der südwestliche Block besonders schlecht ausgefallen ist. Heute rächt sich eben der Fehler in der ganzen Anlage Hamburgs, daß ohne einheitlichen Plan die einzelnen Inseln jede für sich und eigentlich nur an je einem Ende miteinander zusammenhängend bebaut wurden. Zur weiteren Verbindung sind die Twieten, meist nachträglich, jedenfalls mit untergeordnetem Interesse angelegt worden. Da sie sich nun geradlinig durch mehrere Stadtteile ziehen, haben sie heute den Hauptverkehr, seit dieser auf dem Lande stärker geworden ist als auf dem Wasser[4] und außerdem die ganze Südseite der Stadt zum Hafen benutzt wird. Deshalb sind fast alle Twieten bedeutend verbreitert worden.

---

[1] Siehe Melhop, Althamburgische Bauweise S. 83.
[2] Siehe S. 43—44.
[3] Siehe S. 43.
[4] Siehe S. 47.

Digitized by Google

# Die Grimminsel.

(Plan 3.)

Die Grimminsel ist im Gegensatz zu den beiden andern Inseln von nahezu geradlinigen Deichen eingefaßt, von denen die beiden hauptsächlichsten, der Grimm und die Gröningerstraße, im rechten Winkel zusammenstaßen. Die Fortsetzung der letzteren, der Hürter, ist selbst wieder geradlinig, schwenkt aber etwas nach Norden. So entspricht dem geschwungenen Norduser des Flets, dem Rande der Reichenstraßeninsel, ein fast ebensolches Süduser, aber eine einmal geknickte Deichlinie. Von der Gröningerstraße aerlaufen die Grenzlinien rechtwinklig nach Süden, bis eine Abtreppung zwischen ihnen und den aom Grimm rechtwinklig nach Osten gehenden vermittelt. Der Hürter hat geradlinige Grenzen, die zwar nicht genau, aber doch fast rechtwinklige Grundstücke geben. Am Knick vermitteln zwischen beiden Richtungen die Brandstwiete, die selber etwas kanisch ist, und die anliegenden keilförmigen Grundstücke, die sehr passend zu Buden ausgenutzt sind[1]. Das östliche Ende der Insel, die Lembkentwiete, stört das System. An ihr lag die Stadtmauer mit je einem Tor am Nord- und am Südende und einem Stadtgraben[2]. Nach Eintragungen im Erbebuch aom Anfange des 15. Jahrhunderts führte dieser den Namen „Dooes Flet“[3], den man heute gern dem „Kanal“ beilegen möchte, weil die Straße an seinem Norduser jetzt „Doaenflet“ heißt. Dieser Name erstreckt sich auch auf das Ufer der östlich folgenden Wiedenburginsel[4], kann also auch nach dem überschrittenen Lauf heißen. Dieses alte Dovenflet also geht nördlich aon dem Flet hinter der Reichenstraße aus und strömt südlich in den Kanal. Nördlich hat es eine Fortsetzung in den Graben, der, die Reichenstraße durchschneidend, die Fortsetzung aber das Ende des ältesten Stadtgrabens ist[5]. Daß diese Fortsetzung nicht geradlinig, sondern mit einer Ecke geschieht, ist höchst eigentümlich, vielleicht mit irgendwelchen Befestigungsgrundsätzen zu erklären. Fraglich ist, ob im Süden jenseits des Kanals ein in ähnlicher Weise in den Brook hineingehendes Stück eines Wasserlaufes eine Fortsetzung des Dovenflets ist oder vielmehr eine später angelegte Holzschleppe für den Bauhaf oder ein Kalkgraben für den Kalkhaf. Eine bessere Fartsetzung erkennen wir in dem Wasserlauf, der den Bauhafsbraok aan dem östlichen Teile des Braoks trennt. Dieser aber steht nicht im Gegensatz zu der Grundstücksrichtung des Hürter, sondern läuft ihr im wesentlichen parallel. Die Bauhafsinsel wird südlich aon einem Wasserlauf begrenzt, der mit einem Knick in der Verlängerung der Brandstwiete, der Gröningerstraße und dem Hürter parallel läuft. Das hat, wie heute der Kanal dazwischenliegt, keinen Sinn, sondern charakterisiert jene Südlinie als zu der Nordlinie gehörend und gibt uns mit bedeutender Sicherheit das Recht, einen Zusammenhang des Grimm und des Bauhafsbroaks als ursprünglich, den sie trennenden Kanal als später aufzufassen.

Die Häuser Bei den Mühren (heute Zippelhaus) 10—11 stehen mit ihren Fronten nicht in der Straßenflucht, sondern in einer senkrechten zu ihren Grenzlinien. Ein Verzicht auf die

[1] Siehe S. 2.
[2] Caedechens Topographie, S. 38.
[3] Wie vorher.
[4] Siehe Blatt 1 und 8.
[5] Siehe S. 3.

Digitized by Google

Bebauung eines an der Straße liegenden Grundstückendes, eben um eine rechtwinklige Hausform zu erzielen, wie Klaiber[1] es beschreibt, kommt in Hamburg sonst nirgends vor, und würde bei den mindestens zwei ursprünglichen Erben, die hier vorliegen, zwei parallele, aber versetzte Frontlinien ergeben. Die eine durchgehende, die hier vorhanden ist, liegt in gerader Linie der Nordseite des Catharinenkirchhofs. Anscheinend sind beides Reste der Böttcherstraße, platea

Abb. 4. Beim Zippelhaus von Osten.
Bleizeichnung von Ebba Thesdorpf. Sammlung des Museums für Kunst und Gewerbe.

dolificum, die hier durchging[2]. Das am Westende darüber gebaute Haus gehört der Kirche und charakterisiert sich deutlich als eine Bebauung des Kirchhofs, die der Kirche zu Einnahmen verhelfen sollte. Über die weiter östlichen, bis an die Mühren 1—8 darüber gebauten Häuser

[1] A. a. O. S. 32.
[2] Erbebuch Catharinen 1307, 1347.

Digitized by Google

sind wir durch die Abtretungen zur Vergrößerung des Kirchhofs 1377 unterrichtet[1]. Die ursprüngliche Kapelle erstreckt sich nach Faulwasser[2] von der heutigen Westseite des Turms bis zu einer Linie, die etwa die Verlängerung der rückwärtigen Begrenzung der Erben am Grimm ist und von dem dort fließenden Siel gebildet wurde. Nun „gab ein Grundbesitzer ein Stück von seinem Hofe zu St. Catharinen und erhielt dafür das Recht auf drei Ausgänge nach dem Kirchhof". Es scheint sich hier um die Grundstücke hinter Gröningerstraße 29a—30 zu handeln, zu denen der davorliegende Platz als Hof gehörte. Ein anderer „enträumte dem Kirchhof ein Stück aus seinem Hofe mit dem Siele; dafür bekam er drei Ausgänge auf den Kirchhof, wenn er in seinem Hofe bauen wollte". Dieser lag hinter Gröningerstraße 28 und wollte bis an die Mühren (Nr. 1) Buden bauen, zwei an den Kirchhof mit je einem Ausgang auf diesen und weitere an den anschließenden Gang, der den dritten Ausgang brauchte. Sein Hof wurde nicht von der Kirche bebaut, aber man mußte doch ein Stück geweihten Bodens hinter der Kirche freilassen.

Die Verschiedenheit der Ausdrucksweise ist nicht zufällig, denn beide Aufzeichnungen stehen hintereinander auf der ersten Seite des Memorialbuches, sichtbar gleichzeitig geschrieben, wenn auch die erste das Datum 1377, die andere das von 1378 aufweist.

Die Häuser in der Böttcherstraße berührten 1317 noch ein Siel, über das sie aber keine Aborte bauen durften[3]. Das Siel hinter den Erben des Grimm soll man, der Tradition nach, in seinem alten Bett unter der Kirche belassen haben[4]. Man weiß aber die genaue Lage nicht anzugeben, kennt nur den Ausfluß neben der kleinen Brücke und soll auch einmal in der Nähe des Altars Teile davon gefunden haben. So oft man sonst Senkungen in der Kirche durch das Siel zu erklären versuchte, fand man es bei Grabungen niemals. Man entdeckte aber im 18. Jahrhundert die Verbindung mit dem Siel des Damserbes, hinter Gröningerstraße 29a, und stellte ungefähr den Lauf fest. Mir scheint daher, daß man beim Erweiterungsbau der Kirche den unteren Lauf des westlichen Siels aufgab, und es östlich an der zukünftigen Kirche entlang in eben dies andere Siel leitete, wie ich es auf Blatt 3 angedeutet habe. Man hat damals wohl an eine um ein Joch geringere Verlängerung oder an einen einschiffigen Chor gedacht und mußte, als man den vollen Ausbau beschlossen hatte, auf die Lage des Siels Rücksicht nehmen. So blieb nur diese vieleckige Chorform zu wählen, die im Grundriß gesehen zwar schief und unklar erscheint, auf uns aber im Gegensatz zu Faulwassers Ansicht besonders monumental wirkt. Das Sielstück unter dem Altar ist vielleicht ein Rest eines Laufes zwischen den Grundstücken hinter Gröningerstraße 29 und 30, das auch sonst noch in einer Lücke der Bebauung zu erkennen ist und auch wohl in jene Ableitung Aufnahme fand. Diese drei Siele, dazu die beiden kurzen von den Mühren ausgehenden Twieten und zwei weiter östlich gelegene Gänge teilen den Block vom Grimm bis zur Brandstwiete so regelmäßig, daß wir sie alle als Reste eines Systems von Sielen ansehen, die die südlichen Grundstücke immer zu zwei und zwei abteilten. Jedes Grundstück hatte nur einseitig ein Siel, wie es auch im Landgebiet vorkommt. Da man das Siel nicht überbauen durfte, lag es nahe, einen Damm entlang zu legen und daran Buden zu bauen. Es fehlt mir noch die Erklärung, warum in dem andern Block, zwischen Brandstwiete und Lembkentwiete, keine derartigen Gänge nachzuweisen sind, ob vielleicht die Nähe des Ufers dabei eine Rolle spielt.

Während die Alster in ihrem rechten Ufer einen Bogen nach Westen macht, macht die am linken Ufer entlang führende Straße Grimm einen ganz flachen Bogen nach Osten. Dagegen bilden die Vorsetzen[5] des Ufers sowohl als auch das rückwärtige Siel gerade Linien. An

[1] Memorialbuch der Catharinenkirche S. 1.
[2] A. a. O. S. 2 ff.
[3] Erbebuch Catharinen 1347.
[4] Faulwasser S. 121.
[5] Siehe S. 2.

Digitized by Google

ihrem Südende biegt die Straße nach Südwesten, um das Steckelhörnflet auf der Catharinenbrücke ziemlich rechtwinklig zu überschreiten. An ihrem Nordende wendet sie sich noch mehr und erreicht durch die Zollenbrücke mit Mühe Anschluß an den Brodschrangen und das Straßensystem der Altstadt. Eine Brücke hat man wohl niemals ohne Not so schräg angelegt. Einige der Grimm-Grundstücke gehen erst normal von der Straße aus und setzen sich nach etwa 20 m Tiefe mit einem ganz leichten Knick parallel zur Gröningerstraße fort.

(Blatt 8.) Die Geschichte der Grimminsel ließe sich folgendermaßen darstellen. Als die Cremoninsel besiedelt wurde, lag zwischen ihr und der Reichenstraßeninsel eine flache Sandbank, die manchmal von Fluten überströmt war (Blatt 7), meist aber emporragte über dem Wasser, das im Bogen beiderseitig um sie herumfloß[1]. Als sie dann mehr aufschlickte, legte man an ihrem Westende einen Damm entlang, der den Alsterfluß zur Hauptsache in sein westliches Bett drängen sollte und die Verbindung zwischen der Cremoninsel und der Altstadt herstellte. Der Damm war an beiden Enden wohl nur mit Fähren oder Knüppeldämmen zu erreichen, jedenfalls nicht mit Brücken, die einen Brückendamm erfordern, sondern war etwas ostwärts gebogen, so daß seine Enden von dem herumströmenden Wasser umflossen und nicht abgespült wurden. An den Deich wurden auch schon ein paar Häuser gebaut. Im Osten ging ein kleiner Wasserlauf nach Süden, bis er sich im Brook verlief.

Abb. 5. Catharinenkirchhof von Norden.
Lithogeaphie von Wilh. Heuer. Sammlung Th. Holtzmann.

Damit ist die Bezeichnung „Dov" besser erklärt, als mit einem seichten, langsamen Lauf[2].

Er war entweder ein natürliches Priel des östlichen Stadtgrabens oder war zur Verteidigung und Entwässerung des sich bildenden Wiesenlandes angelegt, oder er war der Westgraben der östlich gelegenen Wiedenburg.

[1] Heft. S. 367.
[2] Siehe S. 5.

Digitized by Google

So sah die Insel aus, als man an die planmäßige Bebauung ging. Im Norden wurde ein Deich in zwei geraden Stücken an dem geschwungenen Ufer entlang geführt, im Süden unter Benutzung des Priels vor der Cremoninsel[1] ein Graben und Deich parallel dazu gezogen. Ziemlich senkrecht zu dessen Ostende wurde ein Graben gezogen, der das Dovenfleet weiterführte, während am Westufer Vorsetzen gegen die offene Alster in gerader Linie nach Süden und gegen die Cremoninsel nach Südwesten hergestellt wurden. Von deren Knickpunkt aus wurde parallel zur Nord- und Südlinie eine Landscheide[2], wahrscheinlich ein Weg mit einem Graben an seiner Nordseite, hergestellt, und von Norden nach Süden verband eine Querstraße die drei Straßen wieder in ihren Knickpunkten. Denken wir uns dann durch den Knick des Südwest- und des Süddeiches eine Nordsüdlinie, so würde westlich davon die nördliche Inselhälfte im Anschluß an die vorhandenen Häuser durch parallele Ostwestgräben geteilt, das südlich verbleibende Dreieck, das nicht entsprechend aufzuteilen war, für die Kapelle bestimmt. Man rückte sie ziemlich

Abb. 6. Gelmmufer von der Troftbrücke.

scharf in die Ecke zwischen jener Linie und dem Mittelweg, weil man sie dort am passendsten in der üblichen Weise nach Westen zu verlängern konnte. Östlich von der gedachten Linie wurden von den Deichen zur Landscheide bis zur Mitteltwiete senkrechte Grundstücke ausgeteilt, weiter östlich dagegen etwas schiefwinklige. Dadurch war für das letzte Grundstück der Nordhälfte eine Form möglich, die wir nur zur Hälfte keilförmig, zur Hälfte gleichmäßig breit rekonstruieren. An der nördlichen und südlichen Straße wohnten wahrscheinlich Kaufleute, die im Mittelalter eifrig das Brauen ausübten; sie benutzten die Grundstücke wahrscheinlich nur bis zur halben Tiefe, die andere Hälfte bis zur Mittelstraße bewohnten wohl Handwerker, hauptsächlich Böttcher, die Twiete die zugehörigen Arbeiter.

Ein schon im 16. Jahrhundert getrennt bebauter Platz an ihrem Südende auf dem Brook ist vielleicht die Spur eines Platzes für eine Kapelle oder ein anderes öffentliches Gebäude.

[1] Siehe S. 6.
[2] Siehe S. 1.

Digitized by Google

Es ist übrigens nicht ausgeschlossen, daß die Anlage noch nicht in allen Teilen bebaut, daß also das Südende des Dovenfleets nicht zugeschüttet war und uns in dem oben erwähnten Kalkgraben[1] erhalten geblieben ist.

Dann kommt der Zeitpunkt, wo man den Kanal vom Niederntor bis zum Sandtor zog[2], das Ufer befestigte und den südlich davon gelegenen Teil des Brooks aufgab. Nun hielt man zunächst den östlichen Teil der Böttcherstraße und des an ihr entlanggehenden Siels noch aufrecht. Sie wurde aber wenig benutzt und das südlich verbleibende Dreieck wurde überhaupt noch nicht wieder vergeben. Wie zu erwarten, bauten dann die Anwohner Aborte und Ställe über das Siel, bis ihnen 1307 die Eintragung im Erbebuch dies verbot. Schließlich legten sie aber doch Beschlag auf das unbenutzte Vorland und den Weg und verbesserten die Benutzbarkeit dieser „ihrer Höfe" dadurch, daß sie das Ostwestsiel abschnitten und statt dessen ein System von Nordsüdsielen anlegten. Daher heißt es auch noch in der Ordnung des Siels hinter dem Grimm

Abb. 7. Catharinenufer von der Holzbrücke

es sei von den Vorfahren auf ihrem eigenen Grunde ausgegraben[3]. Als dann die Kirche bedeutend erweitert werden sollte, leitete man die beiden westlichsten Siele in das nächstfolgende und nahm den Rest der Straße und einen Teil der vorliegenden Höfe zum Kirchhof. Im übrigen baute man auf ihnen vor die eigentliche Häuserfront bis an die Stadtmauer heran neue Häuser. Nur dort, wo der Raum dafür zu gering war, war auch bei späteren Neubauten der Anspruch auf Ausnutzung des Weges vergessen. Daß man die Verlängerung der Kirche entgegen der ursprünglichen Absicht nach Osten zu ausführte, mag seinen Grund darin haben, daß man bei einer westlichen Vergrößerung in dem derzeit üblichen, früher nicht in Rechnung gezogenen Umfang dem Ufer des Steckelhörnsiels zu nahe gekommen wäre. Die dortigen Häuser standen vielleicht auch schon oder waren doch für die nächsten Jahre, wo sie bezeugt sind[4], in Aussicht genommen; ihre Plätze

[1] Siehe S. 12.
[2] Siehe S. 4.
[3] Siehe S. 50.
[4] M. d. V. f. H. G., V., 219.

Digitized by Google

brachten dadurch sicher mehr ein als die für die Vergrößerung der Kirche in Anspruch genommenen. Es mag aber auch sein, daß man die erprobte Lage des Catharinenturms im Stadtbilde nicht verschlechtern wollte.

Der Grimm hat fast durchgängig eine Breite von 7 m. Die Krümmung erstreckt sich nur auf die Enden; von Nr. 6 bis Nr. 12 ist die Straße fast gerade. So ist der Blick geradeaus klar und ohne Einengung und doch leicht geschlossen. Beide Enden sind dann noch durch schief davorliegende Eckhäuser abgeschlossen. Die Catharinenbrücke liegt senkrecht zu dem Fleetufer, schließt sich aber doch gut dem Lauf der Grimmstraße an. Ebenso gut ist aber auch der Eingang in die Böttcherstraße gewesen, als Grimm Nr. 17 noch nicht stand. Auch das gegenüberliegende Grundstück Nr. 19 ist offenbar erst später an die Stelle eines Landungssteges getreten.

Die eigenartige Bebauung desselben habe ich nach Dirichsen gezeichnet.

Die Grundstücke des Grimm sind durchschnittlich 7 m breit, schwanken aber zwischen 6 und 10 m. Die Tiefe der vollen Grundstücke Nr. 16 bis Nr. 7 ist 68—58 m, also ungefähr wie die der Cremongrundstücke der zweiten Periode[1]. Die Abtreppung gegen die Gröningerstraße geschieht ganz systematisch. Von der Grenze Grimm 6/7 sind noch 55 m bis zur Gröningerstraße, gerade ausreichend für ein Haus mit einem Lager- oder Speicherplatz. Das nutzen zwei Grundstücke aus, gerade so viel, daß von ihnen bis zum Grimm auch 40—45 m bleiben. Dieser Platz wird bis 19 m von der Gröningerstraße ab bebaut, und so tiefe Häuser ohne Hof gehen dann wieder bis 19 m an den Grimm hinan. Die Ecke kann dann dort wieder mit zwei Häusern bebaut werden, ist aber auch oft genug anders herum, als Gröningerstraße 37 und 36, bebaut gewesen. Wir haben hier den früher seltenen Fall, daß ein Eckgrundstück beiden Straßen gleicherweise angehört, also wirklich passend mit einem zur winkelhalbierenden symmetrischen Hause bebaut wird. Hier ist ja auch nicht eine die Haupt-, die andere die Nebenstraße, sondern beide sind gleichwertig.

Es kommt sogar vor, daß die ganze Insel Gröningerstraße genannt wird[2].

Die Uferstücke der Straße Grimm stimmen mit den Landstücken überein, soweit nicht Fletgänge Verschiebungen nötig machten; sie sind 20—25 m tief. Die ganze Straße ist etwa 130 m lang, das 18- bis 19fache der Breite.

Gröningerstraße und Hürter haben eine Breite bis zu 9 m, die freilich oft kleine Einschnürungen hat. Im östlichen Teile werden diese häufiger, und besonders verengt sich das Ende am Tor, dessen Durchfahrt ja ohnehin schon schmaler war als die Straße. Die Länge der Gröningerstraße ist 180 m, das 20fache der Breite. Wenn sie auch eine leichte Durchbiegung nach Süden hat, so hat sie doch aufs Auge die stattliche Wirkung einer geraden Zeile. In ihrer Flucht steht heute der Turm der neuen Nikolaikirche; früher muß der Turm etwas nördlich, aber über den Häusern doch sichtbar gewesen sein. Die ersten Erben, Nr. 35—33, ohne Hof, also für ausgedehntere Hauswirtschaft nicht brauchbar, sind nur je 6,5 m breit; die beiden nächsten sind 9 und 7 m, früher waren wohl beide je 8 m breit. Die vollständigen Grundstücke Nr. 29—21 sind in der westlichen, der Alster am nächsten liegenden Hälfte je 11,5 m, in der östlichen je 11 m breit und das Eckgrundstück ist schon vorn 14 m breit. Man sieht, daß die bestgelegenen Grundstücke auch durch größte Breite erhöhten Wohnansprüchen genügten. Am Hürter ist das Eckhaus 13 m breit. Die andern schwanken (wenn man 17 und 16 als eins auffaßt) zwischen 9 und 12 m, waren also vielleicht ursprünglich je 10 m breit. Die Tiefe, von der Gröningerstraße—Hürter bis zur Böttcherstraße durchgehend, muß 120—110 m gewesen sein. Das ist etwa das Doppelte der Grundstücke am Grimm, was wohl als Beweis dafür angesehen werden darf, daß man von vornherein einen zweiseitigen Anbau beabsichtigt hat. Die Grundstücke des südlichen Blocks müssen etwa 30 m kürzer gewesen sein, so daß die Hälften 40—45 m tief waren. Wer sich mit einem Grundstück in größerer Entfernung von der Altstadt begnügte,

[1] Siehe S. 10.

[2] Umschlagzettel des Erbebuchs Catharinen.

Digitized by Google

wurde auch mit einem Hofe gleich dem wie Grimm 6—3 und Gröningerstraße 32—31 fertig. Die Uferstücke sind zwischen 12 und 19 m tief.

Das Straßenstück der Zollenbrücke öffnet sich zwar auch gegen die Gröningerstraße, gehört aber doch etwas mehr zur Straße Grimm, so daß es gegen die Brücke nochmal einen Knick hat. Eine wirklich ausreichende Erklärung dafür vermag ich nicht zu geben. Tritt man, von der Altstadt kommend, über die Brücke in die Straße, so steht der Kirchturm gerade über den Häusern.

Die Brandstwiete ist am Nordende 4,25 m, am Südende 7,50 m breit; die anschließenden Buden haben westlich bis 20 m, östlich bis 18 m Tiefe. Ob der nördliche Teil auf der Reichenstraßeninsel erst bei der Bebauung der Grimminsel angelegt ist oder schon vorher eine Verbindung zu dem strategisch wichtigen Knickpunkt des Grenzgrabens war, muß durch spätere Untersuchungen festgestellt werden.

Die Lembkentwiete ist in dem Übergangszustand gezeichnet, wie sie in dem Plan von 1574[1] erscheint; sie ist 5 m breit.

Die Straße an der Südmauer (Abb. 4) erhält durch bunte Motive malerischen Reiz: die schiefwinkligen Häuserfronten, die im Fachwerkstil so eigenartig ausgebildet werden, die zurückspringende Ecke, die Höfe und Gänge, die Turm- und Torbauten an der Mauer und der kühne Chor der Kirche. Hier hält auch noch auf den frühen Plänen regelmäßig ein Baum, mit einem Gitter umgeben, die Straßenlinie inne. Auch von der Grimmstraße aus muß der Baum sehr reizvoll gewirkt haben, wenn sein Geäst die Lücke zwischen Kirche und Kirchenhäusern leicht schloß. Überhaupt ist der kleine Friedhofsplatz vor dem Kirchenportal (Abb. 5) überaus wirksam und für die Betrachtung der prächtigen Turmfassaden, die im Laufe der Jahrhunderte hier angebracht wurden[2], sehr geeignet. Der Vorbeigehende war überrascht, wenn er, von der einen oder andern Seite kommend, vor die enge, noch durch eine Friedhofsmauer abgeschlossene Straßenöffnung trat und plötzlich den Turm vor sich sah, der bis dahin versteckt war. Von weitem hat er freilich den Helm, der seit 1603, besser noch seit 1658 von Peter Marquard, den Turm schmückte, bewundernd gesehen, sei es, daß er durch die Catharinenstraße, sei es, daß er durch die Zollenbrücke hingekommen ist.

Abb. 8.
Catharinenkirche vom Brookufer.

Seine Hauptbedeutung aber hat der Turm über den verschiedenen Wasserläufen, die an seinem Fuß sich kreuzen. Berühmt sind die beiden einander ähnlichen Blicke (Abb. 6 u. 7), der eine von der Trostbrücke bei der alten Börse, der andere von der Holzbrücke: jedesmal einen Schenkel der Krümmung des Alsterlaufes entlang und an dessen Ende der Turm über der Giebelreihe des Ufers. Vom östlichen Ende des Brooks, von der Wandrahmsbrücke, schließt der Turm die lange Perspektive des Kanals ab. Vom gegenüberliegenden Ufer, der Westspitze des Bauhofsbrooks hat man den malerisch gesuchtesten Blick Hamburgs auf die Kirche und die Predigerhäuser (Abb. 8.) Daneben schaut man durch das Steckelhörnflet auf den Turm der heutigen Nikolaikirche, an dessen Stelle in derselben Linie der Dachreiter der alten Kirche zu denken ist.

[1] Siehe S. 43.
[2] Faulwasser S. 28 ff.

Digitized by Google

Der ganzen Anlage der Grimminsel liegt ein sehr klares, wohldurchdachtes System zugrunde, das einerseits an die ländliche Marschaufteilung sich eng anschließt, anderseits auch zu dem römisch-deutschen Straßenkreuz Beziehungen hat[1]. Aber auch nach der Zerstörung des Systems durch die Abtrennung des Brooks hatte das Straßennetz noch seine künstlerischen und praktischen Vorzüge. Heute sind die Hauptzüge noch erhalten, abgesehen von den recht störenden Übergangsmerkmalen der Straßenverbreiterung. Besonders breit ist die Brandstwiete geworden; die für die Mattentwiete angeführten Gründe[2] treffen hier in erhöhtem Maße zu, denn sie gehören einem Straßenzuge an, der quer durch die ganze Stadt eine Reihe wichtiger Punkte verbindet. Statt der Häuser Gröningerstraße 30—29a führt heute eine neue Straße recht hübsch auf den Chor der Kirche zu. Im übrigen aber hat der Friedhof recht gelitten; an der Nordseite führt eine Baulinie parallel zur Umfassungslinie der Kirche, an der Catharinenbrücke hat das Eckhaus zum Teil dem Verkehr, zum Teil einer als Rumpelkammer benutzten Böschung weichen müssen; zwei Räume, die ungefähr an der Stelle des alten im 18. Jahrhundert vor die neu erbauten Predigerhäuser gesetzt wurden[3], haben auch fallen müssen.

Die Grimminsel und die im Norden und im Süden sie und den zugehörigen Teil des Brooks begrenzenden Wasserläufe setzen sich anscheinend gleichförmig bis in die Gegend des Winserbaums fort. Wüßten wir nicht, daß die Lembkentwiete die östliche Stadtmauer mit Graben gewesen ist, so würden wir die Besiedlung jenseits derselben in Zusammenhang mit der diesseitigen bringen. Wie nun die Folge dieser beiden Inseln ist, kann erst durch die genaue Untersuchung des östlichen Teils der Stadt aufgeklärt werden.

[1] Klaiber, S. 72.
[2] S. 11.
[3] Faulwasser.

Digitized by Google

# Neueburg und Hopfenmarkt.

(Blatt 4.)

Neueburg und Hopfenmarkt bilden eine Halbinsel, die von einer großen Krümmung der Alster umflossen wird. Hübbe[1] hat in geistvoller Weise gezeigt, wie ihr Lauf in ununterbrochener Krümmung herumlief, bis man vor die Spitze des linksseitigen, altstädtischen Ufers die Mühle baute und das Wasser durch den Mühlendamm hemmte und durch die Mühle führte. Die Spitze des Mühlenkolks zwischen Mühlenbrücke und Bohnenstraße bezeichnet den ursprünglichen Lauf. Der Mühlendamm geht in gleichmäßiger Linienführung als Deich auf der Nordseite der Halbinsel weiter. Auf der kurzen Böschung, nach der aufgestauten Alster zu, wurden anscheinend geradlinig begrenzte Grundstücke geschaffen. Erst als man um 1240[2] durch die Anlage der zweiten Mühle weiter oberhalb den Wasserspiegel der Alster wieder senkte, trat hinter jenen Grundstücken ein breiteres Ufer aus dem Wasser heroor und wurde, von den Enden ihrer Grenzlinien ausgehend, aufgeteilt, wieder unter dem Gesichtspunkt, daß jedes Grundstück Anteil am Wasser bekäme. So sind die Knickpunkte in den Grenzlinien zwischen Burstah 47—53 als Spuren der alten Wasserlinien zu erklären. Aber auch bei den ursprünglichen, wenig tiefen Grundstücken zeigt sich nicht das Bemühen, die Krümmung allmählich von beiden Seiten her durch ein wenig konvergierende Grenzen zu überwinden. Von der Mühlenbrücke her haben wir parallele Grenzlinien bis Burstah 53, von der andern Seite bis Nr. 47. Nr. 49 und Nr. 51 weichen nur ganz wenig von der Parallelführung ab, und die ganze Richtungsänderung ist wesentlich von dem einen Grundstück Nr. 52 aufgenommen. Hier liegt demnach kaum eine planmäßige Aufteilung vor, sondern an beiden geraden Strecken ist ein Haus nach dem andern weiter gebaut worden, und das letzte, Nr. 52, mußte sich in das übrigbleibende Stück einbequemen. Vielleicht war es auch noch bis zuletzt als Landungsplatz, als Burg-Stade, freigelassen worden. Die Richtungsänderung ist noch besonders dadurch erschwert, daß die Grenzlinien an der Mühlenbrücke schiefwinklig zur Straßenlinie stehen. Sie folgen darin der Mühle, deren nordöstliche Seitenwand parallel zum gegenüberliegenden Ufer sein mußte. Man legte also mehr Gewicht auf parallele als auf normale Grenzlinien. Wurden die Plätze zum Lagern der von der Oberalster kommenden Hölzer benutzt, so bot das freilich manchen Vorteil. Aber auch Speicher in Fachwerk sind günstiger mit gleichbleibenden als mit sich verengernden Achsenabständen.

Das gegenüberliegende Ufer der Mühlenbrücke dogegen ist mit rechtwinklig begrenzten Grundstücken bebaut, die besonders günstig lagen, solange die Trostbrücke noch nicht bebaut war und die Schiffe in dem Mühlenkolk ankerten. Die letzten Grundstücke allerdings von Nr. 8 bis zur Ecke weichen auch etwos von der rechteckigen Form ab, offenbar aus Rücksicht auf die Bohnenstraße. Die Häuser Nr. 8 und 9 an der Mühlenbrücke sind sogar ganz kurz gehalten, augenscheinlich um den Grundstücken Bohnenstraße 19 und 20 noch Anteil am Wasser zu gewähren. Es könnte den Anschein haben, als sei die Mühlenbrücke später bebaut als die Bohnenstraße, weil das Ufer der letzteren mehr gleichmäßig verläuft, das der ersteren aber stückweise zurückweicht. Doch sind die letzten Grundstücke der Ecke so weise ineinandergeflochten,

[1] M. d. V. f. H. G., IV., 113.

[2] Gaedechens Topographie S. 21.

Digitized by Google

daß man wohl annehmen muß, die Bebauung beider Teile ist gleichzeitig und die Grundstücke haben mit ihrer Wasserfront gegenseitig aufeinander Rücksicht genommen; denn das Ufer der Bohnenstraße nähert sich der Straßenlinie schon von Nr. 21 an.

Das läßt verschiedene Deutungen zu.

1. kann die ursprüngliche Uferlinie parallel der jetzigen Deichlinie, in dem durch Bohnenstraße 19 gegebenen Abstande gegangen und weiter mit einer kleinen Krümmung in das Norduser übergegangen sein. Dann hat man bei der Bebauung dort im Winkel die ursprüngliche Tiefe beibehalten, weiterhin aber die Vorsetzen vor die ursprüngliche Wasserlinie vorgeschoben.

2. kann die ursprüngliche Uferlinie parallel zum Deich in dem größeren, durch Bohnenstraße 25 gegebenen Abstand gegangen sein, und bei der Bebauung hat man die Uferlinien abgegraben, um möglichst viel Wassergrundstücke zu bekommen, was freilich leichter durch einen ebenso nützlichen Sielgraben hätte erreicht werden können.

Am wahrscheinlichsten ist es, daß die vorhandene Uferlinie die ursprüngliche ist. Dann ist der Deich gleich so angelegt worden, wie er jetzt ist, oder ging parallel zum Ufer in den geraden Lauf des Burstah über und wurde später in der jetzigen Weise verändert. In dieser ganz ungewöhnlichen Annäherung des Deiches an das Ufer können wir nur den Sinn sehen, daß man nicht allzu spitzwinklig an den Mühlendamm anschließen wollte. Ist aber das Bohnenstraßenufer ursprünglich erhalten, dann kann das Mühlenbrückenufer nie weiter vorgesprungen sein als hier der Fall ist.

Welche Form nun die spitzwinklige Straßeneinmündung genau hatte, war mir leider trotz eifrigen Suchens nicht möglich zu erfahren. Das Eckgrundstück soll im Anfange des 19. Jahrhunderts die Bahnenstraße so eingeengt haben, daß zeitweise der Wagenverkehr stockte[1] und, nach den Erinnerungen des Herrn Rat Dr. Voigt, die Fußgänger, die hindurchwallten, den Eckladen durch eine Tür an der andern Straße wieder verließen. Als es im Jahre 1817 abbrannte, kaufte der Rat es denn auch von dem Besitzer D. F. Gerke, zog einen Teil davon zur Straße und rundete den Rest so ab, wie wir ihn im Plan aan Nagel[2] finden.

Dicht neben der Stelle, wo die Bohnenstraße in den Straßenzug Mühlenbrücke—Burstah einmündet, verläßt ihn der Hahntrapp. Dieser ist nach Breite und Form grundverschieden von den üblichen Twieten der Stadt, kann also nicht die Twiete sein, die der Bürger Folzeke[3] gestattete, sondern ist die nur durch den Anschluß an die Straßen Burstah—Mühlenbrücke unterbrochene Fortsetzung der Bohnenstraße. Ganz ähnlich schließt sich an die Neueburg die Straße Tafellaken an, und wenn wir beide verbinden, erhalten wir einen fortlaufend gekrümmten Ring, der sich als eine abgeschlossene Anlage von der übrigen Neustadt absondert. Hier liegen wieder die drei Möglichkeiten vor, daß der Ring sich an die vorhandene Straße anlegte, oder daß die Straße beiderseits an den vorhandenen Ring angeschlossen wurde, oder daß Straße und Ring gleichzeitig sind. Am meisten hat die erste Annahme für sich, da allgemein der Straßenzug Mühlenbrücke—Burstah als der uralte Übergang über den Alstersumpf angesehen wird, am wenigsten die zweite, da die Form des Ringes von der Berührung der Straße abhängig zu sein scheint.

Die Nikolaikapelle, deren Größe wir in dem Chor und den anschließenden zwei Jochen der späteren Kirche erkennen[4], liegt nun innerhalb des Ringes ähnlich so, wie im Marschland überall die Kirche auf einer Worth hinter den Grundstücken liegt. Nur ist hier der ganze Kreis viel kleiner als auf dem Lande und entsprechend auch die Länge und Breite der Grundstücke.

---

[1] Staats-Archiv: Kämmerei-Protokolle, Verkaufsbuch 1817.
[2] Siehe S. 43—44
[3] Gaedechens Topographie S. 33.
[4] Moenckeberg, Nikolaikirchen-Plan.

Hinter der Neueburg liegt ein Hafenmoor[1], das den dortigen Grundstücken zur Entwässerung dient. Es ist sehr wahrscheinlich, wenn auch nicht sicher, daß es sich früher bis zum Grundstück Bohnenstraße 9 erstreckt hat, da dieses mit zur Interessentenschaft gehörte[2]. Leider ist über die ursprüngliche Form der dazwischenliegenden Grundstücke nichts Genaues zu erfahren.

Auf Nr. 7 wurde 1805 die sog. Börsenhalle bis zum Kirchhof durchgehend erbaut; später wurden die beiden Nachbargrundstücke und eins am Kirchhofe hinzugekauft[3]. So kommt es, daß auf dem Plan von Nagel nur ein großes, bis zum Kirchhof durchgehendes Grundstück gezeichnet ist. Da auch keine Grundrisse der Gebäude aufzufinden sind, ist die gezeichnete Auseinanderteilung der drei Grundstücke nur Vermutung.

An die Hauptlinie des Hafenmoors, parallel zur Deichlinie, ist im Südosten ein Zipfel angehängt. Erst durch ihn ist bei der starken Krümmung der Straße die Möglichkeit gegeben, das Gelände des Ringes so aufzuteilen, daß alle Grundstücke einen hinteren Abfluß haben. In ähnlichen Fällen, bei Straßenecken, wird zwar sonst stets durch einen Sielgraben dasselbe erreicht, doch erweist sich auch dies hier als wohldurchdachte Anlage. Im Jahre 1447 war ein neues Siel zum Abfluß des Hafenmoors unter dem Grundstück Neueburg 45, weiterhin unter der Reimersbrücke in die Alster führend angelegt worden[4]. Bei der sehr interessanten Eintragung des ständigen Zutrittsrechts zum Siel erscheinen die Kirchgeschworenen als Vertreter der Kirche und der Gemeinde, zu deren Gebrauch und Nutzen das Siel errichtet ist. Eine Interessentenschaft hat also damals hier noch nicht bestanden; das Hafenmoor wurde vielmehr als Anhängsel an den Kirchhof, als Gemeindeangelegenheit betrachtet. Dem Wortlaut der Eintragung und der Form des Hafenmoors nach kann ursprünglich kein Abfluß an derselben Stelle gelegen haben. Hatte sich ein solcher an den südöstlichen Zipfel angeschlossen, so ist nicht einzusehen, warum man eine Änderung eintreten ließ. Wenn überhaupt vorher einer bestand, dann haben wir ihn mehr im Westen zu suchen. Die Klagen der Prediger im Anfang des 18. Jahrhunderts über die Unsicherheit ihrer Häuser Nr. 3—8 am Kirchhof und die Ansicht der Baufachleute, ein gemauerter Neubau derselben fände des Hafenmoors wegen kein sicheres Fundament[5], haben nur Sinn, wenn das Hafenmoor sich weiter westlich erstreckte, als der Plan es angibt; und zwar müßte man auf eine größere Bespülung der Vorder- und Rückfront schließen.

Von den beiden südlichen Anbauten der Kirche ist der westliche die Elisabeth- oder Ilsabenkapelle, die zwischen 1427 und 1437 erbaut worden sein soll[6], der östliche eine der Grundrißform nach später darangebaute Sakristei. Die erstere geht normal von der Südmauer der Kirche aus, endigt aber mit einer schrägen Wand. Diese bei einem Monumentalbau doch recht seltene Erscheinung muß schon durch ein sehr starkes Hindernis verursacht worden sein. Der Kirchhof war sogar einschließlich der an ihm liegenden Häuser Eigentum der Kirche, und ein großer Verkehr nach der Blodlosentwiete konnte auf ihm auch nicht stattfinden. Bei der Catharinenkirche ließ sich die unregelmäßige Form des Chores leicht durch die hinderliche Lage des Siels erklären. Wir können wohl hier etwas gleiches annehmen, nämlich, daß entweder das Hafenmoor selbst oder dessen Entwässerungsgraben hier vorbeifloß.

Die letzten Häuser, Neueburg 40—33, gehen nun nicht etwa gerade an diesen Lauf heran, sondern erreichen das Hafenmoor durch immer stärkere Abweichung von der normalen zur Straßenlinie.

Für die Grundstücke 33—35 habe ich mit bedeutender Sicherheit die richtige Form des alten Zustandes gezeichnet. Später waren die Grenzen in der Nähe der Straße

---

[1] Siehe S. 2.
[2] Staatsarchiv, Archiv der Nikolaikirche X A 2.
[3] Grundbuch.
[4] Erbebuch Nikolai.
[5] Staatsarchiv, Archiv der Nikolaikirche X A 2.
[6] Moeneberg, Nikolaikirche S. 15.

Digitized by Google

mehr rechtwinklig; doch können wie das um so eher als Korrektur ansehen, als wir wissen[1], daß Nr. 31 und 33 sowie Nr. 34 und 35 lange Zeit in je einer Hand vereinigt waren.

Es hat also für diese Grundstücke nur der gezeichnete Teil des Hasenmoores zur Verfügung gestanden, während der übrige durch die Predigerhäuser oder irgendein anderes Hindernis abgeschnitten war. So erscheint die Grenze Neueburg 31—33 und ihre Verlängerung bis zum nordöstlichen Lauf des Hasenmoores als die ursprüngliche Grenze des der Kirche gehörigen Grundes, von dem erst später Neueburg 31 abgetrennt wurde. Das anschließende Grundstück gehört noch 1508, das Eckgrundstück neben den Predigerhäusern bis 1587 der Kirche. Das große Erbe Neueburg 31 selber wird 1508 zusammen mit dem neuen Erbe 33 abgetreten cum transitu ad cimiterium et interjacentibus bodis item cum transitu super hazemoor. Die Rückseite zum Kirchhof muß also wesentlich anders ausgesehen haben als später; es hatte keinen direkten Ausgang zum Kirchhof, sonst stünde wohl exitu, war aber auch nicht durch Häuser davon getrennt, da wir annehmen können, daß damals Buden nur an öffentlichen Wegen gebaut wurden. Auch das Hasenmoor scheint es nicht selbst berührt zu haben, sondern durch irgendeine trennende Mauer oder etwas Ähnliches führte ein zweiter rückwärtiger Ausgang zu einem Steg über dasselbe.

Während die Grundstücke an der Wasserseite der Neueburg bis Nr. 26 und des Hopfenmarktes 7—2 mit großer Regelmäßigkeit aufgeteilt sind, erscheinen die Grenzen der vier dazwischenliegenden Grundstücke in einem Maße schiefwinklig, das auch nicht durch die doppelte Straßenkrümmung erklärt wird. Daß Nr. 27 nach rückwärts breiter wird, Nr. 28 fast parallel ist und dadurch Nr. 29 und Nr. 1 um so spitzer werden, kann weder durch bedachte Aufteilung in Grundstücke, noch durch allmählichen Anbau veranlaßt sein. Nr. 27 wird 1506 cum alia domu inhabitabile cum transitu versus flumen et cum singulis attinentiis abgetreten. An diesen Durchgang hatte auch das nördlich der Straße gelegene Grundstück Nr. 31 ein Anrecht. Das nächste und übernächste Erbe, Neueburg 28 und Hopfenmarkt 1, gehen 1469 und 1465 ordnungsmäßig von einem Besitzer auf den andern über; Neueburg 29 dagegen ist 1664, als ihm die Braugerechtigkeit auf den Namen der Kirche übertragen wird, als Ecclesia Sti. Nicolai ab immemoriabili tempore quiete et pacifice possederit eingetragen, gleichzeitig aber als haereditas Henningi Volschen bezeichnet[2].

Im Hauptbuch identifiziert es Gerhard Kelpe[3] mit einem 1475 Berteken Wulffs, 1477 Henning Volschen gehörigen Erbe, mit welchem Rechte ist mir nicht bekannt.

Anscheinend lag die Form von Nr. 28 eher fest, als die Nachbargrundstücke bebaut wurden. Nehmen wir an, daß es als Abfluß des Hasenmoores frei blieb, so blieben die beiderseitigen Ufer zunächst für den Durchgang zur Alster offen und wurden erst später bebaut. Das östliche als Verbreiterung des anschließenden Erbes, doch mit einem Durchgang für das gegenüberliegende Erbe; das andere, ein selbständiges kleines Grundstück im Besitz der Kirche, erhielt vielleicht erst für die Braugerechtigkeit von dem Nachbargrundstück ein Stück am Wasser abgetreten. All diese verschiedenen Spuren des westlichen Sielteils reichen leider nicht aus, um ein Bild von dessen ursprünglichem Lauf oder späteren Veränderungen zu erhalten.

Der höchste Punkt des Kirchhofs liegt auf dem Plan von 1817 und 1825[4] nicht in der Mitte, sondern an der mit +27 bezeichneten Stelle; ihm ziemlich gegenüber, hinter den Predigerhäusern, liegt der aus dem Hasenmoor herausragende „Berg oder Grasplatz" auf +29 Fuß. 1825 bekam der Kirchhof einen besseren Abfluß, indem sein höchster Punkt weiter nach Westen verlegt wurde. Wollte man annehmen, daß das Hasenmoor ursprünglich ein sich gleichmäßig

[1] Erbebuch und Grundbuch.
[2] Siehe auch Schlüter S. 226.
[3] Siehe S. 45.
[4] Archiv der Nikolaikirche a. a. O.

Digitized by Google

bis zur Kirche erſtreckender Sumpf geweſen iſt, den man etwa 1722 beim Neubau der Paſtoratshäuſer[1] in der gezeichneten Weiſe umänderte, ſo iſt nicht einzuſehen, warum man damals nicht gleich den höchſten Punkt des Kirchhofs weiter weſtlich legte und weshalb derſelbe dem Berg gegenüberliegt. Es liegt näher, anzunehmen, daß beide eine zuſammenhängende Erhöhung gebildet haben, die von dem Haſenmoor umfloſſen wurde.

Nicht nur die hinter der Kirche am Kirchhof liegenden Häuſer einſchließlich der Eckhäuſer ſind urſprünglich Eigentum der Kirche, ſondern auch der nördlich der Kirche am Burſtah liegende Häuſerblock bis Nr. 12 einſchließlich. Der Teil von beinahe quadratiſcher Form weſtlich davon iſt vielleicht die Auflöſung des Weinhauſes, das hier gelegen haben ſoll[2]. Auch ſoll der Burſtah früher „Bei der Nikolaikirche“ geheißen haben[3]. Man kann wohl annehmen, daß der Raum

Abb. 9. Mühlenbrücke und Burſtah.
Lithographie von P. Suhr. Sammlung Th. Holtzmann.

zwiſchen der Straße und der Kirche urſprünglich unbebaut blieb[4]. Der Block ſüdlich der Kirche, weſtlich des Kirchhofs, beſteht aus acht Buden, von denen ſieben im Jahre 1560 als bisher der Stadt gehörig im Auftrage des Rats verkauft wurden, während die vierte von Norden als Hopfenſaal für die Bierprobe und Herbergszwecke der Stadt verblieb[5]. Dieſe Eintragung iſt jedoch nur die Feſtſtellung eines dauernden Mieteverhältniſſes, denn die Kämmereirechnungen enthalten Mieteeinnahmen daraus nachher wie vorher bis zum Jahre 1486, in einzelnen bis

[1] Siehe Moenckeberg, Nikolaikirche.
[2] Gaedechens Topographie S. 35.
[3] Daſelbſt S. 33.
[4] So auch auf dem Plan bei Reddermeyer.
[5] Erbebuch, Grundbuch, Kämmereirechnungen, Schlüter S. 315.

Digitized by Google

1466 zurück. Hinter den Buden lag ein kleines Grundstück, das dazu gehörte, und an der Ecke der Neueburg ein anderes, das ebenfalls der Kirche gehörte. Der ganze Block ist vielleicht der Boden des alten Rathauses der Neustadt[1]. Nehmen wir diesen und den am Burstah gelegenen, dazu den westlichen Teil der Kirche weg, so erhalten wir einen mächtigen Platz. Dieser ist auf drei Seiten geradlinig mit rechten Winkeln. Die erhaltenen Enden der östlichen, vierten Seite (Hahntrapp und Tafellaken) haben ihrer Form nach als Enden einer Marktplatzwand keinen Sinn, sondern nur als Anfänge eines Bogenstückes, das ein Teil des erwähnten Ringes ist. Dieses Stück wäre noch besser zu ziehen, wenn wir die Ostseite des Hahntrapp so weit drehen, daß sie senkrecht zu ihren Grenzlinien steht. Der Ring ist eine von dem Platz unabhängige Anlage. Gegen ihn läuft auch die südliche Marktplatzwand als Verlängerung der Deichstraße recht unvermittelt an.

Um das Jahr 1061 soll die Neueburg erbaut, 1111 nach einer Zerstörung wieder hergestellt und 1139 endgültig zerstört worden sein[2]. Im Jahre 1188 oder 1189 beurkundet der Graf Adolf III., daß Wirad von Boizenburg die Burg (urbem) Hamburg, an der Alster gelegen, und das derselben zunächstliegende Land zur freien Besiedlung (incolendam) unter Marktrecht bis zur Mitte der Alster in Erbrecht erhalten habe, damit dort von ihm und seinen Mitbewohnern, die er dahin führen werde, ein genügend bequemer Hafen geschaffen werde. Um den Ort wohlwollend zu fördern, gibt er freie Bauplätze (areas) mit dem anliegenden Sumpf und dem Alsterwerder und die Benutzung der Weiden und der Früchte der Waldbäume mit den Bauern zugleich[3]. In zwei, auf das Jahr 1195 angesetzten Urkunden setzt der Graf sich mit dem Kapitel über die Gründung der Nikolaikapelle und die Erbauung der Mühle auseinander. In der ersten sagt er, daß seine Neue Burg (castrum), die im westlichen Teile der Stadt belegen war, mit seinem Willen durch seinen Getreuen Wirad in Bauplätze aufgeteilt sei, von Kaufleuten benutzt wurde, und daß diese Kaufleute ihn um die Erlaubnis gebeten hätten, an einem ihnen passenden Ort eine Kapelle, der herbeikommenden Schiffe wegen dem heiligen Nikolaus zu Ehren, zu bauen. Er überträgt dann den Grund für die Kapelle der Jungfrau Maria, d. h. dem Kapitel[4]. In der zweiten verzichtet er noch einmal auf seine Ansprüche in dem Streit, der bei der ersten Gründung der Nikolaikapelle ausgebrochen war und entschädigt das Kapitel für die Verluste, die er demselben durch die Erbauung der Mühle bereitet habe[5]. Dies bezieht sich wohl auf Überschwemmungen durch die aufgestaute Alster.

Es ist von vielen Schriftstellern angenommen worden, daß das Gebiet der Neuen Burg schon besiedelt war, bevor der Graf es dem Wirad von Boizenburg verlieh[6]. Dem widerspricht aber der Wortlaut der ersten Urkunde von 1195. Denn das Gelände der Burg konnte Wirad in Bauplätze aufteilen, solange es voller Trümmer lag, nicht aber, nachdem es schon von Ansiedlern besetzt war.

> Eine immerhin mögliche, aber doch sehr gezwungene Erklärung wäre es, daß ein Teil der Burg schon bewohnt und nur der übrige noch aufzuteilen war.

Wir müssen also die Urkunde von 1195 als Fälschung ansehen.

> Es ist nicht meine Aufgabe, Quellenkritik zu treiben, aber es wäre nicht schwer, die Tendenz der Fälschung zu erkennen. Beide Urkunden fließen über von Beteuerungen, wie geringe Rechte der Graf, wie große das Kapitel habe, und anderem, was dem Kapitel vorteilhaft ist.

Der Fälscher hat, um den Anschein der Echtheit zu erwecken, die Urkunde von 1189 beachtet, und für den ersten Blick auch nichts erzählt, was nicht diese schon enthalten hat. Doch gibt

---

[1] Gaedechens Topographie S. 34.
[2] Daselbst S. 14.
[3] Urkundenbuch Nr. 285, Rüdiger.
[4] Urkundenbuch Nr. 310.
[5] Urkundenbuch Nr. 311.
[6] Obst a. a. O.; Hübbe, Wirad v. Boizenburg.

Digitized by Google

eine genaue Untersuchung dieser sehr wohl die Möglichkeit, daß schon eine Ansiedlung bestanden hatte. Das Wort incolendam bezieht sich nicht auf urbem und terram proximam, sondern nur auf das letztere; sonst hätte auch wohl incolendas gestanden. Das Wort urbs bedeutet zwar auch Burg, meist aber befestigte Stadt[1], während castrum nur Burg bedeuten kann. Der Ausdruck: „die Burg, die im westlichen Teil der Stadt gelegen hatte", ist auch nicht richtig; nicht im westlichen Teil, sondern westlich von der Stadt hatte die Burg gelegen. Alles, was um die Burg herum liegt, schließt sich an den Marktplatz an, der erst von Wirad angelegt werden sollte. 1195, nach 6 Jahren, konnte noch keine so verkehrte Vorstellung von dem Bebauungsvorgang herrschen, wohl aber nach 40 sehr unruhigen Jahren[2], als 1238 Adolph die Rechte des Kapitels bestätigen sollte[3].

(Blatt 7). Die Geschichte der Neuenburg ist noch in manchen Punkten unklar, im großen und ganzen dürfte aber folgende Darstellung stimmen. Am Nordrand der Alsterhalbinsel bildete schon lange ein Damm den Hauptweg über die Alsterniederung. Zu ihm führte wohl der von Hübbe angenommene Knüppeldamm, der aber nach Form und Lage schon gleich dem späteren Mühlendamm gewesen sein muß, nur niedriger und entsprechend schmäler war. Dort, wo beide zusammenstießen, schloß sich die Burg an, eine ringförmige Umwallung, die hier vielleicht einen Zugang hatte mit davorliegender Landungsstelle (Burstah 52), in ihrem größten Teile dann dem Ufer folgte, in ihrem kleineren die Halbinsel überquerte. Ungefähr in der Mitte war eine Worth aufgeworfen und mit einem Graben umgeben; hier war der innere Bezirk der Burg, der auch vielleicht in dem Synonym „Berg" erhalten ist. Es ist anzunehmen, daß der Graben ringförmig geschlossen war und einen Ausfluß in die Alster hatte (Neueburg 28). Von dieser Stelle aus mag auch das Ufer noch weiter nach Nordwesten dem Wall gefolgt sein, während das Gebiet der späteren Deichstraße noch größtenteils vom Wasser bedeckt war. Jedenfalls entspricht dieses Bild den von Piper gegebenen Darstellungen von Wasserburgen und den auch sonst in dieser Gegend üblichen Befestigungen: zwei Gräben und ein dazwischenliegender Damm. Wie vorzüglich die Burg lag, um sowohl den Wasser- als auch den Landhandel der Stadt zu beherrschen, ist schon von anderer Seite dargestellt worden[4]. Nur im Westen waren die Verteidigungsmittel gering, und von hier nahten wohl auch die Zerstörer. Möglich ist, daß nach der ersten Eroberung nur der südöstliche Teil wieder aufgebaut wurde und samt dem Graben durch eine Mauer etwa im Zuge der Predigerhäuser abgeschlossen wurde. Nach der zweiten Zerstörung war jedenfalls der Graben der betreffenden Stelle durch irgend etwas versperrt. Dann kamen Ansiedler, um sich auf den Trümmern anzubauen.

Abb. 10. Burstah von Westen.
Stich von Bonnee. Sammlung Th. Holtzmann.

[1] Klaiber S. 16.
[2] Siehe S. 46.
[3] Urkundenbuch.
[4] Rüdiger S. 5.

Digitized by Google

Das brauchen nicht die Koloniſten zu ſein, die Adolph II. aus Holland heranzog[1]; denn Helmold nennt die Orte, wo ſie angeſiedelt wurden, aber Hamburg iſt nicht darunter.

Es iſt nicht ausgeſchloſſen, daß die ganze Ringanlage von dieſen Anſiedlern nicht nur aufgehöht, ſondern überhaupt erſt geſchaffen wurde; doch wäre es dann unklar, warum die Anlage ſo klein gehalten und nicht rundherum bebaut wurde.

Wahrſcheinlich erſtreckte ſich dieſe Anſiedlung nur ſüdöſtlich der Linie Neuenburg 31/33 und Bohnenſtraße 5/6. Dieſe Grundſtücke ſind auffallend kurz und ſchmal; wir dürfen auf Schiffer ſchließen. Als nun Wirad den Auftrag, die Neuſtadt zu bauen, bekam, ließ er Dreiviertel des Ringes faſt unberührt ſtehen. Er führte die Bebauung weiter nach Nordweſten fort, drehte vielleicht auch an dieſer Strecke das Deichende etwas, ſo daß es nicht zu ſpitz an den Mühlendamm ſtieß. Die letzten, noch zu bebauenden Grundſtücke, ſowie das ganze letzte Viertel behielt er als Eigentum und Bauplatz der Kirche vor. Die 1842 unter dem Chor der Kirche gefundenen Fundamente[2] laſſen ſich als die einer romaniſchen Anlage deuten. Ihr Platz iſt eigentliches Burggelände und deshalb anfangs vom Grafen ohne Genehmigung des Kapitels zur Kapelle beſtimmt. Wirad (oder der Graf) befeſtigte und erhöhte den Knüppeldamm, ſo daß er den Fluß aufſtaute, legte an das Oſtende vorher die Mühle und bebaute ihn wohl gleich beiderſeitig, wobei er nur darauf hielt, daß die ſüdlichen Häuſer denen der Bohnenſtraße weder Licht und Luft, noch den Zugang zum Waſſer nahmen. Die Vorſprünge am Ende der Mühlenbrücke, zwiſchen Nr. 17 und 6, deuten auf ein Tor, das die Neuſtadt von der Altſtadt trennte. Die dem Tore zunächſt liegenden Häuſer bauten auch die Straße ſelbſt vor bis zur Enge der Toröffnung, wie wir es mehrfach beobachteten. Die Mühle freilich muß außen an das Tor angebaut ſein. Weiterhin am Burſtah war das Ufer möglicherweiſe ſchon bebaut.

(Blatt 8.) Wirad beſtimmte dann auf dem „der Burg zunächſt liegenden Lande" einen Platz weſtlich derſelben für den Markt, den vielleicht ſchon vorher, ähnlich wie den Fiſchmarkt vor dem Dom und andere von Klaiber nachgewieſene Märkte, Händler beſucht hatten. Er hatte eine ſolche Größe, daß er, wie in andern Städten, auch mit dem Weinhaus, dem Rathaus, mit Rentenhäuſern für die Kirche und mit einer Verlängerung dieſer ſelbſt bebaut werden konnte. Bei der letzteren wurde auch die erwähnte Änderung in der Oſtfront des Hohntrapp vorgenommen, ſo daß vom Burſtah aus ein gerader Weg zum Kirchenportal führte.

Die urſprünglichen Nord- und Südwände des Marktplatzes ſtimmen in ihrer Richtung genau mit dem Weſtende des Burſtah und mit der Deichſtraße überein; ihrer Lage nach ſind ſie aber beide etwas nach dem Platzinnern verſchoben, ſo daß die Breite der Öffnung nach der Straße geringer iſt als die Straße ſelbſt. Von den für dieſe häufige Erſcheinung auf dem 8. Tage für Denkmalpflege ausgeſprochenen Gründen träfe der, daß die urſprüngliche vordere Grundſtücksflucht bei Neubauten am Marktplatze ſpäter ſtärker vorgeſchoben werden konnte, hier für die Nordſeite nur zu, wenn dieſe Vorrückung ſchon vor der Bebauung des Blocks des Weinhauſes abgeſchloſſen war. Die Gründe für eine urſprüngliche Bildung haben mehr Wahrſcheinlichkeit: Die wertvolle Front des Marktplatzes iſt möglichſt lang, der Markt iſt leicht abzuſperren und wirkt auch auf das Auge gut abgeſchloſſen.

Der Straßenzug Mühlenbrücke—Burſtah bildet zwar einen ſehr ſtumpfen Winkel, die Vermittlung der Nordſeite geſchieht aber doch durch einen Bogen von 82 m Sehnenlänge. Trotzdem iſt dieſer nicht etwa ganz flach, ſondern hat einen Halbmeſſer von 77 m, was dadurch ermöglicht iſt, daß er beiderſeitig etwas vorſchwenkt (Mühlenbrücke 13, Burſtah 16). Auf dieſe Weiſe wirkt die Krümmung kräftig und doch nicht als Ecke, ſondern als Straßenwand. Die Südſeite ſetzt ſich aus zwei langen und einem kurzen, faſt ſchnurgeraden Stücken zuſammen. Einen beſonderen Reiz (Abb. 9) hat die Mühlenbrücke für den aus der Altſtadt Kommenden noch dadurch,

[1] Baedechens Topographie S. 15.
[2] Moenckeberg, Nikolaikirchen-Plan.

Digitized by Google

daß in der Achse etwas links der Nikolaikirchturm steht. Die Breite des Straßenzuges Mühlenbrücke—Burstah schwankt zwischen 7 und 8 m. Die Mehrzahl der Grundstücke an der Mühlenbrücke ist 10 m breit, an besonderen Stellen mehr oder weniger. An der Nordseite des Burstah herrscht überhaupt keine Gleichmäßigkeit. Der Block an der Südseite hat Breiten von 5 und 7 m (wenn Nr. 9 aus zwei Grundstücken besteht). Die Tiefe ist 14—15 m, ebenso die an der Südseite der Mühlenbrücke. Das war also die Mindesttiefe für eine bestimmte Art von Häusern. An der Ecke kommen Buden von 9 m Tiefe und 4 m Breite vor.

Die Breite des Straßenzuges Bohnenstraße—Neueburg wechselt zwischen 6 und 8 m, an einigen Stellen auch 9 m; 8 m scheint das ursprünglich durchgehende Maß gewesen zu sein.

Abb. 11. Hohebrücke und Deichstraßenufer.
Kupferstich von Joh. Dieter. Fos. Sammlung Th. Holtzmann.

Der Halbmesser der Krümmung sinkt an der östlichsten Stelle auf 32 m. Dort ist die Grundstückstiefe auch die geringste, etwa 33 m. Die Grundstücksbreite ist an derselben Stelle 8 m. Die geringsten Grundstücksbreiten, 4 m, befinden sich an der Südseite, wo die größten Grundstückstiefen sind, 48 m. Die Grundstücke nordwestlich von Bohnenstraße 5/6 zeichnen sich durch besonders gerade und klare Formen und Breiten bis zu 11 m aus. Die Ufergrundstücke sind zum Teil sehr viel breiter als die gegenüberliegenden Landgrundstücke und bis zu 40 m tief, so daß sie hier eigentlich die wertvolleren sind. Das rührt wohl daher, daß sich an dem vorgeschobenen Ufer der Krümmung Sand und Schlick ablagert, der dann durch Vorsetzen festgehalten wird[1]. Die Trostbrücke ist erst später bei der Vereinigung der Neustadt mit der

[1] Hübbe, M. d. V. f. H. G., IV., 113.

Digitized by Google

Altstadt[1] angelegt, als der Ring schon bebaut war. Andernfalls hätte man wohl weiter eine Verlängerung durch das Burggebiet geführt, deren Fehlen ein sehr empfindlicher Mangel des alten Hamburger Straßennetzes war. Das Eckgrundstück nach der Bohnenstraße ist 1829 zu einem Teil zur Verbreiterung der Straße gezogen worden[2]; ich habe nach bestem Dafürhalten den alten Zustand ergänzt. Dem andern Eckgrundstück, nach der Neuenburg zu, wurde wahrscheinlich der Rest des zur Anlage der Brücke benötigten Grundstücks zugeteilt. Dadurch erhielt es am Wasser solche Breite, daß man es mehrmals im Laufe der Jahrhunderte geteilt, aber ebenso oft wieder vereinigt hat. Die Reimers- und Blodlosetwiete sind echte Twieten. Die Erben Neueburg 43 und Bohnenstraße 1 sind aus je zwei Grundstücken zusammengesetzt; von dem letzteren meldet das Grundbuch, daß die eine Hälfte 1522 und 1531, die andere 1621 der Schiffer-Gesellschaft zugeschrieben wurde[3]. Beide sind nach dem Plan von Dircksen und andern mit Querhäusern bebaut, und beide liegen so, daß für den, der die Brückentwiete durchschritten hatte, die horizontale Firstlinie von der Vertikalen des Kirchturms überragt wird. Dadurch nun, daß diese Wirkung nicht dem in der Twiete stehenden geradeaus gegenübertritt, sondern erst beim Heraustreten sich seitlich darbietet, kommt die echt mittelalterliche Bauweise zustande, die, innerhalb der Stadt wenigstens, nicht ein perspektivisches Bild für den betrachtend Stehenden schafft, sondern ein räumliches Gebilde, das den gemächlich seinen Geschäften Nachgehenden entzückt.

Die Kirche als Architektur zu beschauen, dienen zwei prächtig geeignete Plätze, der Kirchhof und der Hopfenmarkt. Der erstere ist ein ausgesprochener Breitenplatz für die Längsfassade der Kirche. Durch die Buden, die nach hierher wohl eine malerisch zerklüftete Front hatten, und durch die Predigerhäuser, die im Gegensatz dazu eine strenge Fassade hatten (nach 1722 wenigstens), hat er die reizvolle Form des Dreiecks; dieses Motiv finden wir sonst meist dadurch entstanden, daß in ein gegebenes Straßennetz die Kirche ostwestlich hineingesetzt wird; hier, in einem Straßennetz parallel zu den Kirchenachsen, ist es mehr mit Kunst geschaffen. Der Hopfenmarkt erhält durch die Vorderfront der Buden und der Kirchhofsmauer (die ich nach den später darangebauten Buden gezeichnet habe) eine klare, oblonge Form. Die Vorderfront der Kirche tritt etwas zurück; will man sie genau beschauen, so hat man nur einen kleinen fast quadratischen Platz vor sich. An die alte Nordwand des Marktes schließt sich ein schmaler Gang zum Wasser, geeignet für die von dort Waren anbringenden Fahrzeuge, an der Südwand ein ebensolcher für die Bewohner der Elbmarsch. Dieser ist später fortgeführt als Holzbrücke zur Cremoninsel.

Der Nikolaikirchturm beherrscht die drei auf den Markt führenden Straßen: Deichstraße, Burstah, westliche Hälfte, und Mühlenbrücke, dazu den Platz bei der Börse (beim Krahn), die Gröningerstraße und das südlichste Stück des Alsterlaufes von der Hohenbrücke aus (Abb. 10, 9, 11), aber überall nicht in der Mittelachse, sondern über die Giebel hinüberschauend. Ist es zu verwundern, daß seine Turmuhr als Normaluhr[4] galt und daß von den drei Helmen, die im Laufe der Jahrhunderte aufgesetzt wurden, einer immer kühner war als der andere?

Auf dem Hopfenmarkt befand sich früher auch ein Brunnen, doch kennen wir seine Stelle nicht[5]. Die Westseite des Marktes ist fast geradlinig, nur die Enden sind etwas umgebogen, so daß nahezu rechtwinklige Eckhäuser entstehen. Die Grundstücke sind zumeist 7—8 m breit, nur 4 sind 10 oder 11 m breit. Dabei ist Nr. 18 mit zur Görttwiete gerechnet. Diese[6] ist bis zum Flet eine echte Twiete, bei der nur vom Nachbargrundstück ein Streifen hinzugenommen ist, um größere Tiefen für die Buden zu erhalten. Daß sie ursprünglich breiter als zuletzt, nämlich gleich der Hälfte des Raums zwischen 17 und 19, gewesen ist, geht schon aus der Breite der Brücke hervor, die man doch keinesfalls breiter gemacht hat als die Straße selbst.

[1] 1247.
[2] Grundbuch und Konvolute des Vermessungsbureaus.
[3] Hiernach wäre der Aufsatz von Rat Dr. Volgt zu ergänzen.
[4] Moenckeberg, Nikolaikirche S. 187.
[5] Gaedechens Topographie S. 35.
[6] Siehe Blatt 5.

Digitized by Google

# Deichstraße.

(Blatt 5.)

Die Grundstücke an der Ecke der Deichstraße sind so geschnitten, daß möglichst viele Zugang zu dem rückwärtigen Flet haben. Diese Bildung scheint aber so nicht die ursprüngliche zu sein; man würde Nr. 63 nicht nach rückwärts verbreitert haben, wenn man ihm und Nr. 61 Zutritt zum Wasser geben wollte. Das Flet kommt im 16. Jahrhundert im Erbebuch mehrfach als flumen novum vor[1], gerade so wie das Flet im Cremon, dessen Entstehung aus einem Siel bekannt ist[2]. Also ist auch hier ursprünglich nur ein Abflußsiel gewesen, zu dem man keinen Zugang auf eigenem Grunde nötig hatte, sondern nur einen mittelbaren Abfluß durch ein anderes Grundstück. Das war wahrscheinlich Hopfenmarkt Nr. 10 und die ursprüngliche Einteilung war die auf Blatt 6 nach a oder besser noch b. Daß hierbei die Grenzen Deichstraße 65/66 und 66/67 nicht schon der Richtung der Hopfenmarktfront sich nähern, sondern einen Winkel damit bilden, bietet den Vorteil, daß Nr. 67 mit den zugehörigen Erben Hopfenmarkt 8 und 9 noch einen Abfluß in das Siel auf Nr. 10 hinter dessen Hause erhält, wobei wir die Gebäudetiefe mit 15 m angenommen haben. Im Zusammenhang damit steht vielleicht, daß die Ecke von der Straße aus aufgeteilt ist, also das Eckhaus dem Markt seine Traufe zukehrt. Sonst ist ja die Aufteilung vom Markt aus die vorteilhaftere und ist auch an der Ecke des Burstah ausgeführt: Die Zahl der wertvollen Erben am Markt wird vermehrt und auch das Auge empfindet eine ununterbrochen herumgehende Giebelreihe angenehmer. Die Eckbildung an der Deichstraße könnte man freilich auch so verstehen, daß der Deich schon eingeteilt bis zur Burg ging, als der Markt herausgeschnitten wurde, wenn nicht in der Einteilung der Deichstraße eine Abhängigkeit vom Markt erkennbar wäre, die wohl kaum durch spätere Änderungen, sondern nur durch ursprüngliche Einteilung zu erklären ist. Nämlich die unvollständigen Grundstücke Nr. 67—63 haben Frontbreiten von 6 m bis 7,5 m wachsend mit wachsender Tiefe. Das noch etwas geschmälert den Wasserlauf erreichende Erbe Nr. 62 hat 10 m, und Nr. 61, das dem Markt am nächsten liegende vollständige Erbe, hat 11 m Breite. Von den bis zur Twiete folgenden sind zwei je 7 m, die andern 9 oder 10 m breit. Jenseits der Twiete bis einschließlich Nr. 36 schwanken sie zwischen 6 m und 8,5 m mit dem Durchschnittsmaß 7 m, während die letzten nach den Kajen zu etwas mehr messen. Man sieht, daß die Einteilung der Front von der Form der ganzen Anlage abhängt. Die Grundstücke, die durch freie oder vorteilhafte Lage von den Wohlhabenden bevorzugt werden, haben auch eine deren Wohnansprüchen berücksichtigende Breite. Dabei hat man sich wohl vorzustellen, daß die Einteilung in Anwesenheit der Kolonisten nach ihren Wünschen und Geboten geschah.

Die Grenze Deichstraße 64—65 und die folgenden laufen normal zur Straße. Auch weiterhin folgt die Richtung der Grenzlinien der Krümmung der Straße; je weiter wir aber kommen, desto mehr sehen wir, daß sie hinter der genauen radialen Richtung etwas zurückbleiben, so daß vor dem Südende der Winkel mit der Straßenlinie ziemlich spitz geworden ist. Machen

[1] 1537, 1560.

[2] Siehe S. 5.

Digitized by Google

wir uns den Vorgang der Absteckung klar! In der für den Deichbau üblichen Entfernung vom Flußlauf bestimmt jemand die Grenzpunkte mit der Rute, die er, möglichst parallel dem Ufer, Stück für Stück vorschiebt. Zwei andere halten eine lange Schnur an beiden Enden, der eine geht am Ufer entlang, der andere bezeichnet durch seinen Weg den Lauf des Siels, und so legen sie die Schnur durch den bezeichneten Punkt. Dabei achten sie darauf, daß die Schnur senkrecht zum Ufer liegt, und zu dem Zweck macht bei einem gekrümmten Lauf wie hier der landeinwärts Gehende jedesmal nach Gutdünken ein paar Schritte mehr als der andere. Die Schnurlinie wird dann sofort, mit dem Spaten etwa, festgelegt und wohl ungern wieder geändert. Am Anfang wird die genaue Senkrechte wohl mit Fleiß festgestellt; weiterhin aber prüft niemand nach, etwa mit mathematischen oder geodätischen Hilfsmitteln, ob der Winkel genau ein rechter ist, sondern das Augenmaß gilt als ausreichend. Ist es doch auch für die praktische, technische und künstlerische Wirkung ganz gleich, ob das Haus und dessen Räume genau oder ungenau rechtwinklig sind. Dagegen ist parallele Lage der Seitengrenzen bis zu einem gewissen Grade für die gerechte Zuteilung der Grundstücke von Bedeutung: Die Größe des Besitzes steht dann genau im Verhältnis zur Frontbreite, also auch zu der Länge des zu unterhaltenden Deiches. Wir sehen auch hier den Unterschied gegen die im Landgebiet übliche Aufteilung[1]. Die Breiten sind geringer, die Tiefen bedeutender, darum können die Grenzen auch nicht so unbekümmert um die Flußrichtung auf weite Strecken parallel laufen. Daß übrigens die Schnur bei Aufteilungen gebraucht wurde, wissen wir aus Helmold[2].

Eine andere Möglichkeit, die spitzwinklige Lage der Grenzen zur Straße am Südende zu erklären, läge darin, daß sie dem westlichen Teile der Kajen parallel sind. Es wäre also möglich, daß der östliche Teil der Kajen ursprünglich die geradlinige Fortsetzung des westlichen war und daß die Grenzlinien der Deichstraße zwischen dessen Richtung und der Hopfenmarktfront vermitteln, und daß erst bei der Anlage des „Kanals" auch das Kajenufer verschoben wurde. Dann müßte aber auch die Hohebrücke erst bei dieser Veränderung angelegt worden sein. Der Name Hohe Brücke hat aber nur Sinn, wenn sie der Anlage des Binnenhafens vorausgeht. Sie war so hoch, damit die Schiffe unter ihr hindurch nach dem Platz beim Kran fahren konnten. Wären die Holz- und Reimersbrücke mit der Hohenbrücke gleichzeitig gewesen, so hätte die Bezeichnung der einen als „Hoch" keinen Sinn, denn alle drei mußten gleiche Durchfahrtshöhe haben. Wir haben aber gesehen, daß die Matten- und Reimerstwiete nicht später sind als der Kanal[3]; da sie aber mit den Brücken gleichzeitig sind, so ist die Hohebrücke älter als der Kanal. Das westliche Kajenufer hat die heutige Lage daher schon vor der Anlage des Kanals gehabt, wahrscheinlich also schon von jeher.

(Blatt 8.) Mit dem Siele hinter der Deichstraße endet die Anlage Wirads im Westen, wie Becker überzeugend nachgewiesen hat, und zwar befand sich eine Stadtmauer danach am jenseitigen westlichen Ufer; das östliche mußte ja auch für den Abfluß der Grundstücke frei bleiben. Der sumpfige Charakter des dazwischen liegenden Landes mag der Grund gewesen sein, daß man die Mauer ohne davorliegenden Graben als genügenden Schutz ansah. Die häufigen Eroberungen im Anfange des 13. Jahrhunderts zeigen wohl, daß man sich darin getäuscht hatte. An diese Mauer schloß sich im Norden das alte Milderadistor auf dem Burstah. Diese Feststellung Beckers wird dadurch bestätigt, daß die alte Hauptstraße von Norden, vom Grindel, die Neustädter Fuhlentwiete, eigentlich geradlinig auf diese Stelle zuläuft. Der Knick in der Gegend der jetzigen Ameisungstraße entstand vielleicht erst, als sie auf das weiter westlich verlegte Tor zugeführt wurde. Das Siel wurde unter der Straße durchgeführt und war gegen den höheren Wasserstand der aufgestauten Alster durch ein Schott abgeschlossen. Als die Befestigung weiter nach Westen hinausgezogen war und der Abbruch von Tor und Mauer bevorstand

[1] Siehe S. 1.
[2] Helmold, Historia Slavorum I, Kap. 92 (91).
[3] Siehe S. 8.

Digitized by Google

haben zwiſchen 1300 und 1305 anſcheinend Vertreter der Sielintereſſenten den weſtlichen Uferrand in der Nähe des Tores erworben und mit den Bedingungen, die die Erhaltung und Beaufſichtigung des Siels gewährleiſteten, wieder verkauft[1]. Daß die Häuſer hier nicht die Front bis zur Flucht der Toröffnung aorbauten, wie wir es ſonſt meiſt eben innerhalb des Tores finden, mag ſeinen Grund darin haben, daß an das Tor ſich zunächſt der unbebaute Brückendeckel des Sieis anſchloß; oder aber daß nach Wegräumung des Tores die Fronten eingerückt wurden.

Im Anfang des 16. Jahrhunderts iſt, wie ſchon geſagt, das Siel in ein ſchiffbares Flet umgewandeit worden, d. h. nur ſoweit es möglich war, ohne das davorliegende Erbe am Burſtah anzukaufen. Es war aorher wohl nicht aiel breiter als der noch daneben liegende Graben, und zwar iſt das weſtliche Ufer das aite geblieben, ſo daß die Verbreiterung nur auf dem Grunde der aorwiegend daran intereſſierten öſtlichen Anlieger geſchah. Denn die beiden Brücken ſcheinen die weſtlichen Vorſetzen der alten Stege wieder benutzt zu haben, ſo daß dieſelben in einer Linie mit der Grundſtücksflucht ſtehen. Die öſtlichen Vorſetzen rückte man etwas vor, wohl um an Spannweite zu ſparen, und die anſchließenden Buden nutzten die dadurch ſchon ſowieſo eingeengte Fahrwaſſerbreite für ſich aus. Schwerer erklärlich iſt es, warum Wirad dem Siel nicht einen Knick entſprechend der Ecke Deichſtraße—Hopſenmarkt gab, ſondern nur eine ſchwache Wendung, die ſeinen Abſtand von der Hopſenmarktflucht am Nordende ſo gering macht. Vielleicht ſprachen Gründe der Verteidigungsfähigkeit dafür, daß das Tor nicht ais ſpitze Ecke hervortreten dürfte.

Merkwürdig iſt, daß auf allen älteren Plänen der Stadt ausnahmslos das Flet ſchnurgerade, und daß dabei beide Brücken und ſogar das Südende bei den Kajen mit freiem Durchblick gezeichnet ſind. Erſt Bernhard Schultz 1682 zeichnet einen ſtumpfen Knick und die Brücke an den Kajen bebaut. Eine Veränderung des Laufes iſt nicht anzunehmen. Wenn der Fehler nicht auf der immer wiederholten Kopie eines einmaligen Verſehens beruht, mag vielleicht daran ſchuld ſein, daß das Ufer erſt teilweiſe mit Speichern bebaut geweſen iſt, ſo daß von einer Brücke die andere ſichtbar blieb und die Linienführung nicht ſo klar wurde, wie ſpäter durch die ſich überſchneidende doppeite Häuſerzeiie. Durchaus ungekiärt muß ich freilich das Südende laſſen. 1537 traten die Vertreter der Intereſſentenſchaft den Raum über dem neuen Flet bei der Stadtmauer dem Dirick Lüſſing ab, der ſchon daneben ein damit zuſammenhängendes Erbe beſaß, mit der Erlaubnis, auf dieſem Raum ein Haus zu bauen[2]. Dieſes Haus ſoll nach den Nachweiſungen des Grundbuchs Nr. 26/27 ſein, das im Jahre 1841 von den Intereſſenten mit Beihilfe des Arars angekauft und abgebrochen wurde, weil es neben dem Eingang des Fiets hart an die Brücke derart nach den Seiten übergebaut war, daß es aon bzw. nach der Brücke durchaus keine Durchſicht geſtattete. Das Kellergeſchoß, mit dem der Überbau begann, reichte tiefer hinab als der Brückendeckel, ſo daß jede Ausſicht aom Kanal auf die Brücke ausgeſchloſſen war, und Kähne, die in der Krümmung feſtgerieten, in der Dunkelheit aus den Kellerluken oder Klappen beſtohlen wurden[3]. Weshalb macht das Flet am Ende ſoich einen, die Schiffahrt beengenden Bogen? Vielleicht hat der Beſitzer des geradeaus liegenden Grundſtücks einen zu hohen Preis gefordert, als die Fletgenoſſenſchaft die Verbreiterung durch den Neubau der Brücke aollenden wollte. Man hat es dann umgangen, bis in den 1850er Jahren man dort unter großen Koſten eine gerade Ausmündung ſchaffen mußte. Man könnte dann die offene Durchſicht in den älteren Plänen dadurch erklären wollen, daß der alte gerade Ausfluß des ſchmalen Siels beſtehen blieb etwa bei Kajen Nr. 29 oder 30; weiſe doch auch die Frontlinie bei Nr. 30, 31 einen Knick auf, der die krumme, zur Deichſtraße gehörige Oſtſtrecke der Kajen von der geraden zum Rödingsmarkt gehärigen zu trennen ſcheint.

---

[1] Becker.
[2] Erbebuch.
[3] Staatsarchiv, Pläne und Cl. 8 Lit. F f. Nr. 3, Vol. 14, Fasc. 3.

Digitized by Google

Allerdings nach den Grundbüchern war Nr. 30 schon 1522 bebaut, und die ganze Reihe von Nr. 23—31 mit Ausnahme von Nr. 25—28 war schon vor Beginn des 16. Jahrhunderts nachzuweisen; doch scheint hier in den Nachweisungen ein Fehler zu sein. Für Nr. 30 habe ich in den Erbebüchern zwar 1560 den Übergang von Busso Kock auf Carsten Nonne gefunden, doch nicht die im Jahre 1522 angegebene Erwerbung durch Busso Kock. Dagegen enthält das Erbebuch 1522 ein Grundstück über dem Siel bei der Stadtmauer mit anderm Namen, aber als Nachbar von Reimar Siverdes, den das Grundbuch als Eigentümer von Nr. 23 aufzählt. Nr. 24 weist auch zwischen 1491 und 1582 keine Umschreibung auf, ist also lückenhaft nachgewiesen. Die Verwirrung hier zu lösen und die Fehler aufzusuchen, habe ich leider aufgeben müssen, da die Handschrift des Erbebuchs an den meisten Stellen zu schwer zu entziffern ist, als daß ich mit Sicherheit die ganze Reihe hätte nachprüfen können. Vielleicht finden darin geübtere Köpfe Muße, die Stelle zu erklären; vielleicht stellen sie dann hier irgendwie die Spuren eines Tores fest, das ja hier auch gelegen haben muß. Das Brückenbuch der Stadt und das Rechnungsbuch der Interessentenschaft erwähnt nur die an der Stelle der südlichen Stadtmauer erbauten Häuser, das Protokollbuch ist für die in Betracht kommende Zeit leider nicht mehr vorhanden.

Abb. 12. Deichstraße Südende.
Bleizeichnung von Ebba Thesdorpf.
Sammlung des Museums für Kunst und Gewerbe

Die Breite der Deichstraße beträgt im Mittel 7,5 m und steigt bis auf 9 m. Die Krümmung ist so groß, daß der Blick wechselnd und geschlossen ist, so gering, daß die Straße doch groß und frei erscheint. Den Weg nach Norden beherrscht der Nikolaiturm, den nach Süden eine kleine Schwankung des Uferstreifens von Nr. 23—29 sowohl an der Straßen- wie an der Wasserfront (Abb. 12). Die Länge ist 260 m, das 30fache der Breite; eine gekrümmte Straße ermüdet natürlich weniger bald als eine gerade. Die Tiefe der Grundstücke ist etwa 75 m. Nehmen wir an, daß mit dem fortschreitenden Wachstum der Stadt der Wert bebauten Grundes größer und der eines eigenen, beim Hause liegenden Obst- und Gemüsegartens geringer wurde, so müssen wir die Deichstraße auf eine frühere Zeit ansetzen als die Grimminsel[1]. Dasselbe bestätigt der allgemeine Eindruck der Anlage, besonders die größere Abhängigkeit von den gegebenen Verhältnissen. Den Schlüssel zu der genauen Datierung

[1] Siehe S. 18.

Digitized by Google

bietet wohl erſt die eingehende Betrachtung des Verhältniſſes zwiſchen der Mühle, dem Neß, den Brodſchrangen und der Zollenbrücke.

Die Steintwiete iſt bis zum Siel eine echte, nachträgliche Twiete. Die Uferſtücke der Deichſtraße liegen in vielen Fällen noch den zugehörigen Landſtücken gegenüber. In andern ſind ſie der Fietgänge wegen umgelegt.

Am Nordende erſcheinen dieſe auf den älteren Plänen deutlich anders als auf unſerm, der nach dem Nagelſchen gezeichnet iſt. Bei dem Eckgrundſtück habe ich die 189 Quadratfuß, die 1841 zur Straße genommen waren[1], nach Gutdünken wieder angefügt.

Zwei Türme zeichnen die Hohebrücke prächtig aus und ſchützen die Einfahrt. Von der Brücke hat man einen wunderſchönen Blick über den Alſterlauf mit dem Nikolaiturm im Hintergrund gehabt (Abb. 11).

Dies iſt die Anlage Wirads von Boizenburg. An der kurzen Kajenſtrecke mögen auch einige Schiffe gelegen haben; der eigentliche Hafen, den er anlegen ſollte, iſt aber nicht der ſpätere Binnenhafen, ſondern der Unterlauf der Alſter von der Hohenbrücke bis zum Mühlenkolk oder bis zum Kran; und den Grimmdeich hat vielleicht er noch aufgeworfen, um die Waſſerverhältniſſe des Hafens zu verbeſſern.

Die in der Schenkungsurkunde erwähnte urbs iſt alſo der Ring Neueburg—Bohnenſtraße mit dem Kirchplatz. Die terra proxima iſt wohl der Marktplatz und die Deichſtraße geworden. Auf all' dieſem Gebiet lagen die liberae areae. Der dazugehörige palus war wohl das Gebiet des zukünftigen Rödingsmarkts und der Alſterwerder das Gebiet des Kehrwieder und der Grimminſel, einſchließlich eines Teils des Brooks. Jedenfalls würde ſich ſo der Name Nicolaeswerder deuten laſſen, der in einer Burſprake von 1466 vorkommt und ſich nur auf die Gegend ſüdlich des Kanals beziehen kann[2]. Die pascua und arbores silvestres lagen noch weiter weſtlich, vor und auf der Anhöhe.

Die Deichſtraße iſt in der Form noch erhalten, aber teilweiſe verbreitert; ſonſt ſind von der Neueburginſel eigentlich nur die Umriſſe erhalten geblieben, den Platz der Kirche und den Hopfenmarkt hat man nach dem großen Brande von 1812 vollſtändig verändert.

[1] Konvolute des Vermeſſungsbureaus.

[2] Möring S. 141.

Digitized by Google

# Rödingsmarkt.

(Blatt 5.)

Das Gebiet des Rödingsmarkts, richtiger: —mark[1], im Osten begrenzt durch das Siel hinter der Deichstraße, wird im Westen durch den Stadtgraben hinter der Herrlichkeit abgeschlossen. Zwischen beiden verläuft die Straße im Prinzip geradlinig; im einzelnen jedoch macht jede Seite die Schwingung des zugehörigen Grabens im gemilderten Maße mit. Dadurch werden allzugroße Tiefenunterschiede in den Grundstücken vermieden. Der Stadtgraben ist also früher als die oder gleichzeitig mit der Straße angelegt. Die letzten Erben im Süden der Westseite werden dennoch so flach, wie man sie an einer so bedeutenden Straße nicht gern machte. Wir können daraus schließen, daß der Stadtgraben diese Form nicht bei der Anlage der Straße erhielt, sondern schon vorher hatte, daß aber der Erbauer der Straße ihre Form nicht stärker danach richten, sondern in der nötigen Breite belassen wollte. Am Nordende dagegen konnte er die Straßenfluchten einander nähern und dies durch die Verengerung des Mittelflets ausgleichen, das ja hier den geringsten Verkehr hatte. Der Rödingsmarkt ist danach als eine bewußte, einheitliche Anlage aufzufassen, wie es auch Becker tut. Vor ihm hat man meist die Westseite als später angenommen als die Ostseite und das Mittelflet als Stadtgraben angesehen, weil es als nicht angebautes Flet in der Stadt einzig dasteht.

Becker sucht dies dadurch zu erklären, daß der Raum zwischen ihm und dem Siel zu einer doppelten Grundstücksreihe zu schmal war, doch hatte man, selbst wenn der westliche Graben schon vorhanden war, an beiden Seiten je eine Reihe von Usergrundstücken, daran je eine Straße, und in der Mitte eine doppelte Reihe von Hauptgrundstücken anlegen können.

Aber die gewählte Anordnung eines bebauten Mittelflets bietet gegen die übliche Art von Land- und Usergrundstücken eine Reihe von Vorteilen. Wie wir aus dem Verkauf der Userstücke schon in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts erkennen, bedurfte man bei dem Umfang des damaligen Handels nicht mehr dringend eines am schiffbaren Wasser gelegenen Lagerplatzes, wohl aber eines Zugangs zum Wasser. Die Fletgänge, die man sonst zu diesem Zwecke anlegte, sind in mancher Beziehung doch recht mangelhaft. Auch wird mit Recht darauf hingewiesen, daß das Flet bei dem Ausbruch eines Feuers viel besser zum Löschen zu benutzen ist, da es viel weiter und leichter zugänglich ist als alle andern[2]. Alle andern Wasserläufe werden durch die Abwässer der daran liegenden Häuser verschmutzt, während dieses verhältnismäßig sauber blieb; und wohl darum war der Rödingsmarkt bis zuletzt der bevorzugte Sitz des blühenden Hamburger Braugewerbes. Überdies war hier eine breite, helle Straße geschaffen und doch der Platz völlig ausgenutzt. Der Nachteil der Anlage, daß die mit den am Rande des Flets stehenden Winden gehobenen Waren über die Straße ins Haus gebracht werden mußten, traf bei den Landgrundstücken der übrigen Stadtteile ebenso zu und wurde nicht störend empfunden, solange die Straße keinen wesentlichen Durchgangsverkehr hatte. Überdies scheint die Straße hier noch in einem engeren Zugehörigkeitsverhältnis zu den Grundstücken

[1] Siehe Walther, Rödingsmarkt in der Festschrift von 1899.

[2] Staatsarchiv Kl. VII, Lit. Ff Nr. 3, Vol. 14, Fasc. 2.

Digitized by Google

gestanden zu haben als sonst in der Stadt. Einmal geht das aus dem von Becker gebrachten Ankauf eines Straßenstücks durch die Kämmerei hervor, zum andern ist auf dem Plan von Braun & Hagenberg die Straße durch mehrfache Zäune abgeteilt.

Die südliche Front des letzten Grundstücks der Westseite, Nr. 49, gegenüber der Schaarkapelle, geht im Winkel zu der andern Grenze, gegen Nr. 50, durch das Schaartor. Das Erbe Nr. 50 erscheint anfangs, 1463 und 1512, als Eckhaus bei der Schaarkirche. 1530 aber steht: mit einer darangebauten Bude, genannt „De Korff", 1537 wird diese schon als darangebautes Erbe bezeichnet und schließlich davon abgetrennt. 1497—99 wurde hier die Befestigung gänzlich umgearbeitet, bei dem Korshus; und zwar soll ein neues Tor den Wall im Süden abgeschlossen haben. Gaedechens[1] sieht hierin den Wall jenseits des Stadtgrabens, die jetzige Admiralitätsstraße, und das da durchführende Torgewälbe[2]. Dieser steht aber in unmittelbarem Zusammenhang mit dem erst im 16. Jahrhundert, von 1530 an, erbauten Baumwall und dem damit gleichzeitigen Neuenwall. Gaedechens muß also seine, mir unbekannten Quellen falsch verstanden haben. Vielmehr ist die Straße südlich von Nr. 49, die den Stadtgraben rechtwinklig überschreitet, und das bei Braun & Hogenberg darüber gezeichnete Tor die Anlage von 1497, dazu wohl die Verbreiterung des Stadtgrabens. Der alte Weg führte weiter nach Norden an Nr. 50 entlang. Verlängern wir ihn nach Westen, so führt er in ganz leichtem Bogen in der Richtung der Straßen Teilfeld, der uralten Ziegelhütten, nach der Straße Tielbeck, die das Südende einer großen ebenfalls vom Grindel kommenden Straße ist. Da diese Straße den Rödingsmarkt schief schneidet, aber in ununterbrochener Linie über die Süddrücke in die westlichen Kajen übergeht, hier aber in eine zur Deichstraße senkrechte Richtung umknickt, so haben wir hier eine Landstraße, die vor der Bebauung des Rädingsmarkts, nach der Bebauung der Deichstraße zum Kajentor hingeführt wurde. Tielbeck-Ziegelbach muß ein Wasserlauf gewesen sein, der seinen Namen wohl davon hatte, daß er an den Ziegelhäusern vorbeilief[3], wahrscheinlich an der West- und Südwestseite der gedachten Straße, unterhalb der Kajen in die Alster floß und so das Ende für die Deichstraße angegeben hatte. Er wird dazu beigetragen haben, daß der Binnenhafen sich bildete. Bei der Verlegung des Tors und der hindurchführenden Straße blieb nun ein dreieckiges Stück unbebaut, und das nahm der Eigentümer von Nr. 50 für sich in Anspruch, indem er darauf eine Bude an sein Haus lehnte. Diese mag durch ihre leichte Fachwerkkonstruktion Ähnlichkeit mit einem Korbe gehabt haben.

Übrigens hat im 19. Jahrhundert die Stadt das Grundstück Nr. 49 fast ganz wieder zur Verbreiterung der Straße verwendet und nur ein ganz kleines Dreieck zu Nr. 50 geschlagen.

Die Schaarkapelle, die 1372 errichtet wurde, muß entweder weit genug von der alten Straße entfernt gestanden haben, um die neue vorbeizulassen, oder sie muß 1497 in der bei Braun & Hagenberg ersichtlichen Form neugebaut worden sein. Wir kennen nur noch die Flucht des Waisenhauses, das 1597 an seine Stelle gesetzt wurde.

Nach dieser alten Straße richten sich nun die Grenzlinien der ganzen Westseite des Rödingsmarkts, ja die Schiefwinklichkeit steigert sich noch bei einigen. Man erstrebte möglichst parallel geschnittene Grundstücke, was bei der geschilderten Methode etwas erschwert war, wenn die Rückfrontlinie nicht der Vorderfrontlinie parallel lief. Das Hospital zum Heiligen Geist ist schon vor 1247 gegründet, und zwar noch außerhalb der Stadtmauern[4]. In der ersten Hälfte des Jahrhunderts ist auch der Rädingsmarkt selbst angelegt. Der Stadtgraben muß, wie gezeigt,

[1] Topographie S. 85.

[2] Siehe auch den Plan von 1589. (S. 43.)

[3] Daß die heutigen Höhenlinien keine Spuren davon wie auf Blatt 1 angenommen zeigen, sondern wie auf Blatt 9 verlaufen, spricht nicht dagegen, denn man hat einmal für den jahrhundertelangen Betrieb der Ziegeleien, zum andern für den Wall (der Admiralitätsstraße) große Erdmassen in der Gegend abgetragen.

[4] Becker.

Digitized by Google

schon vorher dagewesen sein, und auch das Hospital mag schon zur Zeit der Gründung dahinter Schutz gefunden haben[1]. Zum Teil mag er zur Entwässerung des Sumpfes angelegt sein, zum Teil mag überhaupt doch der ganze Rödingsmarkt auch ohne Mauer zu einer Vorburg mit Hilfe des Grabens gemacht worden sein.

Die Weichbildurkunde widerspricht dem nicht, wie Becker meint. Es mögen schon zu jener Zeit Zweifel über die Ortsangaben der Schenkungsurkunde an Wirad von Boizenburg bestanden haben, insbesondere, ob das Gebiet des Rödingsmarkts nur zur Benutzung mit den Bauern oder zur Bebauung als alleiniges Eigentum der Stadt bestimmt war. Haben doch noch viel später die Ottenser Bauern behauptet, sie hätten das Weiderecht bis zum Hopfenmarkt[2]. Die Bürger aber werden bald das Übergewicht in dem vor der Stadtmauer gelegenen Teile erlangt, ihn mit einem Graben umgeben und bebaut haben, und die Weichbildurkunde stellte erst nachträglich ihr Recht dazu fest.

Abb. 13. Rödingsmarkt Nordende.
Federzeichnung nach einer unvollendeten Zeichnung von Martin Gensler in der Kunsthalle.

Der Graben mag so gekrümmt angelegt worden sein, weil eine gewölbte Befestigungslinie damals ja als das Ziel der Kriegsbaukunst erschien, und sich auch der älteren Befestigungslinie sehr passend vorlegte, wenn man nicht überhaupt einen natürlichen Abschluß der Alster benutzte.

Vor 1261 wird nun das neue Milderadis- oder Millerntor am Graskeller angelegt, vor 1305 das alte abgebrochen[3]. Der neue Turm zeichnet sich auf allen Bildern durch besondere Stattlichkeit

[1] Blatt 8.
[2] Rüdiger.
[3] Becker.

aus. Neben ihm, hinter der Kirche, wurde ſpäter das Gaſthaus für arme Pilger und dazu ein Krankenhaus gebaut, erſteres außerhalb, letzteres innerhalb des Tores. Verbunden waren beide dem Torturm entlang durch einen Gang; und als das Tor 1668 abgebrochen wurde, da kam ein Stück des Platzes an das Hoſpital, und die Lücke zwiſchen Gaſt- und Krankenhaus wurde ausgefüllt, doch ſo, daß noch im Anfang des 19. Jahrhunderts die Stelle zu ſehen war[1]. Leider aber habe ich keine Anſicht desſelben auffinden können, und 1830 iſt das Gaſthaus ſamt dem Krankenhaus abgeriſſen und die ganze Front zur Verbreiterung der Straße eingezogen worden. Aber gegenüber iſt 1671 Graskeller 23 und 25 dem Grundſtück Nr. 25 zugeſchlagen worden, als hinter dem Millerntor gelegen. Dieſe beiden bedeuten auch einen Knick in der Straße, einen Übergang zu der bei Nr. 21 liegenden Erweiterung. Wir können alſo die genaue

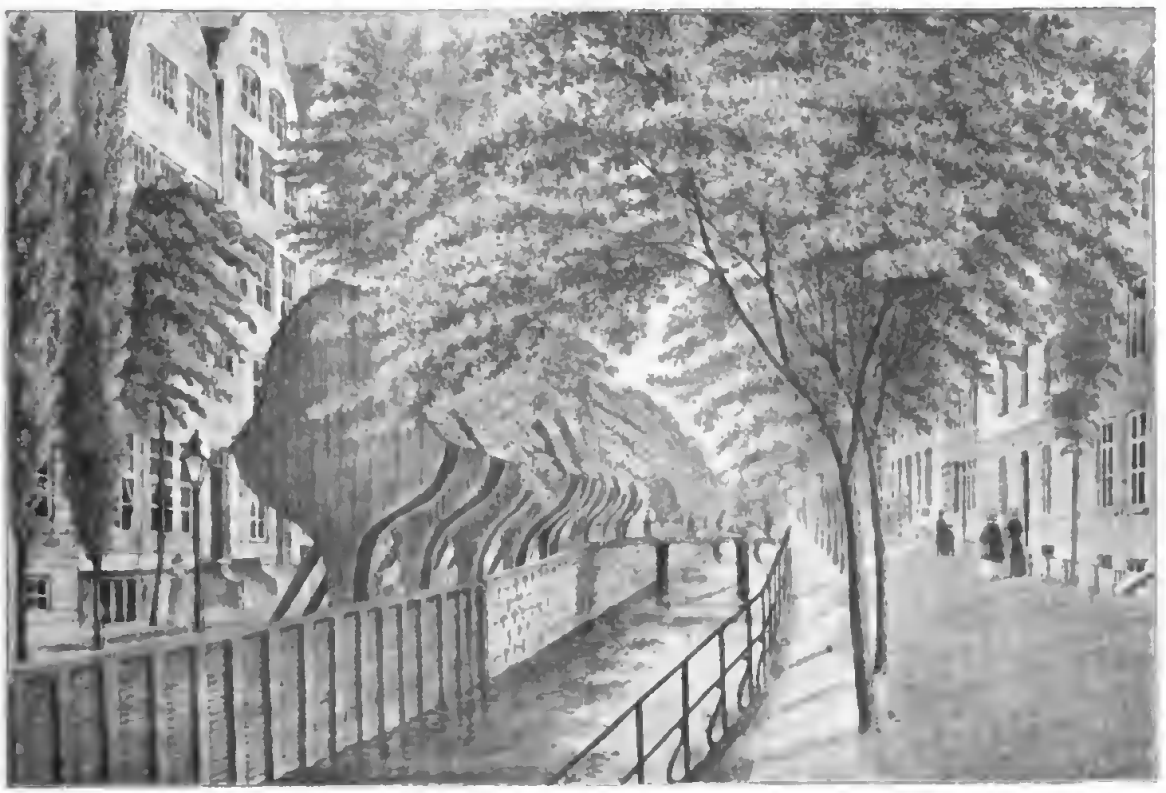


Abb. 14. Rödingsmarkt von Norden.
Lithographie von P. Suhr. Sammlung Th. Holtzmann.

Stelle des Turms da annehmen, wo ich ihn gezeichnet habe; die älteren Häuſer bis Nr. 25 hielten die Straße eng, die ſpäteren bis Nr. 21 und folgende außen angebauten ließen ſie breiter, und die Fronten der dazwiſchenliegenden mußten nach dem Abbruch des Tores zwiſchen beiden vermitteln.

Die Heiliggeiſtkirche habe ich in der 1559 geſchaffenen Form und Größe gezeichnet. Die gegenüberliegende Schliekutbrücke iſt jedenfalls mit dem 1216 angelegten Mönkedamm gleichzeitig, zu dem ſie hinführt. Auch ſie iſt 1839 auf Koſten des erſten der drei anliegenden, urſprünglich dem Hoſpital gehörigen Grundſtücke verbreitert.

Die Görttwiete iſt ſo angelegt, daß ihre Verlängerung an der Südſeite des Hoſpitalgrundſtücks vorbeigeht. Während ihr öſtlicher Teil durch vorhandene Bebauung durchgebrochen iſt, iſt der weſtliche im Zuſammenhang mit dem Rödingsmarkt angelegt. Südlich liegt ein dreieckiges, zu großen Buden geeignetes Grundſtück zwiſchen ihr und der normalen Grenzlinienrichtung, während

[1] Wortmann S. 130.

Digitized by Google

nördlich ein allmählicher Übergang zu derselben stattfindet. Dies ist dadurch erleichtert, daß schon die Nordfront der Twiete jene heute sog. trichterförmige Ausmündung freigibt, die eine allzuspitze Ecke verhindert. Die Steintwiete wird auch schon 1271 genannt und ist wahrscheinlich ebenso im östlichen Stück hindurchgebrochen, im westlichen ursprünglich. Die Fortsetzung der Steintwiete, die Kammermannstwiete, ist aus dem Grundstück Nr. 72 herausgeschnitten, aber nach dessen Fassadenzeichnung[1] 1599—1791 so schmal gewesen, daß sie wohl nicht mit Buden bebaut war; sie war auch wohl dazu zu kurz und nur, ebenso wie die Kaakstwiete neben dem Hospital, ein Zugang zur Stadtmauer. Auf die Brücke am Südende des Mittelflets bauten die Interessenten 1620 ein Haus, den sog. Klevelappen, aus dem sie Renten bezogen.

Bei einer Länge von 410 m hat der Rödingsmarkt eine Breite von 16 m am Nordende, 100 m südlich davon und am Südende zwei größte Breiten von 31 m und 160 m nördlich von letzterem eine Verengerung auf 28 m. Die Schwingung der Ostseite teilt also das Raumbild ganz leise in ein größeres schlauchförmiges und ein kleineres trichterförmiges Stück, deren Längen in dem sehr charakteristischen Verhältnis 16:25, ungefähr dem des goldenen Schnittes stehen. Die Ostseite selbst ist außerdem in ihrem Wendepunkt und in dem Maximalpunkt durch die verhältnismäßig breiten Einmündungen der Twieten geteilt; vielleicht sind auch die leichten Vorsprünge an diesen Ecken ursprüngliche Belebungen der Straßenwand. In wirkungsvollem Gegensatz dazu ist die Westseite eine einfache, leicht gebogene Linie, die durch die Twieten fast gar nicht unterbrochen wird. Dafür ist sie am Südende durch die Schaarkapelle, am Nordende durch die Heiliggeistkirche abgeschlossen. Diese hält mit ihrer Ostmauer die Straßenlinie inne bis auf einen charakteristischen, flach vorspringenden Mittelschiffchor. Daneben öffnet sich die Straße hinter einer mit wenigen Häuschen bebauten Mauer zu einem reizenden, von der Kirche und den Hospitalgebäuden umgebenen Kirchhof (Abb. 13). Das Nordende der Straße ist durch die drei Giebel der Häuser am Burstah abgeschlossen. Ob das Südende schon vor dem Klevelappen durch Aufbauten auf der Mauer geschmückt war, oder den freien Blick über die Elbe hatte, weiß ich nicht. Die Ufer des Flets, das etwa $^1/_3$ der Straßenbreite einnimmt, waren mit kühn gebauten Winden besetzt und, in späteren Zeiten wenigstens, auch mit Bäumen (Abb. 14). Diese geben dem Straßenbild zwar viel Malerisches, rauben ihm aber die Übersicht. Der Blick auf die bewegte spiegelnde Wasserfläche, in der bei Niedrigwasser die Kähne auf dem Grunde lagen, bei genügender Wasserhöhe aber reges Leben herrschte, war von einem Reiz, den keine andere Straße der Stadt bot.

Die Grundstücksbreiten bewegen sich zwischen 7 und 12 m ohne erkennbare Abhängigkeit; nur finden sich die größten Breiten niemals an den besonders flachen Stellen. Die Tiefe bewegt sich zwischen 35 und 45 m auf der Ostseite, bis zu 50 m auf der Westseite. Hiermit war wohl das für wohlhabende Kaufleute in der Stadt angängige Mindestmaß erreicht. Es genügte gerade für ein Wohnhaus von etwa 15 m Tiefe, einen Gartenhof und einen Lagerplatz oder Speicher. Die Anlage der Grimminsel geht also der des Rödingsmarkts zuvor. Als Organisator der Besiedlung dürfen wir den Rodiger Witte ansehen[2], der dort eine Anzahl Grundstücke besaß und nach dem auch die Straße ihren Namen hat. Ob ihm auch die Planung zu verdanken ist, oder ob der Baumeister ein anderer war, wissen wir nicht. Jedenfalls gehörte der Rödingsmarkt zu den reifsten Blüten der mittelalterlichen Stadtbaukunst. Stattlich, fast prächtig, klar und hell, ohne wie so manche Anlagen der Barockkunst steif und hohl zu wirken, sondern frisch und bewegt, nicht auf kleinliche Genauigkeit gestellt, war er auch den Wandlungen des Verkehrs und des Baustils anpassungsfähig geblieben. Noch als der Durchgangs- und Fuhrwerksverkehr sich nicht mehr mit den schmalen Wegen begnügte und man das Mittelflet zuschüttete, wirkte er schön. Als nun freilich die Mitte wieder für die Hochbahn hergegeben werden mußte, bewies die Straßenbreite zwar wieder ihre Nützlichkeit, aber das Raumbild ist zerstört. Außerdem haben die verbreiterten Twieteneingänge und mehrere Durchbrüche am Nordende die Geschlossenheit zerrissen.

[1] Staatsarchiv.
[2] Walther, C., Rödingsmarkt in der Festschrift von 1899.

Digitized by Google

# Schluß.

Absichtlich habe ich es bisher fast überall vermieden, aus den Ergebnissen der Untersuchung Nutzanwendungen für die Gegenwart zu ziehen. Das Studium der historischen Kunst sollte zunächst rein als wissenschaftliche Feststellung ohne Rücksicht auf die praktische Verwendbarkeit erfolgen; erst weiterhin soll durch sie der Architekt in den allgemeinen Geist und die Schaffensweise der alten Künstler eindringen, und in letzter Linie soll sie wieder verwenddare Motive zeigen.

Die wichtige Frage, wieweit überhaupt eine Stadtanlage willkürlich oder planmäßig geschehen ist, hat schon Klaiber sehr logisch untersucht. Der Boden war fast niemals herrenlos und derjenige, der ihn zur Bebauung hergab, wie derjenige, der sich darauf anbaute, hat gewiß stets genau überlegt, wie die geeignetste Lage von Haus, Hof und Straße wäre. Mögen nun Einzelansiedlungen auch ab und zu vorgekommen sein, so wissen wir doch, daß schon früh größere Ansetzungen von Kolonien auf planmäßig eingeteilten Flächen ausgeführt wurden, weil diese der Grundherrschaft politische und pekuniäre Vorteile boten. In dem einzigen Falle, wo es herrenloses Land gibt, bei Neubildungen angeschwemmten Landes aus dem Wasser, ist eine Gesellschaftsbildung überhaupt Bedingung, denn der einzelne ist den Fluten gegenüber machtlos.

Wir haben dabei gesehen, wie eng der Zusammenhang zwischen Straßenführung und Grundstücksteilung ist, so daß es füglich unmöglich sein sollte, den Wert der einen ohne die andere zu beurteilen, gerade so wie eine mittelalterliche Fassade nur im Zusammenhang mit der Fugenteilung zu zeichnen ist. Die technischen Anforderungen einer planmäßigen Aufteilung sind übrigens in dem flachen Marschlande gering, und selbst zur Lösung schwierigerer Vermessungsarbeiten waren wenigstens in Gelehrtenkreisen die Theorien eines Strado und der ihm folgenden römischen Agrimensoren lebendig erhalten[1].

Dabei ist es wichtig, von dem Genauigkeitsbedürfnis der Alten eine Vorstellung zu bekommen. An sich wäre ja die Absteckung einer schnurgeraden Flucht ohne größere technische Apparate möglich. Dagegen belehren uns die Grundrisse alter Gebäude, daß Genauigkeit im Abstecken rechter Winkel und damit im Ziehen von Parallelen mit Schwierigkeiten verknüpft war. Um deren Lösung hat man sich wohl nur wenig bemüht, weil sie nur von sehr geringem Werte erschien. Die Abweichung vom rechten Winkel oder von der Parallelen ist weder für den Gebrauch noch für das Auge unangenehm, solange sie im Verhältnis zu den bearbeiteten Größen ein gewisses Maß nicht überschreitet. Wird die Abweichung zu groß, so stellt man die beabsichtigte Richtung oder Entfernung durch kleine Schwenkungen, gegen die ja keinerlei praktische oder künstlerische Bedenken erhoben werden konnten, wieder her. Man gewinnt den Eindruck, daß die Alten wohl eine geregelte oder geordnete Anlage schaffen wollten. Sie machten sich aber nicht die Mühe, das Gelände vorher aufzumessen und aufzuzeichnen, legten daher auch keinen Wert auf die schön und ordentlich aussehende Katasterzeichnung; sie trafen vielmehr nach einer vorherigen grundsätzlichen Festlegung des Systems alle Anordnungen und Einzelheiten nach Augenmaß und den Erfordernissen bei der Absteckung im Gelände. Wie im Hochbau sorgten sie für eine übersichtliche und alle wirklich auftretenden Bedürfnisse erfüllende Anordnung und auf saubere und charakteristische Ansichten; sie hielten sich ebenso fern von

[1] Cantor, Die römischen Agrimensoren. . . .

Digitized by Google

einer peinlichen Glätte und Prinzipienreiterei, wie von der romantischen Schwärmerei für angeblich natürliche Unregelmäßigkeiten und Ungenauigkeit. Die Genauigkeit, die das Auge beim Abstecken festlegen kann, ist dieselbe, die dem Auge des Betrachters genügt, um die beabsichtigte Wirkung zu empfangen.

Die Frage, wie weit künstlerische neben praktischen Absichten bestimmend waren, mag der psychologisch gebildete Ästhetiker lösen. Ich habe mich deshalb begnügt, die vorhandenen Wirkungen sowie die Ursachen und Mittel, durch die sie entstanden sind, darzustellen. In vielen Fällen habe ich auch Wirkungen geschildert, die nachgewiesenermaßen erst nachträglich entstanden sind. Persönlich freilich bin ich zu der Anschauung gelangt, daß in der Stadtbaukunst ebenso wie in der Hochbaukunst praktische, technische und künstlerische Ideen zusammengehen können und müssen und daß, wenn eine Bildung aus der einen restlos erklärt werden kann, dennoch die andern ebenso stark darauf eingewirkt haben können. Wir haben nun gesehen, daß die Alten, die Städtebauer, genau wie alle andern Baumeister und die Handwerker des Mittelalters, in sehr vielen Fällen es verstanden haben, die Forderungen der praktischen Brauchbarkeit, der technischen Haltbarkeit und der künstlerischen Wirksamkeit ohne gegenseitige Störung, vielmehr mit gegenseitiger Unterstützung zu vereinigen. Ich meine, daß sie sich stets vorher der Wirkungen bewußt waren, die sie erzielen wollten, und die dazu geeigneten Mittel kannten. Sie behielten eben die Verhältnisse, die sich ihnen boten, bei der Wahl der Dinge, die sie da hineinsetzten, stets im Auge und verstanden es, sich danach zu richten. Dabei faßten sie allerdings Straßen und Plätze nicht als perspektivische Bilder, sondern als Räume auf. Daher kommt es wohl, daß die mittelalterlichen Maler nicht die Straßen, sondern nur die Ansichten einzelner Bauten gaben, oder die Ansicht der Stadt von außen als einen darstellbaren Prospekt auffaßten.

Digitized by Google

# Anhang.

## Die Quellen. — 1. Bildliche.

Wenn wir die Geschichte der einzelnen Stadtteile in erster Linie aus ihren Formen darstellen wollen, so können wir diese zwar nur zum geringsten Teil in ihrem heutigen Bestand erkennen, dafür sind sie uns aber fast lückenlos in Zeichnungen überliefert. Wir müssen nun sehen, wieweit diese für unsere Zwecke sich verwenden lassen. Die älteren Grundpläne von Hamburg sind aufgezählt in der Topographie von Reddermeyer. Der älteste, ein perspektivischer Plan von 1574 in der älteren Ausgabe des Städtealbums von Braun & Hogenberg, ist zwar recht phantastisch, ungenau und fehlerhaft, aber er gibt uns hinter den neuen Festungswällen des ausgehenden 15. und des 16. Jahrhunderts die alten Stadtmauern fast unberührt an. Der wichtigsten einer ist der nächste, von Braun & Hogenberg 1589, der die Form der Straßen und Plätze sehr charakteristisch wiedergibt. Da aber die Zahl der Häuser durchaus nicht mit der uns aus neuerer Zeit festgelegten übereinstimmt, ist es ungewiß, wieweit die Bebauung der Häuserblöcke mit Sorgfalt beobachtet und mit Gewissenhaftigkeit gezeichnet ist, wieweit insbesondere der häufige Wechsel in der Form der Häuser und der Gärten hinter ihnen dem wirklichen Zustand der Zeit entspricht. So eingehend aus dem 17. Jahrhundert der Plan von Arnoldus Pitersen das Volksleben wiedergibt, so ist doch der von Dircksen, 1644, topographisch weit ausgiebiger. Er deutet nicht nur das Hafenmoor hinter der Neuenburg an, das sonst auf keinem Plan erscheint, sondern in sehr vielen Fällen stimmt die Zahl der Häuser einer Straße oder eines Straßenabschnitts mit der im 19. Jahrhundert aufgezeichneten überein. Wenn aber an einigen Stellen kleinere Abweichungen vorkommen, so gewinnt man den Eindruck, daß der Künstler die Häuser zählte, um daraus und aus einem Durchschnittsmaß der Frontbreiten die Straßenlänge zu bestimmen. Manchmal ist nämlich nur die Häuserzahl auf der einen Straßenseite richtig; wenn beim Grimm z. B. die Zahl der ganzen wasserseitigen Reihe auf dem Plan gleich der heutigen Zahl bis zu dem Fletgang ist, so ist dem Künstler die Notiz über die beiden, noch jenseits des Fletganges stehenden Erben verloren gegangen, was bei dem beabsichtigten, nicht dokumentarischen Zweck der Zählung verständlich wäre. Ähnlich zeichnet er an dem westlichen Teil der Nordseite der Catharinenstraße 10 Häuserbreiten einschließlich des großen Doppelhauses, während wir 10 Häuserbreiten ausschließlich desselben herausrechnen. Trotz solcher Versehen scheint doch in den meisten Fällen richtig gezählt zu sein, und der Plan kann uns überall dort zur Wiederherstellung des früheren Zustandes dienen, wo wir auch aus andern Gründen stattgehabte Veränderungen vermuten. Wertvoll ist ferner der Plan von Wenzel Hollar 1657, der zwar die Häuserzahlen ganz frei verringert, dafür aber die Ecken, die Querhäuser, überhaupt alle auffälligen und wirksamen Stücke anschaulich darstellt, gleichsam impressionistisch den Stadtplan behandelt. Die späteren Pläne des 17., des 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts haben für die vorliegende Arbeit nur in einzelnen Punkten Wert, geben auch die Darstellung der Grundstücke bald auf. Außerdem sind auf dem Staatsarchiv und anderswo einige Spezialpläne neuer oder veränderter Straßen und Plätze dieser Zeit erhalten, leider viel weniger als nötig wären.

Erst der Brand, der 1842 einen großen Teil der Stadt vernichtete, bringt einen genauen Plan. Der Geometer Nagel fertigte von der Brandstätte, den Straßen- und Wasserlinien sowie Grundstücksgrenzen, genaue geometrische Aufnahmen, die uns mit den Namen der Besitzer und

Digitized by Google

den Hausnummern, sowie mit den darüber gezeichneten Linien des Neubaues im Maßstabe 1 : 250 und 1 : 1000 im Druck erhalten sind. Eine genaue geometrische Aufnahme des ganzen Stadtgebietes erfolgte dann seit 1817, die 1860—1872 im Maßstabe 1 : 4000 in Kupfer gestochen veröffentlicht wurde, während im Maßstabe 1 : 1000 gezeichnete Kartenblätter im Original aus den Jahren 1859—1860 im Vermessungsbureau, seit dem Jahre 1875 gestochen, vorhanden sind. Diese und die von 1812 sind den Plänen der vorliegenden Arbeit zugrunde gelegt. Darin sind die Grundstücks- und Frontlinien insoweit korrigiert, als es die übrigen Quellen ergaben oder Änderungen in der unten zu besprechenden Art sich mit großer Wahrscheinlichkeit erkennen ließen. Insbesondere sind die in den Plänen als solche verzeichneten oder doch sonst zweifellosen Sperrmaßgegenstände fortgelassen und mit Vorsicht Vereinigungen und Trennungen von besonders schmalen bzw. breiten Grundstücken vorgenommen. Besondere Fälle sind im Text des näheren vermerkt. Dabei sind die alten Festungsmauern dort wieder eingetragen, wo an ihrer Stelle später Häuser gebaut sind, so daß die Blätter den Zustand etwa im Beginn des 16. Jahrhunderts darstellen, wenn auch einige Gebäude erst in der uns allein bekannten Form späterer Zeiten erscheinen.

Die Bebauung der Grundstücke habe ich ziemlich frei nach Gutdünken gezeichnet; sie soll nur eine ungefähre Vorstellung von der Wirkung der Straßen und der Benutzung der Grundstücke in jener Zeit vermitteln. Näheres darüber geben die Arbeiten von Ranck und Sieveking.

Die vorhandenen Ansichten der Stadt sind nicht geeignet, über Straßenführungen Aufschluß zu geben. Sie bemühen sich weniger, naturgetreu oder richtig zu sein, als vielmehr die charakteristischen Stücke der Stadt schön und klar zu zeigen; damit geben sie uns Aufschluß über einige städtebaulichen Anschauungen der Künstler. Sie sind zu diesem Zweck auch nicht von einem festen Punkt aufgenommen, sondern von mehreren, die jeweils die günstigsten Ansichten der hervorstechendsten Gebäude darboten. Über den Aufbau freilich können sie uns vieles angeben, über die Typen der Wohnbauten u. a. sowohl, als auch über die hervorragenden Bauten und die Befestigungen. Dokumentarische Genauigkeit in Einzelheiten sucht man doch auch darin vergebens; so weist z. B. der Chor der Nikolaikirche auf jeder mir erreichbaren Abbildung eine andere Abdeckung auf, und keine davon will zu den Aufnahmen und Abbildungen der Brandruine 1842 passen.

Abbildungen einzelner Bauten, vereinzelt auch Straßenbilder, haben wir seit dem 17. Jahrhundert, zahlreicher aber erst seit dem 19. Jahrhundert. Doch beziehen sich ziemlich alle auf eine verhältnismäßig geringe Anzahl sehenswerter oder malerischer Punkte, wie es auch heute nur eine beschränkte Zahl von Motiven ist, die immer wieder die Maler anziehen. Außerdem besitzen wir zwei Quellen, die, ohne daß wir das Motiv genauer angeben könnten, uns Hamburger Straßenbilder zeigen: die Miniaturen des Hamburger Stadtrechts von 1497 und den linken Flügel des Lukasaltars der Malergilde 1499.

## 2. Baureste.

Von großem Wert für die Topographie sind ferner die Baureste, die teils bei einzelnen Bauten, teils bei größeren Neuanlagen in den Baugruben zutage getreten sind. Bekanntlich konserviert die Morsch alle Holzbauteile, soweit sie unter dem Grundwasserspiegel liegen, und daher sind u. a. bei der Anlage und Erweiterung des Freihafens in den 80er und 90er Jahren des 19. Jahrhunderts zahlreiche Pfahlfundamente aufgefunden worden. Wichmann, der mit großem Eifer alle in der Stadt aufgedeckten Baureste beobachtete, hat den größten Teil derselben in einer Artikelserie in den „Hamburger Nachrichten" dargestellt und erklärt. So sorgfältig auch diese Beschreibungen sind, so geben sie doch durchaus kein klares Bild von der Lage der Funde. Er erzählt dort aber auch, mit welchem Eifer und unter welchen persönlichen Opfern die Ingenieure der Baubehörden diese Baureste zeichnerisch aufgenommen hätten. Trotz eingehender Bemühungen bei der Familie des Herrn Wichmann, bei den in Betracht kommenden Behörden und Sammlungen ist es mir nicht möglich gewesen, den Verbleib der Zeichnungen ausfindig zu machen.

Digitized by Google

### 3. Schriftliche Quellen.

An schriftlichen Quellen besitzen wir über die Anlage von Stadtteilen selbst nur die eine, den Freibrief von Wirad von Boizenburg, der durch die beiden Urkunden von 1195 ergänzt wird[1]. Für die Gründung einzelner Bauten, besonders Kirchen, sind weitere Quellen vorhanden, auch für die Anlage einzelner Straßen und Wasserzüge. Die Chroniken und Geschichtsschreibungen der Stadt enthalten vereinzelte Angaben. Das Wichtigste aber sind die Stadt-Erdebücher, in denen seit dem Jahre 1248 die Abtretungen von Grundstücken aufgeschrieben sind, anfangs nur ausnahmsweise, später regelmäßig mit Angabe der Straße oder der Lage. Das älteste, bis 1274, ist gedruckt, die andern im Staatsarchiv sind für den in historischen Studien Ungeübten leider oft schwer zu lesen und deshalb hier nur benutzt, wo es unerläßlich war. Im 17. Jahrhundert hat dann Gehrhard Kelpe die Grund- oder Haupt-Erdebücher angelegt, in denen er nach den Erdebüchern für jedes zu seiner Zeit bestehende Grundstück die Eigentümer möglichst bis in den Anfang des 15. Jahrhunderts nachgewiesen hat. Im allgemeinen scheint diese Arbeit sehr sorgfältig gemacht zu sein, doch bin ich bei einer Stelle zu Zweifeln gekommen. Die Haupt-Erdebücher sind bis in die heutige Zeit fortgeführt, so daß man daraus in Verbindung mit den Erdebüchern die Geschichte jedes Grundstücks verfolgen könnte. Ich habe mich freilich nur bei der Geschichte der Neuenburg und Umgebung in größerem Maßstabe dieses Hilfsmittels bedient, weil in die dortigen komplizierten Verhältnisse nur so Klarheit zu bringen war. Außerdem ist für das Brandgebiet die Benutzung dieses Haupt-Erdebuches sehr vereinfacht, weil in dem Plan von Nagel bei jedem Grundstück der derzeitige Besitzer steht. In den späteren Plänen der übrigen Stadt ist für jedes Grundstück nur die Hausnummer angegeben, in den Haupt-Erdebüchern nur der Besitzer, und es bedarf jedesmal erst einer Aufschlagung der Konvolute des Vermessungsbureaus, um zwischen beiden die Verbindung herzustellen.

Als weitere Quellen kommen noch die Bauhofs-Brückenbücher und die Ordnungen, Rechnungs- und Protokollbücher der Fleetinteressentenschaften in Betracht. Aus dem 17. und 18. Jahrhundert haben wir noch eine Reihe von Reisebeschreibungen[2], die aber meist nur für das Stadt- und Straßenbild im allgemeinen Bedeutung haben.

Aus allen diesen Quellen schöpfen nun meist die topographischen Arbeiten, die über Hamburg in reichem Maße erschienen sind. Als frühester gibt 1698 Mathias Schlüter von den hamburgischen Grundstücksverhältnissen seiner Zeit ein anschauliches Bild und dazu einige historische Angaben. Nach mehreren späteren ist dann die historische Topographie von Gaedechens die vollkommenste und bildet auch die Hauptgrundlage der vorliegenden Arbeit. Außerdem ist in der Zeitschrift und den Mitteilungen des Vereins für Hamburgische Geschichte und in einzelnen Monographien aus dessen Kreis ein reiches topographisches Material niedergelegt.

Jene schriftlichen Quellen habe ich nur in zweiter Linie benutzt; in erster habe ich mich bemüht, aus den genauen geometrischen Plänen die Entstehung der Stadt herauszuweisen.

## Die Veränderungen der Stadt.

### 1. Im großen.

Wir müssen nun versuchen, uns ein Bild davon zu machen, wieweit der uns in Plänen bekannte Zustand mit der ersten Bebauung übereinstimmt. Im allgemeinen ist heute ja die Dauerhaftigkeit der Straßenzüge und der Eigentumsgrenzen und ihr Wert als Zeugnisse für die geschichtliche Entwicklung überall anerkannt. Freilich gibt es auch eine Reihe von Fällen, in denen der ältere Zustand im Laufe der Jahrhunderte verändert ist. In erster Linie können Zerstörungen durch Waffen-, Feuer- und Wassergewalt daran schuld sein, und die haben Hamburg reichlich heimgesucht. Normannen und Wenden haben die Stadt oftmal zerstört, zuerst bald

[1] S. 26.

[2] Zeitschr. d. V. f. H. G., III., 241.

Digitized by Google

nach ihrer Gründung im 9. Jahrhundert, zuletzt im Jahre 1072, und danach sollen fast 40 Jahre vergangen sein, ehe sie wieder aufgebaut wurde. Es ist nun schwer, zu erfahren, wie weit eine solche Zerstörung ging. Blieben die Fundamente und die Hauptgebäudemauern stehen, so liegt es nahe, daß doch eine Anzahl Bewohner dort weiter hauste und je nach dem Umfang der Reste die alten Bauten in ihren Hauptabmessungen beibehielt. Da aber fast alle Bauten in Holz, ohne Keller, im Geestgebiet auch ohne tiefere Fundamente ausgeführt waren, so mögen jene vorübergehenden Bewohner sich Richtwege durch die Trümmer gebahnt haben[1]. Und als man die Stadt planmäßig wieder zu bebauen begann, kann man teils diese beibehalten haben, teils den veränderten Anschauungen und Bedürfnissen entsprechend Straßen und Platzanlagen neu oder verändert aufgebaut haben. Nur die geheiligten Stätten der Kirchen, die dauerhaften Gebäude und die kostspieligen Befestigungsbauten wird man nach Möglichkeit beibehalten haben. Deshalb können wir aus der Form der 1106 oder 1111 wieder aufgebauten Stadt mit Zuhilfenahme einiger allgemeiner Siedlungs-, Verkehrs- und Geologie-Grundsätze die älteste Anlage der Stadt wieder erkennen, müssen uns aber vergegenwärtigen, daß in der dazwischenliegenden Zeit, als die mächtigen Erzbischöfe hier Hof hielten, Hamburg, „die gesegnete Mutter aller Völker des Nordens", einen weit größeren Umfang hatte, ohne daß wir etwas darüber angeben können[2].

> Denn die wahrscheinlich auf diese Zeit sich beziehenden Baureste im Freihafengebiet sind, wie gesagt, vorläufig der Forschung nicht zugänglich, da sie aber auf einer viel tieferen Ebene liegen als die heutigen Straßen der Stadtmarsch, sind sie mit mächtigen Schichten von Sinkstoffen bedeckt, und wurden wohl durch die mit den zunehmenden Deichbauten an ihrem Unterlauf emporgetriebene Elbe überschwemmt.

Wir müssen also annehmen, daß im Anfang des 12. Jahrhunderts das ganze Marschgebiet mit einer dicken Schlick- oder Kleischicht einheitlich überdeckt vor uns liegt, ohne daß von älteren künstlichen Erd- und Wasserwerken noch Wesentliches zu bemerken wäre — aber alles noch unter dem Hochwasserspiegel der Elbe.

Aber auch später hat die Stadt durch Einflüsse des Krieges manche Umgestaltung erfahren müssen. In der kritischen Zeit des ersten Viertels des 13. Jahrhunderts haben etwa sechsmal mächtige Kriegsherren die Stadt besetzt. Daß bei den vorangehenden Belagerungen bestehende Befestigungen verstärkt und verändert, auch wohl hinausgeschoben oder eingezogen wurden, ist selbstverständlich, wie es Möncheberg für das Jahr 1201, leider ohne Quellenangabe, erzählt[3]. Noch zahlreicher als durch Kriege ist Hamburg durch Feuersbrünste heimgesucht worden. Hier, wo der größte Teil der Stadt auf wenig tragfähigem Boden stand, hat man nicht wie in Lübeck den Holzbau verbieten können. Ein besonders großes Feuer soll 1284 die ganze Stadt samt Klöstern und Kirchen eingeäschert haben. Aber auch ein solcher Brand läßt, wie wir es 1842 gesehen haben, die Fundamente bestehen und die Grundstücksgrenzen erkennbar; und wir können annehmen, daß der Wiederaufbau dem vorherigen Zustand gleich war, solange wir eben nicht auf Bildungen stoßen, die durch Veränderungen um diese Zeit besser erklärbar werden.

Wichtiger sind Veränderungen, die wir auf die drei hier zusammenstoßenden Wassergewalten, die Alster, die Elbe und die Ebbe und Flut des Meeres, zurückführen können. Deren Wirkungen kann zwar der Wasserbausachmann mit großer Sicherheit erkennen, der Verfasser aber muß sich auf die Arbeiten von Hübbe, Allmers und Wichmann verlassen und im übrigen Veränderungen durch Wassergewalt aus der Form der Stadtplanung schließen.

Veränderungen oder Durchbrüche von Straßen, von seiten der Stadtverwaltung im allgemeinen Interesse vorgenommen, scheinen im Mittelalter sehr selten gewesen zu sein. Die Grundstückspreise waren verhältnismäßig hoch und der ganze Umfang des Stadthaushalts zu gering, um eine größere Anzahl von Grundstücken daraus ankaufen zu können. Bis zum Jahre 1840 hat

---

[1] Klaiber, Chr., Grundrißbildung der deutschen Stadt usw.
[2] Wichmann, Ausgrabungen.
[3] Geschichte. S. 76.

Digitized by Google

man in Hamburg eine Enteignung nicht gekannt[1], wenn auch Schlüter eine ſolche Möglichkeit theoretiſch anerkennt.

Auch die von Schrader[2] gegebene Deutung der Urkunde von 1310 ſcheint nicht eine Expropriation im Sinne eines vorgängigen Ankaufs zu ſein, als vielmehr die nachträgliche Entſchädigung für eine im Drange der Not und zur allgemeinen Sicherheit vorgenommene Inanſpruchnahme privaten Grundes.

Manche uns heute naheliegend, ja unentbehrlich erſcheinenden Straßendurchbrüche wird man auch darum nicht ausgeführt haben, weil die Anwohner der Straße die Ruhe ihrer Wohnungen nicht durch einen Durchgangsverkehr geſtört wiſſen wollten.

Die Reichenſtraße z. B., der bevorzugte Ort der großen Kaufleute, war an beiden Enden eine Sackgaſſe. Heute haben je eine Brücke an jedem Ende, dazu eine ſtarke Verbreiterung eine Hauptverbindungsſtraße daraus gemacht.

In früheren Zeiten benutzte eben der durchgehende und zuführende Verkehr in erſter Linie die durch und um die Stadt fließenden Waſſerläufe. Die Sorge für deren Schiffbarkeit berechtigte und nötigte zu kaſtſpieligeren Veränderungen und Verbeſſerungen. Wie für ſolche außerhalb der Stadt gewaltige Koſten aufgebracht wurden, ſo hat man nicht nur für die Austiefung der Flete ſtets geſorgt, ſondern auch Überbauungen der Fletlinie mehrmals wieder weggebrochen[3], ja in zwei Fällen haben die Anlieger ein ſchmales Siel in ein ſchiffbares Flet umgewandelt[4].

Auch die Anforderungen der Befeſtigung ſcheinen ſtets die Verwendung größerer Summen beanſprucht zu haben, und für dieſe hat man ſich wohl auch nie geſcheut, Straßen in der Stadt, hauptſächlich aber vor der Stadt, zu verändern. So können wir mehrfach feſtſtellen, daß, wenn früher zwei Wege unmittelbar vor dem Tore zuſammentrafen, nach der Hinausſchiebung der Feſtungslinie das Tor nur in dem Laufe des einen liegt, während der andere es durch einen mehr oder weniger ſtarken Knick erreicht.

Die Twieten ſcheinen Straßenanlagen auf Privatgrund zu ſein, die dem Eigentümer des betreffenden Grundes Mieten abwarfen; wenn aber, wie es überall der Fall iſt, die Twieten ziemlich geradlinig durch mehrere Häuſerblöcke Verbindungswege durchführen, ſo mußte doch wohl ein allgemeines Intereſſe, alſo wohl der Rat, die zwei oder drei Eigentümer zu dem gemeinſamen Unternehmen veranlaſſen. Die Perſonennamen, mit denen die meiſten Twieten benannt ſind, können auch ebenſogut einen Anlieger als den Unternehmer bezeichnen.

Umlegungen von Grenzlinien ſcheint man nur in beſonderen Fällen vorgenommen zu haben, wenn Straßen- oder Waſſerveränderungen dies dringend erforderten. Überhaupt können wir annehmen, daß man beſtehende und einmal geſchaffene Anlagen ſehr ungern zerſtörte und auch unter veränderten Verhältniſſen ſie zu erhalten und ſich ihnen anzupaſſen bemüht war. Daß dieſe Annahme zutrifft, wird eben dadurch erhärtet, daß ſie zu einer Reihe von ſeltſamen Bildungen annehmbare Erklärungen liefert.

Straßendurchbrüche und Verbreiterungen ſind dann in der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts mehrfach vorgenommen worden, doch ſind uns leider Zeichnungen des alten Zuſtandes nie erhalten.

## 2. Veränderungen im kleinen.

Außer den großen Veränderungen der Straßenzüge ſind noch die Verſchiebungen der Front- und Nachbarlinien durch berechtigtes oder unberechtigtes Überſchreiten in Betracht zu ziehen. Jeder Grundbeſitzer wird in der Blütezeit der Stadt und ſeines Reichtums beſtrebt geweſen ſein, ſein Gebäude nach Möglichkeit auszudehnen. Dagegen hat man natürlich von jeher eine Reihe Maßnahmen getroffen, deren Darſtellung ein Buch für ſich bilden könnte[5]. Im

[1] Staatsarchiv.
[2] M. d. V. f. H. G., IX., 147.
[3] Möring, Die Wohlfahrtspolitik des Hamburger Rates uſw.
[4] S. 5, 31.
[5] Siehe M. d. V. f. H. G., VII., 459 ff.

Digitized by Google

wesentlichen scheint dabei anfangs der Grundsatz maßgebend gewesen zu sein: „Naber Nabers gelick to dohnde", d. h. daß die Front jedes Hauses in der Flucht der beiden Nachbarhäuser bleiben solle, bis im Jahre 1603 das Statut bestimmte: „Wo einer seine Pfähle gehabt, da mag er sie wieder hinsetzen", und „niemand mag gassenwärts weiter ausbauen, denn der Giebel vorne steht". Die Einhaltung dieser Vorschriften überwachten Mitglieder des Rats mit Unterstützung von Zimmer- und Maurermeistern. Sie gaben auch die Sperrmaße, deren Bebauung nicht als Recht, sondern als Vergünstigung galt. Obgleich nun das Maß der Überbauung festgesetzt war und jeder Neubau vor Inangriffnahme dem Ratsherrn anzuzeigen war, scheint es doch manchem Bauherrn geglückt zu sein, ohne Aufsicht neu zu bauen und dabei seine Front vorzurücken. Dann war es nach dem alten Gesetz den Nachbarn und weiterhin dem ganzen Straßenteil möglich, der Vorrückung zu folgen und die Straße so zu verengern. Der Besitzer des Eckhauses hatte überdies die Möglichkeit, die nicht durch ein Nachbarhaus festgehaltene Ecke so weit vorzurücken, als die Verengerung des Straßenendes nicht gar zu auffällig wurde. Nach dem späteren Gesetz mag man Ausluchten, die seit Generationen standen und sich über die ganze Front erstreckten, für Bauten auf dem eigentlichen Grunde gehalten und in deren Flucht den Giebel des Neubaues geschoben haben. Auch mag zwischen dem Abbruch und dem Neubau der Anhaltspunkt für die Feststellung der Frontlinie verschoben worden sein. Zum Schutz dagegen wurden dann seit dem 18. Jahrhundert Besichtigungsprotokolle geführt, die uns ein anschauliches Bild von der Handhabung der Aufsicht geben. Die Zahl und Größe der Vorbauten hatte einen solchen Umfang angenommen, daß die eigentliche Straßenlinie kaum erkennbar blieb. Die zunehmende Übervölkerung scheint die Ratsherren zu weitgehenden Zugeständnissen bewogen zu haben, wo der Verkehr es irgendwie gestattete. Außerdem konnten Verfehlungen gegen Zahlung von Strafen oder Renten bestehen bleiben und wurden so zu einer willkommenen Einnahmequelle für den Rat. Stärker noch als an den Straßen sind Frontverrückungen an den Fleten vorgenommen worden, wo sie weniger leicht festzustellen waren. Auch waren sie bei Verbesserung der Uferbefestigung erlaubt[1], und auch die Anlandungen, die der Fluß an der vorgeschobenen Uferseite seiner Krümmungen vornimmt, scheinen widerspruchslos von den Anliegern zur Bebauung befestigt worden zu sein.

Ähnlich liegt es mit Überschreitungen der Nachbargrenzen. Hiergegen enthalten zwar die ältesten Stadtrechte schon Bestimmungen, aber auch dabei kann eine Geldzahlung an die Stelle des Wiederabbruchs treten. Dabei spielen die Fragen nach Recht oder Vergünstigung und überhaupt das Gewohnheitsrecht eine große Rolle, das als berechtigt ansah alles, was einer „seit Menschengedenken unangefochten besessen", als unberechtigt alles, „da doch vorher nicht gewesen".

Vereinigungen mehrerer kleiner Grundstücke oder Teilungen größerer können wir ziemlich häufig feststellen; oft ist dabei freilich nur ein früherer Zustand wieder hergestellt. Wieweit auf solche Vorgänge die sehr verschiedenen Grundstücksbreiten zurückzuführen sind, ist schwer zu entscheiden. Es könnte möglich scheinen, daß alle Grundstücke anfangs gleich breit waren, so breit, daß, wie noch heute in manchen Landstädten, jedes an der Front ein Haus und beiderseits davon noch breite Gartenstücke hatte, bis dann diese getrennt verkauft wurden. Auf die Richtung der Grenzlinien würde das kaum Einfluß gehabt haben, sondern nur auf deren Lage. Aber auch die können wir in einigen Fällen als ursprünglich nachweisen. Häufig können wir natürlich auch Erwerbungen von Teilen des Nachbargrundstücks für hintere Speicherbauten oder von Zugangsplätzen zum Wasser feststellen.

Alle diese Einflüsse haben die Flucht- und Grenzlinien von ihrer Entstehung an bis zu dem Zeitpunkt, wo wir sie genau aufgezeichnet finden, zwar vielfach verändert. Einesteils aber sind diese Änderungen meist doch nur unbeträchtlich; anderenteils aber können wir, wenn wir uns über die Art und Größe derselben im allgemeinen klar sind, im einzelnen durch aufmerksame Betrachtung der Pläne den alten Zustand mit ziemlicher Sicherheit wiedererkennen.

[1] Stadtrecht von 1603.

Digitized by Google

# Literaturverzeichnis.


Meier, De. P. J.: Die Grundeißbildung dee deutſchen Städte des Mittelalters in ihrer Bedeutung ſür Denkmalbeſcheetdung und Denkmalpſlege. 8. Tag ſüe Denkmalpſlege, Mannheim 1907.

Derſelbe: Der Grundriß der deutſchen Stadt des Mittelalters als geſchichtliche Quelle. Karreſpandenzblatt des Geſamtarreins deutſchee Geſchichts- und Altertumsvereine. 1909.

Klatdee, Che.: Die Grundrißbildung der deutſchen Stadt im Mittelalter unter beſonderer Berückſichtigung der ſchwäbiſchen Laade. Beelin 1912.

Peeuß, H.: Die Entwicklung des deutſchen Städteweſens. I. Leipzig 1906.

Püſchel, A: Das Anwachſen dee deutſchen Städte zue Zeit der mittelalterlichen Kolanialbewegung. Beelin 1910.

Piper, O.: Baegenkunde. München 1912.

Weeſede, A. aon: Über die niedeeländiſchen Kalonien, welche im nördlichen Teutſchlande im 12. Jahehundeet geſtiftet ſind. Hannaaer 1815.

Henriet, K: Beiträge zur praktiſchen Äſthetik im Städtedau. München 1904.

Cantor, M: Die römiſchen Agrimenſoren und ihre Stellung in der Geſchichte dee Feldmeßkunſt. Leipzig 1875.

---

Lauffer, O.: Hamburg. Stätten der Kultur. Leipzig 1912

Lappenberg, J. M.: Programm zue dritten Säkularfeier dee büegerſchaftlichen Verfaſſung Hamburgs. 1828[1].

Möncheberg, C.: Geſchichte der Freien und Hanſeſtadt Hamburg. 1885.

Hübde, H. W. C.: Beiträge zue Geſchichte der Stadt Hamburg und ihrer Umgebung. 1897.

Derſelbe: Einige Celäuterungen zur hiſtoriſch-topographiſchen Ausbildung des Eldſtroms und der Marſchinſeln bei Hamburg. 1869.

Odſt, A.: Slawiſche Spuren im alten Hamburg. Hamburger Fremdenblatt, 1. IV. 1904.

Stück, H.: Geſchichte des Hamburgiſchen Vermeſſungsweſens. 1888.

Steoeking, G. H: Übee die Wohnungsaerhältniſſe Hamduegs in älterer uad neuerer Zeit. Zeitſchrift für Wohnungsweſen 1906.

Methap, W.: Alt-Hamburgiſche Bauweiſe. 1908.

Eede, A., und Ranck, Che.: Das Hamdueger Büegerhaus. 1911.

Möeing, W.: Die Wahlfahrtspolitik des Hamburger Rates im Mittelalter. Beelin und Leipzig 1913.

---

Lappendeeg, J. M.: Die älteſtea Stadt-, Schiffs- und Landeechte Hamburgs. 1845.

Baetels, J. H.: Neuer Addruck dee viee Hauptgrundgeſetze dee hamburgiſchen Verfaſſung. 1823.
Nachtrag dazu 1825.
Supplement dazu 1825.

Kiefeker, J.: Sammlung der hambueglſchen Geſetze und Veefaſſungen. 1765 ff.

Anderſon, C. A.: Sammlung Hamburgiſcher Verordnungen. 1783.

Verein für Hamburgiſche Geſchichte: Dee Stadt Hamburg Gerichtsordnung und Statuta. 1812.

Koppmann, K.: Zur Geſchichte des Rechts und der Verfaſſung.

Derſelbe: Kämmereirechnungen der Stadt Hamdueg. 1350—1554, 9 Bände, 1869—1894.

Lappenberg, J. M.: Hamburgiſches Urkundenduch. I. Teil. 1842.

Hagedorn, A.: Hamburgiſches Urkundenduch. II. Teil. 1911.

Rüdiger, O.: Barbaroſſas Freidrieſ für Hamburg. 1889.

---

Schlütee, M.: Traktat von denen Erden la Hamburg. 1698.

Heß, J. L. van: Hamburg, topogeaphtſch, politiſch und hiſtoriſch beſchrieden. 1810.

Neddermeyer, F. H.: Tapographie der Freien und Hanſeſtadt Hamburg. 1832.

Gaedechens, C. F.: Hiſtoriſche Topographie der Freien und Haafeſtadt Hamburg. 1880.


---

[1] Wo nichts anderes bemerkt, iſt der Erſcheinungsort Hamburg.

Digitized by Google

Gaedechens, C. F.: Topographische Studien über die Gewässer in und bei Hamburg. Zeitschrift d. V. f. H. G.
Wichmann, E. H.: Die Bedeutung der Ausgrabungen für die hamburgische Geschichte. Hamburger Nachrichten, 1893. September bis November.
Joachim, H.: Die Anfänge Hamburgs. Vortrag im V. f. H. G. 13. März 1911.
? Hamburgs räumliche Entwicklung. Hamburger Correspondent. 4. und 11. Juli 1888.
Hübbe, H. W. C.: Hamburgs Gegend zur Zeit seiner Gründung. Vortrag im V. f. H. G. 13. Februar 1898.
Derselbe: Bürgermeister Wirad von Boizenburg. Vortrag im V. f. H. G. 19. Januar 1903.
Scheabee, Th.: Der Stadtteil Altstadt-Südteil. Vortrag im V. f. H. G. 14. Februar 1912.
Walthee, C.: Röbingsmaekt. In der Festschrift für die Versammlung des Hansischen Geschichtsvereins. 1899.
Becker, W.: Zur Geschichte des Röbingsmarkts in Hamburg. In der Festgabe zum 21. Juli 1905, Anton Hagedorn, Dr., Senatssekretär usw., gewidmet. Hamburg 1906.
Gaedechens, C. F.: Über die hamburgischen Buegen und Schlösser. Hamburger Nachrichten. 7. Oktober 1886.
Derselbe: Geschichte des Hamburgee Rathauses. 1867.
Faulwasser, J.: Die St. Katharinenkirche in Hamburg. 1896.
Mönckebeeg, C.: Die St. Nikolaikirche in Hambueg. 1846.
Wortmann, G.: Ein cheonologischer Zusammentrag, das Kirchspiel St. Michaelis betreffend. 1809.
Kiehn, M. G.: Das hamburgische Waisenhaus. 1821.
Volgt, J. F.: Aus dem alten Hamburg. V. Das Haus der Schiffeegesellschaft. Nüegeszeitung 1882.

---

Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte.
Mitteilungen des Veeeins für Hamburgische Geschichte.

---

Höveten, K. v.: Der Uhr-Alten ... Stadt Hamburg Hoheit. Lübeck 1668
Gude, H. V.: Nachricht von bee Stadt Hamburg. Etwa 1700. (Commerzbibliothek Hamburg)

---

Ordnung des Hasenmoors im Grimm, Commerzbibliothek Homburg. (H. 446.)
Nota, von denen Gassen, woselbst sich hölzerne Pfähle, eiserne Ketten und Ringe befinden. 1748. (Commeez-bibliothek Hamburg.)

---

Eine Übersicht über die älteren hamburgischen Stadtpläne geben:
Nebdeemeyee, J. H.: Topographie der Freien und Hansestadt Hamburg, 1832. S. 3 u. f.
Geeez, T.: Geschichte der geographischen Vermessungen und Landkaeten Nordalbingiens. Beelin 1859. S. 27 und 46.
Mitteilungen des Vereins für Hamburgische Geschichte. VI. S. 80 und 96.

Digitized by Google

## Verlag von Boysen & Maasch in Hamburg 36

**Hamburg und seine Bauten** unter Berücksichtigung der Nachbarstädte Altona und Wandsbek 1914. Herausgegeben vom Architekten- und Ingenieur-Verein zu Hamburg. 88 Bogen Lexikonformat mit 2566 Abbildungen im Text, 22 Tafeln und 2 Titelbildern. Zwei Bände: in Ganzleinen gebunden Preis Mk. 30.—, in Halbleder gebunden Preis Mk. 40.—.

Die „Zeitschrift des Verbandes deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine" schreibt u. a. . . . Die beiden Bände enthalten eine solche Fülle hochinteressanter technischer Leistungen, daß es schwer fällt, Einzelheiten herauszugreifen. Besondere Anerkennung muß dem Buchausschuß für seine Tätigkeit ausgesprochen werden, denn er hat die gewiß schwierige Aufgabe, allen Teilen eine gleichmäßige Behandlung zuteil werden zu lassen, glänzend gelöst. Druck und Papier und alle Abbildungen sind mustergültig, und so kann wohl gesagt werden, daß der Architekten- und Ingenieur-Verein zu Hamburg mit seiner Gabe „Hamburg und seine Bauten" eine Leistung vollbracht hat, auf die er mit Recht stolz sein kann.

Geh. Baurat Professor G. de Thierry.

---

**Der Kirchenbau des 18. Jahrhunderts im Nordelbischen.** Von Architekt Dr.-Ing. Alfred Burgheim. Mit 152 Abbildungen nach Zeichnungen und Photographien. Quartformat. 1916. Pappband Mk. 8.50, Leinenband Mk. 10.—.

Der Verfasser schildert achtunddreißig in Umfang und Form sehr verschiedenartige und doch wesensverwandte Kirchen, an der Hand sorgfältiger zeichnerischer und photographischer Aufnahmen, unter Nachweis und zum Teil unter Beifügung der alten Entwurfszeichnungen und auf Grund eingehender Forschungen in den einzelnen Kirchenarchiven.

---

**Das Allgemeine Krankenhaus Hamburg-Barmbeck mit Barackenkrankenhaus**

Von Dr.-Ing. Ruppel, Baurat. Mit 226 Abbildungen (darunter 3 Tafeln) im Text. Quartformat. 1916. Preis in Pappband Mk. 16.50, Ganzleinenband Mk. 19.—.

Dieses neue Krankenhaus bildet durch seine auf den neuesten und besten Lehren der Hygiene und Krankenhaustechnik beruhende Anlage und Einrichtung einen großen Fortschritt auf dem sozialhygienisch so wichtigen Gebiete des Krankenhausbauwesens.

---

**Alt-Hamburgische Bauweise.** Kurze geschichtliche Entwicklung der Baustile in Hamburg, dargestellt am Profanbau bis zum Wiedererstehen der Stadt nach dem großen Brande von 1842; nebst chronistisch-biographischen Notizen, verfaßt von Bauinspektor W. Melhop. Lexikonformat, 360 Seiten mit 274 Autotypien. In Leinenband Mk. 18.—. (Vergriffen.)

---

**Mein Heimatbuch.** Was die hamburgischen Bauten der Jugend und dem Volke von unserer Stammesart erzählen. Von Paul Bröcker. Mit 59 Federzeichnungen von Ferd. Sckopp. Oktavformat. 176 Seiten. Pappband Mk. 3.25, in festem Naturleinen gebunden Mk. 4.—.


Digitized by Google

## Verlag von Boysen & Maasch in Hamburg 36

**Das Hamburger Bürgerhaus.** Seine Bau- und Kunstgeschichte von A. Erbe und Chr. Ranck, Regierungs-Baumeistern a. D., Bauinspektoren in Hamburg. Großfolio (48 : 32 cm), 109 Seiten Text mit 201 Abbildungen, 52 Tafeln in Lichtdruck und 39 Tafeln Zinkätzungen, enthaltend Grundrisse, Schnitte, Ansichten, Einzelheiten der äußeren und inneren Ausstattung. In Mappe Preis Mk. 60.—.

Die Verfasser hoffen, durch Herausgabe dieses Werkes das Verständnis für den Wert der vaterstädtischen Baudenkmäler in weiteren Kreisen zu erwecken und zur Vertiefung des Heimatsgefühls beizutragen. Zum erstenmal ist auch der Innenausbau eingehend berücksichtigt.

**Das Hamburger Kontorhaus.** Herausgegeben vom Architekten- und Ingenieur-Verein Hamburg. Mit 42 Lichtdrucktafeln, davon 2 farbig, und 10 Abbildungen im Text (16 Seiten). Folio, 26 : 36,5 cm. In Leinenmappe Preis Mk. 25.—.

Die bildlichen Darstellungen in Gemeinschaft mit dem begleitenden Text zeigen in klarer Weise die Entwicklung des Kontorhauses.

**Die Architektur des hamburgischen Geschäftshauses.** Ein zeitgemäßes Wort. Theoretische Betrachtungen von Paul Bröcker, und praktische Vorschläge von Architekt Fr. Höger. Folio, 82 Seiten. Mit 11 Tafeln und 3 Abbildungen im Text. Kartoniert Preis Mk. 6.—.

Die Verfasser bieten in dem Buche Anregungen, wie man unsere modernen großen Zweckbauten heimatlich und zugleich zeitgemäß und praktisch errichten kann.

**Die Treppenanlagen in den alten Bürgerhäusern der Hansestädte Bremen, Hamburg, Lübeck.** Herausgegeben vom Architekt Dr.-Ing. Eugen Fink in Hamburg, Regierungs-Baumeister, Bauinspektor a. D. Mit 28 Seiten Text und 81 Tafeln, enthaltend 155 Abbildungen. Format 25 : 33 cm. In Pappband Mk. 10.—, gebunden in Leinen Mk. 12.50.

Inhalt: Einleitung. — Die Treppe in der Grundrißentwicklung. — Die Lage der Treppe im Raum. — Der Aufbau der Treppe. — Die dekorative Ausschmückung der Treppe.

**Hamburg und die Hamburger Landschaft.** Aufgenommen im Auftrage der Freien und Hansestadt Hamburg. Herausgegeben von Ernst Juhl. Format 30 : 43 cm. 90 Tafeln in Faksimile-Lichtdrucken, mit Text. In Mappe Mk. 60.—. (Vergriffen.)

**Die Kanalisation der Freien und Hansestadt Hamburg.** Bearbeitet im Auftrage der Baudeputation von Baurat Curt Merckel. Lexikonformat, 264 Seiten, mit 267 Abbildungen im Text, 6 Tafeln und 1 Plan. Geheftet Mk. 18.—, Halbfranzband Mk. 21.—.

Eine eingehende durch Bilder und Pläne erläuterte Schilderung der Arbeiten und Anlagen in Hamburg unter der Erde!


Digitized by Google

Digitized by Google

# Burgen im Herzogtum Schleswig

Von

Richard Haupt zu Preetz.

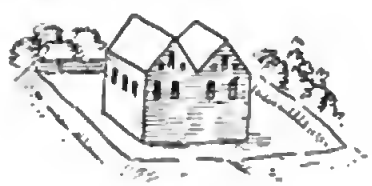
1916

Digitized by Google

Das Wesentliche der hier dargebotenen Abhandlung ist im „Burgwart“, der Zeitschrift der Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen, enthalten, die sie im sechsten und siebenten Hefte des sechszehnten Jahrganges mitgeteilt hat. Hier erscheint sie auf besonderes Begehren hin für sich, und zwar in bequemerer und angenehmerer Anordnung, verstärkt und bereichert durch einige Zusätze und weitere Bilder. R. H.

Gedruckt bei Imberg & Lessen G. m. b. H. in Berlin SW.

Digitized by Google



a

b

c

Eine unerschöpfliche Quelle der Belehrung und des Genusses, zu der wir gern zurückkehren, ist nach der großen Arbeit, deren Ergebnisse Piper in seiner Burgenkunde*) niedergelegt hat, noch immer Cohausens Werk über das Befestigungswesen der Vorzeit**); wir erfreuen uns zugleich an der Vielseitigkeit des Gebotenen und an der Trefflichkeit des dahinter stehenden Mannes.

In einem Betracht können uns aber beide Werke noch nicht genug tun. Die in ihnen erschlossene Kenntnis bedarf weiter der tieferen Erfassung, der Auferbauung von Grund auf, und der Abrundung in Bezug auf die einzelnen Gebiete mit ihren Sonderheiten. So gut als die italienischen Burgen nicht in einem mit den deutschen betrachtet werden können, so gut gibt es auch unter diesen wesentliche Unterschiede, die es nicht erlauben, daß der Blick die ganze Masse, von den Alpen und der Maas bis zum Meere und dem Peipussee, als eine Sammlung einheitlicher Entstehungsart und Bildung erfasse. Die Verfasser der allgemeinen Werke, die grundsätzlich zusammenfassen wollten, konnten und wollten aber nicht auch schon zugleich grundsätzlich sondern und teilen.

Damit das geschehe, muß hinter jenen die Kleinarbeit hergehen, bei welcher der Fleiß und die Tätigkeit der örtlichen Forscher einzusetzen hat, überall an das im großen Gewonnene anschließend und anknüpfend, und zwar ohne Furcht, kleinlich zu erscheinen und langweilig für die, welchen weniger die wissenschaftlich-geschichtliche Erfassung der Burgenkunde als die Freude an den Großtaten unseres deutschen Burgenbaues bei ihrer Anteilnahme leitend ist.

Es ist bereits, in Zusammenfassung einzelner Gebiete oder in Beschränkung auf solche, vieles geleistet worden; die Burgen unserer namhaftesten Gebiete haben zum Teil mehrfältig treffliche und glanzvolle Darstellungen gefunden. Hessen, Ostpreußen, die Rheingegenden, der Elsaß, Baden, Österreich, Tirol, Italien haben den Fleiß der Forscher in Bewegung gesetzt; natürlich aber ist der Sinn und Geist der auf dem Gebiete Arbeitenden außerordentlich verschieden, und bei manchen ist durch die sehr berechtigte Freude an dem Romantisch-Glanzvollen die Anteilnahme an dem Allgemeinen durchaus überwogen. Jedesfalls sind noch nicht alle Teile des Vaterlandes behandelt.

Einen Platz in der deutschen Burgenkunde kann auch das Land der Nordelbingen beanspruchen, gleichviel, ob die Feststellung ergibt, daß darüber Anziehendes und besonders Eigenartiges zu melden ist oder nicht, namhafte Burgen und andere Befestigungsanlagen vorhanden sind oder nicht. Die Behandlung muß nur vollständig sein.

Wie wenig darüber im allgemeinen bekannt ist, kann man daran bemerken, daß das Land bei Piper gar keine Stelle einnimmt. Dieser Gelehrte hat allerdings die Inventare der Baudenkmäler zu benutzen sträflich verschmäht, gerade wie er, nicht ohne viele Einbuße für sich, den Burgwart und alles, was er enthält, geflissentlich zur Seite stellt. So nennt er aus dem weiten Gebiete nur einen Ort (Lauenburg) und diesen so, daß er mit Falschem weniges Richtige vermengt.

*) Otto Piper, Burgenkunde innerhalb des deutschen Sprachgebietes. München 1895. 3. Aufl. 1911.

**) Aug. v. Cohausen, Die Befestigungsweisen der Vorzeit und des Mittelalters, herausgeg. von Jähns, Wiesbaden 1898 (verfaßt vor 1894). Die obenstehende Abbildung gibt Cohausens drei Schleswig-Holsteinsche Burgentypen wieder.

Digitized by Google

Anders der Oberst von Cohausen. Er hat sich der Notwendigkeit, Einteilungen zu machen und Unterschieden nachzugehen, nicht verschließen wollen, und namentlich in Beziehung auf unsere Nordmark das Charakteristische zu gewinnen gesucht. Aber er ist bei diesem Versuche in die Irre geraten, und was er bringt, kann man getrost durchstreichen. Da es indes, ehe die Lösung einer Frage versucht wird, notwendig ist, zuvor auffallende Irrtümer, namentlich wenn sie an unverächtlichen Gewährsmännern ihre Stütze haben, zu beseitigen, so muß zunächst auf seine Darlegungen eingegangen werden.

Es wird der Anschein erweckt, als wisse Cohausen über „Schleswig-Holstein" Bescheid. Doch schon was er bei Behandlung der Gebücke und Schutzwaldungen über die Knicke sagt (S. 16), die mit Hecken bepflanzten Wälle, welche die Landschaften durchziehen, die Wege begleiten, die Gewanne sondern, ist unzuverlässig. Denn die Knicke, die übrigens bloß in gewissen Teilen des Landes vorkommen, sind wesentlich erst im 18. Jahrhundert, und zwar nur als Ackerscheiden, angelegt, da man die Feldmarken aufteilte. Mit der Landesverteidigung haben sie nichts zu tun.

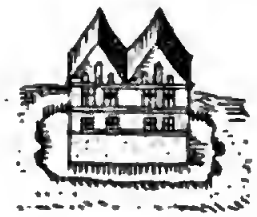


Abb. 2a. Herrenhaus von Mühlendorf nach der Tabula Ranz.

nach dem Ölbilde.

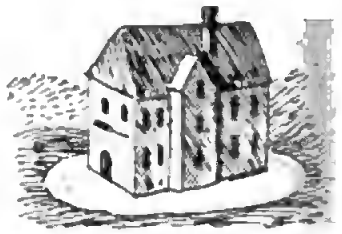


Abb. 2b. Herrenhaus zu Bild nach dem Ölbilde.

Die „Burgen in Schleswig-Holstein" gleichen nach Cohausen (S. 140) „Häusern und Höfen, die mit einem Wassergraben umzogen sind, während Türme und andere Verteidigungseinrichtungen fehlen". Dasselbe sagt er wieder, wo er (S. 265) ausdrücklich einen mit Abbildungen versehenen Abschnitt den „Elbherzogtümern" widmen will. Man begegne hier anstatt eigentlicher Burgen einfachen oder doppelten Bürgerhäusern, von einem Wassergraben umzogen, den ein Holzsteg überbrückt. Diese „typische" Form wird belegt mit dem Bilde eines „Schlosses" (Abb. 1a), das es nie gegeben hat. Es ist abgezogen von zwei Bildchen des 16. Jahrhunderts, die schon selber, zu vollkommener Mißverständlichkeit umstilisiert, die Herrenhäuser von Mühlendorf und Ranzau (beide im östlichen Herzogtum Holstein) vorstellen sollen, und von denen das erste wie das zweite unzuverlässig ist. (Abb. 2a.)

Die Kenntnis Cohausens beruht auf der Benutzung eines nach dem Titel viel versprechenden Buches von Jyh. v. Schröder: „Darstellungen von Schlössern und Herrenhäusern der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg, vorzugsweise aus dem 16. Jahrhundert" (Hamb. 1862). Ich habe bereits 1887 in den Bau- und Kunstdenkmälern Schleswig-Holsteins (3, 52), welchen Herr von Cohausen freilich zu seiner und seiner Leser Beeinträchtigung Beachtung zu schenken versäumt hat, eindringlich vor ungeschickter Benutzung gerade dieses Werkes gewarnt, dessen Verfasser sich im übrigen eines sehr wohl verdienten dauernden Ansehens erfreut. Es sei daraus das Wesentliche hierher gesetzt.

Schröder gibt fast nur, in einer vergrößerten und vergröberten Gestalt, die Bildchen der sog. Tabula Ranzoviana wieder, einer von Scipio Ammuratus zu Florenz für Heinrich Ranzau 1586 gezeichneten, zu Köln gestochenen Stammtafel. Am Rande sind in 50 Bildchen die meisten der damals im Besitze der Familie befindlich gewesenen Herrenhäuser zeichnerisch angedeutet. Natürlich bieten die Bildchen nur gewissermaßen Abkürzungen, erinnernd an die Weise mancher alter Landkarten. Von der Erscheinung der Gebäude ergeben sich dadurch zwar beachtenswerte, aber stets mehr oder minder ungetreue Andeutungen. Unter ihnen sind sogar manche geradezu falsch, aus der Luft gegriffen. Einige gaben, so wie sie der Stich zeigte,

Digitized by Google

durch ihre Unwahrheit den kundigen Anstoß. Das zeigt sich darin, daß man auf einer 1591 in Öl gemalten großen Wiedergabe des Stammbaumes manche durch weniger unrichtige ersetzen mußte; die große Mehrzahl allerdings ist einfach übernommen worden und erscheint auf dem Ölbilde, seiner rauhen Ausführung entsprechend, nur noch vergröbert und namentlich auch, durch das Hinzutreten der Farbe, weiter willkürlich und für den Leichtgläubigen mißleitend entstellt. Das Bild ist im Besitze des Grafen Ranzau zu Friedrichslund auf Fühnen*).

Um Verbesserungen vorzunehmen, konnte der Maler damals namentlich auf ein gewisses Holzschnittwerk hingewiesen werden, das kurz nach dem Erscheinen des Stiches ebenfalls auf Veranlassung Heinrich Ranzaus herausgegeben worden war. Es heißt Hypotyposis arcium .. und bietet von den wichtigsten Herrenhäusern, die in Heinrich Ranzaus Besitze waren, ziemlich gute und verläßliche Abbildungen. Daß der Maler sich das zu Nutze gemacht und danach einige Verbesserungen ausgeführt hat, davon kann man sich bei der Vergleichung leicht überzeugen. Wo sonst Verbesserungen oder Veränderungen vorgenommen sind, da sind andere Hilfsmittel zugezogen, über deren Wert und Art wir im einzelnen kein Urteil haben können. Viele Sorgfalt ist nicht angewandt.

Zu den auf dem Stiche ganz falsch dargestellten Herrenhäusern gehört namentlich (Abb. 1 b) das sog. Schloß zu Bülck (bei Friedrichsort); von diesem bietet das Ölbild (Abb. 2b) eine ganz verschiedene und augenscheinlich nunmehr nach einer gewissen Treue strebende Ansicht. Cohausen, der gerade jenes „Schloß" nach dem Stiche wiedergibt, erklärt es für beachtenswert als Beispiel einer einigermaßen großartigen Burg. Sein drittes Modell (Abb. 1c) will Beispiel „einer der seltenen Hügelbauten" sein; es soll die 1323 zuerst erwähnte Grenzveste der Holsten zu Hanerau an der Grenze gegen die Ditmarsen hin darstellen. In der Tat erscheint die Burg „Homerau" bei Cohausen als ein Viereck auf einem Hügel belegen. Aber auf dem Stiche liegt die Burg Hanerau (in Holstein) im flachen Felde, und auf dem Ölbilde ist sie von einem nassen Graben umgeben. Es gibt zudem Gründe, an der Zuverlässigkeit beider Abbildungen zu zweifeln.

Wir müssen also Cohausens Andeutungen und Schlüsse für erledigt erklären; die Frage nach Wesen und Art unserer Burgen und Befestigungsanlagen ist noch ganz offen, und so mag in die Erörterung neu eingetreten werden.

Vorweg sei bemerkt, daß Schleswig und Holstein, und gar das erst jetzt dazu geschlagene Lauenburg, sich nicht als Einheit behandeln lassen, wenn man geschichtlich verfahren will. Burgen sind Ergebnisse und Teile geschichtlicher Entwicklung. Da haben wir selbst in dem kleinen Herzogtum Lauenburg, dem armen Reste des großen Herzogtums Niedersachsen, zwei Teile zu erkennen; Holstein umfaßt die Grafschaften Holstein und Stormarn, und daneben liegt östlich das im 12. Jahrhundert eroberte Wagrien, westlich aber das Gebiet der Ditmarsen, die sich bis 1559 als freies Bauernvolk gehalten haben. Von Schleswig endlich, womit allein wir uns hier eingehend beschäftigen wollen, ist zunächst zu sagen, daß es kein deutsches, sondern ein dänisches Land gewesen ist; aber es haben sich in den späteren Zeiten des Mittelalters deutscher Einfluß und deutsches Wesen hier, wie überhaupt in der dänischen Mark, eingebürgert. Was dazu führte, daß das Herzogtum schließlich von Dänemark ganz getrennt worden ist, ist der Umstand, daß mit der Herrschaft über das schon von früher Zeit her gegen die anderen dänischen Lande eine gewisse Selbständigkeit behauptende Gebiet das holsteinische Grafenhaus belehnt ward, daß der nordelbische Adel überhaupt die Gelegenheit in besonderem Maße erhielt, sich in Besitz erheblicher Landstriche zu setzen, namentlich der südöstlichen Landschaften, des dänischen Wohldes, Schwantzens, Angelns, und daß, bei der Nachbarschaft des volkreichen Deutschlands und dessen überwiegender Kraft, deutsche Art und auch deutsche Bevölkerung sich dem Lande von Süden her mitteilten. Dieser Einfluß ließ namentlich eine Anzahl Städte entstehen, in denen er Stützpunkte gewann. Immerhin war vor zweihundert Jahren die deutsche Volkssprache nicht über die Stadt Schleswig vorgedrungen, bei welcher, von Osten nach Westen durchziehend, die uralte Landwehr,

*) Wilh. Lorenzen, Rantzausche Burgen und Herrensitze im 16. Jahrh. Schleswig 1913. Nach dem dänischen: Wilh. Lorenzen, Rantzauske Borge ... Kop. 1912. S. dazu Burgwart XV, 23. Von mir ausführlich besprochen im 41. Stück der wiss. Beilage der Hamb. Nachr. 1913 (12. Okt. 1913).

Digitized by Google

das Danewerk, von jeher die Grenze der völkischen Verbreitung des Dänentums bezeichnet hat. Was südlicher liegt, bis hin zur Eider, ist ein mehrfach umstrittenes Grenzland gewesen, staatlich und kirchlich seit Kaiser Konrad II. fest zu Dänemark gehörig, aber in seiner Eigenschaft als Grenzmark zunächst wüste und volklos. So war es der ganz allmählichen Besiedelung hingegeben, die natürlich wesentlich vom Süden kam.

Der westliche Teil dieses Gebietes, des Landes zwischen Eider und Schlei, wie es hieß, war im ganzen sumpfig und wenig begehrenswert. Der östliche dagegen umfaßte namentlich die fruchtbare Halbinsel, der dänische Wohld (Wald) genannt, in der sich der Adel festsetzte. Hier sind eine Menge Güter entstanden,

Abb. 3. Das Danewerk bei Schleswig.

unter allmählicher Vernichtung der Dörfer und anderen bäuerlichen Niederlassungen. Festgestellt und abgerundet haben sich diese Besitzungen aber erst seit dem 16. Jahrhundert. Erst nach der Reformation und mit Hilfe des römischen Rechtes, das die Bauern rechtlos machte, sind die allermeisten Herrensitze teils entstanden, teils zu genügender Wohnlichkeit und Größe ausgebaut oder neu angelegt worden.

Die typische Grundform solcher Herrensitze war im ganzen Lande, in Holstein wie in Schleswig, die gleiche; sie ergab sich aus den Verhältnissen als naturgemäß. Zwar gab es, wie Bilder und Grabplatten zeigen, auch hier die lebendige Vorstellung von der wohlbewehrten, betürmten, von der Berges- und Felsenhöhe herabdrohenden Ritterburg; aber in der Natur war nirgends Berges- oder Felsenhöhe zu finden. Es ist ein Land der Wasserburgen; Wasserburgen aber sind nur in seltenen Fällen von der Natur vorgebildet; Form und Anlage sind vielmehr Ergebnis des menschlichen Willens.

Der Burgplatz ist gemeiniglich in einem Teich oder See angelegt, oder er ist im Viereck umschlossen von einem nassen Graben. Nicht selten steigt der Bau unmittelbar aus dem Wasser auf; gewöhnlich aber bietet sich mehr Raum; hier steht das Herrenhaus, von quadratischem Grundriß, mit Paralleldächern gedeckt, oder von rechteckigem, wobei ein Flügel, oder auch zwei, und andere Erweiterungen, nebst einem Hofraum, Platz erhalten können. Der Wirtschaftshof aber, der unentbehrlich ist, weil das Ganze eben der Wohnsitz eines Gutsbesitzers ist, und der bedeutend geräumiger sein muß als der für das Wohnhaus bestimmte Teil, ist von diesem geschieden; der Regel nach liegt er davor, man muß ihn durchschreiten, um zu jenem zu kommen. So bedarf er besonderer Umwehrung nur auf drei Seiten. Auch diese besteht am häufigsten aus wasserführenden Gräben; es können auch, wie beim Wohnhause, Wälle und Verhaue dazu kommen. Wir geben hierzu (Abb. 4) den Grundriß eines der stattlichsten Herrensitze.

Will man eine solche Anlage eine Burg nennen, so steht das frei. Sie bietet ja zeitgemäßen Schutz, und die Grundzüge sind unzweifelhaft dieselben, welche schon von jeher, also auch für die Gestaltung ritter-

Digitized by Google

licher mittelalterlicher Burgen, bestimmend waren. Nur waren diese um so bescheidener, je kleiner der zugehörige und von hier bewirtschaftete Landbesitz war. Aber wenn wesentliches Kennzeichen der Burg die Wehrhaftigkeit und die auf diese in allen Stücken genommene Rücksicht ist, und zu der Sicherheit gegen Angriffe auch allemal die Anstalten tätiger Abwehr hinzukommen mußten, so fehlt diesen Burgen dieses Wesentliche. Der Eindruck der Wehrhaftigkeit beruht fast nur auf den Wassergräben, deren Anlegung meist schon der Entwässerung wegen sich ergeben hätte und so auch noch heute oft genug ergibt, sowie auf anderen zur Umschließung gehörenden Einrichtungen, Hecken und Zäunen. Erhöht kann, wie angedeutet, der Eindruck der Wehrhaftigkeit sein, indem die aus dem Graben gewonnene Erde als Wall geschichtet wird. In manchen Fällen liegt bei großen Anlagen eine festungsmäßige Ausbildung mit Basteien und Geschützständen vor. Aber durch solche Ausnahmen wird das Bild nicht verschoben: diese Herrenhäuser des 16. und 17. Jahrhunderts sind keine Burgen im Sinne des Sprachgebrauches. Die überall vorhanden gewesenen Zugbrücken — heute gibt es noch ganz wenige — hatten wesentlich symbolische Bedeutung; die Torhäuser, an denen auf Verteidigung nichts zu deuten pflegt, waren notwendig, um die Abschließung zu vollenden; auch mochten sie für gewisse Beschäftigungen Räume bieten. So konnte es nicht wohl an einem Gelasse für die Opfer der patriarchalischen Gerechtigkeitspflege mangeln, und da es dem freien Manne nie ganz an Waffen für sich und seine Leute fehlen durfte, waren auch solche aufzubewahren. Namentlich scheint, neben den Spießen, bis in neue Zeit herein die Armbrust unentbehrlich gewesen zu sein. Man schoß mit ihr so weit und sicher als mit dem rostigen Gewehr und dem meist schwachen Pulver; und wenn das Lot nicht zur Hand, das Kraut feucht war, auf die Armbrust war stets Verlaß.

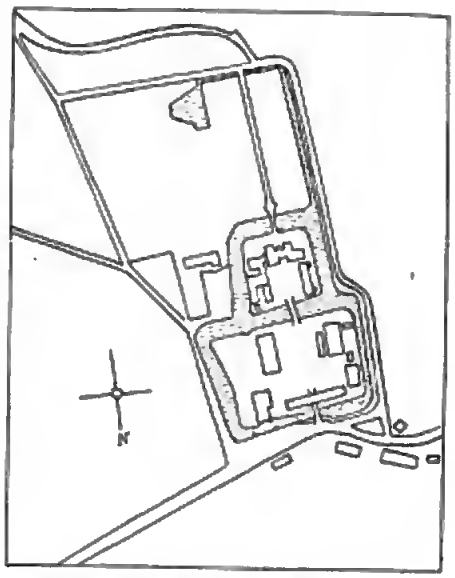



Abb. 4. Herrenhaus und Wirtschaftshof zu Damp in Schwansen. (Nach Kok.)

Die ansehnlicheren der Herrenhäuser sind, mit manchen Ausnahmen, soweit sie seit dem 16. Jahrhundert erbaut gewesen sind, aus Backsteinen errichtet worden. In früheren Zeiten, aber oft auch noch später, war ohne Zweifel für diese Landsitze Holzbau das Regelmäßige, weshalb, wenn die Baulichkeiten selbst verschwunden sind, nur die Anlage sichtbar bleibt; wenn nicht Funde Auskunft geben, kann man einem solchen Burgplatze nicht nachsagen, ob er alter oder neuerer Zeit angehöre. Daß die Burgen in Angeln im Mittelalter aus Holz gebaut gewesen sind und auch hölzerne Burgtürme gehabt haben, wird ausdrücklich versichert; es ist für uns nicht nachzuprüfen, aber glaubhaft.

Wem die schwere Zugänglichkeit eines genügend großen Wohnplatzes, bewirkt durch tiefe Gräben und starke Baumpflanzungen, als Kennzeichen der Burg genügt, der möchte finden, daß es in dem zweiten Landesteile des Herzogtums Schleswig, in Friesland, an Burgen geradezu wimmele. Manche Bauernhöfe, Pfarrhäuser, Kirchen liegen wie kleine Festungen nicht bloß in umschließenden tiefen Gräben, sondern ihr Platz überhöht, als sorgsam und reichlich geschütteter Hügel, die ganze Umgebung. Auch können die Gebäude selbst zu gewaltiger Größe ausgebildet sein, sei es, daß sie sich vielflügelig um einen Hof gliedern, sei es, daß sie alles in Einem umfassen, wie denn dem roten Hauberge, bei Husum, an die hundert Gelasse zugeschrieben werden. Auf Sylt hinwiederum hat man sich in der Gegend, wo nasse Gräben nicht möglich, runde Findlingsteine aber in Fülle vorhanden sind, den Gebrauch herausgebildet, mit schönen und regelmäßigen Trockenmauern, auf denen man auch noch Hecken als Gebücke pflanzen konnte, sich abzuschließen und so aller Welt Trotz zu bieten.

Bei diesem partikularistischen Sonderleben ist aber die Entwickelung eines umfassenden zweckdienlichen Befestigungswesens ausgeschlossen; es ergibt sich das aus den gesamten Verhältnissen:

Digitized by Google

Die Nord- oder Kleinfriesen sind ein nur räumlich vom Stamme getrennter Zweig des friesischen Volkes. Sie wohnen westlich einer Linie, die man etwa von Friedrichstadt nach Tondern ziehen mag, und haben so die Küste und die Inseln inne. Seine ganze Kultur hat dies Volk nicht mit den Dänen, sondern mit den Großfriesen gemein, die an der südlichen Küste des deutschen Meeres, von jenen gar nicht weit entfernt, wohnen. Hier sind weder Städte noch auch Adelige; weder Stadtmauern noch Burgen. Ja auch Landwehren sind ausgeschlossen. Denn die vielen freien Männer bildeten zwar einzelne Gemeinschaften und machten auch eine völkische Gesamtheit aus, nie aber eine staatliche, in der sie sich gegen die Nachbarn so als Einheit gefühlt hätten, wie etwa die Ditmarschen, die ihr ganzes Land mit Wällen, Gräben, Verhauen, Schutzwäldern, Gedücken, Hammen und Schanzen und Blockhäusern umgaben und auch innere Abschnitte befestigten.

Dem Umstande, daß bei den Friesen auch Ringwälle der frühgeschichtlichen Vergangenheit kaum zu treffen sind, wird man kein zu großes Gewicht beizulegen haben. Was etwa in der Marsch vorhanden war, muß bei den Veränderungen, die der Boden selbst erfahren hat, verschwunden, versunken oder auch verbraucht sein, wie der Freiberg bei Garding und ein paar sogenannte Burgen im übrigen Eiderstedt. Auf festerem Boden gibt es noch zwei sehr ausgedehnte Walburgen, deren Bedeutsamkeit wir freilich nicht mehr ermessen können. Die Wasser der Westsee haben ja mehr als hundert Kirchspiele aufgezehrt, viel mehr als das Ländchen noch besitzt. Der eine Wall liegt auf Föhr; er ist noch sehr hoch, länglich rund, und bietet in der Mulde seines Innern für Hunderte von Menschen Platz. Er überschaut die flache Landschaft weithin, obwohl er absichtlich nicht auf den festeren, sandigen und schwach erhöhten Teil der Insel gelegt erscheint, sondern sich neben dessen Rande aus der Marschfläche erhebt. Ganz gleiche Verhältnisse bietet der Wall bei Tinnum auf Sylt. Es ist erklärlich, daß die Sage solche Wälle mit den Namen gefürchteter Seeräuber und anderer Gewaltmenschen in Verbindung weiß, die sie aufgeworfen oder sich darin geborgen hätten, aber es ist dieser Überlieferung nichts Festes zu entnehmen.

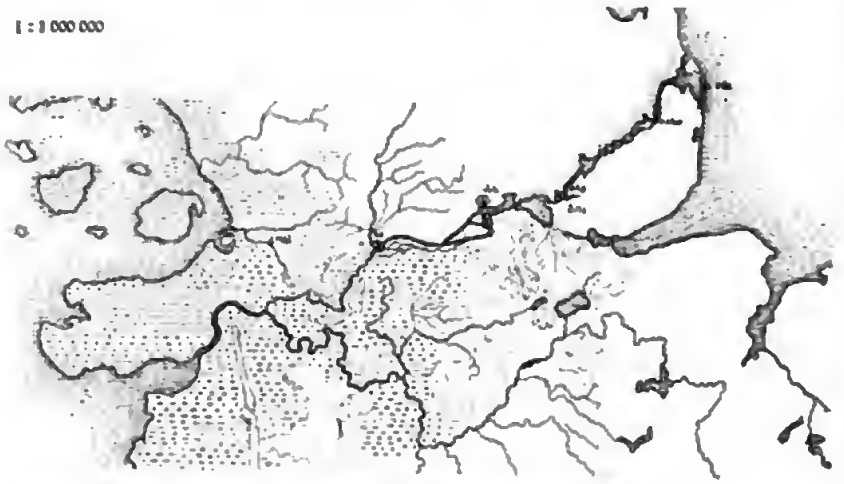



Abb. 5. Das Danewerk zwischen den zwei Meeren.

Doch ist es geschichtlich, daß für das Geschlecht der Lembecke, das in Diensten des Grafen von Holstein wie auch des Königs in diesen Gegenden und in Jütland eine Zeit lang eine große Rolle gespielt hat, auf Föhr im 14. Jahrhundert ein Castelium angelegt worden ist als Zwingburg der Landschaft. Zu dieser Veste gehörte ein Vorwerk, für dessen Anlage die Dorfleute zweier Dörfer ihre Ländereien abgeben mußten. Weiter hören wir von dieser Burg nichts.

Zweihundert Jahre vorher hatte ein König Dänemarks im südlichen Teile des Frieslandes eine Burg angelegt, und zwar an der Stelle, wo von Schleswig her der Eingang ins Friesische hineinführte und wo zugleich der Verkehr zwischen der Ostsee und dem westlichen Meere zu versichern und zu decken war. Der trockene Weg ging von Schleswig zwei Meilen weit, dem Danewerk entlang, nach Hollingstedt, von da ab konnte man wieder zu Wasser fahren. Es waren Anstalten getroffen, daß auch Schiffe, selbst in ganzen Flotten, dem Kurgraben entlang (s. auf Abb. 3) herübergezogen werden konnten. Jene Burg war die Mildeburg, angedeutet auf dem fünften Bilde, benannt von dem Flusse Milde und belegen an einem grundlosen Moraste. In den höchst unruhigen Zeiten, ehe Waldemar der Große (1157 bis 1182) die Allein-

Digitized by Google

herrschaft gewann und sein Reich zu den Tagen des Glanzes führte, hatte sie der Mitkönig Knut Magnussen während seiner Streitigkeiten mit Swen Grathe von den Friesen anlegen lassen. Swen nahm sie 1155 durch Belagerung ein, nachdem er seine Schiffe von Schleswig hatte herüberschleppen lassen. Hundert Jahre später sammelte König Abel hier, am Tore des südlichen Frieslandes, sein Heer, durch das er die Friesen knechten wollte. Er ward aber in dem nassen Lande von ihnen besiegt, hinausgetrieben und auf der Brücke, die bei der Mildeburg über den Fluß führte, erschlagen. Die Burg verschwindet damit aus der Geschichte; im 16. Jahrhundert zeigte man aber noch Spuren.

Für das eigentliche Schleswig oder Süderjütland gilt zunächst dasselbe, was schon oben, bei Behandlung des Landes zwischen Schlei und Eider, gesagt ist. Die Landschaften, in denen sich der deutsche Adel großen Landbesitz geschaffen hat, liegen namentlich an der Ostküste; aber auch in der Mitte und im Westen sind große Edelgüter gewesen. In der südöstlichsten Halbinsel, in Schwantzen, besteht der Zustand noch heute, nach dem es beinahe keine freie Bauerndörfer gibt; sonst aber hat in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der König den großen Grundbesitz, den eigenen, der hauptsächlich aus früherem geistlichem Gute bestanden hat, wie auch den der Adeligen, mit einigen Ausnahmen, aufgelöst und einen freien Bauernstand neu erstehen lassen. Den Zerteilungen sind die Herrenhäuser fast durchweg zum Opfer gefallen. Auch von den Schlössern der Landesherrschaft ist sehr wenig übrig geblieben. Mittelalterliche Burgen sind, so weit wir wissen, nicht unter den damals zerstörten Bauwerken gewesen; der Bestand dessen, was damals bei den Aufteilungen herrenlos ward und hinfallen mußte, entstammte wesentlich der nachmittelalterlichen Zeit. Uns berührt der Untergang der einzelnen zum Teil sehr bedeutenden Bauwerke mehrfach schmerzlich; aber das Bedauern würde das gleiche sein, wenn sie nicht gerade durch die Auflösung der großen Güter zu Grunde gegangen wären. Denn ein unwiderstehlicher Drang nach Neugestaltung, noch heute wirksam, wo er irgend Anhalt finden kann, hat im 18. und 19. Jahrhundert überhaupt die alten Herrenhäuser in den Herzogtümern, bis auf ganz wenige, hinschwinden lassen und durch neue ersetzt.

Der Bestand an Mittelalterlichem ist auch darum, von den kirchlichen Bauten abgesehen, im ganzen Lande äußerst gering. Das Urteil wäre betreffs der Burgen wohl etwas anders, wenn sich eine Scheidelinie zwischen den mittelalterlichen und den älteren Burgwällen mit Sicherheit ziehen ließe, und wenn es sich überhaupt verlohnte, die Burgen ohne Mauerwerk hereinzuziehen.

Um von den eigentlichen Burgen eine Vorstellung zu gewinnen, ist es nötig, weiter greifend auf das Ganze des dänischen Burgenwesens einen Blick zu werfen: es ist überhaupt von dem deutschen nicht wohl zu trennen. Die Verwandtschaft beruht auf zwei Umständen. Erstens sind die Erbauer und Besitzer sehr vieler dänischer Burgen Deutsche gewesen, zweitens ist das dortige Befestigungswesen tatsächlich vom deutschen ausgegangen. Denn Knut Laward, †1131, der Vater des oben genannten Waldemars des Großen, Herzog von Süderjütland, und schließlich eine kurze Zeit auch Knäs der Wenden in Wagrien, war beim späteren Kaiser Lothar erzogen worden. Stets eifriger Begünstiger des deutschen Wesens in allen Stücken, ist er es dann gewesen, der mit Fleiß das deutsche Befestigungswesen in Dänemark einzuführen trachtete, wo es bis dahin nichts Ordentliches gegeben hatte. Er baute Stadtmauern, Burgen und feste Türme (s. der Väter Erbe, S. 107 ff.). Auf ihn geht zurück die erste Anlegung des einzigen Bergschlosses im Bereiche der Herzogtümer, das zu Segeberg auf felsiger Höhe gelegen mit Mauern und Zinnen ragend unserer Vorstellung von einer Burg gänzlich entsprochen hat. In seinem Herzogtum hat Knut ferner die Grenzwehren gestärkt; auch hat er die einzige Stadt des Landes, Schleswig, durch feste Punkte gesichert. Der weitest vorgeschobene deckte die Mündung der Schlei und war durch einen großen runden Turm mit eingebauter Kapelle gebildet, von dem die Grundlagen, überflutet und verschüttet, noch vorhanden sind (s. Burgwart 1908, 82). Angedeutet auf Abb. 5 vor der Mündung der Schlei.

An mittelalterlichen Burgen haben wir, was auch den deutschen Verhältnissen entspricht, zweierlei Arten zu unterscheiden, die durch keine strenge Scheidelinie zu trennen sind. Einerseits die Burgen der weltlichen und auch der kirchlichen Landesherren, bestimmt und geeignet ihnen als Wohnungen zu dienen und ihre Besitzungen zu decken und besonders wichtige Punkte festzuhalten. Anderseits die des Adels, sowohl der weniger zahlreichen und bedeutenden einheimischen Herren, als namentlich derer, die sich, von außen eingedrungen, im Lande festgesetzt hatten und zu behaupten trachteten. Es hatten vom

Digitized by Google

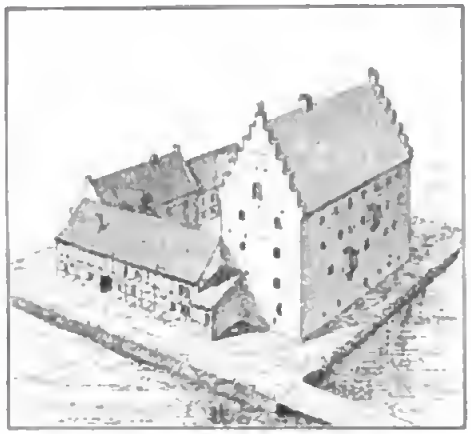


Abb. 6. Glimminge in Schonen nach Meiborg.

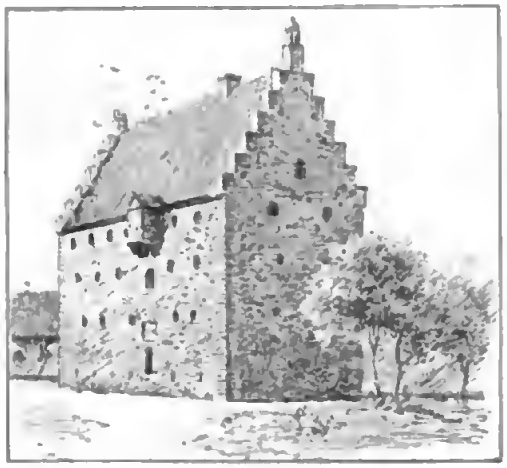


Abb. 7. Glimminge in Schonen nach Meiborg.

13. Jahrhundert an die holsteinischen Grafen und ihre Ritter in großen Teilen Dänemarks festen Fuß gefaßt; so war die ganze Insel Fühnen nicht weniger in ihren Händen als Schleswig.

Zwischen den beiden Arten von Burgen ist aber ein steter Übergang. Die allermeisten der im Besitze der Ritter und der Grafen befindlichen festen Burgen waren als Lehen oder Pfänder aus dem unmittelbaren Besitze der Könige oder Bischöfe an sie gekommen.

Es gibt im Dänischen eine nicht geringe Anzahl mittelalterlicher Burgruinen, darunter sind mächtige und hochbedeutende. Aber es sind doch nur wenige so erhalten daß sie in der Landschaft etwas zu besagen haben. Meistens ist es nur die Forschung, die sich mit ihnen befaßt hat und ihren mehr in der Literatur als in der Natur bedeutsamen Spuren nachgeht.

Wie sehr die Zeit an den Zeugen der großen mittelalterlichen Vergangenheit gezehrt hat, zeigt sich recht deutlich in dem Umstande, daß im ganzen alten Dänemark einschließlich Schonens nur drei noch vorhandene und bewohnte Burgen, und diese von recht untergeordneter Bedeutung, benannt werden können: Glimminge in Schonen, Spötterup in Jütland, Brunlund in Schleswig. Von Glimminge (Abb. 6 und 7) ist bloß das rechteckige Haupt- und Wohngebäude erhalten, 1499—1505 gebaut von dem deutschen Meister Adam von Düren. Es sieht aus wie ein stattliches Bürgerhaus. Als rechtes Bild einer Burg gilt Spötterup, wenn es auch verwahrlost und mißbraucht ist. (Siehe Abb. 8—10). Diese Burg ist vielleicht erst nach 1534 erbaut, in welchem Jahre das Vorhandene durch einen Brand zerstört sein soll, und sicher ist sie nicht viel älter. Die Anlage ist anspruchslos genug, einem nicht großen Landbesitze entsprechend, und nicht wesentlich größer und stärker als in unseren deutschen Landstädten so viele adlige Höfe, welche ja für sich wehrhaft waren. Spötterup verdient immerhin der Wertschätzung, und man hat auch an eine ordentliche Herstellung aus dem entwürdigten Zustande ernstlich gedacht. Am meisten mutet den Burgenfreund an (s. Abb. 11) die Burg Lilö in Schonen; aber sie lebt nur im Bilde; im Kalmarischen Kriege ist sie 1658 verbrannt und ist ganz verschwunden.

Überall sind natürlich Treppentürme, aber es fehlen die dicken Burgtürme. Der Mangel des als Kern und Rückhalt dienenden Hauptturmes ist überhaupt in den nordischen Burgen häufig, und das vielbeliebte Modewort Bergfried kommt hier nicht in Gefahr, fortwährend mißbraucht zu werden. Darum braucht es doch den nordischen Burgen nicht an Türmen zu fehlen, wo solche zu erbauen dem Besitzer oder Erbauer gefiel, und namentlich die Ecken der vierseitig angelegten größeren Schlösser hatten häufig runde, stark vorspringende, zur Bestreichung der Langseiten. Das ausgesprochenste Beispiel bietet sich im Schlosse Sonderburg, einer Gründung des frühen Mittelalters, die jetzt Kaserne ist und durch Zerstörungen und Umbauten alles Auszeichnende verloren hat. Doch mögen namhafte

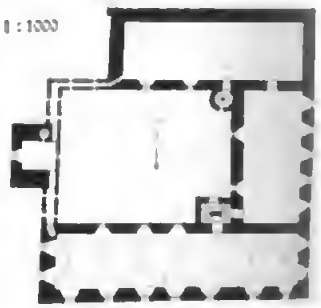



Abb. 8. Spötterup. Grundriß der Burg.

Digitized by Google

Teile der äußeren Mauern und manche innere mittelalterlich ſein. Der Grundriß iſt ein verſchobenes Quadrat mit weitem Innenhofe, in den Winkeln Treppentürme. Mittelalterlich ſind auch unbedeutende Teile des Schloſſes Gottorf, das weſentlich aus Renaiſſancebauten beſteht, in und vor welche ſich ein großer Barockflügel geſchoben hat. Das vorhin genannte Schloß Bruniund vor Apenrade iſt ein heute charakterloſer, faſt unſcheinbarer Bau, der als Amtshaus dient, aber urſprünglich aufgeführt iſt als Torhaus für einen nicht in Stand gekommenen Schloßbau, den 1411 die große Königin Margareta († 1412) zu errichten begonnen hat. Von dem königlichen Schloſſe Duburg auf der Höhe über Flensburg, das aus gleicher Zeit oder wenig älter war, hat bis zum Anfange des 20. Jahrhunderts noch eine ſehr ſtarke Mauer, 7 Meter hoch, 20 lang, auf der ſonſt abgeräumten Fläche geſtanden; das Schloß, das wie Gottorf die Erſcheinung im Äußeren weſentlich dem 16. Jahrhundert verdankte, iſt, nachdem es lange Zeit nur dem königlichen Amtmann zum Sitze gedient hatte, im achtzehnten Jahrhundert abgebrochen worden (ſiehe über Duburg meine Abhandlung in der ſchleswig-holſteiniſchen hiſtoriſchen Zeitſchrift 35, 56 ff.). Demſelben Schickſale ſind zu verſchiedenen Zeiten die Renaiſſanceſchlöſſer der Herzoge zu Tönningen (1580—1583) und zu Hadersleben (1557), ſowie das königliche zu Tondern verfallen; noch ſtehen das Huſumer (1577—1582), ein kleines Nachbild des Friedrichsburger Schloſſes auf Seeland, aber jetzt außerordentlich vereinfacht und beraubt, das zu Glücksburg (1582—1587), ein vierſeitiger Bau unter drei Paralleldächern, unmittelbar aus großem Teiche aufwachſend, von ziemlich guter Erhaltung, und ein unbedeutendes, 1614 als Witwenhaus aufgeführtes, zu Lügumkloſter. Von dieſen kommt für uns das zu Tondern inſofern in Betracht, als es, als Schloß des Biſchofs von Ripen errichtet, der Anlage nach mittelalterlich geweſen ſein muß (ſ. Abb. 12); zuletzt (Abb. 13) erſchien es ebenfalls als ein Renaiſſancebau. In ſeiner Lage hinter

Abb. 9. Schnitt durch die Burg Spötterup.

Abb. 10. Geſamtanſicht der Burg Spötterup.

Abb. 11. Lilö in Schonen nach Meiborg.

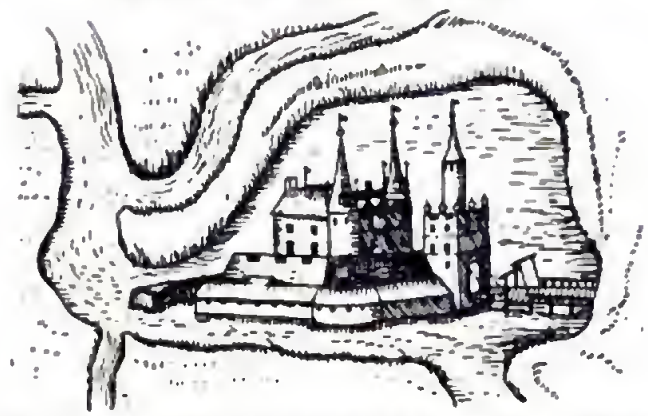
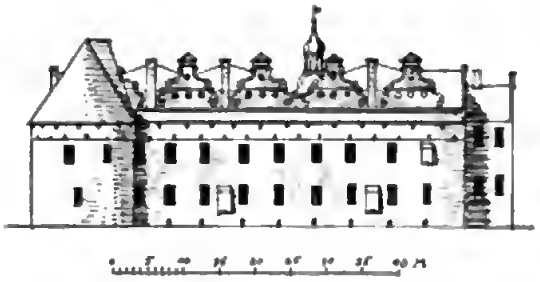


Abb. 12. Das Schloß zu Tondern im 16. Jahrh. nach Braun u. Hogenberg.

Digitized by Google



Tondern. Ansicht des Schlosses.

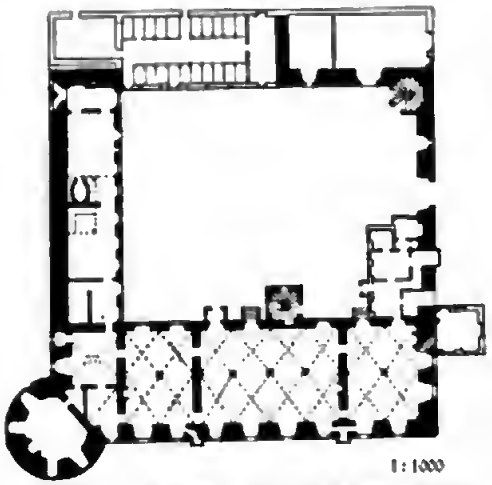



Abb. 13. Tondern. Grundriß des Schlosses nach Thura (Mitte des 18. Jahrh.)

einigermaßen starken Umfassungsmauern und Wällen, mit besonders starkem Torhause, bietet es auf des Braunius Bilde von Tondern den Anblick einer wohlbewehrten Wasserburg. Wieviel freilich von dem Bau auf den Herzog Friedrich (III.) zurückgegangen ist, dem das Schloß 1490 zufiel und der es 1519 verstärkte, worauf es noch die Rondelle und mit Stücken besetzten Wälle erhielt, und wieder 1585 umfassend erneuert ward, ist nicht mehr festzustellen. Nur vom Torhause steht heute noch ein Teil des Untergeschosses mit seinen Gewölben. In den Ansichten des Schlosses sind die sich unter dem Dache herumziehenden Reihen der Schießscharten bemerkenswert (solche Anordnung zeigt auch das Sonderburger Schloß) sowie die verschiedenen Abtritterker am Äußeren. Die Türme, deren das Schloß mehrere gehabt hat, waren schon im 17. Jahrhundert bis auf den Stumpf eines runden Eckturmes abgetragen.

Die Schleswiger Bischöfe hatten in der Stadt ein einigermaßen geräumiges Wohnhaus, den Bischofshof, von rechteckigem Grundriß, mit Nebengebäuden, namentlich Zehntscheuern und großem Garten; das Haus ist im Wesentlichen noch erhalten, aber im 17. Jahrhundert umgebaut. Es stammt aus der Zeit um 1470 und ist ohne Bemerkenswertes; befestigt war es nicht, jedoch in den Bereich des befestigten Domgebietes angeschlossen. Ihren gewöhnlichen Aufenthalt hatten die Bischöfe in ihren Landbesitzungen. Die wichtigste ihrer Burgen war die zu Schwabstedt an der Treene, und von dieser, die übrigens zu Zeiten verpfändet war und als Ausgangsort für Gewalttaten und Räubereien galt, die in diesen Grenzgegenden der Jüten, Sachsen, Friesen und Ditmarsen eine Zeit lang blühten, haben wir wenigstens ein andeutendes Bild (s. Abb. 14). Der „Turm" war angeblich bald nach 1372 gebaut; doch zeigt das Bild bloß einen Treppenturm. Es gibt überhaupt wohl bloß das Wesentliche wieder und dürfte aus ziemlich später Zeit stammen. Das Schloß ist gänzlich bald nach 1730 abgetragen.

Wir erfreuen uns jetzt zum Ersatze für so viel Verlorenes des Anblickes einer wirklichen Ruine von besonderer Bedeutung. Es sind 1908 die Schutt- und Sandmassen hinweggeräumt, die die königliche Burg Glambeck auf Fehmarn so zugedeckt hatten, daß nur ein Turmstumpf hervorragte. Über dies Glambeck ist im Burgwart 1908 (81 ff.) ausführlich gehandelt. Man konnte damals noch nicht wissen, was die Aufräumungsarbeiten ergeben würden, die auch mit einiger Instandsetzung verbunden worden sind. Die Burg ist nun im ganzen Umfange erkennbar, ja gewissermaßen wehrhaft, und es stellt sich zwar von ihrem Aufbau wenig vor Augen, wohl aber in großer Klarheit die gesamte Anlage. S. Abb. 15 ff.

Die Burg, nach den Himmelsrichtungen orientiert, woran man in diesen Landen überhaupt, auch für Häuser, festzuhalten liebte, liegt auf der flachen Nehrung zwischen dem Binnensee und der Reede als ein längliches Viereck. Die Umfassungsmauer hat keine Ausprünge, abgesehen von einem kleinen, nachträglich vor das Tor gebauten Zwinger, der sich bis zum Graben vorschob. Sie sitzt auf einem Fuß von unbehauenen Findlingen; sie ist aus trefflichen

Abb. 14. Schwabstedt nach einem alten Bilde in Trapp Topogr.

Digitized by Google

Backsteinen erbaut und durchschnittlich einen Meter hoch erhalten. Ringsum erstreckt sich eine 5 m breite ebene Fläche oder Berme, an deren Rande ein Zaun aus Pfählen oder eine lebende Hecke gestanden haben muß. Den tiefen und breiten Wassergraben, mit Wasser aus dem Binnensee, der die eine Seite begrenzt, halten Futtermauern aus starken Findlingen fest. Die äußere dieser Schutzmauern hat man sehr bedauerlicher- und unverständigerweise nicht wieder aufgesetzt, sondern die Steine verschleppt und sich anderweit zunutze gemacht. Der Aushub des Grabens bildete außen herum einen Wall, der auf der Nordseite den Binnensee, sonst aber noch einen breiten, ziemlich seichten äußeren Graben vor sich hatte, und ohne Zweifel ein eigenes Gebück trug.

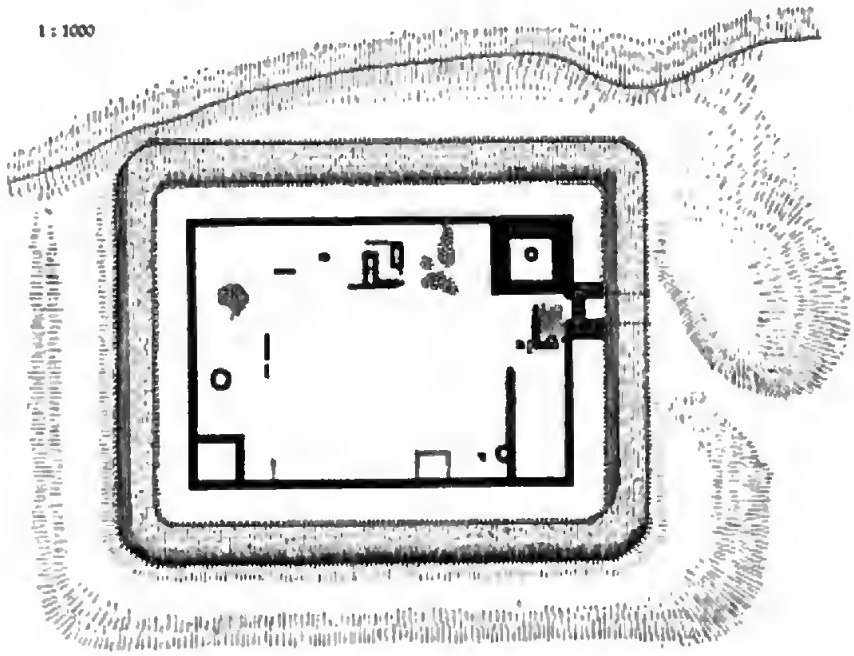



Abb. 15. Grundriß der Burg Glambeck nach den Ausgrabungen von 1908.
Der äußere Graben ist zu ergänzen.

Daß man diesen äußeren Graben, der sehr verflacht, aber doch deutlich genug erkennbar war, bei der Ausgrabung zur Ausbreitung des Schuttes benutzt und gänzlich verwischt hat, gehört zu den zugleich unbegreiflichen und alltäglichen Ungeschicklichkeiten, deren gleiche man leider überall bei solchen Unternehmungen, auch den in gutem Geiste geführten, zu beklagen hat. Fast ebenso schlimm ist, daß auch das liebe Wirtshaus hat erbaut werden müssen, zwar glücklicherweise nicht in der Ruine selbst, aber doch gleich vor dem Tore, und zwar da, wo ein Hügel ein Annäherungshindernis bildete; es war in diesem Hügel ein Vorwerk zu vermuten. Die Anlage des an sich hübschen, aber in der flachen Landschaft überaus vordringlichen, übrigens auch überflüssigen und für seine Urheber eine Quelle der Reue und des Ärgers bildenden Wirtschaftsbaues bietet immerhin auch einen Vorteil, den nämlich, daß man von der Höhe seines Turmes aus die Burg in der Vogelschau in herrlicher Klarheit übersehen kann. Man bemerkt, daß das Burgtor rechts durch den starken Burgturm der Nordostecke beherrscht war. In der entgegengesetzten Ecke der Burg hat ein anderer starker Turm von quadratischem Grundriß gestanden. Die Wohngebäude lehnten sich an die westliche und die nördliche Umfassungsseite, andere an die östliche, den großen sonnigen, gepflasterten Hof begrenzend. Diese Burg, ohne zugehöriges Landgut, hatte keinen besonderen Wirtschaftshof nötig, und die nicht ausgedehnten Nebengebäude hatten am Hofe Platz, wo sie an der südlichen Mauer und auch wohl links vom Tore gestanden haben werden. Im wesentlichen dürften die Bauten, etwa abgesehen von den zwei

Digitized by Google

Türmen, die schon zur ersten Anlage gehört haben und von denen der größere nachträglich noch bedeutend erweitert und verstärkt war, aus Fachwerk aufgeführt gewesen sein. Dagegen zeigt sich gegen außen das schönste und festeste Ziegelmauerwerk; davor bildeten die Gräben, Wälle und Verhaue vollkommene Abwehrmittel. Um das Regenwasser aus dem Burghofe abzuführen, waren in der südlichen und der nördlichen Mauer eine Anzahl Ausläſſe angeordnet. Von Einzelheiten ist für uns sonst weniges mehr beachtenswert. Vom kleineren Turm ist das Untergeschoß gut erhalten; es ist ganz ohne Öffnungen, ist also nur durch die Decke, die kaum durch ein Gewölbe gebildet gewesen sein kann, zugänglich gewesen. Der große Turm hatte

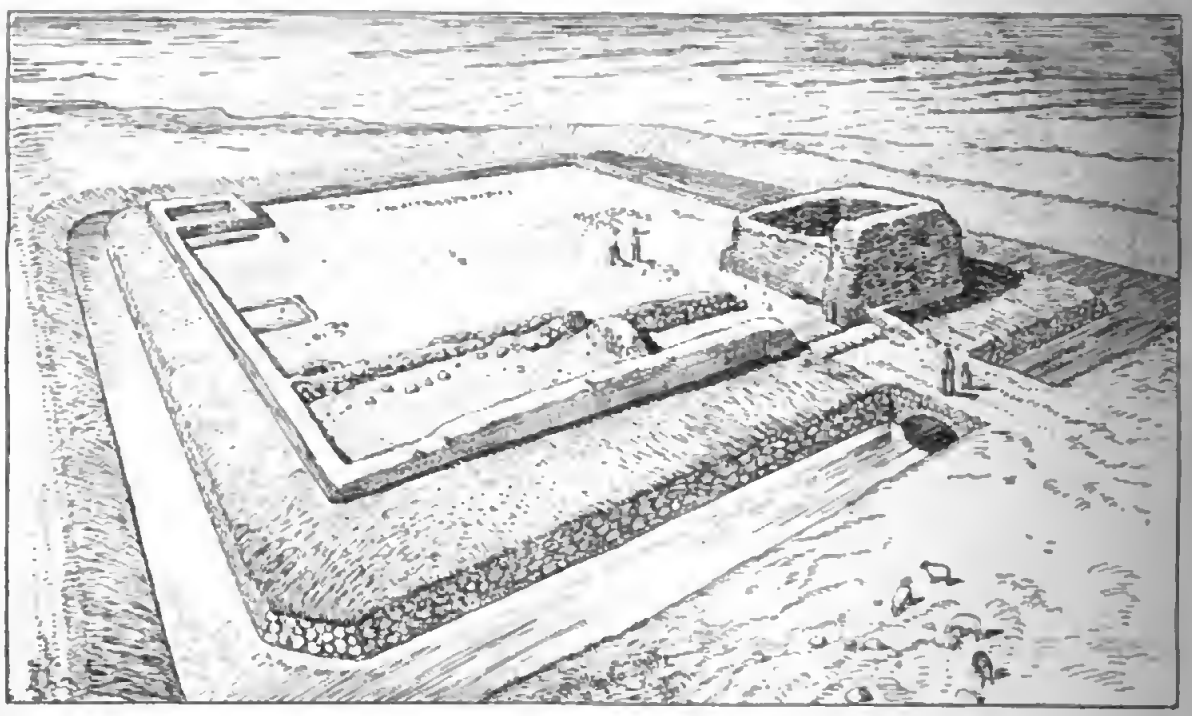


Abb. 16. Glambeck im jetzigen Zustande.

anfänglich ein starkes, sehr hohes Kreuzgewölbe. Nachher hat man die Westwand und die südliche weiter hinausgeschoben und das Innere des Untergeschosses, in dem ein runder Brunnenschacht gewesen war, mit großen Felsblöcken ausgefüllt, darauf nun aber, mit mächtig verstärkten Mauern, den neuen Turmbau gesetzt. Zugänglich kann dessen Inneres also nur durch eine Hochtüre gewesen sein.

Die Verteidigung der Burg geschah ohne Zweifel, außer von der Höhe der beiden Türme, von einem Wehrgange aus. Die Zugänge zum Zwinger, zwischen Graben und Ringmauer, sind nur in den Seiten des Torzwingers anzunehmen. Vom Zwinger aus führte nach dem äußeren Walle über den Graben nicht nur die Zugbrücke vor dem Tore, sondern auch noch ein anderer Übergang nahe dem anderen Turme und in dessen Schutze. Einige starke Pfähle im Graben bezeichnen die Stelle.

Die Anlegung dieser Burg ist dem 13. Jahrhundert zuzuschreiben; sie hat bis ins sechszehnte gedient und ist dann abgetragen worden. Die ursprüngliche Anlage kann der Hauptsache nach im Laufe der Zeit kaum Umbildungen erfahren haben. Wertvolle Funde sind nicht gemacht; doch kamen Steinkugeln, Dachziegel und mancherlei Eisenwerk zutage. Die Aufgabe dieser Burg ist gewesen, die Oberherrschaft des Königs in der Landschaft Fehmarn zu sichern.

Daß so festes Mauerwerk nicht Regel, sondern eher Ausnahme gewesen, ist bereits dargelegt. Wenn sich also keine Mauern oder Reste von Ziegelbauten in einer der vielen da und dort vom Volke als Burg

Abb. 17. Nordseite der Burg Glambeck, dahinter das neue Wirtschaftsgebäude.

oder Schloß bezeichneten Wallstätten finden, so ist das kein Beweis dafür, daß sie frühgeschichtlicher Zeit entstamme. Eine solche Anlage ist bei Schleswig. Man bezeichnet sie als Alt-Gottorf, und sie zeigt die gewöhnliche Art der Anlagen von Herrensitzen. Es ist ein hoher, oben flacher viereckiger Burgplatz, und davor ein etwas größerer niedrigerer, der die Vorburg darstellt; beide Teile erhaben über die sumpfige Niederung. Der Name ist Waterborg. Von Mauerwerk keine Spur, dagegen sind oder waren große Fündlinge in einiger Menge auf dem oberen Platze. Der Behauptung, daß vor 100 Jahren ein Keller, mit großem Krachen natürlich, eingestürzt sei, darf man keine Bedeutung beilegen. Auf diesem Hügel sollen die Schleswiger Bischöfe gewohnt haben, ehe sie ihren Hof zur Schlei auf die Insel verlegten, die heute das Schloß Gottorf trägt, und dann ihr Sitz gewesen ist, bis sich die Herzoge (1263) selbst dahin zogen, und jene sich einen neuen einrichten mußten. Tatsächlich wissen wir von der Zeit der Anlegung der Waterborg und auch von ihrer Bewohnung durch die ersten Bischöfe nichts.

In der Nordischen Altertumskunde sagt Sophus Müller über die Burgwälle im Lande, die uns so viele Rätsel aufgeben, folgendes: Es ist nicht sicher, ob wir Burgen noch aus heidnischer Zeit, also aus dem ersten Jahrtausend, haben. Die ältesten sind Burgplätze auf festem Grunde und in erhöhter Lage. Es war auf dem Hügel ein kleiner Platz abzustecken und durch Abgrabung selbständig zu machen. Die abgegrabene Erde diente teils noch zur Erhöhung des eingeschlossenen Raumes, teils auch verstärkte sie, wallartig außen herum aufgetragen, die Tiefe des Grabens. Der Hügel, ohne eigenen Wall, bot für die etwa darauf zu errichtenden hölzernen Gebäude Platz. Daß er rund war, ergab sich gemeiniglich von selbst.

Allemal war dabei der Graben trocken. Wo die Verteidigung durch Wasser und Sumpf unter-

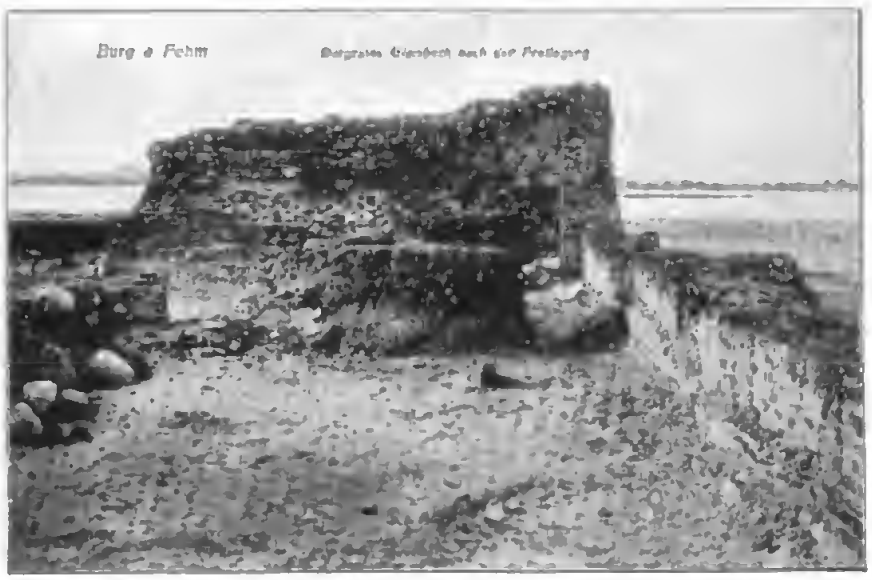



Abb. 18. Der dicke Turm in der Burg Glambeck. (Verlag Julius Elmensen, Oldenburg.)

Digitized by Google

ſtützt war, ſchließt man auf ſpätere Zeit, und ſo überhaupt, wenn die Schutzwehr durch einen ordentlichen Wall gebildet iſt. Daß aber ſolche Lage, die ja oft nicht vom Willen, ſondern lediglich von den natürlichen und örtlichen Verhältniſſen beſtimmt iſt, ein ganz ſicheres Merkmal der Unterſcheidung gäbe, wird man nicht behaupten können. Einige Sicherheit wird ſtets erſt gewonnen, wenn Bodenfunde die Theorie beſtätigen. Manche der „Burgen“ haben auch mehrfach und zu verſchiedenen Zeiten gedient. Von einigen auch iſt es zweifelhaft, ob ſie nicht nur Kriegsſchanzen geweſen ſind, die gewiſſermaßen zeitlos ſind, aufgeworfen nicht zur dauernden Bewohnung, ſondern zur Wahrnehmung zeitweiliger Zweckmäßigkeit.

So liegen am Ufer der Schlei zwei Burgen oder Schanzen, geſchloſſene Werke, jedes auf einer Halbinſel in die Enge des Fahrwaſſers ſich hineindrängend; Schwonsburg und Königsburg. Sie gehören ohne Zweifel zu den zahlreichen Anlagen, durch die ſich 1415 der König Erich, genannt der Pommer (1397—1439), die Schlei dauernd ſichern wollte. In der Schwonsburg, die klein iſt, liegt nun hinter den Wällen faſt verſteckt ein friedliches Bauernhaus und blickt auf den nahe gegenüberliegenden Flecken Arnis. Die Königsburg war beſonders ſtark; ſie ward 1417 erfolglos in ſchwerer Belagerung beſtürmt. Sie liegt an der Krümme und mittleren Verengung der Schlei, nicht weit von Miſſunde, das zu allen Zeiten ein höchſt wichtiger Übergangspunkt geweſen iſt. Schon von Knut Lawards her waren hier ſchützende Anlagen vorhanden; wenn berichtet wird, daß ein feſter Turm bei Miſſunde von Knut erbaut ſei, ſo iſt das wohl der an der nahe liegenden Koſeler Kirche ſtehende. Die Königsburg war vor zwanzig Jahren noch ziemlich unberührt (ſ. Abb. 19); dann baute ſich ein Schleswiger Bürger ein Landhaus hinein. Im weſentlichen iſt ſie aber auch heute noch erhalten, eine ziemlich große, viereckige Schanze mit Wällen und Graben. Gebäude, die ſich darin befunden haben, ſind wohl weſentlich aus Holz geweſen, doch hat ſich beim Bau des Landhauſes ergeben, daß ſich mindeſtens auch ein runder Turm in der Burg befunden hat, unten aus grobem Feldſtein, darüber aus Backſteinen aufgemauert. Die Lage, auch von Koſel und Schwonsburg, iſt auf den Abbildungen 3 und 5 zu ſehen.

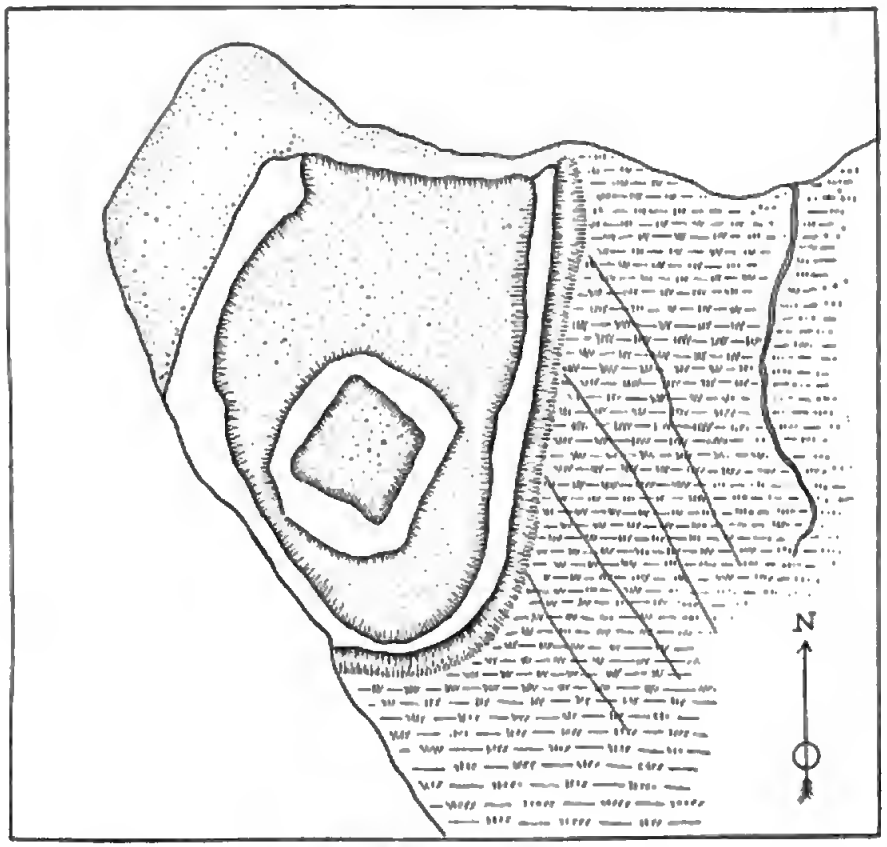



Abb. 19. Königsburg.

Es hat auch da und dort noch größere Burgen gegeben, zu vergleichen dem Burgwall auf Föhr, und ſchwerlich zur Bewohnung beſtimmt, ſondern nur dazu, in beſonderen Fällen der Einwohnerſchaft als Zuflucht zu dienen. So auf Fehmarn die „Burg“, in der Niederung weſtlich der Burger Kirche gelegen, nun aber ganz verſchwunden; von ihr hat die Stadt den Namen behalten. Andere Wallanlagen fanden ſich am

Digitized by Google

Westende des Danewerks bei Hollingstedt und an seinem Ostende; die letztere ist noch erhalten und hat, offen gegen den Meeresarm, der das Haddebyer Moor heißt, den Hafenplatz halbkreisförmig umschlossen, der sich südlich von Schleswig befand und dem Verkehr zur Ostsee durch die Schlei diente. Solche Wallstätten sind auch am Ost- und Westende des Osterwalles anzunehmen. Nahe seinem Ostende liegt heute auf der Höhe das Dorf Borby, d. i. Burgdorf; hier war ein bedeutender Wall noch am Ende des 16. Jahrhunderts zu sehen, und eine halbe Stunde davon unten am Wasser war eine andere Burganlage, die auf der Zeichnung als ein bedeutender schroffer Hügel erscheint.

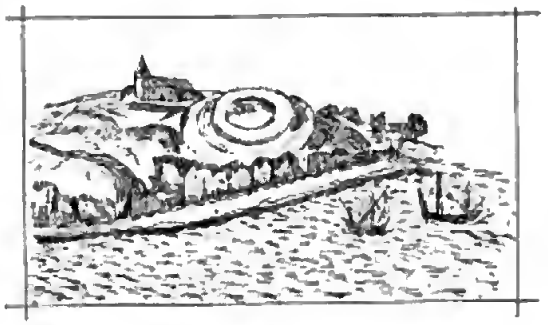


Abb. 20. Borby aus Braunius, Eckernförde.

Was die Burgen der Ritterschaft angeht, so haben wir auch nicht das schwächste Anzeichen davon, daß von irgend einer etwas erhalten sei, was ins Mittelalter zurückgeht; und es fehlt sogar an Abbildungen durchaus, wenn nicht etwa die Ranzauische Tafel in ihren Bildchen auch einige noch mittelalterliche Herrensitze zeigt. Da die Ranzaue ihre Besitzungen vorzugsweise in Holstein gehabt haben, beziehen sich aber auf Schleswig nur dreizehn von den fünfzig Darstellungen. Keines der Gebäude trägt unzweifelhaft mittelalterlichen Charakter; alle, die ein bestimmteres bauliches Wesen zeigen, sind erst der Zeit zuzuschreiben, welche, als sie gezeichnet wurden, Neuzeit war, und so verdanken sie die Aufnahme in die Reihe wohl gerade dem Umstande, daß sie, noch neu, damals den Stolz der Erbauer bildeten. So besonders auch das Schloß Troyburg, 1580 erbaut. Wir wissen von diesem recht genau, wie es ausgesehen hat; es bildet heute noch eine sehr stattliche Ruine, die einzige ihrer Art im Lande (s. Burgwart IV, 81 ff.), und man hat auch Bilder aus dem 18. und 19. Jahrhundert, aufgenommen vor dem 1854 geschehenen Abbruche. Was die Tabula Ranz. von Troyburg gibt, und auch, etwas besser, das große Ölbild, ist keineswegs geeignet gewesen, zu genügen. So hat Heinrich Ranzau in die Ansicht der Stadt Tondern, die ihm Marcus Jordanus, Bürgermeister zu Krempe gestochen und Braun zu Cöln in sein Städtewerk aufgenommen hat, unter anderen für uns wertvollen Bildchen (s. Abb. 21 und 23) auch eine sehr sorgsame Abbildung Troyburgs (Abb. 22) einfügen lassen. Auch in dieser ist die Umstilisierung der natürlichen Erscheinung anziehend zu beobachten; die Umgebung ist als Karte gezeichnet, und der Wirtschaftshof tritt dadurch in ganz bescheidenes Licht.

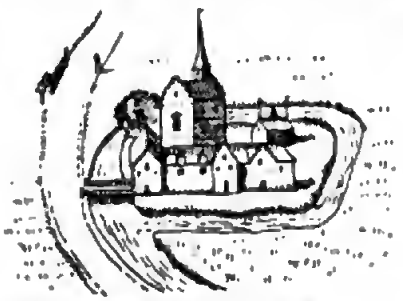


Abb. 21. Mögeltondern nach Braunius.

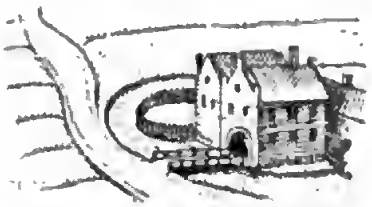


Abb. 23. Solwig nach Braunius.

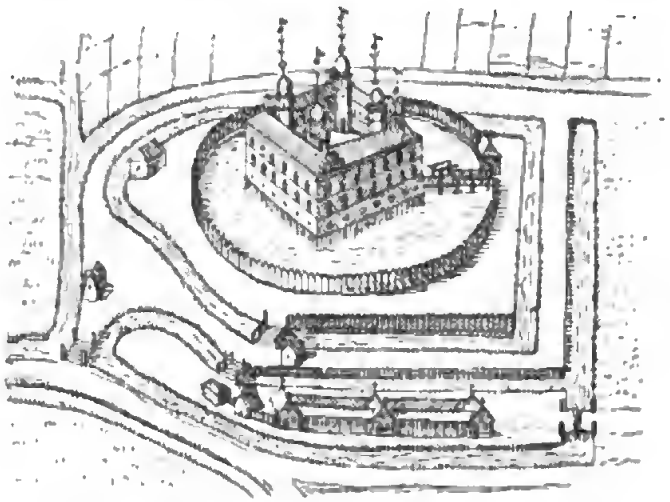


Abb. 22. Troyburg am Ende des 16. Jahrh. aus des Braunius Bilde von Tondern.

Digitized by Google

Abb. 24. Hesselagergaard auf Fühnen nach Meiborg.

Es geht im übrigen den Dänen be Forschungen über ihr Burgenwesen ge rade wie dem, der sich auf Schleswig beschränkt; auf der Suche nach Ritterburgen gleitet der Blick herab bis ins 16. Jahrhundert, und man findet entsagend eine gewisse Beruhigung bei dem Gedanken, daß die Grundzüge der Anlage sich im wesentlichen nicht geändert haben werden, weil sie aus der Natur der Verhältnisse und des Landes, sowie aus einer Geschichte hervorgingen, die von inneren Kämpfen, Fehden, Raubzügen, kurz dem Kriege und der Gewalttat der Kleineren untereinander, wenig erfuhr und erlebte, so daß selbst die Städte fester Mauern und der Tore entbehren konnten und sich auch wirklich meist mit Andeutungen davon begnügten. So landen wir also schließlich wieder bei den Renaissancebauten und müssen, da auch von diesen in Schleswig fast nichts, und nichts in einiger Vollständigkeit und Anschaulichkeit, erhalten ist, den Blick ins Weitere, nach Dänemark, richten. Reinhold Meiborg in seinem schönen Werke Gamle danske Hjem (altes dänisches Heim, Kop. 1888) macht uns mit dreien der ausgezeichnetsten dortigen Schlößchen der Renaissance bekannt: Borreby, Egeiter und Ordäklunde. Diese, und ferner Rygaard, Hesselager und Nackebölle, sind in Beschreibungen und vollständigen Aufnahmen behandelt in dem trefflichen Werke über dänische Herrenburgen des 16. Jahrhunderts von Beckett und Hans J. Holm (Danske Herreborge, Kop. 1904, mit französischem Textauszug). Von ihnen ist allein Ry wirklich burgartig, indem es mit vier Flügeln einen quadratischen Hof einschließt, und der Bau geht auch tatsächlich in den Anfang des 16. Jahrhunderts, wenn nicht noch etwas weiter zurück und hat spätgotisches Gepräge. Die eigentliche Wehrhaftigkeit, die das Wesen der Burgen auszumachen hat, ist überall nur sozusagen passiv und angedeutet. Sie beruht auf der Lage im Wasser. Außerdem zeigt sich auch hier jene eigentümliche Anordnung des sog. Wächterganges. Er zieht im obersten Geschosse, wo keine Gemächer sind, ringsum hinter der Reihe der Schießscharten. Ferner sind wohl auch Gußlöcher zu bemerken. Das alles scheint aber mehr von symbolischer Bedeutung als von einigem Werte für den ernsten Fall, und zwar um so mehr, da die

Abb. 25. Borreby auf Seeland nach Meiborg.

Digitized by Google

Wächtergänge ſich meiſt nur am Hauptgebäude finden und zugleich auf die Angriffſeite keinerlei Rückſicht nehmen. Wir geben ein Bild des Hauſes zu Borreby (Abb. 25) und der ganzen Anlage zu Heſſelager (Abb. 24).

Man will die kaum nötige Erklärung für die Anbringung der Wächtergänge und Gußlöcher von der Abſicht herholen, nach den kriegeriſchen Ereigniſſen des Jahres 1534 ſich gegen plötzliche Überfälle beſſer geſichert zu ſehen, während es genügt, hier die Überlieferung einer Vergangenheit zu bemerken, die ſich keine wirkſame Verteidigung durch Schutzmauern ohne Wehrgang denken konnte. Auch verlangte der Wohlanſtand bei dem Hauſe eines ritterlichen Herrn, daß er die Zeichen der Wehrhaftigkeit anbrachte, ſo gut wie er ſelbſt, auch wenn er friedfertiges Gemütes war, nicht ohne das Schwert ausging und ſich auf ſeinem Bilde, namentlich aber auf ſeinem Grabſteine, nicht anders als in voller Rüſtung zeigen mochte. Ein derartiges Gefühl beſteht auch noch heute; es könnte ohne ſolches keine Geſellſchaft der Burgenfreunde geben. Im 18. Jahrhundert haben die Herren von Schackenburg und die von Geltingen, ohne alle kriegeriſche Abſichten, ihre Wälle feſtungsmäßig gebildet und Geſchütz davon herabdrohen laſſen.

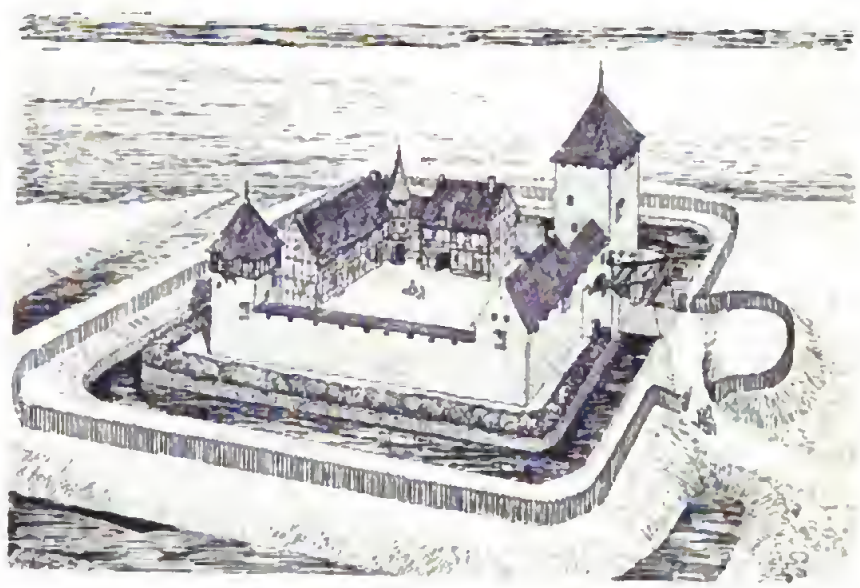


Abb. 26. Die Burg Glambeck. Wiederherſtellungsſtudie.

Der Verſuch, an die Stelle der Angaben Cohauſens andere zu ſetzen, die mit derſelben Formelhaftigkeit das Weſen der Sache träfen, kann nach dem Dargelegten nicht glücken. Das Ergebnis iſt nur etwa folgendes: Eine erhaltene Burgruine zeigt uns das Prinzip der Anlage für eine landesherrliche Zwingburg, die von einem Vogte zu bewohnen war, in großer Reinheit: rechteckigen bis quadratiſchen Grundriß, orientiert, die Gebäude an eine oder mehrere Seiten der umſchließenden Mauer angelehnt. Binnenhof. — Türme nach Ermeſſen und Bedürfnis. Bei großen Schlöſſern wurden ſolche vor die Ecken austretend vorgeſchoben. Die Burgen der Grundherren wenig zahlreich und anſehnlich, meiſt bloß hölzerne Wohnhäuſer in Wall und Graben, und zwar vielfach im Waſſer, nicht aus Abneigung gegen die Benutzung von Höhen, aber weil ſolche mangelten, die zur Befeſtigung einladeten. Da reiche und mächtige Herrengeſchlechter fehlten und Fehden nicht üblich waren, trat der Burgencharakter wenig hervor; auch waren der baulichen Geſtaltung die engſten Grenzen geſteckt, weil es keinen guten und bequemen natürlichen Bauſtein gab. Es fehlt das Aufſtrebende, und auch für die inneren Abſchnitte und Teilungen in Vorder- und Hinter-, Vor- und Hauptburgen waren die Vorbedingungen nicht vorhanden, die ſich aus der Allmählichkeit der Anlegung, ſich ändernden Zeitverhältniſſen, dem Bedürfniſſe nach neuen möglichſt wunderbaren Verſtärkungen, endlich aber dem Wetteifer der Bauherrn untereinander ergeben hätten, was alles, namentlich wenn noch die beſtimmenden und zwingenden Rückſichten auf Höhen und Tiefen, Felſen und Abſtürze hinzukommen, in ſo hohem Maße die Geſtaltung vieler unſerer ſchönſten und reizvollſten deutſchen Burgen beſtimmt, daß es geradezu ihr Weſen auszumachen ſcheint. Das Maleriſche, das ſich in einigen der überlieferten Bildchen zeigt und ſich in ſtärkeren Höhenunterſchieden und Betonung der Türme und ihrer Spitzen auszudrücken liebt, iſt ohne Zweifel zum guten Teil auf Rechnung der Zeichner zu ſetzen, die das Charakteriſtiſche ſolcher Art zu beſtärken und hervorzuheben gewöhnt waren.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CHICAGO
36 634 170

NK 925
.V6
1906

Von nordischer Volkskunst : Beiträge zur Erforschung der volkstümlichen Kunst in Skandinavien, Schleswig-Holstein, in den Küstengebieten

THE UNIVERSITY OF CHICAGO LIBRARY

Digitized by Google

U of Chicago
36634170